171

Mittheilungen

des

Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Nebst der

literarischen Beilage.

Prag 1887.
Im Selbstverlage des Vereins und in Commission bei H. Dominicus für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Leipzig und Wien.
In Commission bei F. A. Brockhaus.

LIBRARY
DEC -6 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

DB
191
V48
Jg.25

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zum Jubiläum der Universität Heidelberg. Von Constantin R. von Höfler . . 1
Die Berka von Duba und ihre Besitzungen in Böhmen. II. Von W. Hieke . . 51
Dr. Julius Glaser. Von Dr. Rulf 75
Dr. August Geyer. Von Dr. Rulf 79
Das Rittergut Ruben bei Höritz. Von Franz Schmidt 82
Schnauhübel. Von Alois Hruschka 92
Gindely's Waldstein. Von Dr. Hallwich 97
Zu dem Gedichte Ludiše und Lubor in der Königinhofer Handschrift. Von Dr. Joh. Knieschek 137
Periodicität der Ueberschwemmungen. Von Dr. W. Katzerowsky 156
Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie Nordböhmens. Von Professor Franz Hübler 171, 309
Bonifatius, der Apostel der Deutschen, und die Slavenapostel Konstantinos (Cyrillus) und Methodios. Eine historische Parallele von Const. Ritter von Höfler 209
Christiansthal. Von Dr. Ludwig Schlesinger 272
Das Anfinglied in Deutschböhmen. Von Dr. Michael Urban 298
Urkunden und Traktate betreffend die Verbreitung des Wiclifismus in Böhmen. Mitgetheilt von Prof. Dr. Jos. Loserth 229
Künstler der Neuzeit Böhmens. Von Prof. Rud. Müller 346
Das Jahr im Volksliede und Volksbrauche in Deutschböhmen. Von Anton August Naaff 380

Miscellen.

Denkschrift über die böhmischen Landesfinanzen vom J. 1618. Mitgetheilt von Dr. Vinc. Goehlert 197
Des Prager evangelischen Pfarrers M. D. Hänichens († 1618) Nekrolog. Von Lic. Dr. Georg Buchwald 200
Zum Bauernaufstand vom J. 1680. Von Dr. L. Schlesinger 393
Sagen aus dem südlichen Böhmen. Von Franz Hübler. 42—44. . . . . 95, 205
Sagen aus dem westlichen Böhmen. Von Franz Wilhelm. 1—5. . . . . 324, 397
Sagen über Friedland und Umgebung. Von Ferd. Thomas. 1—6. 400

Mittheilungen der Geschäftsleitung 96, 207, 325, 406

Literarische Beilage.

Seite

Altdeutsche Predigten. Von E. Schönbach. Von A. Hruschka 73
Bachmann Adolf: Briefe und Acten zur österreichisch-deutschen Geschichte im Zeitalter K. Friedrichs III. (Fontes rerum austriacarum.) Von W. H. . 50
Bellmann's Führer durch Prag und Umgebung. Von Erwig 16
Bohemica aus periodischen Zeitschriften. Jahrg. 1885. Von W. Hieke . . . 104
Canossa, studi e ricerche di Angelo Ferretti, professore nel r. istituto tecnico di Reggio nell' Emilia. Seconda edizione. Ermanno Loescher, Torino; 1884. Von Th. Tupetz 48
Caro Jac. Dr.: Geschichte Polens. Von —n. 47
Codex diplomaticus Silesiae II. Band. Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter von Friedenburg. Von —n. 76
Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Von B. . . 65
Deutsch-böhmischer Vereinskalender 24
Deutscher Volkskalender für 1887 37
Deutscher Volkskalender für die Iglauer Sprachinsel 1887 40
Egerer Jahrbuch. 17. Jahrgang 39
Emler Josef: Libri confirmationem ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidioecesim. Von L. S. 78
Erinnerungsblätter an Josef Victor von Scheffel. Von Otto Lohr 21
Ermisch Hubert: Urkundenbuch der Stadt Freiberg in Sachsen. Von L. S. . 69
Festschrift des Teplitz-Schönauer Anzeigers zu seinem 25. Jahres-Jubiläum. Von Otto Lohr 13
Fournier August, Dr.: Handel und Verkehr in Ungarn und Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Von —n. 74
Fürstenbergisches Urkundenbuch. Von G. B. 41
Geschichte des deutschen Männergesangs-Vereines in Prag vom Jahre 1859 bis 1886. Von L. Chevalier 59
Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509. Von G. B. 41
Geschichte der Dörfer Ober- u. Nieder-Mois im Neumarkter Kreise. Von —n. 15
Gindely Anton: Waldstein während seines ersten Generalates im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630. Von L. Chevalier 1
Goll Jaroslav: Historický rozbor básni rukopisu Královdvorského: Oldřicha, Beneše, Heřmanova a Jaroslava. Von Dr. Joh. Knieschek 26
Gradl Heinrich: Geschichte des Egerlandes. Von Dr. L. Chevalier 30
Grünhagen C. Dr.: Regesten zur schlesischen Geschichte. Von —n. 14
— — Geschichte Schlesiens. Von —n. 45
— — Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde Schlesiens. 20. Band. Von —n. 15
Haase'scher Haus- und Wirthschaftskalender für d. J. 1887 38
Haase'scher Minuzenkalender für das Jahr 1887 39

Seite

Hagen von, Dr.: Das Leben König Sigmunds, von Eberhard Windecke. Von Dr. L. Chevalier 30
Hallwich H., Dr.: Töplitz. Eine deutsch-böhmische Stadtgeschichte. Von Erwig 4
Haupt Herm., Dr.: Der waldensische Ursprung des Codex Teplensis und der vorlutherischen deutschen Bibeldrucke gegen die Angriffe von Dr. Franz Jostes vertheidigt. Von T. R. 7
Hilgard Alfred: Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer. Von L. S. . . 80
Hutter Theodor: Aus der Jugendzeit. Von Otto Lohr 23
Hübler Franz: Geschichte, Bedeutung und praktischer Werth der Stenographie Gabelsbergers. Von Th. Tupetz 36
Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. 8. Jahrg. 1. Heft. Von W. H. 59
Jahrbuch der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler" in Wien. Von W. H. . . 57
John Alois: Aus dem geistigen Leben des Egerlandes. Von Lbe. 55
Jostes Franz Dr.: Die Tepler Bibelübersetzung. Von T. R. 71
Iro Karl: Sechs deutschnationale Lieder. Von Otto Lohr 23
Kaleidoskop: Feuilletonistische Studien, Skizzen u. Canterien. Von Dr. Ed. Schranka. Von —r. 57
Kalender für das Egerland 1887. 39
Katzerowsky W. Dr.: Die meteorologischen Aufzeichnungen des Leitmeritzer Rathsverwandten Anton Gottfried Schmidt aus den J. 1500 bis 1761. Von L. S. 81
Klaar Alfred: Gedenkrede zur Feier von Ludwig Börne's hundertsten Geburtstag. Von Otto Lohr 19
Klein Johannes Dr.: Religiöse Dichtungen des Presbyter Johannes 24
Kerler Dietrich: Deutsche Reichstagsacten unter Kaiser Siegmund. Von —n. . 47
Krones Fr. v., Dr.: Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz. Von —n. 52
Kahmer Robert: Industrielle Briefe aus Nordböhmen. Von —r. 55
Die böhmischen Landtags-Verhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 bis auf die Neuzeit. Von —n. 8
Lippert Julius: Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau . 13
Löher Franz Dr.: Archivalische Zeitschrift. Von A. Mörath 33
Lutsch Hans: Verzeichniß der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. Von n. . 36
Maasburg Friedrich, M. von, Dr.: Die Proceß-Ordnung für Böhmen vom 23. Januar 1753. Von D. R. 35
Mach E. Dr.: Der relative Bildungswerth der philologischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen. Von Erwig 21
Mischler Ernst Dr.: Der öffentliche Haushalt in Böhmen. Von Dr. F. . . . 53
Neuer Prager Kalender für Stadt und Land 1887 38
Oettingana. Neuer Beitrag zur Oettingischen Geschichte. Von B. 77
Peter Johann: Charakter- und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwalde Von Wenzel Hieke 54
Programmaufsätze aus den Jahren 1885 und 1886. Von B. 60
Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen. Von —r. . . . 82
Rachel M. Dr.: Ueber die Freiberger Bibelhandschrift nebst Beiträgen zur Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzung. Von T. R. 72

Seite

Die Regesten des Kaiserreiches von Engelbert Mühlbacher Von —n. 11
Die Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe von Corn. Will. Von —n. 11
Reidl F. X.: Beitrag zur Geschichte von Dux. Von W. Hieke 32, 79
Reitler Anton: Conrad Ferdinand Meyer. Von Otto Lohr. 20
Rustler Michael: Das sogenannte Chronicon universitatis Pragensis. Von Dr. L. Chevalier 12
Schebek Edmund: Die Schweden und die Kapuziner im 30jährigen Kriege. Von Erwig 32
Schlaggenwalds Mineralienreichthum. Von Lbe. 31
Schober Karl, Dr.: Quellenbuch zur Geschichte der österr.-ungar. Monarchie. 1. Theil. Von Dr. L. Chevalier 17
Schranka Maria Eduard Dr.: Ein Buch vom Bier. Von —r. 56
Schriften des Vereines für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Von —n. . 76
Sacher's Josef gesammelte Schriften. Von Otto Lohr 22
Stammtafel des mediatisirten Hauses Fürstenberg. Von G. B. 41
Teweles Heinrich: Presse und Staat. Von Dr. Karl Görner 18
Thomas Ferdinand: Tannwald und Umgebung. Von L. S. 81
Tomek W. W.: Dějepis města Prahy. Díl. VII. Von W. Hieke 8
Veselsky Peter Miroslav: Der Fremdenführer in der königl. freien Silberberg- und Münzstadt Kuttenberg und deren nächsten Umgebung. Von Erwig . 16
Weichelt H. Dr.: Deutsch-österreichische National-Bibliothek. Von Otto Lohr . 20
Weizsäcker Jul.: Deutsche Reichsacten unter König Ruprecht. 2. Abtheilung. 1401—1405. Von —n. 11
Werunsky E. Dr.: Geschichte Karls IV. und seiner Zeit. 2. Bd. 25
Zellner Felix Dr.: Die Incunabel-Drucke der fürstl. Fürstenberg'schen Bibliothek zu Pürglitz. Von Otto Lohr 17
Zimmermann Heinrich: Prager Spaziergänge. Von Otto Lohr 23

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. Erstes Heft. 1886/7.

Zum Jubiläum der Universität zu Heidelberg.

2. August 1886.

Die Begründung der Universitäten in Mitteleuropa, nachdem der romanische Süden und Westen mit dem großen Beispiele vorangegangen, ist eine der nachhaltigsten und folgenreichsten Thatsachen des scheidenden Mittelalters. Herrschte bei der Begründung der Prager Universität der Gedanke vor, mehr als einer Nation einen Mittelpunkt zu geistigem Wetteifer zu verschaffen, dadurch aber selbst diesen ein gemeinsames Centrum zu gewähren, eine Vereinigung auf dem geistigen Gebiete, wie sie die Kirche auf dem geistlichen aufgerichtet hatte, einzuleiten, so überwog bei den nachfolgenden Gründungen das nationale, endlich das territorialistische Moment, so daß sie zuletzt aus allgemeinen wissenschaftlichen Instituten, die sie sein sollten, Staatsanstalten mit dem speciellen Endzwecke wurden, brauchbare Staatsbeamte für das oft sehr kleine Territorium heranzubilden.

Auf die große Wirksamkeit, die die Universitäten als Vertreter gemeinsamer geistiger Bedürfnisse, als Grundpfeiler jener kirchlichen Umgestaltung entfalteten, die im XV. Jahrhunderte die Concilienepoche sich zur Aufgabe stellte, folgte im Reformationszeitalter eine mit dieser im Gegensatze stehende und doch aus der ganzen bisherigen Entwicklung der Dinge hervorgegangene nach. Denn als im Anfange des XVI. Jahrhundertes der Drang sich kund that, mit der ganzen Vergangenheit tabula rasa zu

machen und insbesondere Deutschland mit seiner ganzen Vergangenheit z
brechen den titanischen Entschluß faßte, so ging diese Bewegung nicht blo
von einer Universität aus, sondern nahmen überhaupt die Universitäte
die entscheidende Richtung an, sich für oder gegen jene Spaltung zu er
klären, die von Deutschland aus das Abendland erschütterte. Je nac
der Confession des Landesherren wurden die Universitäten confessionell
Staatsanstalten, dogmatische Burgen, in welchen der Streit, der die Natio
zerfleischte, fortwährend Nahrung fand.

Die neuere Zeit, welche an die große geistige Bewegung des XV. Jahr
hunderts, die Epoche des Wiedererwachens der Wissenschaften, anknüpfte un
die universelle Bedeutung des wissenschaftlichen Lebens als eines Gemeingute
aller Nationen betonte, hat mehr und mehr die confessionellen Schranke
gebrochen und eine freie Bewegung, eine individuelle Messung der Geiste
auf ihre Fahne geschrieben. Lag es in der Entwicklung unserer Verhältniss
den staatlichen Charakter der Universitäten noch immer möglichst zu wahren
so konnten sich diese ebensowenig zeitweiliger Härte und einer störende
Einmischung in den Organismus des wissenschaftlichen Lebens entziehen
als anderseits der Staat den Schwankungen und Entwicklungen des Volks
lebens, das, so lange von ihm überhaupt die Rede sein konnte, seine
Wiederhall, seinen natürlichen Ausdruck in der Blüthe oder dem Verfall
der Universitäten fand. In keinem Lande haben sie denn auch eine s
hohe Bedeutung erlangt als in Deutschland. Sie blühten so lange di
Mannigfaltigkeit des deutschen Volks- und Staatslebens bestand. Si
verknöcherten sichtbar in der Zeit des Cäsaropapismus, der das Volksleben
tödtete und der Nation zur Entschädigung für den Verlust an geistige
Gütern prunkende Höfe und Kasernen gab. Aber in allen Zeiten, ob s
Träger des Staatskirchenthums wurden oder nicht, waren und blieben s
die Pulsadern des deutschen Volkes, ob der Puls selbst schwach schlu
oder stark. Sie zeigten in Leid und Freud, in Erhebung und Verfall, i
kleinlichen Interessen, in großartigem Aufschwunge die wechselnde Volks
kraft an. Und während das Reich selbst getheilt, in einander feindlich
Stücke aufgelöst war, die Gegenwart sich verschlimmerte, ruhte in ihne
die spes melioris aevi, die Hoffnung, sich zuletzt doch wieder zurecht z
finden, das Geheimniß wahrer Vitalkraft, das crescere posse malis.

Um so mehr gebührt den deutschen Fürsten Lob und Anerkennung
welche an dem Gedanken festhaltend, daß Leben nicht in der starren Mo
notonie des Befehlens und Gehorchens, sondern in der Wechselwirkung de
Gebens und Empfangens, in der Freizügigkeit des Geistes, in der ununter
brochenen Zufuhr frischer empfänglicher Naturen einerseits, im ununter

brochenen Schaffen und Wirken andererseits sich zeige, das Gedeihen ihrer Universitäten auch unter ungünstigen Zeitverhältnissen förderten, von liebender Sorgfalt erfüllt, den Werth des geistigen Lebens nicht minder als die Bedingungen seines Gedeihens erkannten und ihre fürstlichen Namen mit der Blüthe derselben identificirten, statt sie zu maßregeln, in dem Wesen ihres Organismus die Kraft fanden sie zu allseitiger Entwicklung zu bringen.

Und wenn der Name des römischen Königs Ruprecht von der Pfalz, der einst vor den Mauern von Prag stand, um die Einheit des deutschen Königthums wieder herzustellen, mindestens denselben Ruhm erlangte, als der des Begründers der Heidelberger Universität, so gebürt den Fürsten nicht minderes Lob, welche, zwar nicht aus ihrem Stamme, doch es verstanden, Vergangenheit und Gegenwart, Volk und Fürst geistig zu einen und, was in trüben Zeiten ein Wittelsbacher begründet, zur reichen Entfaltung zu bringen, als wäre es nur Ein Stamm, der geschaffen und derselbe der erhalten und das Gedeihen gefördert hat.

Prag, Juni 1886.

1.

Bildet das Kaiserthum Karls IV. das Ende eines großen Abschnittes in der Geschichte des deutschen Kaiserthums oder bildet es den Ausgangspunkt einer neuen Periode?

Der Herzog von Sachsen, Otto, König Heinrichs I. Sohn, welcher durch die Zustimmung der fünf deutschen Stämme König der Deutschen geworden war, war der erste seines Stammes, der den karolingischen Traditionen folgend, das italienische Königthum und dann, berufen von Papst Johann XII. in Rom die Kaiserkrone erlangte, die seit Kaiser Arnulfs Tode zwar nicht Abkömmlingen der Karolinger, aber doch den Deutschen entzogen war, seit 924, dem Tode Kaiser Berengars, keinen Träger mehr besaß. Die Vereinigung zweier Königreiche, eines auf dem Nordabhange der Alpen, eines auf dem Südabhange derselben und die Krönung zu Rom durch das Oberhaupt der Christenheit bildeten das Wesen des römischen Kaiserthums deutscher Nation, das somit nicht sowohl eine nationale als eine internationale Aufgabe besaß, die es auch den Slaven gegenüber im Norden, den nach der Herrschaft über Italien strebenden Arabern im Süden gleichmäßig bethätigte. National war es nur,

in wie ferne es von den letzten deutschen Stämmen, die auf dem Continente seßhaft, ihre Nationalität erhalten hatten, ausgegangen war, die Langobarden umfaßte, ohne jedoch ihre Romanisirung hindern zu können, und endlich, ehe ein Jahrhundert seit der Begründung des Kaiserthums zu Ende ging, auch die beiden burgundischen Königreiche (Hochburgund und Arelat) einschloß. Es war bezeichnend, daß gerade die alten Gegner der Franken, die Sachsen, die Vereinigung Deutschlands und Italiens vollzogen, aber auch bereits der dritte von ihnen zu der Erkenntniß gekommen war, daß der Besitz des Stammlandes römischer Herrschaft sich nur behaupten lasse, wenn der Sitz des Kaiserthums nach Rom verlegt werde.

Nach dem frühen Aussterben der sächsischen Kaiser folgten für 101 Jahre die Franken bis 1125 ihnen nach, die auf fränkischem Boden gewählt, im Dome zu Speier sich ihre Grabesstätte bauten, auf die mittelrheinischen Städte sich stützten, aber von Goslar und dem Sachsenlande aus das Reich zu regieren suchten, welches bereits ein mitteleuropäisches geworden war. Sieben deutsche Könige, 6 Kaiser, 4 sächsische und 2 fränkische brachten das deutsche Reich zu seiner universalhistorischen Höhe und als es namentlich durch die Streitigkeiten des vierten Heinrichs mit den Sachsen, seit 1056, dem Tode Heinrichs III., zu sinken begann, die großen Principienkämpfe mit den Päpsten einen geradezu zerstörenden Charakter annahmen, in welchen selbst der christliche Orient sich gegen Heinrich V. aussprach, zog sich der Schwerpunkt bereits im XII. Jahrhunderte von Deutschland nach Italien, dessen Communen die Freiheit der Welt gegen den größten Kaiser der dritten Dynastie, der schwäbischen oder staufischen, siegreich vertraten und Kaiser Friedrich Rothbart zum venetianischen Frieden mit dem Papste 1177, zum Constanzer mit ihnen selbst zwangen 1184.

Da erfolgte die eigentliche Krise des Reiches, die Erwerbung der päpstlichen Lehenkrone von Sicilien durch Kaiser Heinrich VI., den zweiten staufischen Kaiser, und ihre Vererbung an seinen Sohn Friedrich, die Vereinigung der Königskronen des deutschen Reiches und des deutschen Kaiserthums mit der Erbkrone von Sicilien. Wo befand sich seitdem der Schwerpunkt des Reiches und wie ließ sich die erste Krone der Welt mit allen ihren Traditionen und Vorrechten vereinigen mit einer päpstlichen Lehenkrone?

Die Antwort war der größte und nachhaltigste Conflict der älteren deutschen Geschichte. Der gewaltige Kampf, den man mit dem Namen des Kampfes zwischen dem Priesterthum und dem Kaiserthum bezeichnete, endete mit dem Untergange der dritten deutschen Kaiserdynastie, der

staufischen, die eine sicilianische geworden war, mit dem vollsten Siege der Päpste, mit dem Erlöschen des Kaiserthums, so daß es von dem Tode Kaiser Friedrichs II. 1250 bis zum Jahre 1312, volle 62 Jahre keinen Kaiser mehr gab und der Glaube allgemein wurde, es würde niemehr zu einem Kaiserthum kommen. Er endigte mit einer Umkehr der Dinge im deutschen Reiche, die einer Auflösung alles dessen gleich kam, was seit dem zehnten Jahrhunderte geschaffen worden war, gleichzeitig mit dem Aussterben alter Fürstengeschlechter, der Zähringer, der Thüringer, der Babenberger, der Meraue und dem Emporkommen von Grafenhäusern an ihrer Stelle. Bei diesem Umsturze der Dinge wurde nur mit äußerster Mühe in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts der Auseinkung des Reiches gesteuert und wenigstens die Einheit des Königthums durch Rudolf von Habsburg gerettet.

In dieser Zeit begegnen wir einer Thatsache, die auch für unsere Tage unendlich lehrreich geworden ist.

Es war der von Böhmen, welches deutsche Könige und Kaiser zu einem Königreiche erhoben hatten, ausgehende Versuch, Ostdeutschland, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steyer, Kärnthen vom Reiche zu trennen, im Reichslande eine böhmische Großmacht zu begründen und dadurch das Reich selbst aufzurollen, den Conflict, der bisher in Italien gewüthet hatte, nach dem Stammlande des deutschen Kaiserthums, nach Deutschland selbst zu verpflanzen.

Es war König Rudolfs größte That, daß er der Auseinkung Ostdeutschlands steuerte, mit Gefahr seines Lebens Ottokar II. bekämpfte, ihn besiegte, den Osten dem Reiche erhielt und das habsburgische Oesterreich als Warte gegen Böhmen seinem Hause zuwandte. Es ist unsagbar, welches Geschick Deutschland betroffen hätte, wäre der Ausgang der Schlacht von Dürnkrut ein entgegengesetzter gewesen.

Das Unglück Deutschlands bestand aber nicht blos darin, daß gleichzeitig mit dem Untergange des staufischen Hauses die Macht des französischen Königthums sich zur ersten im Abendlande erhob, eine französische Secundogeniturlinie das Königreich Sicilien gewann und Anstalten traf, auf Italien und die Päpste einen dominirenden Einfluß auszuüben, das französische Königshaus von Sicilien auch die unter dem Königreiche Ungarn begriffenen Königreiche und im XIV. Jahrhunderte selbst das Königreich Polen mit Ungarn vereinigte, somit Deutschland — das deutsche Reich — im Westen, Süden und Osten von französischem Besitzthum umschlossen war, sondern, daß gleichzeitig mit dieser halb Europa um-

spannenden Veränderung, dem Uebergewichte eines weitverzweigten romanischen Königshauses, in Deutschland nach dem Aussterben so vieler alter Fürstenhäuser und des Kaiserhauses selbst, die neuen Häuser und Grafengeschlechter sich zur Aufgabe stellten, einander gegenseitig von dem Königthum auszuschließen, und dieses zur dynastischen Ausbeutung für sich zu behaupten suchten. Das von Rudolf von Habsburg begonnene Werk der Wiederaufrichtung des Reiches war nur halb gethan, so lange nicht auch das Kaiserthum wieder hergestellt war und das Reich eine neue (vierte) Kaiserdynastie erlangte. Das letztere verhinderte der Böhmenkönig Wenzel II., der einerseits seine Stellung als erster weltlicher Churfürst dazu benützte, das Reich zu schwächen, andererseits durch die Erwerbung Polens und Ungarns eine außerdeutsche Macht neben der im deutschen Reiche wurzelnden zu erlangen strebte. Hiedurch entstand ein neuer Abschnitt in der deutschen Reichsgeschichte, eine Periode der inneren Kämpfe zwischen den bereits zu Herzogen von Oesterreich erhobenen Grafen von Habsburg, den Grafen von Nassau und von Luxemburg und den früheren Grafen von Wittelsbach, von welchen der eine Zweig Pfalzgrafen bei Rhein, der andere Herzoge von Ober- und Niederbaiern geworden war. Die Periode des blutigen Königschisma, der Könige der Wahlstatt, seit 1198 schon eingebürgert, ja selbst des Königsmordes, schien ständig zu werden, als Herzog Albrecht von Oesterreich gegen K. Adolf von Nassau auftrat, letzterer erschlagen und der Sieger wohl als König anerkannt, dann aber einhundert Jahre, nachdem Pfalzgraf Otto von Wittelsbach den staufischen König Philipp erschlagen, meuchlings ermordet wurde, 1308. Beinahe gleichzeitig war der letzte premyslidische König von Böhmen ermordet worden und begannen nun die Streitigkeiten um dieses churfürstliche Königreich, dessen weitausgreifende Tendenzen die Nothwendigkeit erzeugt hatten, es auf das Innigste mit dem deutschen Reiche zu verknüpfen. Es war K. Albrechts Verdienst, nicht blos Böhmen für seinen Sohn K. Rudolf, den **ersten deutschen** König Böhmens zu gewinnen, sondern auch von dem böhmischen Adel feste Zusicherungen für seine Dynastie zu erlangen, die sich dadurch den Weg zur deutschen Krone bahnte. Aber diese Zukunft verzog sich, als K. Rudolf 1307 starb, der čechische Adel, der 1306 den König Wenzel hatte meucheln lassen, seine großen Stipulationen brach, K. Rudolfs Vater, K. Albrecht I., ein Jahr nach ihm starb und nun Heinrich Herzog von Kärnthen, König von Böhmen wurde. Noch mehr, als durch den Einfluß der Churfürsten von Mainz und Trier ein westdeutscher Graf, Heinrich von Luxemburg, römischer König wurde, dieser seinem Sohne Johann die böhmische Krone verlieh, König Heinrich der Kärnthner aus-

Böhmen vertrieben, Johann eingesetzt wurde und dann, was der erste Rudolf nicht erreicht, K. Heinrich der Luxemburger die Wiederherstellung des Kaiserthums nach einer so langen Vacanz durchsetzte. Man konnte damals (1312) nach menschlicher Voraussicht mit mehr als Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Reich jetzt eine vierte Dynastie erlange und wenn diese auch nicht die alemannische der Habsburger war, letztere vielmehr der beiden Kronen des Reiches und Böhmens zugleich verlustig gingen, doch nun eine westdeutsche, die im ersten Anlauf die beiden den Habsburgern entrissenen Kronen und die Kaiserkrone dazu erlangte, berufen sei, endlich die langvermißte Stetigkeit in die Reichsangelegenheiten zu bringen und namentlich das deutsche Königthum einer Parteiung zu entreißen, die Nationalinstitution geworden zu sein schien. In diesem verhängnißvollen Momente starb Kaiser Heinrich, den wir den Siebenten nennen, 1313, und begann der neue Königskampf zwischen den wittelsbachischen und habsburgischen Vettern, Friedrich III. dem Schönen und Ludwig Herzog von Oberbaiern, der zu den schlimmsten Ereignissen der deutschen Geschichte gehört, da er auf dem kirchlichen Gebiete eine nicht geringere Verwirrung erzeugte als auf dem weltlichen. Ja er führte zuletzt zu einer völligen Ohnmacht des deutschen Kaiserthums, nachdem Ludwig der Baier durch die Tragikomödie seiner illusorischen Kaiserkrönung in Rom einen Principienkampf eröffnet hatte, dessen Tragweite er selbst kaum bemaß. Bald übermüthig und hochfahrend, bald kleinmüthig und verzagt, immer aber bemüht, sein Hausgut zu vergrößern und dadurch seinem improvisirten Kaiserthum eine Stütze zu gewähren, die diesem seit den Tagen der Hohenstaufen fehlte, nach Tirol und nach Brandenburg wie nach Holland und Seeland ausgreifend, sank unter ihm das Kaiserthum tiefer als je, so daß P. Clemens VI. förmlich über dasselbe hinweg wie zur Tagesordnung schreiten konnte. Ward er im ungemessenen Streben, das wittelsbachische Hausgut in das Unendliche zu vermehren, ein würdiger Vorgänger seines gewandten Gegners Karl von Mähren, Sohn K. Johanns von Böhmen, so suchte und fand dieser die Hauptstütze seiner Macht im Reiche, in welchem K. Ludwig sich dauernde Feindschaft bereitete, und als dieser bereits zu unwürdiger Erniedrigung seine Zuflucht genommen, lief ihm erst noch der böhmische Luxemburger in Avignon den Rang ab. Das Reich war des Baiern müde geworden, der avignonesische Papst drohte selbst auf dem Wege der Provision über das erledigte Königthum zu verfügen, als sich der Enkel des Wiederherstellers des Kaiserthums, Karl, entschloß, in Uebereinstimmung mit seinem Vater die schweren Bedingungen anzunehmen und jener Carimlation sich zu unterwerfen, unter welcher ihm sein früher Erzieher, P. Clemens VI., vorläufig das

römische Königthum 1346 zuerkannte. Ein plötzlicher Tod 11. Oct. 1347 befreite Ludwig den Baiern von dem Schicksale Ottos IV., der vor seinem Gegner Friedrich II., „von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden König der Römer" entfliehend, im Dunkel geendet hatte, und das Reich vor langem Bürgerkriege. Es erhält an dem Enkel Kaiser Heinrichs VII. einen König und 1355 einen Kaiser, der sich mit vollem Rechte von des apostolischen Stuhles Gnaden schreiben konnte. Tiefer war bisher das Reich nicht gesunken, tiefer konnte es nicht sinken, als in den letzten Jahren K. Ludwigs, in den ersten K. Karls IV. So waren die Anfänge jenes Karl, der der Wohlthäter Böhmens, der Begründer der nach ihm genannten Universität geworden ist, der Schöpfer eines Regierungssystemes, welches, noch eine Generation mit Consequenz fortgeführt, es zwar nicht zur Entgliederung des deutschen Reiches wie Ottokar II. gewollt, aber zur allmähligen Vereinigung in einen böhmischen Großstaat, zu einem Aufgehen Deutschlands in Böhmen, zu einer staatlichen Einheit gebracht hätte. Der Zögling des Pariser Hofes, der Neffe eines Sohnes des gewaltthätigen Königs Philipp IV. von Frankreich, der vor keinem Mittel zurückgebebt hatte, die Macht des Königthums zu vermehren und den Territorialbestand der französischen Monarchie zu erweitern, hatte in Paris die Quelle der Macht, die Einheit der Gewalten, kennen gelernt, er war in allen Beziehungen ein gelehriger Schüler, der zu schweigen und zu handeln, zu ertragen und seine Gesinnung zu verbergen wußte, und stets seinen Vortheil ersah und wahrte.

Der Grund seines Wesens war Vorsicht, die ihn, nachdem er die oberste Macht erlangt, lehrte, allen Conflicten aus dem Wege zu gehen, Geduld zu üben und von der Zukunft zu erwarten, was die Gegenwart nicht gewährte. Aber niemals verschmähte er anzunehmen, was die letztere ihm bot, und selbst ein entlegener Besitz war ihm genehm, da er in ihm den Ausgangspunkt anderer Erwerbungen erblickte. Er hatte in seiner Jugend mit seinem Vater in Italien Territorien zu gewinnen gesucht; K. Johann, nicht ein fahrender Ritter, wenn auch ziemlich unstet, besaß ein bedeutendes diplomatisches Talent. Er erlangte Schlesien, das er gleich Mähren zur böhmischen Krone fügte, für seinen jüngeren Sohn gewann er Tirol, verwandtschaftliche Beziehungen sicherten ihm die Freundschaft der niederbaierischen Herzoge, so daß von den Grenzen von Polen an bis in die Lombardei ihm der Zuzug offen stand. Sein Sohn schritt auf diesem Pfade weiter. Während Cola di Rienzi seinen Kopf zum Pfande setzen wollte, daß die Päpste keine Wiederherstellung des Kaiserthums wollten, erlangte er die Kaiserkrone doch. Er benützte sie, seine Macht zu befestigen

und ein Reichsgrundgesetz zu erlassen, das ganz seinen Stempel trägt. Es gibt wenig oder gar nichts Neues, wohl aber Normen, wo bisher schwankende Rechtsverhältnisse waren, ordnet vor Allem die Königswahlen, um die Hauptpunkte der deutschen Uebelstände, die Streitigkeiten um die Krone zu beseitigen, die seit 150 Jahren unaufhörlich stattgefunden; bestimmte die Berechtigung der Wahlfürsten, läßt diesen die erworbenen Rechte und fügt für die Zukunft hinzu, daß die Söhne der Churfürsten tschechisch lernen sollten. Er stellt nicht Prag als Reichshauptstadt auf, aber factisch wird sie, wie der Diessenhofer sagt, was Rom war und Konstantinopel ist. Er erwirbt die Churmark Brandenburg und incorporirt sie der Krone Böhmen. Er gewinnt Territorien, um auf eigenem Gebiete zur Reichs- und Reichstagstadt Nürnberg zu kommen. Es wäre vielleicht nicht zu schwer zu beweisen, daß er auch den Weg nach Frankfurt in ähnlicher Weise zu gewinnen trachtete; eine genaue Karte aller erworbenen Lehen würde Staunen erregen, wie weit in das Herz von Deutschland sein Besitzthum reichte. Man hat darüber gestritten, ob er ein Deutscher oder ein Slave war; besser wäre es vielleicht, um zur Wahrheit zu gelangen, die Frage zu formuliren, ob er mehr Tscheche oder mehr Deutscher war, und die Antwort dürfte lauten, er war stets was ihm zur Erreichung seiner Zwecke dienlich schien, aber sein Herz hing an Böhmen. Hatte er den römischen Stuhl widerwillig dahin gebracht, daß er dem doch zum Kaiser gekrönt wurde, so brachte er ihn auch dazu, sich der Wahl seines Sohnes Wenzel zum römischen Könige nicht zu widersetzen. Der Kaiser rechnete auf eine Generation, in welcher das zur Reife komme, was er selbst begründet, und die Churfürsten, welche noch nicht zum Hause Luxemburg gehörten, deren Länder noch nicht Böhmen incorporirt waren, tschechisch sprächen, eine Kunst oder gar eine Tugend, zu deren Uebung er ihnen wahrscheinlich auf bisher deutschem Boden Gelegenheit zu geben hoffte. Es lag nicht in der Eigenthümlichkeit Karls, dem Zufälligen, Unberechenbaren, mehr zu überlassen, als unumgänglich nothwendig war; er liebte es nicht, durch Ereignisse, welche er nicht vorhergesehen, überrascht zu werden, und hatte deshalb alle Anstalten getroffen, daß das begonnene Werk auch nach seinem Tode nicht in Stocken gerathe. Er hatte sich nicht blos des römischen Stuhles versichert, er hatte einen wesentlichen Antheil an der Rückkehr desselben aus Avignon genommen. So befreundet er auch mit den Valois war, so betrieb er doch die Befreiung der Päpste von überwiegend französischem Einfluße. Ihre Rückkehr nach Rom verlieh die Bürgschaft einer so nothwendig gewordenen umfassenden Reformation. Die erstere erfolgte und das große Papstschisma begann. Gerade jetzt erfolgte der Tod K. Karls 1378 und

hielt K. Wenzel es nicht für nothwendig, nach Italien zu ziehen, die Kaiserkrone zu erlangen, dem Beispiele eines Heinrichs III. zu folgen, der dem Streite dreier Päpste durch Erhebung eines Deutschen ein Ende gemacht hatte (1047).

Wir kehren zu der früher aufgeworfenen Frage zurück. Bildet die Regierung Kaiser Karls IV. das Ende eines großen Abschnittes der deutschen Kaisergeschichte oder eröffnet sie eine neue Periode derselben? Die Antwort kann eigentlich erst dann vollständig gegeben werden, wenn nachgewiesen worden ist, daß sein Kaiserthum keine Fortsetzung fand; daß, was er unternahm, in Stocken gerieth, eher das Gegentheil von dem geschah, was er beabsichtigte, als daß sich eine nach Vollendung des umsichtig Begonnenen ringende Fortsetzung ergeben hätte. Sie wird noch einfacher lauten, wenn sich zeigt, daß gerade die Auflösung dessen eintrat, was er geschaffen, er somit selbst zum Denkzeichen einer mit ihm abgeschlossenen Periode wurde.

Es gehört zu den Geheimnissen einer sittlichen Weltordnung, daß sich die schlimmen Eigenschaften eher auf die Söhne vererben als die guten, und selbst der erworbene Besitz nur dann ein sicheres Erbe ist, wenn er mit gleicher Energie behauptet wird; die in der Verschiedenheit des Besitzes liegende Ungerechtigkeit verlangt eine Ausgleichung. Sie liegt darin, daß der Sohn die Saat des Vaters frevelnd zertritt, wie daß er ernte, was unter den Händen der Uibermüthigen sich für Andere zur Giftsaat verkehrte.

Auch K. Karl konnte seinem Sohne und Nachfolger die Beweglichkeit und Thatkraft nicht verleihen, die des jüngeren Sohnes Markgrafen Sigmunds Antheil wurde, und ebenso wenig hindern, daß, wenn eine Andeutung uns zu einem Schluße berechtigt, K. Wenzel einen leisen Hang seines Vaters zur verderblichen Trunksucht besaß und dann selbständig ausbildete. Man bezeichnet K. Karl als rechten Durchechter der Christenheit, ein schwer zu erklärender Ausdruck, der vielleicht bezeichnet, daß man ihm auf allen Gebieten seine eigene Zwecke verfolgend begegnete, er niemals in der Verfolgung seiner Pläne stille stand. Er ähnelte in dieser Beziehung dem zweiten habsburgischen Kaiser, Maximilian I. Während aber Letzterer zu häufig und zu rasch von einem einmal gefaßten Plane absprang, verfolgte K. Karl das einmal ins Auge gefaßte Ziel mit aller Consequenz und Beharrlichkeit. Es bleibt die für ihn zeugende Thatsache, daß, wenn er das römisch Königthum in nicht zu rechtfertigender Weise erlangte und das Kaiserthum, unter höchst demüthigenden Bedingungen, die im Anfange seiner Regierung noch überwältigende Macht der Päpste am Ende derselben, freilich durch sich selbst gebrochen, da lag und die Gefahr einer allgemeinen Auflösung der Dinge, des Zusammenbruches der gesammten mittelalterlichen Ordnung nu

durch das Kaiserthum, welches die Päpste so oft geschmälert, abgewendet werden konnte. Die Nothwendigkeit eines kraftvollen, seiner Aufgabe selbstbewußten Kaiserthums trat am Ende seiner Tage entschiedener als je hervor; auch ein Triumph für ihn. Er konnte im Innern des Reiches die großen Gegensätze zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten, zwischen republikanischer und erbfürstlicher Ordnung, zwischen Reichsstädten und Reichsfürsten nicht beseitigen, wohl aber hindern, daß sie nicht zum Untergange des Reiches aufeinander platzten und in heftigen unversöhnlichen Parteikämpfen kein gemeinsames Interesse mehr aufkommen ließen. Er konnte mit kluger Hand den Kampf verschieben; es war die Frage, ob sich dadurch die Gegensätze abschliffen oder schärften. Vor der Hand war das Mögliche erreicht. Dazu gesellte sich aber noch eine andere Thatsache. Die Zeiten waren längst vorbei, in welchen der zum Könige gewählte Herzog auf sein Herzogthum verzichtete und die dem Reiche anheimgefallenen Lehen diesem wieder verlieh. K. Karl hatte Böhmen so groß gemacht, und das Kaiserthum war fortwährend so arm geworden, daß man sich das Kaiserthum ohne die materielle Grundlage des reichen Königreiches Böhmen nicht mehr denken konnte, wie es denn auch noch in viel späteren Zeiten als Sprichwort galt, die römische Krone gehört auf die böhmische. Kaiser Karl hatte aber auch mit kluger Umsicht dafür gesorgt, daß es kein deutsches Fürstenhaus gab, welches dem nach dem Osten verpflanzten luxemburgischen Kaiserhause gefährlich werden konnte. Es gab überhaupt nur mehr ein Kaiserhaus in Deutschland, das seine. Da das Kaiserthum Ludwig des Baiern nicht blos vom römischen Stuhle nie anerkannt, selbst verworfen worden war, die eigenen Söhne Ludwigs aber sich von ihm als Kaiser lossagten, konnte man von einem wittelsbachischen Kaiserhause nicht reden. Den älteren pfälzischen Zweig hatte Karl IV. gleich anfänglich auf seine Seite gezogen; ihm bestätigte er auch die Churwürde und damit das Reichsvicariat. Von einer Churwürde Baierns, d. h. der Erben Ludwigs des Baiern, war keine Rede und die nicht baierische, aber wittelsbachische der Mark Brandenburg wußte Karl durch geschickte Unterhandlungen mit dem unbedeutenden Churfürsten Otto von Wittelsbach für sein Haus zu gewinnen. Das habsburgische Haus war wohl ein königliches, aber kein kaiserliches und hatte vor nicht langer Zeit erst in seiner Bewerbung um das Königtum Schiffbruch gelitten. Es war das Klügste, was die Habsburger, damals auf den Rang einer zweiten oder dritten Macht herabgedrückt, thun konnten, sich zu sammeln, von unfruchtbaren Bewerbungen abzustehen, den Territorialbesitz durch Kärnthen und Tirol zu vermehren, und wenn es sich Herzog

Rudolf IV. beikommen ließ, sich neue Ehren und Titel beizulegen, so sorgte K. Karl dafür, daß diese Ehren seines Schwiegersohnes keinen Bestand, keine praktischen Folgen hatten. So lange das Haus Habsburg der churfürstlichen Würde entbehrte — und woher sollte es diese erlangen? — Böhmen aber die doppelte Chur Böhmen-Brandenburg und den großen Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Churfürstenthümer besaß, war das Haus König Rudolfs nicht blos überflügelt, es war auch für die Luxemburger ungefährlich. In ähnlicher Weise verhielt es sich mit den übrigen Fürstenhäusern. Der Unterschied zwischen ihnen und dem Kaiserhause war so groß, wie er etwa nach dem Sturze der Welfen zwischen dem staufischen Kaiserhause und den übrigen deutschen Fürstenhäusern war.

Dazu gesellte sich erst noch die Stellung, die Karl in religiöser Beziehung behauptete. Nicht blos durch prachtvolle Kirchenbauten, durch Begründung von Klöstern, wobei er auch böhmische Mönche nach Deutschland vorschob, sondern vor Allem durch Begründung des Prager Erzbisthums, wodurch er Böhmen auch in kirchlicher Beziehung von Deutschland selbstständig machte. Das Recht, den König von Böhmen zu krönen, wurde dem Nachfolger des hl. Bonifacius entzogen und dem Erzbischofe von Prag zugewendet. Dasselbe geschah mit dem bisher geübten Metropolitenverbande, so daß die böhmische Kirche von der deutschen unabhängig wurde, was für spätere Vorgänge gar nicht ohne Wichtigkeit war. Während die Universität mit ihren 4 Nationen, zwei deutschen und zwei slavischen, einen Vereinigungspunkt zwischen der deutschen und der slavischen Welt bilden sollte, wie Bologna und Paris Weltuniversitäten geworden waren, sollte sich in kirchlicher Beziehung Böhmen von der übrigen Welt, von der deutschen, mit der sie bisher ihren Fundamentalinstitutionen nach zusammenhing, ausscheiden und nur der Zusammenhang mit dem allgemeinen Mittelpunkt der christlichen Welt bleiben. Ob ihm klar geworden ist, welche Folgen bei seiner ohnehin der nationalen Ausschließlichkeit und der Ueberspanntheit geneigten Volke leicht entstehen konnten, entstehen mußten, wenn es auch noch eine böhmische Kirche gab, die er aber denn doch nicht in ähnlicher Weise schützte, wie die deutsche geschützt war, durch Verfassung und Recht, so daß ein Angriff auf ihren Besitzstand als ein Angriff auf die gesammte Reichsverfassung angesehen wurde?! Ihr war das Wahlrecht gesichert, während die böhmische Kirche weder das Recht der Standschaft für ihre Oberhäupter erlangte, noch für ihren Besitzstand ein anderes Recht als das königliche, das je nach dem rechtlichen oder minder rechtlichen Sinne der Könige auch einer mehrfachen Deutung fähig war. Der Churfürst von Mainz war als Reichsfürst unabhängig von dem Kaiser, der nur indirect einen Einfluß auf sei

Wahl erlangen konnte. Der Erzbischof von Prag wurde vom Könige ernannt und sein Besitzthum galt als königliches. Es lag in dem kirchlichen Verfalten Karls etwas stark Byzantinisches. Er liebte auch durchaus nicht eine Theilung der Gewalten mehr, als unbedingt nothwendig war, und während er in Nürnberg und der westlichen Reichsstadt Metz die goldene Bulle verkünden ließ, fand er wohl Lust und Zeit, für das Königreich Böhmen eine ähnliche Urkunde auszustellen, die den König selbst vor Gewaltsamkeiten, sein Reich vor inneren Unruhen, vor wilden Ausbrüchen der Selbsthilfe, vor Leidenschaft, Willkür und Brutalität schützen sollte, aber seine Macht fand hier sehr bedenkliche Grenzen. Mit aller Energie und dem ganzen Aufgebote verfügbarer Mittel drang er in einem der wesentlichsten Punkte doch nicht durch. Es beruhte zuletzt denn doch Alles darauf, daß in dem Geiste fortregiert wurde, den Karl IV. bethätigte, wir würden sagen, auf dem persönlichen Regime, das sehr leicht in das Entgegengesetzte von dem, was der Vater wollte, umschlug, wenn der Sohn jene vortrefflichen Eigenschaften nicht besaß, die der Vater bei Gelegenheit der Wahl Wenzels zum römischen Könige in ihm erblickte und zum Behufe derselben rühmend hervorhob. Was aber dann, wenn das stille stand, was Karl begonnen, aber selbst nicht zu Ende führen konnte? So stand denn bei Karls IV. Tode die Thatsache fest, daß er das Kaiserthum wieder aufgerichtet hatte, ob das deutsche war die Frage, das luxemburgische ohne Zweifel. Stärker als je seit den Tagen Ottokars II. trat das slavische Element im Reiche hervor; es hatte weniger eine gesetzliche, als eine dominirende Stellung erlangt und rief dadurch über kurz oder lang auch den deutschen Antagonismus hervor. Es kam Alles auf seinen Nachfolger an, ob man Karl als den das alte Kaiserthum abschließenden Fürsten zu betrachten hatte und sein Grab nicht der Ausgangspunkt eines neuen Conflictes, eines Nationalitätenhaders im deutschen Reiche werde, den man bis dahin gar nicht kannte und der eine Gewalt, einen Umfang zu erlangen vermochte, welcher den durch Karls IV. Nachgiebigkeit zu Ende gebrachten Streit zwischen dem sacerdotium und dem regnum, wenn nicht an Dauer doch an Gehässigkeit, überragen konnte. Und daß er diesen letzten Streit, den Ludwig der Baier auf's Neue entzündet, zu Ende getragen, bleibt für Karl kein geringes Verdienst, wenn wir auch die Art, wie er es that, nicht der Ehre und Würde eines römischen Königs für angemessen erachten, noch sie billigen können. Das Verdienst bleibt selbst ungeschmälert, wenn an Karls Schöpfungen sich ein neuer und für das Reich wie die Kirche nicht minder gefährlicher Streit anknüpfen sollte. Wir haben aber, um das Nachfolgende in das richtige Licht zu stellen, der geistigen Bewegungen in den Tagen Karls und seines Verhält-

nisses zu ihnen noch etwas genauer zu gedenken, wobei ich aufmerksam machen muß, daß Geistig und Geistlich in jenen Tagen meist zusammenfielen und nur langsam sich eine Scheidung beider Gebiete vollzog. Die gewaltigen Stürme, welche unter Ludwig dem Baiern nicht ohne sein Zuthun entfesselt worden waren, verhallten in Deutschland zum großen Theile, ehe der Gegner Karls im Walde von Fürstenfeldbruck 11. October 1347 das Ziel seines irdischen Lebens gefunden. Die Männer, welche nicht gezögert hatten, um der Armuth Christi willen, als wäre diese der Inbegriff der christlichen Lehre, im dritten Jahrzehente des XIV. Jahrhundertes die geistige Welt in Bewegung zu setzen und einen Streit zu erregen, der Papstthum und Kaiserthum aus ihren Fundamenten zu heben drohte, hatten zum großen Theile still und unscheinbar geendet. Ihr Führer, der frühere Generalminister des Minoriten-Ordens, Bruder Michael von Cesena, der das Beispiel des Abfalles gegeben, hatte auch das der Unterwerfung gegeben, als er seinen Frieden mit der Kirche machend, die bedeutendste That seines Lebens als den größten Irrthum bezeichnete, und dadurch den Triumph des avignonischen Papstthums nicht wenig erhöht. Die Unterwerfung der Führer und Häupter ließ vollends die starre Opposition der andern, die fort und fort am Satze festhielten, P. Johann XXII., welcher ihren Anschauungen entgegen getreten, sei ein Häretiker, als nicht zu duldenden Trotz als eine Unbotmäßigkeit erscheinen, die gebrochen werden müsse. Nicht blos Bruder Franz von Archita (Archata), der auf Erden nichts besaß, nicht einmal den Rock den er trug — sein nannte, und auf dem Holzstoße noch behauptete, sowenig als Johann XXII. seien auch dessen Nachfolger Benedikt XII., Clemens VI., Innocenz VI. rechtmäßige Päpste, endigte in den Flammen sein Leben, sondern auch gar manche andere, die auf ihre persönliche Meinung gestützt die Berechtigung der übrigen christlichen Welt leugneten. Mit dem summarischen Processe, welcher jetzt namentlich in der Provence aufkam und nach einem dem romäischen Reiche entlehnten Verfahren das abendländische Europa mit einem eigenthümlichen Fackelscheine beleuchtete, bis endlich die nachfolgenden religiösen Bürgerkriege es in eine große Lohe einzuhüllen drohten, war im Ganzen wenig geholfen. Das Zeitalter ward dadurch weder gebessert noch aufgeklärt, wohl aber blieb wie im Allgemeinen der Hang nach Romantischem und Außerordentlichem, nach einem unmittelbaren Contacte mit dem Uebersinnlichen überwiegend, wie eine Neigung zur Unklarheit, zur willkürlichen Construirung der Profan- und Heiligengeschichte, zu Prophezeihungen und Verkündigung eines nahebevorstehenden Wehes, wobei selbst K. Karl nicht von der Rolle des Antichrists verschont blieb, mit der ihn der Schwärmer Milic,

der charakteristische Feind allgemeiner Studien, bekehrte. Steht nun K. Karls 32jährige Regierung als die Periode da, in welcher die großen Erschütterungen der unmittelbar vorausgegangenen sich verzogen und eine vielleicht aus der Erschöpfung hervorgegangene Beruhigung sich bemerkbar machte, ein Bedürfniß nach Ruhe und Ordnung, so kommt ihr doch nicht blos der Charakter einer Restaurations-Periode zu. Gerade in dieser Zeit ist eine allgemeine Erhebung der slavischen Nationalität bemerkbar. Von Kleinpolen und Krakau ausgehend erwarb Casimir der Große, Groß- und Kleinpolen vereinigend, die Piastenerbschaft Rothrußland und Wladimir und legte dadurch selbst den Grund zu einer ganz neuen politischen Combination, der Bildung eines großen lateinischen Ostreiches durch Vereinigung Polens und Ungarns. Auf anderer Grundlage, der des orientalischen Schismas begründete Stefan Duschan, mit welchem sich Karl durch slavisches Blut verbunden erklärt, 1354, das serbische schismatische Kaiserthum, dem das gleichfalls schismatische Kaiserthum der Bulgaren nicht ohne Anlehnung an die, an der Nordküste des Schwarzen Meeres begründete Tatarenherrschaft zur Seite steht, beide ihre Spitze vor Allem dem romäischen Reiche der Paläologen zukehrend. Mochten die deutschen Fürsten in ihrer Indolenz und immer unter sich hadernd, die Gefahr, welche aus diesem Uebergewichte der Slaven der germanischen Welt drohte, so wenig oder noch weniger erkennen als es heutigen Tages der Fall ist, K. Karl hatte ein sehr lebendiges Gefühl für das Slaventhum, dem er seiner Mutter nach, einer Enkelin Ottokars II., angehörte und zögerte auch nicht, wie er durch die Lausitz, Schlesien und Mähren ein Großböhmen gewonnen, das slavische Interesse vor Allem auf dem kirchlichen Gebiete in den Vordergrund zu schieben, mit richtigem Gefühle bemessend, daß, wenn es nur einmal hier durchgedrungen, das Uebrige sich von selbst ergeben werde.

K. Friedrich Barbarossa hatte einst aus dem Bischofe von Prag einen deutschen Reichsbischof gemacht und dem Herzoge von Böhmen einen Reichsfürsten gegenüber gestellt, seine Macht zu schmälern, die des deutschen Reichsoberhauptes zu erweitern. Davon war jetzt nicht mehr im Entferntesten die Rede. Als Karl entschlossen war, die böhmische Kirche von ihrem bisherigen Verbande mit der Metropolie des heiligen Bonifacius zu trennen, wurde das kirchliche Interesse mit dem slavischen verbrämt in den Vordergrund geschoben. Es wurde von den Bisthümern Prag und Olmütz zugleich bemerkt, sie lägen 12 Tagereisen von Mainz entfernt, die Einwohner sprächen slavisch, was den andern Bewohnern der Mainzer Kirchenprovinz unverständlich sei. Der Weg nach Mainz sei durch Straßenräuber, Wälder und Berge zu gefährlich, daß die kirchliche Visitation durch den Mainzer

Erzbischof nur einmal zu geschehen pflege. Die beiden Diöcesen Prag und Olmütz seien zu ausgedehnt, weshalb nichts anderes übrig bleibe, als sie von Mainz zu trennen und Prag zur Metropole zu erheben. Es ist hier nicht nothwendig auszuführen, wie vortrefflich der Zeitpunkt gewählt war, da Erzbischof Heinrich von Mainz als Anhänger Ludwig des Baiern gebannt und abgesetzt war. Der Churerzkanzler des deutschen Reiches, der Churfürst von Mainz verlor das ihm bisher zuerkannte und ausgeübte Recht, den König von Böhmen zu krönen an den Primas dieses Königreiches, der nicht blos Olmütz und Leitomischl zu Sufraganen erhielt, sondern auch 2 deutsche, zur Bekehrung der Slaven von deutschen Kaisern gegründete Bisthümer Bamberg und Meißen wurden gewissermaßen dem neuen Primas untergestellt und somit in die deutsche Kirchenordnung ein gar nicht unwesentlicher Riß gebracht. Da Karl ermittelte, daß der lateinische Kirchenvater Hieronymus bereits im fünften Jahrhunderte das Evangelium aus dem Hebräischen in das Lateinische und in das Slavische übersetzte, wurde den Mönchen zu Emaus in Prag gestattet, den Gottesdienst in slavischer Sprache zu halten, aus welcher das tschechische hervorgegangen sei. Die neue Metropole erhielt allmälig ein Jerusalem, ein Emaus, ein Bethlehem, die Corpus-Christi-Kirche, in welcher jährlich dem Volke der reiche Reliquienschatz aus aller Herren Ländern und wie Karl glaubte, bis auf Mosis Zeiten hinaufreichend, somit höchst zweifelhafter Echtheit, gezeigt wurden. Nur langsam erwachte aber das Andenken an die sogenannten Slavenapostel Cyrill und Methud, von deren Wirksamkeit in Böhmen das bischöfliche Officium der Prager Kirche nichts wußte und nur die späteren Legenden in den Sammlungen der Leben der Heiligen berichteten, daß Methud am Hofe des Mährenfürsten den tschechischen Herzog Borivoj getauft und bei dieser Gelegenheit die jetzt eingetretene Größe Böhmens vorhergesagt habe! Die Erinnerung an die deutschen Bischöfe von Regensburg, die das Christenthum in Böhmen begründet, an den hl. Wolfgang, der zur Begründung des Prager Bisthum die Hand gereicht, lebte noch im Dome fort, die erzbischöfliche Würde aber kam bis auf den unwürdigen Westfalen Konrad, eine Creatur K. Wenzels, nur Tschechen zu. Die Einrichtung selbst aber verging schon in der nächstfolgenden Generation, als die Hussiten die Aufgabe sich zuerkannten, Böhmen vom ausschließlich slavischen Standpunkte aus neu zugestalten, man könnte sagen, Karl in ihrer Weise ablösten.

Das war nun Karls Absicht gewiß nicht. Aber bald fördernd, bald hemmend, mit den Wogen kämpfend und wieder von ihnen getragen, schuf er bewußt oder unbewußt aus den Elementen seiner Regierung eine neue Zeit und

rbeitete er selbst den Männern der Zerstörung in die Hände. Wenn er gleich nfänglich jene Anstalten traf, die das deutsche Reich auf Kosten des slavischen Momentes schädigten, so fallen sie in die Periode seines Antagonismus egen K. Ludwig, dem er nie vergaß, daß durch seine Bemühungen das Haus uxemburg den Schlüssel zu Italien, Tirol, verloren hatte. Ihm konnte er unselige Hang der Tschechen, sich gegen Alles, was Ausland ist, abzuschließen und in erträumter Selbstgenügsamkeit zu verharren, nicht unbekannt sein. Er suchte ihn zu brechen, ihren Gesichtskreis zu erweitern; er rug nicht blos aus Deutschland, Frankreich, Italien, was er konnte, zusammen, um Böhmen zu schmücken, sondern auch um diese beschränkte Ausschließlichkeit zu brechen, die schon aus Unkenntniß anderer Zustände ine ungemessene Selbstüberschätzung hervorzubringen geeignet war. Der Kaiser konnte sich gar nicht der Thatsache verschließen, daß, wie die Dinge damals lagen, die slavische Welt im Aufgange, die deutsche im Niedergange begriffen war. Er pflegte Enthusiasten wie Francesco Petrarca die ganze Nüchternheit eines Verstandsmenschen entgegenzustellen und beantwortete die Hinweisung auf die antike Herrlichkeit des Kaiserthums mit der auf die Gegenwart, als es eine Art von Ungeheuer (bellua) geworden war. So sehr er eine Reform betrieb, so sehr war er auch mit den Schwierigkeiten derselben vertraut. Wenn in der Periode unserer großen Umwälzung es schlimme Sitte geworden war, mehrere Bisthümer in Eine Hand zu vereinigen und mehr an die Vermehrung der Macht und des Genußes als an die Pflicht zu denken, so war es jetzt Sitte geworden, sich von einem Bisthume zum anderen versetzen zu lassen, und das weniger einträgliche mit dem einträglicheren vertauschend, eine neue Art von Wanderbischöfen zu bilden. Die große Frage über das Verhältniß des Kaiserthums zum Papstthume, die von Heinrich IV. an bis zum Tode Kaiser Friedrichs II. die abendländische Welt bewegt hatte und sehr zur Unzeit von Ludwig dem Baiern wieder aufgefrischt worden war, hatte sich nicht blos in die Frage umgewandelt, ob der Clerus zum weltlichen und damit zum standesrechtlichen Besitzthum berechtigt sei, sondern ob überhaupt es mit den Anschauungen christlicher Vollkommenheit übereinstimme, einen Besitz zu haben. Die Päpste hatten sich gegen die Eiferer, zu welchen besonders die aus dem Franziskanerorden hervorgegangenen Fratricellen gehörten, erklärt und dadurch verhindert, daß nicht Erwerb und Besitzstand, Handel und Wandel außerhalb der christlichen Entwicklung gestellt wurden, wenn auch die böhmischen Provinzialconcilien noch immer ein Gelddarlehen auf Zinsen als unrechtmäßigen Wucher bezeichneten. Die von den Fratricellen ausgehende Bewegung in Betreff der Armuth Christi concentrirte

sich damals in England, das als päpstlicher Lehenstaat den Lehenszins leisten sollte, und fand an dem genialen Zeitgenossen Karls IV., John of Wiclif, einen neuen Vertreter, der unermüdet zu einem Kampfe auf allen Gebieten daraus Waffen schmiedete. Bald erhoben sich von allen Seiten die Hände gegen den geistlichen Besitz, der den weltlichen an Ausdehnung vielfach überragte, und der große Kampf, welcher so lange zwischen Kaiser und Päpsten, Königen und Bischöfen über gegenseitige Rechte hin und her gewogt hatte, bildete sich, nach den niederen Regionen hinabsinkend, allmälig zur socialen Frage aus, die das XIV. Jahrh. mehr und mehr erfüllte, und wenn sie nicht mit der gehörigen Klugheit und Umsicht behandelt und gelöst wurde, leicht zu einer Revolution führen konnte, an die sich dann alle anderen Mißstände lavinenartig anschlossen. Man wollte in Italien nichts mehr von einer geistlichen Herrschaft wissen, und obwohl erst kurz vorher ein Visconti Erzbischof von Mailand einen norditalischen Kirchenstaat begründen zu wollen schien, machte sich nachher gerade in Mailand durch die Visconti das Princip ausschließlicher weltlicher Herrschaft und des vollen Uibergewichtes derselben über das geistliche Element mit der brutalsten Rücksichtslosigkeit geltend. Das deutsche Reich aber wahrte nicht blos seinen Charakter eines halb geistlichen und halb weltlichen Reiches, sondern die Grabmäler der Churfürsten und Erzbischöfe von Mainz zeigen noch der Gegenwart symbolisch, wie der große Streit zwischen Kaiser und Papst eigentlich zu Gunsten des deutschen Episcopates geendet und der eine Erzbischof von Mainz zweimal die deutsche Königskrone (an Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland) vergab, der andere selbst über drei Kronen verfügte zu Gunsten K. Heinrichs VII., Johanns von Böhmen, Karls Vater, und Ludwigs des Baiern, während das Grabmal P. Clemens VI. hätte zeigen können, wie dieser, die Krone des Reiches Ludwig entziehend, sie mit „neuen und ungewöhnlichen Eiden" Karl von Mähren verliehen! Die Dinge mußten sehr behutsam angegriffen werden; wurde aber die brennende Frage des Jahrhundertes nicht bei Zeiten und mit umsichtiger Hand gelöst, so lauerte in ihrem Hintergrunde in Form einer gewaltsamen Säcularisation die dann Alles umfassende sociale Revolution. Die bitteren Klagen der Capitel von Mainz, Köln, Magdeburg über das gewaltthätige Benehmen des Adels und der Städte gegen geistlichen Besitz 1359; die Klagen der Weltlichen gegen die Uebergriffe der Geistlichen in das rein weltliche Gebiet des Besitzes, über ihre großen Exemtionen und Ansprüche in Betreff der weltlichen Güter; Karls Bestrebungen gegen offene Friedensbrecher mit Acht und Aberacht einzutreten, beweisen hinlänglich, welche Veränderung sich im

Stillen vorbereitete. Der Kaiser, ein persönlich frommer Mann, und wie sich an der Erhebung des ausgezeichneten Ernst von Pardubitz zum ersten Erzbischofe von Prag und seines nächsten Nachfolgers Johann Očko von Wlaschim (1364—1380) zeigte, vor Allem der Begründung einer festen sittlichen Ordnung der Dinge zugethan, erkannte sehr wohl den Grund der Uebelstände und befrug, als der Papst den Erzbischof Gerlach von Mainz mit ihrer Hebung beauftragt hatte, dieser die Laieneinmischung in die kirchliche Reformfrage eher zu beseitigen als zu fördern Lust zeigte, welche Satzung der Kirche den Geistlichen gestatte, sich wie Ritter zu kleiden, zu tragen, zu leben? Er forderte den Erzbischof und Churerzkanzler auf, mit aller Strenge, mit Kirchenbann und Pfründenentziehung gegen die unrecht lebenden einzuschreiten und sie zur Erfüllung ihrer Pflicht zu nöthigen. Er sandte aus gleichen oder ähnlichen Gründen den Dechanten Wilhelm von Wißehrad nach Avignon zu P. Innocenz VI. und duldete ruhig, daß Erzbischof Gerlach allmälig seine frühere Freundschaft in das Entgegengesetzte verkehrte. Der große Beschützer des Clerus — protector cleri, wie man Karl nannte, widersetzte sich der Einsammlung des deutschen Zehenten für die päpstliche Kammer. Als der Herzog von Schweidnitz in Avignon verklagt, dahin citirt wurde, ließ Karl erst durch den Erzbischof von Magdeburg dagegen Vorstellungen machen, schrieb dann selbst an das Cardinalscollegium, es handle sich hier um eine weltliche Sache, das Verfahren der Curie schmälere die Gerechtsame und die Freiheit des Reiches. Der Herzog sei ein ausgezeichnetes Glied des Reiches — was er stets auch für Böhmen anerkannte — und alle deutschen Fürsten würden in dem, was dem Herzoge begegne, ihr eigenes Schicksal erblicken; er versichert in gleicher Angelegenheit auch den Bischof von Breslau, er werde mit Unterstützung der Fürsten des Reiches und des Königreichs Böhmen der Schmälerung kaiserlicher Ehre und der Reichsfreiheiten entgegentreten. Er dulde nicht, daß Bischöfe Laien in weltlichen Dingen vor ihr Consistorium citirten. Es war für die Zeit bezeichnend, daß P. Innocenz den Reformationseifer K. Karls belobte, aber nicht die Mittel, die dieser zu ergreifen gedachte, die Reformation der Kirche als seine eigene Aufgabe bezeichnete und diese — als sie der Papst dem deutschen Erzbischofe von Mainz übertragen, der als Kanzler des Reiches in tausend weltliche Händel verwickelt war, gerade durch das Mittel in Stocken kam, durch welches der Papst sie ins Werk zu setzen hoffte.

Es ist nicht erlaubt, wenn das Streben nach einer Reformation das Gemeingut der Besten einer Zeit geworden ist, dasselbe nur einzelnen Persönlichkeiten zuzuerkennen, die schlechte Sitten rügten. Kaiserthum und Papst-

thum, Kirche und deutsches Reich, die Verfassung der einen und die des andern hingen eben so innig zusammen, daß die Herstellung eines Rechtszustandes im Reiche auf dem Wege blos weltlicher Gesetzgebung unerreichbar und eine Reform der deutschen Kirche ohne eine wesentliche Veränderung der Reichsverfassung undenkbar war und das galt nicht blos von dem XIV. Jahrhunderte, sondern von dem XV. und XVI., so gut wie von jenem. Man erwartete von der Rückkehr der Päpste nach Rom eine umfassende Reformation. Es war das Unglück jener Tage, daß sie ausblieb. Man hoffte auf eine Reform der deutschen Kirche. Immer mehr schloß sich das deutsche Episcopat gegen den Unadeligen ab, wurde es nur einem abgeschlossenen Kreise von Fürsten- oder Adelsfamilien zugänglich, bewirkte der Streit der Bischöfe mit der Reichsstadt, die ihre bischöfliche Residenz war, daß selbst die Angehörigen der letzteren vom Episcopate ausgeschlossen wurden. Der Kaiser konnte über die goldene Bulle hinaus die deutsche Kirche nicht reformiren, der Papst die Reform der Kirche nicht unternehmen, ehe nicht er selbst am Sitze seiner bischöflichen Kirche seine Wohnung wieder aufgeschlagen und dann begann statt der Reformbewegung von Oben das Schisma der Päpste, das den niederen Ordnungen den Freibrief gewährte, auf eigene Faust kirchliche Reformen zu improvisiren, gegen die Höheren zu donnern und sich selbst jede Umbotmäßigkeit zu gestatten.

Es kam zu den vielen eigenthümlichen Bewegungen der Zeit durch die Gründung der Prager Universität eine neue höchst folgenreiche hinzu. Die geniale That glich selbst dem Ei des Columbus; als sie geschehen war, fehlte es nicht an Fürsten, die sich beeiferten den 12 Tagereisen von Mainz gegebenen Impuls selbständig fortzuführen. Aber nicht blos darin lag die tiefe Bedeutung der That des Jahres 1348, daß sie, nachdem die Romanen mit Paris und Bologna und so vielen anderen Universitäten vorangegangen, den beiden Hauptnationen Mitteleuropas, Deutschen und Slaven, freien Spielraum zu ihrer geistigen Entwicklung bot, zugleich eine Brücke vom slavischen Königreiche nach Deutschland bildete und das Königreich, wie Karl hoffen mochte, für immer mit letzterem verband. Gewiß hoffte auch Karl auf jene großen und bleibenden Vortheile, welch die Hauptstadt durch den Zusammenfluß einer neuen, vorzugsweise aus Deutschen bestehenden literarischen Bevölkerung ziehen mochte, vor Allem auf Förderung eines großen geistigen Lebens, das einer tüchtigen Schule bedurfte, um auf die von so vielen Tendenzen durchzogenen Zeit einen günstigen Einfluß zu erlangen. Nicht umsonst gab er sich bei der Berufung der Universitätslehrer so große Mühe, tüchtige Personen zu gewinnen; nicht ohne Grund stiftete er 4 Facultäten. Denn wenn auch selbstverständlich die theologische das

Uebergewicht haben sollte, diese aber selbst des Durchganges durch die Artistenfacultät bedurfte, so sollten doch Jurisprudenz und Medicin nicht minder vertreten und die Universität somit der Mittelpunkt aller zum Lehren und Lernen berufenen Facultäten sein. Dadurch ergab sich auch von selbst als weitere Entwicklung, daß, wenn bis dahin Wissenschaft und Gelehrsamkeit fast das ausschließliche Monopol des Clerus gewesen und darin das Geheimniß seiner Allmacht zu suchen war, mit der Zeit dasselbe schwinde, die Wissenschaft ohne Unterschied des Standes denen gehöre, die ihr dienten und so eine Veränderung sich vollziehe, die unabwendbar, an und für sich, das ganze bisherige Verhältniß zu verrücken im Stande war. Ob er auch von der Nothwendigkeit der Wirkung nach einer anderen Seite überzeugt war? Man wird der bisher herrschenden Methode, der Scholastik, zu ihrem Ruhme nachsagen dürfen, daß sie den Geist logisch schulte und das Denken zwang, sich an bestimmte für alle Nationen gleiche Gesetze zu halten. Für Niemanden war dieses nothwendiger als für die slavische Nation, bei welcher die Phantasie überwiegt und die Neigung zum ruhigen klaren Denken von der auszuschweifen, sich in Uebertreibungen zu gefallen, das Extravagante zu begehren und mit Ungestüm zu erstreben, dann aber das mühsam Errungene für Nichts zu achten so lange etwas noch zu erstreben scheint, beherrscht wird. Die deutsche Literatur hatte ihren Höhepunkt bereits erreicht, die tschechische, deren hochgepriesene Denkmale jetzt erst kritisch festgestellt werden müssen, erst begonnen. Die Scholastik selbst war von Seite der Deutschen durch Albertus magnus ruhmvoll vertreten worden, der bedeutendste deutsche Mystiker Eckhart hatte auch in Böhmen, wie natürlich in deutschen Klöstern gewirkt, und das Magdeburger, das deutsche Recht in Böhmen wie in Polen Eingang gefunden. Wo es in slavischen Städten ein freies autonomes Bürgerthum gab, war es ein deutsches, wo es freie Bauern gab, waren es deutsche. Das Zusammenleben mit den Deutschen mußte allmälig bemerkbar machen, daß der sprachliche Unterschied, der beide Völker von Natur aus schied, so groß er an und für sich war, doch der geringere war, aber alle Rechtsanschauungen, die bei den Deutschen aus dem Privatrechte hervorgegangen waren und das Eigenthum des Einzelnen mit strengen Strafen schützten, waren anders, anders die Lebensgewohnheiten, die Sitten, die ganze Vergangenheit. Es gab mit Ausnahme der kirchlichen Gemeinschaft nur wenig vereinigende, desto mehr aber trennende Elemente, und es muß auch als ein großes Meisterstück der Politik K. Karls angesehen werden, wenn er den kühnen Versuch machte, durch eine wissenschaftliche Institution, durch gleiche literarische Anforderungen an die Angehörigen zweier so verschiedener Völker

sie zur Erlangung eines höheren Zieles geistig zu vereinen. Bereits konnte man zwei sehr verschiedene Richtungen bemerken. Will man durchaus den Deutschen Conrad Waldhauser, den Augustinermönch und Gegner der Bettelmönche, weil er unbarmherzig den Geiz und Hochmuth der höheren Stände rügte, als Vertreter der reformatorischen Richtung annehmen, so darf man aber weder Milic von Kremsier noch Mathias von Janov ihm beigesellen, die den Stempel slavischer Mystik und Ueberschwenglichkeit nur zu sehr an sich tragen; wohl aber muß in den Vordergrund der evangelische Prediger Johann, ein Deutscher und Prediger der Deutschen zu Sct. Gallus — dem Carolin in Prag gegenüber — Verfasser der summa collectionum (1373) gestellt werden. Er wandte sich ebenso den Geistlichen als den Laien, den Mönchen wie den wissenschaftlich gebildeten Classen, den Handwerkern und Arbeitern, den Armen zu, die durch das Evangelium gewonnen werden müßten, um den drückenden Unterschied nicht blos des Standes, sondern auch der Besitzlosigkeit den Reichen gegenüber zu ertragen. An seine eindringliche und wirksame Lehren reiht sich dann auch die verständige Richtung des späteren Bischofs von Worms Mathias von Krakau an, der eine der populärsten Schriften der Zeit, vom Kampfkrieg der Vernunft und des Gewissens, verfaßte, von welcher sich eine vom J. 1390 datirte Abschrift in der kaiserlichen Bibliothek zu Sct. Petersburg vorfindet. Er selbst war eifriger und unerbittlicher Synodalprediger bei den Prager Synoden, welche nach einer ungemein lobenswerthen Einrichtung der erste Erzbischof von Prag zwei Male jedes Jahr zu halten pflegte; er drang unablässig auf die Reform des Clerus. Endlich muß auch eines der größten Werke der deutschen Literatur gedacht werden, das freilich schon wegen seiner Ausdehnung der nachfolgenden Zeit angehört, seiner Anlage nach aber wohl der früheren. Es ist das die prachtvolle deutsche Bibelübersetzung in 6 Bänden, die Herr Martin von Rotlebin in unmittelbarer Beziehung zu K. Wenzel und dessen zweiten baierischer Gemalin, Sophia, verfaßte und deren Kosten diese bestritten. Es ist das eines der großartigsten und schönsten Denkmäler der deutschen Literatur, deutschen Fleißes und der durch Karl IV. hervorgerufenen Kunstrichtung. Sie hat glücklicher Weise, während so viele herrliche Bauwerke seiner Zeit unter der hussitischen Wuth in Asche sanken, mit Mühe der Prager Dom gerettet wurde, das Carolin der Plünderung verfiel, sich bis auf unsere Tage erhalten; ein doppeltes Denkmal einerseits des geistigen Verlangens nach den Quellen des Heiles, andererseits deutschen Geistesleben auf slavischem Boden, in einer Zeit, wo die tschechischen Frauen bereits das Recht zu predigen für sich in Anspruch nahmen und diejenigen schon lebten, die sich berufen fühlten, ihre Hände in das Blut derer zu

uchen, die nicht an ein mit Feuer und Schwert verkündigtes Evangelium
aubten. Sie ist endlich ein ganz ungemein reichhaltiger Sprachschatz, der
en Reichthum der deutschen Sprache und ihre frühe Ausbildung beurkundet,
n sie den höchsten Empfindungen der Psalmen und Prophezeihungen so
t einen richtigen Ausdruck verlieh als den tiefsinnigsten Mysterien der
ffenbarung. Ein Werk, das zur Ehre der deutschen Nation längst verdient
itte, genau untersucht und seinem sprachlichen Werthe nach gewürdigt
werden! Nichts vermag den Unterschied des deutschen Geisteslebens
uf slavischem Boden stärker darzulegen als dieses großartige Bibelwerk
nd die hussitische Auffassung des Evangeliums. K. Karl hatte seinem
olke die Hand geboten es geistig zu heben; es antwortete mit Zer-
örung dessen was er Großes und Gutes geschaffen. Es ist Zeit, daß wir
on ihm scheiden.

Es wäre sehr thöricht, von ihm ein Auftreten zu verlangen, wie es
ie Staufer gethan, von welchen ihn ein Jahrhundert trennte, das an
en Folgen ihrer Politik siechte. Der letzte Kaiser dieses Hauses hatte die
esammte Laienmacht zum Sturme gegen den Clerus aufgeboten und war
mmt seinem Hause vollständig geschlagen worden. Ludwig der Baier
atte zur Unzeit den Kampf erneut und sich Bundesgenossen aus dem
hätigsten und verbreitetsten Orden gewonnen, und war doch erlegen und
in eigenes Haus sagte sich von ihm los. Karl vermied sorgfältig den
Principienkampf, brachte aber mit seiner großen Vorsicht und nachhaltigen
Schlauheit die deutsche Kirche in eine größere Abhängigkeit von dem Kai-
rthume, als sie seit Jahrhunderten gestanden war. Er hatte im Anfange
iner Regierung Gelegenheit genug zu bemerken, welche Macht im Innern
es Reiches dem Papste sein kirchliches Ansehen verlieh, und kein Bedenken
etragen es für sich auszubeuten, dadurch aber das eigene nicht vermindert
ndern vermehrt. Diese Macht war gegen das Ende seiner Tage ge-
rochen, durch die des Kaisers ersetzt, der die geistliche Macht im Reiche,
er weltlichen und fürstlichen gegenüber, in einen gewaltigen Hebel der
Kaiserlichen umzuwandeln gewußt hatte. Er hatte die Bisthümer
Freising, Passau, Salzburg, Aquileja gegen den Einfluß der Herzoge von
Oesterreich geschützt, den Schwerpunkt des Reiches, Mainz, in Abhängigkeit
on sich versetzt, am Rhone, der Elbe, der Weser, der Oder, der Donau
ch eine bischöfliche Partei geschaffen. Marquard, Bischof von Augsburg,
urde sein Kanzler und wie Dietrich von Minden, Paul von Freising, Ernst
on Prag, Johann von Olmütz, Lambert von Speier, zu den wichtigsten
Kaisergeschäften gebraucht. Wie sein Bruder, der Markgraf von Mähren,
später die Prämonstratenser, den einzigen von einem Deutschen begrün-

deten Orden begünstigte, finden sich Schreiben Karls zu Gunsten des Predigerordensmeisters, der Augustiner und Anderer. Karl verlangte aber von denen, die er begünstigte, Gunst und Unterstützung und wußte auch den Einfluß des Cardinalscollegiums in Avignon sehr wohl zu schätzen und für sich zu würdigen, und das günstige Verhältniß zu den Päpsten seiner Zeit stammte ja vielfach aus einer Zeit, wo diese noch Cardinäle waren. Da er nicht daran denken konnte, ohne die heftigsten Kämpfe die durch das Wormser Concordat garantirte Wahlfreiheit zu beschränken, gebrauchte er das Recht der ersten Bitte, um dadurch Einfluß auf die Besetzung der Cathedral-, Collegial- und Conventualkirchen, dann auf Männer- und Frauenklöster zu gewinnen und überall seinen Anhängern Stellen zu verschaffen. Da er endlich dieses System auch auf alle kirchlichen Beneficien, mit und ohne Seelsorge, ausdehnte, wie dieses die Kanzlei K. Karls zeigt, so war unter ihm die deutsche Kirche auf einem Punkte angelangt, daß sie beinahe nur als eine Versorgungsanstalt für kaiserlich Gesinnte angesehen werden konnte. Da nahm freilich die Verweltlichung zu. Karl aber eroberte so Schritt für Schritt zurück, was die Staufer durch ihre Gewalt und Heftigkeit verloren und geschah dieses nicht auf dem Wege des Rechtes, so geschah es auf dem des persönlichen Einflußes. Er brach den Widerstand der Päpste, der Bischöfe der Capitel, er setzte seine Zwecke durch und zwar so, daß diese zugleich auch die des Papstthums und der Kirche zu sein schienen. Das Interesse vereinigte beide und die christliche Welt sah so das lange entbehrte Schauspiel des Friedens der beiden obersten Gewalten und was nun auf diesem Wege zu erzielen war, die Rückkehr der Päpste von Avignon nach Rom. So schloß er eine große, mit den heftigsten Kämpfen erfüllte Periode friedlich ab, es seinem Nachfolger überlassend, auf gleiche Weise wie er voranzugehen und das Uebergewicht, das er erlangt in noch schwierigerer Zeit, da das Schisma ausgebrochen war, durch erhöhte Thätigkeit zu behaupten und zu wahren.

Eine mannigfaltige reiche und große geistige Thätigkeit knüpfte sich an die Person K. Karls an. Er schien der Schöpfer einer neuen Aera zu sein, welche mit dem Glanze einer Weltuniversität, herrlichen Bauten und allem dem geschmückt war, was tüchtige Meister der Kunst, Architekten, Maler, Bildner jeder Art nach französischen und italienischen Meistern ersannen und vollführten. Während aber auf italienischem und französischem Boden die in früheren Jahrhunderten begonnene geistige Arbeit ohne Unterbrechung fortgesetzt, zur Entfaltung der sogenannten Renaissanceperiode führte, trennt ein tiefer Abgrund die Zeit Karls IV. von dieser letzteren

an welcher sich Deutsche und Romanen gleich sehr betheiligten, ein Rückfall in Wildheit und Barbarei, welcher wie mit Flammenwogen die Aera Karls IV. von der nachfolgenden trennt. Eine Generation nach ihm und bereits waren die Blutmenschen thätig, auf welche jetzt in unglaublicher Verblendung die Massen als auf die Heroen des tschechischen Volkes hingewiesen werden, deren Heroismus aber aus der wildesten Zerstörung dessen bestand, was Karl für ein Volk Großes geschaffen, das viel zu roh war, um ihn verstehen zu können. „Wir aber, sagte unter großer Zustimmung der Seinigen, Bruder Simon Kovarc, einer der Geschworenen von Tabor, der neuen Burg des Heiles, 1434, wir werden uns rasch erheben, mit aller Gewalt die uns widerstrebenden Barone niederwerfen, ihrer Ländereien uns bemächtigen und alle unsere Gegner vertreiben oder todtschlagen. Dann wollen wir einen Landtag halten, wo alle dabei sein müssen, und ein Landrecht aufrichten, alle, die bisher zu uns hielten, denen wir aber nicht trauen können, erschlagen und ebenso die, welche nicht zum Landtage gekommen sind. Dann aber stürzen wir uns über die Nachbarländer und unterjochen sie, wie es die alten Römer gethan. Ihr aber schaudert nicht davor, feindliches Blut zu vergießen, denn auch Judith hat es gethan, als sie unter schönen Redensarten das Blut des Holofernes vergoß, das Volk Gottes von seinen Feinden befreite und dafür von den Menschen großes Lob erntete." Karls IV. Culturmission hatte in Böhmen so wenig Wurzeln geschlagen, als im Reiche die Wiederherstellung des Kaiserthums. Er schließt das mittelalterliche Kaiserthum ab, da unmittelbar an ihn sich Schritt für Schritt die tschechische Erhebung anschließt und damit eine Periode des Umsturzes, dessen Ausdehnung zu einer allgemeinen Revolutionsperiode nur mit äußerster Mühe durch ein Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Gewalten verhindert wurde.

Seinen tschechischen Landsleuten gegenüber schien Karl IV. sehr bald umsonst gelebt zu haben.

2.

Die allmälige Tschechisirung des römischen Königthums.

Es war in der Natur der Dinge begründet, daß Böhmen, welches von dem staufischen Kaiser Friedrich I. wegen seiner großen Verdienste um Kaiser und Reich für seinen Herzog die Krone erhalten hatte und dessen ausgezeichnete Dienste auch Barbarossas Enkel mit königlichem Diplom anerkannte, seinen königlichen Churfürsten auch einmal als römischen König begrüßte, der König der Römer und Böhmens auch Kaiser wurde. Es

schien um so weniger damit eine Gefahr für das Ganze vorhanden zu sein, als ja die luxemburgische Dynastie eine deutsche war, ihr Begründer K. Johann den größten Antheil an den deutschen Ereignissen nahm und der böhmische (tschechische) Adel in seinen Tagen große Neigung zu haben schien, sich zu germanisiren. Allein thatsächlich war durch den Umstand, daß Prag die Hauptstadt des Reiches geworden war und der Deutsche 12 Tagereisen von Mainz durch slavische Territorien wandern mußte, um zur Residenz des Kaisers zu gelangen, östlich von Prag das Slavische dominirte, das utraquistische Element im deutschen Reiche stärker als je zum Vorscheine gekommen und die Einrichtungen Karls IV. hatten dafür Sorge getragen, daß dasselbe auch für die Zukunft Wurzeln schlage. Die Theilung des reichen Erbes, das K. Karl hinterließ, schwächte etwas die Gefahr, daß Ostdeutschland wo nicht mehr, doch die Einheit der deutschen Sprache verliere; so lange aber das Reich von Prag aus regiert wurde, hing die Entscheidung, ob dasselbe utraquistisch werde oder nicht, davon ab, ob deutsches Wesen und deutsche Sprache in Prag das Uebergewicht erlangten und behaupteten oder beides einem tschechischen Anstürmen erliege; vor Allem aber, ob der Sohn und Nachfolger Karls die tschechisch nationale Strömung eindämme und beherrsche oder selbst von ihr ergriffen, am Ende gar ihr willenloses Spielzeug werde. Es war ein großer Triumph der Politik Karls, seinen, wie er glaubte, so gut gearteten Sohn als seinen Nachfolger im böhmischen Königreiche wie im römischen Königthum begrüßen zu können, und wer konnte eine Ahnung haben, als nach seinem am 29. November 1378 zu Prag erfolgten Tode vom 11—16. December die überaus prachtvolle Beisetzung des König-Kaisers statt fand, an der ja auch die 7000 Studierenden der Carolina sich betheiligten, Karls Beerdigung im prachtvollen Dom endlich erfolgt war — daß nach 41 Jahren K. Wenzel, machtlos als König von Böhmen, als römischer König nur mehr den Titel tragend, nachdem er mit plötzlichem durchdringenden Aufschrei — dem Brüllen eines Löwen sagt der Zeitgenosse Laurenzius von Brezina, am 16. August 1419 im Neuschlosse bei Prag gestorben war, erst ohne königliches Gepränge in den Prager Dom gebracht, dann aber bei Nacht und Nebel die Königsleiche in aller Stille zur Begräbnißstätte in das Kloster Königsaal überführt und dort von den Klosterleuten heimlich beerdigt werde. Einige Zeit später kamen die durch seine Schwäche herangezogenen Zerstörer des Glanzes und der Blüthe Böhmens, die Nationalen, die sich mit dem Beinamen der heiligen Gemeinde, der sacrosancten tschechischen Nation schmückten, und zerstörten das Kloster und die Grabstätte der böhmischen Könige.

Kein Gegensatz ist geeigneter die Veränderung, welche unter dem Sohne Karls IV. stattfand, schärfer darzulegen, als was 1378 und 1419 geschah. Welcher Umsturz der Dinge ist nun vorgefallen, daß in 41 Jahren das tschechische Volk seinem Könige nicht einmal die Ruhe des Grabes gönnte und sein eigenes Heil in der wildesten Zerstörung der zu den schönsten Hoffnungen berechtigten Culturperiode suchte; daß sie die Hand des einheimischen Königs, die ihr in der wohlwollendsten und verständigsten Weise gereicht worden war, schnöde zurückstieß und den jähen Sturz in eine Tiefe wagte, die sie 300 Jahre lang von einer Revolution der anderen überantwortete! Mögen beschränkte Köpfe sich und andere belügen, die Nationen sind für einander geschaffen, nicht zum gegenseitigen Abschluß, und wenn die in Böhmen eingewanderten Tschechen sich eines deutschen Landes bemächtigten, mußten sie auch des Tages der Auseinandersetzung nicht bloß mit den Deutschen gewärtig sein, sondern auch mit dem deutschen Reiche, aus dessen Mitte sie das Christenthum, die zur staatlichen Einigung führenden Einrichtungen des Lehenswesens statt der slavischen Seniorats-Erbfolgeordnung, die einen steten Streit gebar, die hierarchische Ordnung und das Königthum, die Rechtsordnung, freie Bauern und freie Bürger, die Elemente derjenigen Cultur empfingen, die der lateinischen Welt den Vorzug vor der schismatisch-orientalischen gewährte. Anstatt aber daß hieraus aus dem Zusammenleben und der inneren Nothwendigkeit des Zusammenwirkens ein fröhlicher Wetteifer entstanden wäre, sahen die Tschechen nach Karl IV. darin nur eine lästige Störung (perturbatio) und machten sich in kürzester Frist jene Anschauungen wieder geltend, die schon in den Tagen Ottokars II. zum Verderben Böhmens hervorgetreten waren und in dem beschränktesten Abschlusse der Nationalität die richtige Aufgabe des Königreiches in dem Augenblicke erblickten, in welchem die gegentheilige Richtung Böhmen zu Macht, Glanz und Einfluß ohne Gleichen erhoben hatte.

Man konnte nicht verblendeter vorangehen. Diejenigen, welche in den verhängnißvollsten Jahren der böhmischen Geschichte sich zu Wortführern erhoben, besaßen ein unglückliches Übermaß nationalen Stolzes und nationaler Eitelkeit, eine zu geringe Einsicht in die unausbleiblichen Folgen ihrer Bestrebungen, nur zu viel von dem unwiderstehlichen slavischen Hange, in unmittelbarer Folge des Contactes mit einem vorangeschrittenen Volke, seine Geschichte von Neuem zu beginnen und auch das Edelste und Beste, wenn es nicht national war, von sich abzuschütteln.

Der Uebergang zu diesem Zustande nicht vermeintlicher Palingenesie, sondern der Selbstentmannung war schon im Jahre 1346 erfolgt, als

K. Karl seinem Lande an der majestas Carolina eine Verfassung zu geben gedachte, die alle Bürgschaften des Besserwerdens in sich trug, freilich auch die bisherige Macht des Adels, ihren Unterthanen die Augen ausstechen, die Nase abschneiden, Hände oder Füße abhauen zu lassen, beseitigte, das Heimfallrecht bürgerlicher oder adeliger Güter, deren Eigenthümer ohne Leibeserben stürben, der Krone sicherte, überhaupt Ordnung zu schaffen geeignet war. Karl, damals noch König, konnte seinen Plan nicht durchsetzen. Unter dem Vorwande, an den alterthümlichen Gewohnheiten festhalten zu wollen, wurde die gesetzliche Ordnung der Dinge zurückgewiesen und der alte Zustand als national mit all' seinen Mißbräuchen festgehalten. Solche Dinge pflegen im Völkerleben nicht ohne den nachtheiligsten Einfluß vor sich zu gehen. Der Adel hatte Partei genommen und stand den Reformen des Königs, der beabsichtigten Verfassung feindlich gegenüber. So berührten sich schon in Karls Zeiten zwei einander ausschließende Gegensätze, avite Nationalität, deren heidnischen Gebräuchen auf den Concilien noch entgegengearbeitet werden mußte, wie denn der Aberglaube noch jetzt eine hervorragende Rolle spielt; slavische Rechtsverhältnisse, die neben den Herren nur Knechte kannten, ein einheimischer Clerus, dessen Sittenlosigkeit Karl IV. mit Gesetzen, die Erzbischöfe durch Concilien, Wenzel durch persönliches Eingreifen und summarische Justiz, selbst immer mehr verrohend, zu steuern suchte — und die abendländische Cultur, die die verschiedenen Nationen mit einem geistigen Bande zu umschlingen, das dreifache Erz einer Nationalität zu durchbrechen suchte, die selbst das Christenthum nur im nationalen Gewande begehrlich erachtete und von ihm vor Allem Förderung dessen verlangte, was dem nationalen Stolze zusagte, der endlich in dem Gedanken gipfelte, die berühmte böhmische Nation sei das auserwählte Volk Gottes, ein zweites Israel. Mochte der jugendliche König, so lange die Räthe seines Vaters lebten, noch so sehr Lust bezeigen, in die Pfade einzulenken, die zum Kaiserthume führten, sich anfänglich als König der Deutschen fühlen, er konnte sehen, ob sich in seinem Heimatlande nicht Dinge vorbereiteten, welche ihn in eine ganz andere Richtung drängten und zuletzt zum willenlosen Werkzeuge einer Partei machten, die ihre Macht im Deutschenhasse fand und ihre Stärke in der blinden Dienstfertigkeit derer, die zu jeder Thorheit willige Werkzeuge waren, wenn nur für den Augenblick ein nationaler Vortheil sich ergab, unbekümmert um die später unausbleiblichen Folgen rechtsloser Thaten. Je mehr der Verfasser dieser Zeilen die Vergangenheit des tschechischen Volkes am Vorabende seiner großen Umwälzung einer ruhigen Prüfung unterwarf und damit den gegenwärtigen Andrang auf Anerken-

nung eines tschechischen Staatsrechtes verglich, welches Böhmen zur politischen Insel in Oesterreich umwandeln müßte, desto klarer gestaltete sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Krise der tschechischen Nation in der thörichten Verwerfung der majestas Carolina lag. Sie hatte damals die Wahl zwischen ruhiger rechtlicher Entwicklung auf Grundlage eines öffentlichen das Land, die Privaten, den Einzelnen, umfassenden Rechtes, einer die allgemeine Ordnung der Dinge sichernden Verfassung — oder einer sich allmälig bildenden Revolution, die langsam aber gewiß — ja unabweisbar heranschritt, wenn die Verfassung verworfen wurde, die allein eine Umwälzung zu verhindern im Stande war: Reform oder Anarchie.

Polen und Tschechen bewegten sich in analogen Verhältnissen. Beide glaubten in aviten Zuständen ihr Heil zu finden und gingen immer mehr einer turbulenten Zukunft entgegen, nur mit dem Unterschiede, daß die tschechische Revolution sich von dem XV. in das XVI., in das XVII. fortsetzend, ihren ursprünglich socialen Charakter wahrte, unter veränderten Formen immer eine neue Gütervertheilung mit sich führte, und als der tschechische Adel den Kampf mit dem niederen Volke in den systematischen Kampf mit dem Königthume umwandelte, endlich Böhmen 150 Jahre vor Polen seine Selbständigkeit verlor, der meuterische Adel aber der Proscription verfiel, als das auf das Aeußerste gebrachte Königthum im Jahre 1620 mit fremder Hilfe die Rebellen niederwarf und die Reihe der königlichen Wenzel — der Verschwender der monarchischen Ordnung — endlich erloschen war.

Nun war die deutsche Bevölkerung in Böhmen nicht eingedrungen. Sie hatte sich nicht mit Gewalt des Landes bemächtigt, sie hatte, wenn sie als deutsche Mönche von den Königen berufen worden, Religion, Disciplin und rationelle Landwirthschaft verbreitet. Die deutschen Kaufleute in Prag, die den Handel mit Polen vermittelten, besaßen ihre landesfürstlichen Privilegien, die deutschen Urkunden der Prager Stadtgemeinde oder anderer Städte waren nicht erschlichen — tschechische Urkunden finden sich ja überhaupt erst spät vor. Vor Allem war es die Universität, die Böhmen im Kleinen repräsentirte und in der sich, wie in der Prager Stadtgemeinde das deutsche Bürgerthum, so das geistige Leben in seinen verschiedenen Parteiungen und Schattirungen vereinigte, das dann wieder schon durch den Erzbischof als Kanzler und die theologische Facultät auf das Innigste mit dem kirchlichen Leben zusammenhing. Je größer die Stellung und Bedeutung der Universität geworden war, die noch immer auf westdeutschem Boden keine Gefährtin gefunden hatte, je mehr sich die geistigen Kräfte hier concentrirten, desto verderblicher konnten und mußten Streitigkeiten wirken, die daselbst

ausbrachen. Wie jeder Organismus nothwendig der Zersetzung verfällt, wenn ein fremdartiges Element hineingetragen und ihm Spielraum gelassen wird, mußte aber hier, sobald der Nationalitätenstreit im Schoße der Universität Platz griff, nicht blos die Zersetzung und Zerstörung der großartigen Schöpfung K. Karls unabwendbar erfolgen, sondern auch des gesammten geistigen Lebens, sobald diejenigen, die an der Förderung eines gemeinsamen Zieles miteinander zu arbeiten berufen waren, sich wider einander kehrten. Und das war das traurige Geschick Böhmens und K. Wenzels zumal, daß die vereinigenden Kräfte sich schwächer erwiesen als die auflösenden und die im tschechischen Volke liegende, ihm vielleicht unbewußte Unruhe, rastlos, vom nationalen Instinct und nationaler Exclusivität getragen, an der Zerstörung dessen arbeitete, was denn doch vor Allem zur Förderung der höchsten geistigen und sittlichen Zwecke Böhmens und nicht blos Böhmens, sondern der Nationen begründet worden war, die die Universität constituirten. Man kann aber den Streitpunkt, der den anfangs unscheinbaren Ausgang der größten nationalen und politischen Zerwürfnisse, ja der Umwälzung Böhmens bildete, nicht klarer formuliren, als dieses bei dem Streite über die Besetzung der Stellen in den Collegien K. Karls und K. Wenzels der Fall war. Während nämlich die böhmische (tschechische) Nation der Universität diese für sich ausschließlich in Anspruch nahm und damit sich als die einzige und wahre Repräsentantin der Universität darzustellen bemühte, erklärten die 3 übrigen Nationen nicht blos, daß sie fast von der Zeit der Begründung der Collegien das Recht genossen, taugliche Magister aus jeder Nation auszuwählen, daß sie dieses Recht ohne Einsprache oder Widerspruch geübt, sondern auch, daß sie an dem Grundsatze festhielten, daß nicht der Adel der Abstammung noch das Tschechenthum, sondern Tugend und Ehrbarkeit Jemanden vor Gott angenehm machen, in jedem Volke der Gott genehm sei, welcher Gerechtigkeit übe. Sie bezeichneten das Benehmen der tschechischen Nation als im Widerspruche mit ihren Eiden stehend. Der Streit, welcher somit von den anderen Nationen als ein allgemeiner und ethischer aufgefaßt wurde, von der tschechischen als ein nationaler, so daß sich das ethische Princip dem nationalen gegenüber befand, endigte mit einer Niederlage der 3 Nationen und dem Siege der Tschechen. Der Streit sollte jedoch für alle Zeiten ausgetragen, der Vertrag (concordia) beschworen werden. Da ein neuer Eid [1]) deshalb aufgesetzt

1) Wir lassen ihn hier aus einem Münchener Manuscripte folgen: Ego N. juro vobis rectori et vestris successoribus obedientiam in licitis et honestis et servare statuta statuenda pro posse meo et ordinationes formas (formata

wurde, konnte man hoffen, daß für alle Zeiten dem Streite ein Ende gemacht sei und er in keiner Gestalt wiederkehre.

Selbst der grimmigste Gegner der Deutschen in Böhmen, Johann von Husinetz, welcher in ihrer bloßen Anwesenheit in Böhmen eine stete Friedensstörung der Tschechen erblickte und den alten Zustand der Dinge, als es in Böhmen keine Deutsche gab — aber wann war dieser? — als den normalen wiederherstellen wollte, und das ist das wahre Ziel des Husitismus — muß in seiner Apologie zugestehen, daß jede der 4 Nationen, als sie den Vertrag in das Universitätsbuch eintrug, den Eid leistete, daß weder eine noch mehrere der 4 Nationen künftig einen Streit gegen die andere über irgend eine Prärogative oder Materie anfangen solle, die nicht ausdrücklich in den päpstlichen oder königlichen Privilegien enthalten war. 1384.

Damit schien ein Streit beendet, der den Bestand der Universität bedroht hatte, und wenn die siegende Partei wirklich Frieden wollte und nicht zu herrschen dachte, nicht von dem blinden Hasse gegen das deutsche Wesen sich instinctmäßig treiben ließ, konnte man auf die Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammenwirkens hoffen! Der Streit zog sich bis in das Jahr 1390.

Der tschechische Erzbischof-Kanzler hatte für seine Nation offen Partei genommen. Der deutsche Rector war von den Tschechen, die früh sich gewöhnten, jeden Streit auf die Gasse zu tragen, geprügelt worden, und der tschechische Chronist der Universität scheint es noch als geringfügig anzusehen, daß er nicht blutig heimgeschickt ward, der tschechische Rector aber, unter welchem die Tschechen endlich den Sieg errangen, wurde von diesen in den Himmel erhoben. Von dieser Zeit an bemächtigte sich der Deutschen das Gefühl, es sei ein friedliches Zusammenleben mit den Tschechen auf die Dauer unmöglich. Die Frequenz der Universität nahm ab.

Es war der erste Act des Conflictes, der von kleinen Anfängen ausgehend, zum Umsturze der Universität, der Kirche, des Königthums und des Königreiches führte.

---

inter nationem bohemorum et alias nationes (aus welchem Hus eine natio teutonica machte, um alle Deutschen in Böhmen in das gleiche Geschick hineinzuziehen —) et collegia et quod bonum universitatis velim procurare ad quemcunque statum devenero et quod injuriam propriam non velim per me ipsum nec per alium vindicare, sed super hoc rectoris officium implorare et quod non utor conservatorio sine (sive) signato dummodo comodose illud habere potero sine dolo et fraude. Sic me deus adjuvet et sancta dei evangelia.

Der jugendliche König hatte nicht gezögert, sich dem deutschen Reiche als Oberhaupt zu zeigen, an der Beseitigung der inneren Uebelstände thätigen Antheil zu nehmen und insbesondere, so weit er konnte, der Anerkennung P. Urbans VI. als des rechtmäßig gewählten Papstes Vorschub zu leisten. Man kann nicht sagen, daß selbst damals sein persönliches Auftreten geeignet war, ihm viele Freunde zu verschaffen; ebenso wenig, daß die zur Beseitigung des Schismas ergriffenen Maßregeln hinreichten, die Christenheit vor einem bisher unbekannten Schauspiele zu wahren, in verschiedene päpstliche Obedienzen zu verfallen, und dadurch die schlimmste Wendung der Dinge aufzuhalten, daß statt der gehofften und so nothwendigen Reformation nun auch noch die Zerreißung der kirchlichen Einheit, die allein noch bisher die verschiedenen Völker und Staaten zusammenhielt, erfolgte. Wohl ist es denkbar, daß ein Römerzug und die Erlangung der Kaiserkrone dem wachsenden Unheil vielfach gesteuert hätten. Allein die Gegenpartei Urbans unter dem Pseudo Clemens VII. zog sich bereits nach Avignon zurück, erlangte den Schutz des französischen Königthums, und damit änderte sich wie mit einem Schlage die Lage der Dinge völlig. Nicht blos der Römerzug unterblieb; nicht blos daß der römische Stuhl, Reichsitalien und das arelatische Königreich, dessen letzter gekrönter König Kaiser Karl IV. gewesen, ihrem Schicksale überlassen wurden, sehr bald wurde es auch das deutsche Reich, zwischen welchem und seinem Könige sich eine dunkelgrüne Wand aufthürmte; die wunderbar schöne Waldregion, die sich im Südwesten von Prag nach Beraun, Pürglitz, Betlen (Žebrak) ausdehnt, hielt den König, dessen Jagdlust mit den Jahren zunahm, gefangen. Der Genuß edler Weinsorten in steigendem Uebermaße drängte die besseren Eigenschaften K. Wenzels in den Hintergrund, und seine Regierung nahm allmälig den Charakter an, den ihr ein Trunkener geben konnte, der nüchterne, ruhige, geordnete Thätigkeit verschmäht, wohl aber ein gewaltsames Aufraffen zeigt, in welchem er bald den kirchlichen Reformator auf eigene Faust spielt und seinen Zorn an unwürdigen Geistlichen ausläßt, bald um seine Autorität zu stärken gegen den Adel einschritt, ohne zu bemerken, daß diese Art zu regieren, eine allgemeine gelinde Anarchie erzeugen mußte. Dabei senkt sich plötzlich ein unheimlicher Schleier über sein Privatleben nieder und tritt über Vorgänge entsetzlicher Art ein Schweigen ein, das offenbar Furcht und Grauen zum Grunde hat, aber auch jener Stille glich, die einem vulkanischen Ausbruche vorherzugehen pflegt. Besäßen wir nicht die Aufzeichnungen des Burgunders Edmund Dinter über die Vorgänge am königlichen Hofe, seit Wenzel nur mehr in seinen tschechischen Waldschlössern sich aufhielt, wir könnten uns aus dem angstvollen Schweigen der Einheimische

aum klar machen, warum offener Aufruhr und steigende Unbotmäßigkeit nmermehr zunahmen, bis endlich geradezu an Absetzung und Beseiti- ung des Königs durch die Tschechen selbst gearbeitet wurde. Die Folgen der Verwerfung der majestas Carolina hatten sich trotz des umsichtigen und lugen Verfahrens K. Karls bereits unter diesem gezeigt, geschweige unter Venzel, der sich an Hinrichtungen von Bürgern und Adeligen gefiel, sein lnsehen zu wahren, und zuletzt selbst dem Henker in das Handwerk griff, enn es sich darum handelte, sein Mütchen an angesehenen und tugend- aften Geistlichen zu kühlen. Kein Wunder, wenn endlich er allen Ständen, en verschiedensten Ordnungen verhaßt war, und die Brutalität, die er übte, en ohnehin rohen und gewaltthätigen Sinn des Volkes zu jenen entsetz- chen Unthaten trieb, von welchen die große Judenschlächterei in Prag 1389 in schrecklicher Beweis war. Entstand diese, weil ein Jude einen Geistlichen erhöhnte, der die letzte Wegzehrung — das Sacrament, zu einem Kranken getra- en, so hatte der König, welcher die des Concubinates beschuldigten Geistlichen n den Pranger stellte oder selbst mißhandelte, dem Volke — ob Juden oder hristen — die Ehrerbietung vor dem geistlichen Stande, die bisher stattgefunden atte, durch eigenes Beispiel in die ärgste Mißachtung verkehrt und den wilden haten des Husitismus in höchst eigener Person vorgearbeitet. Ein schreck- ches Ende schrieb die, wie es scheint, beglaubigte Sage seiner ersten Ge- ahlin Johanna von Wittelsbach, Enkelin Ludwig des Baiern und Tochter erzog Albrechts von Straubing-Holland von seiner ersten Gemahlin Margarethe Herzogin von Brieg, zu. Die Mutter starb im Februar 1386 n Haag, wo auch (13. December 1404) der Vater starb, die Tochter bei ächtlicher Weile von K. Wenzels großen Hunden zerrissen nach 16jähriger he mit dem um 5 Jahre jüngeren Gemahle. Das traurige Schicksal der eutschen Königin auf tschechischer Erde am 31. December 1386 hinderte aber n Herzog Johann II. von Baiern-München, gleichfalls einen Enkel Ludwig s Baiern von dessen zweitältestem Sohne Herzog Stefan II. — nicht, ine Tochter Sophie mit dem um 15 Jahre älteren königlichen Witwer n 2. Mai 1389 zu vermählen. Geboren im Jahre 1376, in dem ahre, als Wenzel römischer König wurde, war die neue Königin, s sie Gemahlin eines notorischen Trunkenboldes wurde, erst 13 Jahre t. Es genügen diese chronologischen Daten, um ein eigenthümliches Licht f die ehelichen Verhältnisse zu werfen, vielleicht auch klar zu machen, warum s Kind, welches dem 28jährigen Könige als Gattin zugeführt wurde, rem Gemahle keine Kinder schenkte. Es hat der Umstand, daß Wenzel n zwei wittelsbachischen Frauen keine Nachkommenschaft erhielt, nicht zur estigkeit seines Königthums beigetragen. Blieb man doch noch immer bei

dem luxemburgischen Hause, wenn man Böhmen der mährischen Linie des selben in die Hände spielte! Die Königin Sophie starb nach 30jähriger trauriger Ehe, beinahe 50 Jahre alt, fern von Böhmen, sechs Jahre nach dem Tode K. Wenzels, am 26. Sept. 1425 zu Preßburg unter der Schutze ihres Schwagers, des aus Böhmen vertriebenen Königs Sigmund

Man mußte, als sich K. Wenzel, außer Stande den Zerwürfnisse im deutschen Reiche zu steuern und durch sein schändliches Verfahren gegen Johann von Pomuk, der „den Tschechen wie den Deutschen gleich theuer war" (1393), mit sich selbst in Zwiespalt versetzt, in Böhmen ebenso gehaßt als verachtet, von den deutschen Angelegenheiten mehr und mehr zurückzog nicht mehr nach dem Reiche ging, in Befriedigung der Waidmannslust und der Stillung seines Durstes seine Lebensaufgabe erkannte, auf eine Katastrophe in Böhmen wie im deutschen Reiche gefaßt machen. Die Symptome einer herannahenden Doppelkatastrophe mehrten sich, und selbst die Frage, ob sie zuerst in Böhmen oder im deutschen Reiche zum Ausbruche kommen werde, entschied sich, als 1393 K. Wenzel von dem böhmischen Herrenbunde gefangen genommen, aus Böhmen weggeschleppt wurde, und nachdem er 1394 seine Freiheit wieder erlangt, dulden mußte, daß seine Günstlinge und Rathgeber am 4. Juni 1397 in Karlstein, den sein Vater als Hort des Landes, zum Schutze des Königthums erbaut und mit allen Zierden seiner eigenthümlichen Pietät geschmückt hatte, meuchlings überfallen und ermordet wurden. Während im Stillen der Wiclifismus aus England in Böhmen eindrang und wenn auch nur langsam einen geistigen Zersetzungsproceß unter dem gelehrteren Theile des tschechischen Clerus organisirte, trat die Opposition des böhmischen Adels unverhohlen im Gewande der Rebellion gegen den König hervor. Sie nützte die später hussitische Bewegung zu ihren Zwecken aus, bereicherte sich dann mit den Gütern der Kirche und der Krone, aber sie war schon *vor* dem Hussitismus da, dessen Urheber auf den Adelsschlössern, wie er selbst in Constanz sagte, sichere Unterkunft fand, und bereitete somit die große böhmische Revolution vor, deren Resultat zuletzt in der systematischen Schwächung der Krone in dem Uebermaße der Macht des Adels bestand, der selbst einen Seinen, den „offgeruckten" Georg von Podiebrad und Kunstatt auf den Throne setzte und der dann wieder den schwachen Jagellonen den Weg zum Throne bahnte. Das slavische Element, das keinen geordneten Staat in Polen so wenig als in Böhmen, aufkommen ließ, wohl aber die Wahlherrherrschaft des Adels, die in Polen zur Republik mit einem Schattenkönig führte und in Böhmen im besten Zuge war, ein gleiches Monstrum herbeizuführen, gewann immer mehr die Oberhand, wenn auch noch 15

als Vorwand zur Ermordung der Günstlinge und Räthe in Karlstein der Satz galt, sie hätten Tag und Nacht dem Könige gerathen, nicht in die deutschen Lande zu gehen und ihn so vom römischen Reiche zu bringen gestrebt. Der König in den Händen Derer, die den Mord der Gegenpartei als Reichsinstitution ansahen, und seit der ersten Gefangenschaft immer eine Wiederholung dieses Schicksales fürchtend, sanctionirte das Geschehene und fand jetzt selbst heraus, daß die Ermordeten, die sich nicht mehr vertheidigen konnten, ihn an seinen Ehren und seinem Leibe verrathen wollten.

Der Aufenthalt in Prag, in Böhmen ward immer unheimlicher. Wie vor großen atmosphärischen Entladungen eine drückende Schwüle sich bemerkbar macht, pflegt auch großen moralischen und politischen Katastrophen ein banges Gefühl, ein lange unerklärbares Etwas voranzugehen, das freilich seinen Grund in den nachfolgenden schweren Thatsachen zuletzt auch dem Blödesten offenbart. Je mehr aber in Böhmen das Königthum ein Spielball der Parteien wurde, die Freiheit, wo nicht gar das Leben K. Wenzels bald von der einen, bald von der anderen Seite bedroht waren, mußte man auch gewärtigen, daß das deutsche Reich, trotz seiner tiefen Spaltung zwischen den Reichstädten und den Fürsten, der republikanischen und der erblichen Ordnung der Stände, der Tschechisirung und, was jetzt identisch war, der Demoralisirung des römischen Königthums nicht mehr ruhig zusehen könne, noch zusehen werde. Der Stein kam von mehr als einer Seite zum Rollen. Von wo man es am wenigsten erwarten mochte, vom Niederrhein, aus Köln, ertönten Klagen von Vorgängen an der Prager Universität, von Auswanderungen der Besten, vor Allem aber von der Untauglichkeit des Königs — wye he eyn vndachsame man were — und daß kein Mittel helfe, als das der Absetzung. Er lasse das löbliche und hochberühmte Studium und hohe Schule zu Prag ganz unter die Füße kommen und eingehen; er achte weder Edelmann noch Gelehrten und bleibe gemeiniglich liegen in Böhmen als ein swjin (Schwein) in synem stalle.

Es nahte, je länger das Schisma der Päpste dauerte, — und seine Verlängerung stand mit dem trostlosen geistigen Verfalle K. Wenzels und seinem Aufenthalte im mittelböhmischen Jagdrevier in unmittelbarem Zusammenhange — desto früher die Zeit, in welcher auf den großen Reichstagen der Christenheit, die man Concilien nannte und die sich auf das Eifrigste um Herstellung einer allgemeinen Ordnung der Dinge verdient machten, die Universitäten durch ihre bedeutenden Vertreter eine maßgebende Rolle spielten; nur nicht die älteste und lange Zeit einzige auf der Nordseite unserer Alpen, die Schöpfung K. Karls. Sie schien gerade jetzt nur die Aufgabe zu kennen, durch den Streit und die Anklagen der Ihrigen

die offenen Wunden zu zeigen, aus denen sie blutete, seit die Tschechen sich berufen glaubten, Kirche, Königthum und Wissenschaft in ihre Hände zu nehmen, um Alles und Jedes zu verderben.

3.

Die Uebertragung des deutschen Königthums von der Moldau an den Rhein. — Der deutsche König Ruprecht.

Nicht ohne die heftigsten Principienkämpfe schied das XIV. Jahrhundert von dannen. Der große Streit der Schweizer Bauern mit den österreichischen Adel und dem mannhaften Herzog Leopold endigte am 9. Juli 1386 mit dem Tode des Letzteren, der großen Niederlage der Seinen bei Sempach. Die Erhebung der flandrischen Communen vor Allem Gent's, welche, wenn siegreich, das französische Reich mit einer allgemeinen Umkehr der Dinge bedrohte, endete 27. Nov. 1382 mit der große Niederlage Philipps von Artevelde durch den französischen Adel und d französische Krone. Im Osten beriefen die Polen den heidnischen Beherrsch Lithauens Jagello (Wladislaus) auf den polnischen Thron. Sie trennte sich fast zugleich von Ungarn und beseitigten den deutschen Verlobten ihr Königin Hedwig und deutsche Herrschaft 1386. Zehn Jahre spät erlitten K. Sigmund und das Kreuzheer die große Niederlage bei Nikopol durch die Türken 28. Sept. 1396, und als der Bruder K. Wenzels d gewaltigen Gefahren der Heerfahrt, der Niederlage und der Flucht en ronnen, verfiel er erst der Gefangenschaft der ungarischen Stände. W so häufig schien erst gegen das Ende des Jahrhundertes die stürmisc Aussaat desselben zur Reife zu kommen!

Im deutschen Reiche war es der Anfang des neuen Jahrhundertes, 140 das die nachhaltigste Veränderung zu bringen schien. Ich habe an eine anderen Orte und ausführlich nachgewiesen, wie die italienischen Parteiunge die Macht der von Wenzel zu Herzogen erhobenen Viscontis von Mc land und die Besorgniß der Florentiner vor Aufrichtung einer norditalisch Großmacht die deutschen Churfürsten beeinflußten, die Sorge um das Rei dem Könige, der immer mehr zu verrohen schien, abzunehmen und d Sitz desselben von der Moldau wieder nach dem Rhein, des Reiches wi tigster Straße, zu verlegen. Basel, Straßburg, Heidelberg, Speier, Worn Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln, Reichs- und zum Theile bischöfliche Städ die an der Constituirung des Reiches in den verschiedensten Zeiten Anth genommen, da die Grabstätte deutscher Kaiser, dort jener Churerzkanz und Erzbischöfe, die in den schlimmsten Tagen an der Wiederaufrichtu

des Königthums gearbeitet und deren Grabstätten im Dome zu Mainz zu den lehrreichsten Monumenten der deutschen Geschichte gehören; zwei Städte, Heidelberg und Cöln, in jüngster Zeit mit Universitäten geschmückt, die eine 1386 durch Churfürsten Ruprecht, die andere seit 1388, ein deutliches Zeichen, daß, seit die Hauptquelle der Wissenschaft getrübt worden, sie sich nach einem anderen Borne umsah; ein herrliches gesegnetes Land vom lebhaftesten deutschen Stamme, den Franken im mittleren und unteren Laufe des Rheins, am oberen von Alemannen bewohnt, war es kein geringer Vorzug, daß hier sich 4 Churfürstenthümer Mainz, Trier, Cöln und Pfalz, 3 geistliche, ein weltliches berührten, während die Donau keines, der Norden 2, die Moldau das erste weltliche und das doppelte Königthum hatten. Allein die Machtverhältnisse hatten sich verschoben, Churfürstenthum und Macht deckten sich nicht mehr wie in früheren Zeiten; die 4 rheinischen Churfürsten waren in Betreff des Umfanges ihrer Territorien die schwächsten, namentlich für einen auswärtigen Krieg wenig geeignet. Den churfürstlichen Territorien gegenüber standen fürstliche Häuser, das habsburgische, das wittelsbach-baierische, die ihre eigene Politik hatten, und wenn sie sich nicht durch Theilungen zu sehr schwächten, eine sehr ansehnliche Macht besaßen. Dann wieder andere, die im Gegensatze zu den kriegerisch gesinnten Habsburgen, durch Erlangung von Reichsbisthümern und geistlichen Churfürstenthümern für ihre Secundogeniturlinie, was sie an Ausdehnung ihrer Territorien nicht gewinnen konnten, durch vermehrtes Ansehen im Reiche zu erlangen trachteten, wie in jenen Tagen ganz besonders das Haus der Grafen von Nassau. Ihr Streben war vorzugsweise der Besitz des Churfürstenthums Mainz, das Johann Graf von Nassau 1397—1419 und später unter harten Kämpfen Adolf 1463—1475 erlangten. Ein Diether von Nassau ward 1300 Erzbischof von Trier. Dann aber wandten sich die aufstrebenden Markgrafen von Baden diesem geistlichen Churfürstenthum zu, das 1456 Johann II., 1505 Markgraf Jakob erlangten. Die Zeit war längst vorbei, in welcher Grafen und Markgrafen den kühnen Sprung zum Königthum wagen konnten; es sorgten schon die Herzoge und weltlichen Churfürsten dafür, daß es nicht geschehe. Aber die geistliche Laufbahn stand ihren Brüdern oder nachgeborenen Söhnen offen, die ja auch zum Churfürstenthume führte, wenn ihnen nicht der Reichsadel den Weg dazu verlegte.

Noch im Jahre 1397, als K. Wenzel sich zur Reise nach Paris entschloß, lagen die Dinge nicht so, daß man eine Absetzung des Königs als so nahe bevorstehend erachten mochte. Allein dringend hatte Churfürst Ruprecht von der Pfalz davon abgerathen, und als nun die Nachricht

sich verbreitete, der römische König habe sich in Paris so betrunken, daß er nicht einmal zur königlichen Tafel kommen konnte, traten das Gefühl der Schande, welche er dem Reiche im Auslande bereitet, und die Besorgniß, er möchte durch seine mit dem französischen Könige geplanten kirchlichen Projecte die Verwirrung der Dinge noch weiter treiben, lebhaft in den Vordergrund. Man mußte sich fragen, ob noch mit gewöhnlichen Mitteln Abhilfe geschaffen werden könne oder der Zeitpunkt zu drastischen gekommen sei. Zwei Jahre, nachdem K. Wenzel von seiner Pariser Reise die wohl den Römerzug ersetzen sollte, nach Hause gekehrt war, erfolgte am 2. Februar 1400 die Lossagung der 4 rheinischen Churfürsten in Verbindung mit Churf. Rudolf von Sachsen von K. Wenzel, seine Citation nach Lahnstein, dann seine Absetzung durch die vier Churfürsten 20. August, endlich auf dem Churfürstenstuhle zu Lahnstein am 21. August 1400 die Wahl des Churfürsten Ruprecht genannt Clem, zum römischen Könige.[1])

Es ist hier nicht der Ort, die Rechtsfrage zu untersuchen, noch überhaupt die Motive, welche die große Veränderung begründeten, die im deutschen Reiche vor sich ging, als zu der allgemeinen Calamität des päpstlichen Schisma's auch das königliche Schisma in dem Reich sich gesellte, das mehr als ein anderes berufen und nach dem Vorgang der älteren Kaiser, verpflichtet war, den ungeheuren Schaden des kirchlichen Schisma's zu beseitigen; kaum aber dazu, ihn durch ein zweites, politisches zu vermehren, so daß endlich es gar zu 3 Päpsten und 3 römischen Königen kam. Diese Frage und der Einfluß von Außen, der sich dazu gesellte, den Entschluß der rheinischen Churfürsten zur That zu machen wurden in der Monographie über K. Ruprecht, den Ahnherren des jetzigen königlichen Hauses von Baiern, sattsam erörtert. Die Wahl war und blieb ein Wagniß, zu welchem nur die äußerste Noth drängen konnte. Wenn aber auch diese für den Augenblick sich weniger nachweisen ließ, so sorgte doch die nächste Zukunft dafür, als der König von seinem eigenen Bruder Sigmund gefangen und aus Böhmen hinweg nach Wien gebracht wurde 1402, daß der Schritt zu Lahnstein im Interesse des Reiches geboten z

1) Es ist ein schwerer Mißbrauch, fortwährend von einem Kaiser Ruprecht, einem Kaiser Rudolf von Habsburg, einem Kaiser Adolf, einem Kaiser Albrecht zu sprechen. Sie waren es nicht und schrieben sich auch nicht so. In Betreff der Bedeutung Clem finde ich bei Menken Monumenta landgrafiorum Thüringiae (Script. II. S. 842) den Marchio Fridericus Clem sive rigorosus. Es hat somit die Bedeutung des Strengen, wo nicht desjenigen, der sich, wie es leider mit Ruprecht in pecuniärer Beziehung der Fall war, in fortwährender Klemme befand.

sein schien. Blickte man aber auf die Persönlichkeiten, so konnte der Vergleich nur zu Gunsten K. Ruprechts ausfallen, von welchem Suchenwirt, sein gesangkundiger Zeitgenosse, dichtete:

Wolauf wir sullen fürbaz
Zu Herzog Ruprecht an den Rein;
Wenn ich (zu) dem khum, der lat mich ein,
Deß Hof sieht man gar wirdiglich
In schönen Züchten freudenreich,
Mit Herschaft und mit Vrauen
Mag man in chostlich schauen.

Der verdiente Ruhm, Beschützer der Universität Heidelberg und somit einer Stätte des geistigen Lebens für späte Jahrhunderte gewesen zu sein, während Wenzel bald sich zu einer That aufraffend, bald taumelnd und niedersinkend, nur berufen zu sein schien, Alles zu verderben, was er in die Hände nahm, hat K. Ruprecht einen bleibenden Schimmer der Begünstigung der edelsten Richtungen verliehen und seinen Namen den Männern angereiht, denen ein dankbares Andenken gesichert ist. Es ist nicht meine Aufgabe, mich darüber weitläufig zu ergehen, da dieses Verdienst gerecht und umsichtig nur von denen gewürdigt werden kann, die aus der Rupertina ihr eigenes geistiges Leben holten und mit ihrer Entwicklung sich durch Beruf vertraut gemacht haben. Wenn aber die verbündeten vier Churfürsten zu Lahnstein erklärten, er — K. Wenzel, hait auch, daz erschreklich und unmenschlich ludet, mit seiner selbst hant vnd auch vbermetz vnd ander vbelteder dy er bey ym hait, erwirdigt vnd bidderbe prelaten pfaffen vnd geistliche lude ermordet, erdrenkt, verbrannt mit fakeln vnd sie jemerlichen vnd unmenschlichen widder recht getodtet daz eiynem Roemische kunighe vntzemlich steh und ludet — so war das sittliche Moment hervorgehoben, das zur Erhebung K. Ruprechts Anlaß gab, dessen Hofhaltung die Dichter besangen, während die K. Wenzels gemieden und verabscheut wurde. Wenn aber ferner die Entwicklung des böhmischen Staatsrechtes darin sich äußerte, daß einerseits der König zu so schnöden und unmenschlichen Thaten sich berechtigt fühlte, andererseits er trotz Krönung und Huldigung hinweggeschleppt, seine Günstlinge aber ermordet wurden, so war der Schritt gerechtfertigt, den Sitz des römischen Königthums von der Moldau nach dem Rheine zu verlegen und den böhmischen Gepflogenheiten deutsches Recht und deutsche Sitte entgegenzustellen. Nur genügte es nicht, den Versuch zu machen, der zunächst das deutsche Reich theilte, sondern mußte Macht gegen Macht entscheiden, und da zeigte sich, daß das kleine Churfürstenthum von der Pfalz und die dem eigentlichen Kampfplatze ent-

legenen drei geistlichen Churfürstenthümer nicht ausreichten, das Königreich Böhmen zu bewältigen und durch Besiegung K. Wenzels die Einheit des Reiches herzustellen. Aber auch der Versuch mißlang, durch einen Römerzug die Kaiserkrone zu gewinnen, die Wenzel um des edlen Waidmannswerkes verabsäumt hatte, und noch weniger, die Einheit des Papstthums herzustellen, das trotz Ruperts Bemühungen zu Pisa sich gerade zum dreifachen gestaltete!

Zu all diesen Kämpfen und dem Zwiespalt im Innern, den der König gleichfalls nicht zu beseitigen vermochte, kam jetzt aber erst noch der slavische Antagonismus, der zu einem wuchtigen Schlage gegen die Deutschen ausholte, als diese ein nationales Königthum dem in tschechische Abhängigkeit gerathenen entgegen, am Rhein und in Heidelberg gegen Prag aufzurichten dachten. — Die drei nicht tschechischen Nationen der Universität hatten sich in den Traum gewiegt, durch den früher abgeschlossenen Vertrag und den darauf begründeten Universitätseid in ihrem wenn auch geschmälerten Besitzstande unangegriffen zu bleiben. Das war aber ganz nicht die Meinung der tschechischen Magister, vor Allem des Johann von Husinetz, der selbst durch seine Vorliebe für die Doctrinen des Engländers John of Wiclif mit dem Erzbischofe in einen Conflict gekommen war und von K. Wenzel bereits die Drohung erhalten hatte, er werde ihn dem Flammentode übergeben. Da gelang es ihm, nicht blos das Interesse der tschechischen Nation in den Vordergrund zu stellen, sondern auch den Augenblick zu benützen, in welchem König Wenzel seine ganze bisherige Kirchenpolitik veränderte und zugleich einen Vertrag mit den Cardinälen zur Vernichtung K. Ruprechts abschloß, um den König zu bestimmen, unter einer nichtssagenden Berufung auf die Gründungsurkunde der Prager Universität, im vollen Gegensatze zu seiner eigenen königlichen Erklärung vom 31. Januar 1399, den drei Nationen das bisher behauptete Recht bei den Prüfungen, den Wahlen und allen *Universitätshandlungen* abzusprechen, der böhmischen Nation 3, den drei Nationen aber nur Eine Stimme zuzuerkennen. „Nichts vermöge seine Ehre mehr zu erhöhen, hatte der König noch am 31. Januar 1399 ausgesprochen, und seinen Namen weiter bei Fremden zu verherrlichen, als wenn durch seine Sorgfalt der *Ausländer den süßen Boden der Heimath aufgebe, sich nach Böhmen wende* und, um *Wissenschaft zu erlangen*, *Eltern* und *Freunde* zurücklasse." Jetzt wurde derjenige, welcher die Intrigue eingefädelt hatte, durch die der Rechtsbruch erfolgte und die beschränkte nationale Auffassung in noch höherem Grad als 1384 siegte, als *Befreier* der tschechischen Nation begrüßt und erlangte Johann von Husinetz auf ein

nal die dominirende Stellung, die er zur Einleitung der tschechischen Re-
volution benützte, von der freilich K. Wenzel sich nicht früher eine Vor-
stellung machte, als bis ihre Wogen über seinem Haupte zusammenschlugen.
Die Feindseligkeit recht deutlich zu machen, construirten Hus und seine
Partei aus den 3 Nationen Eine, eine natio teutonica, und richteten nun
gegen diese „als Ausländer, Verschwörer und Lügner" ihr Geschütz. Der
tschechische Clerus, an seiner Spitze Johann Hus, entfesselte zu seinem Siege
die ganze Fülle des slavischen Hasses gegen die Deutschen und ist sich auch
nach diesem Vorbilde und Vorgange in den späteren Jahrhunderten nur
zu oft gleich geblieben. Wie Magister Andreas von Böhmisch Brod auf
dem Concil von Constanz auf seinen Eid befragt, erklärte, enthielt die
königliche Entscheidung, als deren Autor Hus sich rühmte, eine grelle Ver-
letzung der Statuten der Universität und der beschworenen Vereinigung
und es war eine moralische Spiegelfechterei, die Sache so darzustellen wie
es Hus that, daß die von ihm erwirkte Entscheidung, die den ganzen
Charakter der Universität umstürzte, mit der Gründungsurkunde K. Karls
im Einklange stehe. Wohl aber führte sie zur Auflösung und Zerstörung
der Universität. Die königliche Erklärung vom 18. Januar 1409 erklärte
sich gegen alle Rechte der deutschen Nation, die sich nach einer wahrhaften
Relation, welche Wenzel vorgelegt worden, 3 Stimmen zueignete, während
sie selbst des Rechtes der Einwohnerschaft, des Incolates, gänzlich untheil-
haftig sei; sie wendet diese für ewige Zeiten der tschechischen zu, die sie
friedlich genießen solle. Schade, daß dieses deutschfeindliche Actenstück, die
tschechische Kriegserklärung gegen die natio teutonica (die relatio), nur inso-
ferne auf unsere Tage kam, als sie Aufnahme in die königliche Erklärung
von Kuttenberg gefunden hat. Es ist aber für die Männer, welche die Sache
in ihre Hand nahmen, charakteristisch, wie für K. Wenzel selbst, daß die
Abgesandten der 3 Nationen den König bereits für ihre wohl begründeten
Rechte gewonnen hatten, als es Hus und Hieronymus von Prag gelang,
den unselbständigen Monarchen wieder für ihre Ansicht umzustimmen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Schrift sein, den offenen Act der
Feindschaft gegen die deutsche Nation im Einzelnen zu verfolgen. Dieses ist
mit Benützung vieler bisher unbekannter Acten schon vor 22 Jahren
geschehen, was aber die Deutschen nicht hinderte, ihrem Todfeinde auf
deutschem Boden Statuen zu errichten und eine gegen die deutsche Nation
und ihren König unmittelbar gerichteten Schlag zu ignoriren.

Damals war es, daß in der Appellation der 3 Nationen dem Könige
der Vorschlag gemacht wurde die Universität zu theilen und dieser,
als einziges und richtiges Mittel eines dauernden nationalen

Friedens dem Könige unterbreitet, von den Tschechen abschlägig beschieden wurde. Die tschechische Partei wollte die Alleinherrschaft, keine Theilung. Wie heutigen Tages unter ähnlichen Verhältnissen, ward damals von den 3 Nationen hingewiesen, daß aus der königlichen Entscheidung von Kuttenberg nothwendig die Verwirrung des Königreiches, dadurch der Untergang des Königs erfolgen müßte. Die nur zu gegründete Prophezeihung wurde bei dem Uebermuthe der siegenden Partei und der heillosen Schwäche des Königes, der mehr als je darauf bestand, König der Deutschen zu sein, während der Luxemburger, der Sohn eines Kaisers, die deutsche Nation im eigenen Lande ihren geschworenen Feinden preisgab, verlacht und verachtet. Sie hat ihre Wahrheit nur zu sehr bethätiget und zwar an der Universität, die ohne die Deutschen geistig zu Grunde ging, an dem Königreiche, das der Revolution verfiel, an dem Könige, der sehr bald froh sein mußte, den Titel eines Königs der Römer zu bewahren und, nachdem er erlebt, daß sich die Tschechen um ihren gekrönten König nicht im Mindesten kümmerten, am 30. Juli 1419 den Fenstersturz in der Neustadt unternahmen, elend und verachtet sein Leben beschloß.

Als nun die Deutschen in der Erkenntniß, daß beschworene Rechte bei den Anhängern des Hus keine Geltung fänden, die Tschechen das Recht der Herrschaft für sich behaupteten, von einem friedlichen Auskommen und geistigem Zusammenwirken keine Rede sein könne, in Maßen auszogen und Prag den Rücken kehrten, erfolgte die Vertheidigungsschrift des Hus und seiner Genossen, die vor Jahren in der Behausung eines Bauern gefunden wurde und glücklich in die Hände dessen gelangte, der ihren Werth zu bemessen verstand. Sie ist in dem beharrlichen Kampfe der Tschechen gegen die Deutschen eines der merkwürdigsten, zugleich nach Form und Inhalt eines der widrigsten Actenstücke, schon deshalb von Wichtigkeit, weil die siegende Partei nunmehr die Maske ablegte. Sie betonte den Unterschied zwischen den echten und unechten Söhnen des Hausvaters und wies darauf hin, daß man das Brod nicht den Hunden geben dürfe, d. h. den Deutschen. Jetzt war K. Wenzel als absoluter Herrscher, dem man zu gehorchen habe, recht und genehm und wurde in dem Maße unbedingter Gehorsam verlangt, in welchem sein Entscheidung gegen die deutsche Nation war, natürlich sich vorbehaltend, ihn den Gehorsam wieder aufzukünden, wenn er etwas befahl, was der tschechischen Nation nicht genehm war. Jetzt ward der die hussitische Bewegung leitende Grundsatz unumwunden ausgesprochen, die böhmische Nation müsse die ausgezeichnete Regiererin der anderen Nationen sein. Wie Gott das gelobte Land unter 12 Stämme (zum ausschließlichen Besitzthume) getheilt, müßte es auch mit Böhmen der Fall sein. Früher wäre

er nur Tschechen gewesen, so müsse es auch künftig sein und die Böhmen hne Störung durch die Deutschen bleiben.

Die deutsche Nation erhielt aus dem Munde des neuen evangelischen redigers die Weisung: nimm das Deine und gehe. Wenige Jahre äter, als das bisher unbekannte Verzeichniß der den flüchtigen Bürgern rags und anderer Orte widerrechtlich abgenommenen Häuser, Weinberge, ärten, zusammengestellt wurde, hieß es, sei froh, wenn Du gehen kannst, ein Eigenthum gehört aber dem neuen auserwählten Volke Gottes, dem olke Israel, dessen Rector Johannes Hus ward. Die heutigen Verschwörer - die deutsche Nation — waren ja nach der neuen Doctrin schlimmer s die Juden und Pharisäer gewesen, indem sie nicht blos gegen Christus, ndern auch gegen das Königreich Böhmen und die Prager Universität h verschworen hätten. Mit Recht habe K. Wenzel die Deutschen aus inen Reichen gebannt und exilirt.

Dahin war es mit dem deutschen Königthum des Königs von Böhmen kommen. Seit der Adel das Recht zu tumultuiren der Unterwerfung unter e majestas Carolina vorgezogen und beharrlich bethätiget, steuerte die ation, welche sich als zweites Israel bezeichnete, der Periode der Fenster- irze zu, die, als sie im Anfange des XVI. Jahrh. sich zum drittenmal iederholt, als mos bohemicus, als tschechische Sitte bezeichnet und vor den ugen der civilisirten Welt dadurch entschuldigt wurden. Keinem Volke war nöthiger, mit einem anderen zusammenzuleben, und durch den Gegensatz r Extravaganzen jeder Art behütet zu werden, als dem, welches jetzt über n böhmischen König Wenzel nach Belieben verfügte.

Wenn auch die deutschen Professoren und Studenten, die vor Hus d seinen Genossen aus Prag auszogen, sich vorzüglich nach Leipzig nndten, so hatte man doch schon 1386 dafür gesorgt, daß nicht blos achsen und Oesterreich, wo Herzog Rudolf IV. die deutsche Universität ien gegründet, sondern auch das Rheinland seinen geistigen Mittelpunkt sitze. Es handelte sich aber nicht blos darum, der Wissenschaft und vor llem der Jurisprudenz eine neue Stätte zu bereiten, durch alle Völker r lateinischen Kirche ging damals ein gleichartiger Zug, der mit dem berdruß in Verbindung steht, den das Schisma der Päpste — der berufenen rreter einer geistigen Einheit — hervorgerufen. Nicht blos die theologische elehrsamkeit, überhaupt Geschäftskenntniß und Behandlung politischer An- legenheit ruhten noch immer in den Händen der Geistlichkeit. Karl IV. tte diesen Einfluß eher vermehrt als vermindert, aber nicht hindern nnen, daß das Episcopat durch die weltlichen Würden und Geschäfte er verweltlichte, als seiner kirchlichen Aufgabe treu blieb. Was nützte es

aber, Weltlichen weltliche Geschäfte übergeben zu wollen, so lange Geleh
samkeit und Bildung nicht auf dieser Seite zu finden waren? Die Bedeutun
der Universitäten Deutschlands steht daher mit dem Zuge nach Säcula
risation, nach der Heranbildung weltlicher Kanzler, geschulter Beamten ur
Richter in unmittelbarem Zusammenhange, und es ist auch hier der Unte
schied zwischen dem slavischen und dem deutschen Theile des Reiches, de
Besitzthum K. Wenzels und dem K. Ruprechts, bemerkbar. In dem eine
sanken in nächster Zeit Kirchen und Klöster in Asche und bemächtig
sich der Adel des Kirchengutes. Er säcularisirte nach der Weise der au
gewühlten rohen Massen, er griff wie sie in fremdes Eigenthum ein, de
zu ganz anderen Zwecken gestiftet worden war, als da von den Taborite
zerstört, dort vom tschechischen Adel geplündert zu werden, dem es dann nach d
Schlacht am Weißen Berge erging, wie er es zwei Jahrhunderte lang geg
Andere getrieben hatte. In dem Bereiche K. Ruprechts nahm die Säculari
sation einen anderen Charakter an. Es handelte sich darum, die weltlich
Angelegenheiten den Weltlichen zu übergeben, diese zum Dienste des Staat
heranzuziehen, unbeschadet der Reichsverfassung, die ein halb geistliches, ha
weltliches Reich begründete, aber den geistlichen Fürsten nicht verwehrte, sich
weltlichen Zwecken um Weltliche umzusehen und die Geistlichen auf ihr Geb
zu beschränken. Diese sehr wichtige und maßgebende Richtung der Zeit ste
aber selbst mit dem Verlaufe des großen Streites des Priesterthums u
des Königthums, der die früheren Jahrhunderte unserer Kaisergeschichte n
seiner großen Wandlungen erfüllte, in einer gewissen Folge, ist eigentlich i
natürlicher Ausläufer und enthält die friedliche und nach zwei Seiten h
berechtigte Verständigung zweier Mächte, die in langjährigem Kampfe n
einander ebenso ihre gegenseitige Kraft gemessen, als auch ihren wahr
Beruf, nicht gegen einander, sondern für und mit einander zu wirken, kenn
gelernt hatten. Niemand wird aber leugnen können, daß die Stellun
welche jetzt die Laienwelt errang, das charakteristische Moment d
neueren Zeit, im Gegensatze zum Mittelalter ist. Dieser früher
Zeit gehört aber auch ein anderer nicht minder merkwürdiger Zug an. B
oft ist nicht bei den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst von
translatio imperii die Rede! Es galt in gewissen Zeiten als ausgemac
daß der Papst das Kaiserthum von den Griechen an die Deutschen, an
Franken (Karolinger), dann an die deutschen Kaiser im engeren Sinne d
Wortes übertragen. Und selbst die Spitze ist der Theorie nicht ferne, d
der Papst streitsüchtigen Geschlechtern gegenüber das Kaiserthum den De
schen wieder entziehen und einer anderen Nation übergeben könne und
sehr wünschte z. B. K. Manuel der Komnene im Streite P. Alexander's I

it K. Friedrich dem Staufer, daß der Papst das Kaiserthum ihm über-
age, das doppelte Kaiserthum in dem von Konstantinopel vereinige!

Auch jetzt war es zu einer translatio gekommen und sollte das
aiserthum von der Moldau an den Nekar, respective an den Rhein ver-
flanzt werden. Ob dazu Heidelberg ausreichte, möchten wir bezweifeln. Die
ilflosigkeit K. Ruprechts nahm bekanntlich in den letzten Jahren seiner
Regierung in einer Weise zu, die den König in den Bereich der Hilfe-
ehenden herabzog. Allein an der Moldau ließ sich das deutsche Königthum
uch nicht mehr erhalten. Dafür hatten Hus und seine fanatischen Tschechen
esorgt, deren zerstörende Hand auch hiebei sichtbar ist. Selbst als K. Sig-
und die husitischen Wirren beendete und das böhmische Königthum, wenn
uch als Ruine wiederherstellte, war keine Rede mehr davon, daß Prag
ie in den Zeiten Karls IV. das sei, „was Rom und Konstantinopel ge-
esen." In den großen husitischen Kriegen trat dann so recht die Bedeutung
er großen Fürstenhäuser im Gegensatze zur reichsständischen Macht der
ürsten und Churfürsten hervor. Als Sitz des Königthums, geschweige des
aiserthums ließ sich Heidelberg nicht halten; aber auch Prag nicht mehr.
ie Bedeutung des Rheines litt, seit die Niederlande einem Fürsten aus
em Hause Valois zugekommen; die Bedeutung der Donaulinie nahm zu,
it der Erbfeind aller christlichen Cultur, der Osmane, die Donauländer
n Angriffspositionen gegen das deutsche Reich umgewandelt hatte. Wie
uft Konstantinopel den Slaven, Avaren, Bulgaren gegenüber Hauptfestung
es Reiches geworden war, dessen Hauptstadt es auch war, ward Wien
er Sitz des Königthums und Kaiserthums, zog sich der Schwerpunkt des
eiches an die Donau und endigte die translatio imperii, welche K. Ru-
recht eingeleitet, zwar nicht zum Vortheile seines tschechischen Gegners,
uch nicht zu seinem eigenen, aber zu dem eines nicht churfürst-
chen Hauses, das sich nach dem Tode des letzten Luxemburgers der Mühe
nterzog, Vorkämpe des Reiches im jahrhundertlangen Kampfe mit den
rbfeinden desselben nach Ost, nach West, nach Nord, nach Süd zu sein.
öhmen aber blieb seit K. Wenzels sturmbewegter Regierung der Wetter-
inkel Mitteleuropas, von welchem, so lange es als Staat bestand,
e Gewitter ausgingen, die in den Nachbarstaaten zündend nieder-
hren, und die erst sich verzogen, als eine deutsche Bevölkerung wieder-
hrte und nicht mehr ein Hus sich vorfand, der sie des Rechtes des Juco-
tes zu berauben Macht hatte, wenn auch der Wille dazu vorhanden war!

Während K. Ruprecht unter den Mühen und Sorgen, die ihm das
utsche Königthum und nicht in geringem Grade seine früheren Freunde
reiteten, zusammenbrach und früh seinem Ende entgegenging, hatte sich

in der slavischen Welt die große Veränderung zugetragen, mit der do
XV. Jahrhundert begann. Am 15. Juli 1410 errangen die Polen b
Tannenberg den großen Sieg über den Deutschherren-Orden, der die Mac
desselben brach. In Prag hatte es schon 1409 nicht an Verdächtigung
der Deutschen, die einer Hinneigung zu K. Ruprecht beschuldigt wurde
gefehlt, wie denn überhaupt die Lust zu verdächtigen in den böhmisch
Wirren stets eine große Rolle spielte. Ganz offen wurden die Deutsch
als Verschwörer gegen die allerheiligste Stadt Prag, die heilig
böhmische Nation und die heilige böhmische Communität b
zeichnet. Man scheute auch den letzten Schritt nicht und bezeichnete Prag u
die Prager Erde als den Boden, auf welchem „die Halbgötter" wuchse
Längst hatten in ihren eigenen Augen die tschechischen Magister die deutsch
bei weitem an Kenntnissen und Gelehrsamkeit überragt, auch nach dies
Seite den Sieg davon getragen. Das wissenschaftliche Turnier, welch
zu dem Endzwecke von der tschechischen Artistenfacultät gehalten wurde, sol
den Beweis dafür liefern. Der Befreier der tschechischen Nation vom Joc
der Deutschen, Mag. Johann Hus, betheiligte sich hiebei mit der quaesti
ob von dem Volke Pharaos, das im rothen Meere ertrunke
und von den Sodomiten, die in Schwefel und Pech unte
gegangen, Einige gerettet worden seien? Damit glaubte m
den Sieg der Tschechen über die Deutschen und das moralische Uebergewi
der Tschechen über sie hinlänglich dargethan zu haben. Es charakterisirt al
den Geist und die Tendenz der ganzen Bewegung, sowie ihres Leite
und Urhebers, daß unter dem neuen tschechischen Rector der Beschluß gefa
wurde, alle Acte der Universität, die sich auf den jüngsten Streit bezoc
und dem Kuttenberger Decrete K. Wenzels widersprachen, zu vernicht
Man wollte der Nachwelt jede Kunde der eigentlichen Vorgänge entziel
und nur dasjenige sollte ihr überliefert werden, was dem von Hus u
seinen Gefährten erschlichenen königlichen Decret entsprach. In ähnlic
Weise verfuhr man mit der deutschen Sprache. Sie war in den Kirc
wie in der Hauptstadt des tschechischen Königs der Römer geächtet. I
Krieg, der jetzt begonnen und in welchem offen darauf gedrungen wur
die Deutschen aus Böhmen zu vertreiben, wurde somit eröffnet mit V
nichtung der historischen Documente. Glücklicher Weise gelang es deutsch
Fleiße doch, die Absicht, die Welt zu täuschen und was Hus zusagte
historische Wahrheit darzustellen, zu vereiteln. Jetzt aber hieß es in Pr
der Rector der tschechisch gewordenen Universität — Hus — regie
Israel, das neuerwählte Volk Gottes; er sei „der Mittler zwisch
Gott und seinem Volke."

So hoch gingen bereits die Wogen der slavischen Bewegung, als K. Ruprecht am 18. Mai 1410, von den Mühseligkeiten seines hohen Amtes gebrochen und bereits um sein eigenes königliches Dasein kämpfend, in Oppenheim 58 Jahre alt sein Leben beschloß.

Da es ihm nicht gelungen war, die große nationale Spaltung im Reiche zu heben, diese vielmehr sehr bald die Aufmerksamkeit des allgemeinen Reichstages der Christenheit in Constanz in Anspruch nahm, blieb seine größte und nachhaltigste That der Versuch, den Sitz des Königsthums auf wahrhaft deutsches Gebiet, nach Heidelberg zu verlegen, wo, als deutsche Sprache, deutsches Recht, Wissenschaft und Sitte in Prag geächtet wurden, sie eine bleibende Stätte fanden.

4.

Die Gegensätze.

Wenige Jahre nach dem Tode K. Ruprechts, als P. Johann XXIII. im Schlosse zu Heidelberg unfreiwilliges Quartier bezog, Johann von Husinetz aber, durch das Zeugniß seiner tschechischen Freunde und nunmehrigen Gegner überwiesen, verurtheilt wurde, standen sich die Gegensätze in größter Schroffheit gegenüber.

Die deutsche Nation, wie sie sich selbst bezeichnete, devota, patiens et humilis, wandte sich dem allgemeinen Bedürfnisse der nach einer Reformation lechzenden Zeit zu und half die Concilienperiode begründen, die sich die Tilgung des Schismas, die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit, die Aussöhnung der den christlichen Orient und Occident spaltenden Gegensätze zum Ziele setzte. Das Product dieser unablässigen mühevollen Arbeit war die Renaissance, die auf dem geistigen Gebiete nach neuen Quellen und neuer Erkenntniß forschte, auf dem künstlerischen an die Antike anknüpfte, auf dem religiösen aber den ganzen Gedankenvorrath griechisch- und römisch-christlicher Jahrhunderte demjenigen zuführte, das sich durch eine beispiellose Fülle schöpferischer, genialer Naturen auszeichnete. Die deutsche Nation sicherte sich dadurch ein Capital, an das sie, wenn sie wollte, nach trüben Zeiten immer wieder anknüpfen konnte und im XVIII. Jahrhunderte auch anknüpfte.

In der Heimat des Johann von Husinetz gab es nur Eine Richtung, einen Götzen, dem alles Uebrige geopfert wurde, die Nationalität. Der Bruch mit der Vergangenheit, mit Allem, was durch die Einwirkung der von Deutschland herübergekommenen Cultur entstanden war, war vollständig

wie der Triumph des einheimischen Adels und die Knechtung der Massen, der Umsturz des Königthums, der Kirche, der gesammten Cultur, alles dessen, was K. Karl gewollt, erstrebt, geschaffen. Die Universität stand still, das Volk verwilderte unter blutdürstigen Führern, unter dem Bürgerkriege, der mit der Zerstörung aller Stätten der Cultur begonnen hatte. Um diesen Preis triumphirten die Männer der sacrosancten Gemeinde. Die große Bewegung der Geister im fünfzehnten Jahrhunderte ging an ihnen so viel als spurlos vorüber. Es handelte sich darum, daß ein Einheimischer oder doch ein Slave, aber kein Deutscher König werde, und statt der Renaissanceperiode hatte man den Utraquismus als nationales Siegeszeichen. Ganz Böhmen spaltete sich aufs Neue, in Städte, die den Kelch zu ihrem Symbol nahmen, und in die, die dieses Symbol verwarfen. Damit war der Nationalstolz befriedigt, und mehr bedurfte es nicht, wenn auch, wie Peter Chelčicky sagt, das Volk viehisch geworden war. Wer ersetzte ihm den verlorenen Wohlstand, wer den abhanden gekommenen Frieden, das einst so mächtige Bedürfniß nach geistiger Belebung? Wer die individuelle Freiheit? Man brauchte das Alles nicht mehr! Man hatte den kühnen Schritt zur allgemeinen Revolution gewagt, selbst auf die Gefahr hin, daß sie drei Jahrhunderte lang in immer neuer Gestalt wieder erscheine, die Auflösung unaufhaltsam weiter schreite!

Man bedurfte der anderen Nationen, vor Allem der deutschen, nicht mehr, und was dadurch an reellen Gütern unwiederbringlich verloren ging, ersetzte — die Einbildungskraft, die den Abgrund nicht sehen ließ, dem man zusteuerte, als es eigentlich kein Volk mehr, sondern nur — Herren, Ritter, einige Städte und verarmte Knechte gab.

War der Husitismus, wie seine Anhänger behaupten, ein Culturelement, so ist sicher, daß die übrigen Nationen desselben nicht bedurften, auch keinen Grund hatten, diejenigen zu beneiden, die die Periode des „Humanismus" für überflüssig erachteten.

Beilage. (Anfang der K. Wenzel Bibel.)

Nach einer Mittheilung des verstorbenen Academikers, Herrn Dr. Haupt

f. 1.a. Hie hebt sich an die vorrede vnd. | der prologus vber das buch daz do heisset vnd genant ist Biblia etc. | O [1]) Got got du hertzen liebes gute | Czu dir hebit sich mein mut. Und | rufet dich gutlichen an. wenne | nyemant wol geschaffen kan. | An dich wil yeman icht begin | nen. V

1) Zwischen der rothen Ueberschrift und dem Texte in einem blauen großen | das Bild des Weltheilandes die Bibel oder ein Buch in der linken Hand.

herczen vnd von ſinnē | hebit keiner hand geticht | Und hat er deiner hulffe nicht | Vnd ob er die vorkeuſet. Sein ar | beit er vorleuſet. Wenne alſo ſp | ſpricht dein werder ſon. An mich | můgt ir nicht getvn. Dor vmbe | rufe ich herre czu dir. Und bite | dich das du ſendest mir. Deiner | gnaden ſtewer. Des heiligē gei | ſtes fewer. Das mein ſinne durch | feuchte. Und mein ſele erleuchte. | Und mir entflieffe meinē mvnt | Das ich mv̊ze
f. 1.b. czu aller ſtvnt. In | trewen ymmer meren. Das lop dei | ner eren. Das | ich die pfvnt die du | mir. Hast vorlihen brenge dir. M | Mit reichem wucher vrolich. Das | dein mvnt ſo fruntlich. Mir denne | gůtlich ſpreche czu. vrewe dich lie | ber diener nv. Sint du bist czu di | ſen ſtunden. Getrewe vber wenig | funden. Ich wil dich deiner not er- | getzen. Und vber vil gutes ſeczen.

1) Reiche ouch herre deine ſtew | er. Czu diſer lieben abent | tewer. Dem vromen herren der | den rat. Uon dir ſelbe enpfangē | hat. Dem werden getrewen diener | dein. Dem Rotlebin herren mer | tein. Der in rechter tugende kern | Brinnet als ein liechter morgen | ſtern. Und ſich vnder deinen dienst | beuget. Und manch gut teſtamēt | czeuget. vnd meret deine heilige | ſchrift. Der ouch ſtiftet diſe geſtift | Czu lobe deiner heilicheit. Gib | im herre ſteticheit. Und dorczu | vrolichen mut. Das er dicz wer | ke gut. Muze vol furen in ſeinē | tagen. Das er do mite mů̊ze be- | iagen. Der ewigen ſelden hort. | vreude beide hie vnd dort. Gib | ouch ſeiner werden vrowen. die | ſich lest in trewen ſchowen. zu | allen cziten loze. Recht als ein | werde rose. Sterck vnd volleku- | menheit. Das ſie an deiner ar | beit. Mit deinen ſchriften erwer- | be. Das ſie nymmer erſterbe. |
f. 1.c. Bis das ir leben alſo gevalle. den | touben an alle galle. Der Konigin | der trewen vnd der cren. Marien | der werden heren. Das ſie ſi mů̊ze | czuchticlich. Fůren in ires kindes | reich. Und gebe in do der trewen. | crone. Nu vnd ewiclich zu lone. |

2) Criste des ewigen vaters ſ | ſon. Nu hilffe vns das | wir alſo ton. Das vns nymmer | miſſelinge. Dein helfe vns dar | czu bringe. In aller vnſer arbeit | Gib vns ſelbir dein geleit. wenn | wir vns han geſeczet vor. Ouf | flieſſen deiner ſchrifte tor. Die | manchem noch vorſperret ſein. | So das wir aus der latein. Sie | czu deutſche richten. vnd durch | deinen namen tichten. Dor v̊mbe | das dein Kindel. Die diſer werlde | ſwindel. Hat be-toubet vnd vor | irret. Und von dir verre gevirret. | Dar aus helfe enpfahen. Und | wider czu dir gahen. vnd durch | deiner diener ſelden. Die vf der | ſchriften velden. Der ſele narūge | ſuchen. Das ſie in keinen Bu | chen. uinden keiner minne fū | ken. Und werden in liebe trvnc | ken. Als vns ſchrebit herre ſa | lomon. In der liebe buch do von | Eſſet vnd trincket mein lieben | frůnt. Und werdet truncken nv | czu ſtunt. Ewer lieb mir ſlafen | machet. Jdoch mein hercze wa | chet. Nu herre in deinē namen. |
1.d. Durch deiner heiligen minne ſtū | men. Hilffe das wir in vnſern | tagen. Dein ioch alſo mů̊zzen tu | gen. Das wir in deines vaters lant. | Mit den

1) Blaues R.
2) Großes goldenes C.

czu der rechten hant | Enpfahen deines ſegens gewin | So du ſpricheſ
gůtlichen czu | in. Kvmet ir geſegenten Kindel | rein. In das reich de
vaters | mein. Das euch von anegenge | ich. Han bereitet ewiclich. Das |
vns das allen wider var. Des | helfe vns die muter clar. Die | in ire
iungen tagen. Criſtum | meitlich hat getragen. In des | heiligen namen
volleist. Va | ter ſon heiliger geist. Allen go | tes Kinder. Die sich i
trewen la | ſent vinden. Und in gleicher fa | ſe. Bawen des himels ſtraſ
Die | got von herczen vnd von ſinnen | Und die heilige ſchrift minnen |
Vnd do mit bekv̊mmert weſen. | Das ſie gerne hv̊rent leſen. O | der ſelbe
leſen den wil ich. Hie | vor legen frůntlich. Der beſten a | bentewer hor
Die mein oren | ye gehort. Ein buch das heiſſet | biblia. Die wil ich a
richten | ſa. Und mit gleichen ſlechten | dingen. In deutſche czunge v
vnd ſprache bringen. Nicht zu | reime sam ich aldo. Gee in diſē | prolog
wenne wer es alſo | wolde ſagen. Der můſte czu | vnd abe tragen. Un
f. 2.a. die ſchrift | gar vorkeren. Alſo wil ich nichte le | ren. Sunder gleich a
vns ſchrei | bet da. Der heiligen ſchrift hyſtori- | a. Alſo wil ich euc
ſchencken. U | Und mit vreuden trencken. |

[1] D

Jses buches ausganck. Ist vō der | werlde ane vanck. Uon dem erſten
tage. Von wreuden vnd von clage | was wunders in allen cziten. In | diſ
werlde weiten. Geſchach | vnd noch geſchehen ſol. wie got | die werl
ſůnden vol. Bei noe | gar ertrenckte. Und den ſodomi | ten ſchenckt
Swebil vnd fe̊wer | Und machte in vreude tewer wie | er den Kv̊nig ph
rao. Im roten | mere czu egipto. Ertrenkte vnd | alle ſein ritterſcha
wie chore | vnd ſein geſelleſchaft. Dathan | vnd abiron. In irem v̊bi
mut | vnd hon. Die erde lebending vor | ſlant. In aller diſer not enpfāt
f. 2.b. Seiner diener ny kein leit. Svn | der alle ire arbeit. Hat er fi ůntl | ch
geendet. Vnd in vreude ge | wendet. Und aus allen ſorgen | erlost. M
ſeiner gegenwurtic- | heit getroſt. Geſpracht mit in | czu manchen ſtu
den. Als mit | ſeinen lieben fr v̊nden. Sulcher | groſer wunder czil. Ste
in di | ſem buche vil. Der ich euch all | hie nicht kůnde. Bis c
der | selben ſtunde. Do ir die ſchrifte | gegebin hat. Ir gleichen awen
tewer ſtat. wer nv diſer ſchrifte | hort. wil leſen vnd ir ſůzen wort
Der ſchol nv dancken dem vru | men. Von dem dicz geſtift iſt ko
men. Dem hochgebornē Konig | wenczlab vein. Und der durch | luc
tigiſten Koniginn ſein. | Der dicz durch gotis wirdikeit | frumet al
criſtenheit. Got | gebe in dor ůmbe czu lone. Des | edeln himelricl
crone. Amen. | Hie hat die vorrede ein ende got | vns ſeinen heilig
geiſte ſende | Darnach hebit ſich an das er | ſte buch. das do heiſset
bu | che der ſchepfunge mit ſulche worten.

1) Großes grünes und violettes D, in deſſen innerem Raum der König Wen
und die Königin Sophie, außerhalb der Columne dem Beſchauer links d
Könige rechts der einköpfige ungekrönte deutſche Adler ſchwarz in Gold. D
Beſchauer rechts der Königin links der böhmiſche recte luxemburgiſche Lö
golden in rothem Schild.

Die Berka von Duba und ihre Besitzungen in Böhmen.

Von Wenzel Hieke.

II.

Heinrich Berka von Duba auf Hauska und seine Söhne.

Im Laufe des vorigen Jahres ist eine weitere Arbeit Knothes über die Berka von Duba erschienen, die sich genau mit demselben Stoffe beschäftigt, den dieses Capitel behandeln soll, wenn auch der Titel: „Zur Genealogie der Berka von der Duba aus dem Hause Mühlstein" zunächst auf einen geringern Umfang schließen ließe.[1]) Auch er geht von Heinrich auf Hauska aus und läßt dann die Geschichte seiner Söhne der Reihe nach folgen, ohne sich auf die Besitzer der Burg Mühlstein zu beschränken. — Meine Ausführungen werden nun zeigen, daß ich in einer Reihe von Punkten zu andern Resultaten gelangt bin als Knothe, abgesehen von manchen nicht unbedeutenden Ergänzungen. Dabei sind diese Abweichungen derartige, daß ich mich nach einigem Schwanken entschloss, einfach nochmals den ganzen Stoff systematisch zu behandeln. Dieser Weg schien mir der kürzeste, und auch die nöthige Klarheit läßt sich so am besten erreichen.

Im ersten Theile (Mitth. 24, 125) ergab sich Folgendes: Der erste Berka von Duba, der 1348 gestorbene Oberstburggraf Hinko, hinterließ seine Güter seinen zwei Söhnen Hinko und Heinrich; seiner Witwe Agnes verblieb der lebenslängliche Nutzgenuß gewisser Theile davon, die dann nach ihrem Tode auch an Heinrich fielen. Knothe ist anderer Ansicht. Er sagt (S. 81): „Zu seiner Herrschaft Mühlstein gewann bald darauf Heinrich Berka durch seine (zweite) Verheiratung mit Agnes, der Witwe Herrn Hinkos, gen. von Duba, das reiche Daubaer Erbe als Mitgift hinzu." — Dazu vermuthet er, dieser „Hinko, gen. von Duba" wäre jener Sohn des

1) Mittheilungen des nordböhm. Excursions-Clubs VIII, 81 ff. — Noch später erschien von demselben der Aufsatz „Die Berka von der Duba auf Mühlberg" im N. Archiv für Sächs. Gesch. Band VI, S. 190 ff. — Daraus ergibt sich als Verbesserung und Ergänzung zu S. 144 meines 1. Abschnittes, daß Hinko, der letzte Herr von Hohenstein, zwischen 1452 und 54 starb. Ihm folgten im Besitz von Mühlberg 3 Söhne: Hans (gest. vor 1457), Hinko (gest. c. 1464) und Albrecht (gest. c. 1479). Nur der erste hinterließ einen Sohn Hans, der am 31. December 1519 kinderlos starb. Diese wären also in der Stammtafel nachzutragen.

Oberstburggrafen Hinko, den derselbe in der früher besprochenen Gründungsurkunde von Weißwasser als Zeugen anführt.[1] Nun haben wir aber im ersten Theil gesehen, daß dies derselbe Sohn Hinko ist, der später Hohenstein als Lehen erhielt. Dieser starb aber höchst wahrscheinlich erst im J. 1361, während die bewußte Witwe Agnes bereits 1356 den Pfarrer für Töschen präsentirt.[2] Auch war dieser Hinko von Hohenstein bekanntlich nicht kinderlos; das Leibgedinge der Witwe hätte also jedenfalls an die Kinder fallen müssen. Da aber dasselbe später (nach 1361) in den Besitz Heinrichs, des Bruders von Hinko auf Hohenstein, überging,[3] so kann jene Agnes nur die Mutter beider, die Witwe des Oberstburggrafen gewesen sein.

Es wurde seinerzeit auch bereits ausgesprochen, daß Heinrich in einer jedenfalls schon vor dem Tode seines Bruders (1361) vorgenommenen Gütertheilung die Herrschaften Hühnerwasser, Hauska, Dauba und Habstein erhalten hatte.[4] Der Beweis für diese Behauptung ergibt sich ganz zweifellos, wenn man die Confirmationsbücher durchgeht bezüglich des Patronats bei den zu obengenannten Herrschaften gehörigen Pfarrkirchen; man ersieht zugleich daraus, daß Heinrich auch später ununterbrochen im Besitz derselben verblieb. Nach dem Zeugnis jener Bücher, das freilich hier nicht über das J. 1358 zurück reicht, übte derselbe das Patronatsrecht aus: zunächst in Hühnerwasser selbst am 10. Oct. 1363, dann in Nieder-Krupay auf der gleichen Herrschaft bereits am 14. Juni 1358,[5] und seitdem öfters. Ebenso ist er Patron in Kadlin am 6. Juli 1380, in Widim am 23. Nov. 1385, und in Borzim (Hft. Hauska) am 20. Juni 1377.[6] In der Stadt Dauba präsentirt Heinrich den Pfarrer 1374 (Juli 1.) und in Töschen seit 1364, wie erwähnt.[7] Nicht minder in Klum sei 1363 (7. Juni) mehrfach,[8] in Pablowitz am 16. Jän. 1374, in Hohlen bereits am 1. April 1359, endlich in Habstein (Krussina) selbst am 7. Jän. 1391.[9] — Dieser kurzen Uebersicht muß noch hinzugefügt werden

1) Vergl. im 1. Theil S. 124, Anm. 1.
2) Ebenda S. 125 und Anm. 1.
3) Bereits im J. 1363, am 7. Juni präsentirt Heinrich den Pfarrer in Klum (Cl. conf. I, 2, 12.); desgleichen in Töschen am 10. Juli 1364 (a. a. O. 50
4) Im 1. Theil. S. 125.
5) Cl. conf. I, 2, 23, und I, 1, 19.
6) L. confirm. III—IV, 128, 173, 75.
7) Ibidem III—IV., 15.
8) Ibidem I, 2, 12. Sonst noch 1364, Jän. 13. (ibid. 37.) und 1368, Jän. 1 (ibid. 97.) Wenn 1363 Nov. 13. der Patron „Hinko Berka von Leipa" heiß so kann das nur eine fälschliche Bezeichnung für Heinrich sein (ibid. 27.).
9) Ibidem III—IV 4. (Pablowitz); I, 1, 90 (Hohlen); V, 79 (Habstein).

daß während der ganzen Zeit auf keiner der zu den genannten Gütern gehörenden Pfarreien ein anderer Patron genannt wird.

Zu diesem freivererblichen Besitz ist dann noch Mscheno als Pfandbesitz hinzuzurechnen. — Es geschah wahrscheinlich im Anschluß an die seinerzeit erwähnte Einlösung der Herrschaft Bösig-Weißwasser durch Kaiser Karl IV., daß es zwischen diesem und Hinko Berka von Duba (dem Bruder Heinrichs) zu einem Streite kam wegen Mscheno. Derselbe endete dann am 13. Jäner 1352 mit einem Vergleiche. Die hiezu bestimmten Schiedsrichter stellten fest: Städtchen Mscheno gehört rechtmäßig dem Könige, aber dieser muß dem Hinko Berka 300 Sch. Prag. Gr. auszahlen oder anderweitig verschreiben. [1] — Die Pfandschaft wurde aber nicht ausgezahlt, und Heinrich besaß Mscheno, bis er die Verschreibung abtrat an Johann von Smirzitz (das Jahr ist unbekannt). [2]

Auf der anderen Seite vergrößerte jedoch Heinrich die Zahl seiner Güter durch ansehnliche neue Erwerbungen. Hieher gehört zunächst Dürchel, wo vom 11. März 1363 bis zum 28. März 1373 sechsmal Soběhrd, Ritter von Sebitsch (westl. von Dürchel) als Patron genannt wird. [3]

Am 28. Nov. 1388 präsentirt aber bereits Heinrich Berka von Duba den Pfarrer. [4]

Unentschieden muß es vorläufig bleiben, ob Burg und Herrschaft Mühlstein erst von Heinrich erworben wurden, oder ob sie bereits dem Vater gehörten. Die Burg wird als Schutz der belebten Handelsstraße von Zittau nach Prag zuerst 1343 erwähnt; [5] doch erfahren wir nichts über den Besitzer. Der Herr auf dem Mühlstein war auch Patron in Zwickau und Mergenthal. Heinrich präsentirt am ersteren Orte seit dem 23. Mai 1362 stets den Pfarrer, [6] in Mergenthal seit dem 23. Aug. 1372. [7] Aus früherer Zeit sind bezügliche Präsentationen nicht erhalten.

Zu diesem Grundbesitz an der Nordgrenze Böhmens fügte Heinrich noch zwei anstoßende Güter, ohne daß wir den Zeitpunkt genau angeben

---

1) Ms. Raudn. Abschr. im böhm. Museum. — Vergl. Památky VIII, 611.
2) Archiv český II, 466. Johann von Smirzitz trat sie wieder ab an Heinrich von Michelsberg.
3) L. confirm. I, 2, 7, 30, 64. II, 24, 50, 89. (Soběhrd miles de Dřewičic. Als Zeuge fungirt derselbe noch am 29. April 1381. (L. erect. II, 176. Borový.)
4) L. confirm. III—IV, 204.
5) N. Script. r. Lusat. I, 7. Wahrscheinlich war die Burg damals königlich.
6) L. confirm. I, 1, 176. (Es sind an dieser Stelle die Namen Zwickau und Langenau vertauscht, was auch sonst öfters vorkommt.) — Vergl. I, 2, 58, 87.
7) Ibidem II, 80. — Vergl. III—IV, 111.

könnten. Dazu gehört erstens Kunnersdorf, das bis dahin den Rittern Panzer von Smoyn gehörte. Noch am 7. August 1369 schenkte Johann Panzer, der in Kunnersdorf seinen Sitz hatte, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Nikolaus der unter seinem Patronat stehenden Kunnersdorfer Kirche 2 Schock Zins auf Götzdorf.[1]) Am 22. Mai 1388 wird dann entschieden, daß Johann, der jetzt bereits auf Reichstadt saß, zur Zahlung dieses Zinses verpflichtet sei.[2]) Danach muß also der Besitzwechsel wohl nicht gar lange vor 1388 stattgefunden haben.

Als die zweite Vergrößerung war um dieselbe Zeit die Herrschaft Gabel hinzugekommen. — Gabel gehörte seit sehr langer Zeit den Herren von Lemberg, und es präsentiren noch am 28. Febr 1378 und am 20. Apr. 1379 den Pfarrer für Kriesdorf (Suchá) Gallus von Lemberg, genannt von Zwirzetitz, und Haschek von Lemberg.[3]) Das Patronat dieser Kirche übten auch noch späterhin die Besitzer von Lemberg und von Gabel gemeinschaftlich.[4]) Nimmt man dazu, daß für die Pfarrei in Seifersdorf, welches ganz zur Herrschaft Lemberg gehörte, obiger Haschek von Lemberg sowohl am 8. März 1370 als auch am 13. Jän. 1384 allein Patron ist,[5]) so geht daraus hervor, daß die einst vereinigten Herrschaften Gabel und Lemberg zu dieser Zeit getrennt waren, und daß 1378 und 1379 genannter Gallus von Lemberg alleiniger Herr von Gabel war. Von ihm muß dieses also dann übergegangen sein an Heinrich von Duba, u. z. muß das vor dem J. 1386 geschehen sein; denn Knothe (S. 95) führt eine Urkunde von diesem Jahre aus dem Dresdner Archive an, worin ein Henricus dictus Berka de Duba alias de Jablony als Zeuge auftritt. Wie Gabel an die Berka kam, ist nicht mehr festzustellen, jedenfalls nicht als Mitgift mit der Frau eines Sohnes von Heinrich, wie man angenommen hat.[6])

Am 1. März 1391 traf nun Heinrich eine vorläufige Verfügung über seine Güter, indem er zunächst die drei ältesten Söhne Hinko Dubsky,

1) L. erect. I, 73. (Borový.)
2) L. erect. XII. Balbin p. 231.
3) L. confirm. III—IV, 86, 108. — Für Gabel selbst versagt das Zeugniß dieser Bücher, da hier der Abt von Münchengrätz Patron war.
4) L. confirm. V, 228. (Haschek von Lemberg und Heinrich Berka von Duba.)
5) Ibidem II, 26 und III—IV, 165.
6) Knothe (S. 82.) meint, die halbe Herrschaft Gabel hätte der 3. Sohn, Heinrich Berka, um 1386 als Mitgift seiner Frau Katharina erhalten. Dem widerspricht Folgendes: Nicht der 3. Sohn, sondern der älteste, Hinko Dubsky, heiratete diese Katharina, u. zw. wohl erst um 1396. (Arch. český III, 471.) Wäre Gabel Mitgift derselben gewesen, so wäre es nicht in die Theilung auf-

Heinrich d. ä. und Heinrich Berka abtheilte. [1]) Und zwar wies er ihnen grade das zuletzt besprochene Gabel-Mühlsteiner Gebiet zu. Wir erfahren in der betreffenden Urkunde, was zu diesen Besitzungen gehörte. Es werden da aufgezählt: Stadt Gabel, Böhmischdorf, Markersdorf, Kriesdorf (Suchá), Postrum (Postřelná) mit Meierhof, Herrndorf (Kněžice), Petersdorf und Hermsdorf (Heřmanice); — Burg Mühlstein, Städtchen Zwickau und ein Dorf gleichen Namens, Kunnersdorf mit Rittersitz und Meierhof, Ober- und Nieder-Lindenau, Klein-Grün (Agrina), Glasert (Krazhart), Mergenthal und das wüste Dorf dieses Namens, Ober- und Unter-Lichtenwalde und Krombach.

Nur ganz im allgemeinen verfügt dann der Vater noch in derselben Urkunde, daß nach seinem Tode auch Hühnerwasser an die genannten Söhne fallen sollte. Herrschaft Dauba, worauf die Mitgift seiner Frau versichert war, wie auch alle andern Güter hätten an die vier jüngern Söhne zu fallen, nämlich Wenzel, Johann, Heinrich Hlawacz und Heinrich d. j. (genannt Waněk). Wir werden jedoch finden, daß diese letzteren Bestimmungen späterhin bedeutend geändert wurden.

Zunächst muß aber noch die Frage beantwortet werden: Wie lange lebte noch Heinrich, der Vater? — Untersucht man zu dem Zwecke die Angaben der Confirmationsbücher darüber, wer auf den Besitzungen, die der Vater sich und den jüngern Söhnen reservirt hatte, das Patronatsrecht ausübt, so ergibt sich, daß dies bis 1404 (beziehungsweise 1402) ein Heinrich Berka von Duba auf Hauska ist. Derselbe wird an mehreren Stellen gradezu Heinrich d. ältere genannt; so 1393 und 1396 als Patron in Töschen; [2]) weiter als Patron von Dürchel 1398, [3]) von Dauba 1401 [4]) und endlich von Kroh 1403. [5]) Auch treffen wir diesen Heinrich d. ä. am 18. Feber 1402 als Gerichtsbeisitzer in Prag. [6])

Dagegen am 22. Sept. 1404 übt in Hühnerwasser (das sich bekanntlich der Vater selbst vorbehalten) das Patronatsrecht aus „Adel-

genommen worden; auch wäre ihr Gemahl der Besitzer geblieben, während er doch gerade von Gabel nichts erhielt. Uebrigens war auch Katharina eine Tochter Haschek's von Lemberg, nicht des Besitzers von Gabel.

1) Reliq. I, 536.
2) L. confirm. V, 160 und 251.
3) Ibidem V, 307.
4) Ibidem VI, 46.
5) Ibidem VI, 95.
6) Archiv český II, 359 f.

heid, die Witwe des (Heinrich d. ä.) Berka von Duba auf Habstein. [1]) Fügen wir dem noch hinzu, daß in dem später zu besprechenden Theilungsvergleiche der jüngern Söhne von 1402 der Vater ohne Zweifel noch als lebend vorausgesetzt wird, so folgt aus allem als sicherer Schluss, dass dieser Heinrich d. ä. auf Hauska (oder Habstein) der Vater selbst und Adelheid seine Witwe ist. Er muß daher erst im Jahre 1404 gestorben sein. [2])

Falls man nach dem Angeführten noch nicht geneigt sein sollte, dies zuzugeben, und vielmehr in jenem Heinrich d. ä. einen der Söhne erblicken wollte, so könnte man jedenfalls nur an den zweitältesten, Heinrich, denken. [3]) Diesem war 1391 ein Theil von Gabel zugefallen; er hatte sich desselben aber entäußert (wir werden darauf zurückkommen), und heißt 1402 (21. Feb.) „Heinrich von Duba, ges. auf Milczan". [4]) Von ihm sagt 1456 der siebzigjährige Rzimek von Dürchel bei Gericht aus: „Ich erinnere mich von vor 60 Jahren her, daß der alte, „einäugige" Berka seinem Sohne Heinrich die Güter Milczan, Hohlen, Habstein und Hühnerwasser abtrat. Dieser hatte 2 Kinder: eine Tochter Benigna (Bonuše) und einen Sohn Heinrich. Und als er starb, da nahm Hynek (Heinrich) Berka von Hauska beide Kinder zu sich" u. s. f. [5]) Nun findet sich in einer Handschrift des Prager Domcapitels [6]) die Notiz, daß am 22. October 1406 Heinrich Berka von Duba, gesessen auf Habstein, dem Tode nahe, im Testamente seiner Tochter Bonuscha gewisse Zinse für Lebenszeit bestimmte.

Berücksichtigen wir dies alles, so wird es klar, daß es eben dieser Heinrich ist, dem die bereits oben genannte Witwe Adelheid am 30. April 1405 ihre Anrechte auf Habstein, Hühnerwasser, Hohlen u. a

---

1) L. confirm. VI, 128. Hier steht nur „Berka von Duba"; aber 1405 April 30 (Reliq. II, 15.) heißt dieselbe: Adla relicta olim Henrici sen. de. Berka de Duba et de Jestřebie. Nach Habstein nennt sich Heinrich selbst auch 1403 Oct. 4. (d. in Huska et in Jestř.) l. confirm. VI, 102.

2) Er präsentirt noch am 22. Sept. 1404 für Kroh. Daß am gleichen Tage seine Witwe Patronin von Hühnerwasser ist, kann nicht auffallen, nachdem die Bücher nicht das Datum der Präsentation, sondern der Confirmation geben. L. confirm. VI, 128.

3) So eben Knothe S. 83. Dieser Sohn wird auch wirklich später einmal Heinrich d. ä. genannt.

4) Reliq. I, 597. — Vergl. L. confirm. VI, 92: Pablowitz, präs. 1403: Heinrich Berka v. Duba u. v. Milczan.

5) Archiv český I, 163.

6) Palacký's Notizen im böhm. Museum.

worauf sie ihre Mitgift verschrieben hatte, um 250 Schock verkaufte.[1]) Und gleich darauf versicherte derselbe auf zwei Dörfern der Herrschaft Hühnerwasser, Schiedl und Jesowai, seiner Gemahlin Katharina 500 Schock Mitgift.[2]) — Das genügt jedenfalls zur Widerlegung obiger Annahme. — Fassen wir nun nochmals die Resultate zusammen: Nachdem Heinrich von Hauska 1391 die drei ältern Söhne abgetheilt, verwaltete er die übrigen Güter weiter, bis am 18. Feb. 1402 auch die noch lebenden drei jüngern ihre Antheile erhielten. Auch diesmal kamen nicht zur Vertheilung die Herrschaften Hauska, Hühnerwasser, Habstein und Milczan. Letzteres war aber vor 1402 dem zweitältesten Sohne überlassen worden. Als dann 1404 der Vater starb, erhielt Hauska der dritte Sohn, Heinrich Berka auf Gabel, Hühnerwasser und Habstein der zweite, Heinrich auf Milczan.

Ueber diesen letztgenannten bleibt wenig mehr zu sagen; es soll also hier eine Ausnahme gemacht werden von der durch das Alter vorgeschriebenen Reihenfolge.

Aus der bereits theilweise angeführten Zeugenaussage des Rzimek von Dürchel erfahren wir noch dies: Heinrich Berka von Hauska, der des verstorbenen Bruders zwei Kinder zu sich genommen hatte, gab dann die Tochter nach Leipa, wo sie starb; der Sohn Heinrich blieb auf Hauska und starb daselbst. Darauf nahmen in Besitz: Milczan und Hohlen Heinrich Berka von Hauska; Hühnerwasser der älteste Bruder, Hinko von Mühlstein, Habstein dagegen Heinrich Hlawacz. — Aus anderweitigen Aussagen desselben und weiterer Zeugen vom 25. October 1455 können wir noch hinzufügen, daß Pablowitz an den jüngsten Bruder, Heinrich (Waněk) auf Chudy-Hradek fiel.[3])

Es wurde oben eine Notiz aus dem Testamente des Vaters jener zwei Kinder angeführt. Aus dem Datum desselben, am 22. October 1406, geht hervor, daß man seinen Tod Ende October 1406 anzusetzen haben wird. Damit stimmen die Angaben der Confirmationsbücher, nach denen dieser Heinrich von Habstein das letztemal am 22. Juli 1406 als Patron von Hühnerwasser erscheint.[4]) Daß schon am 15. Sept. 1407 Heinrich Berka von Duba auf Hauska den Pfarrer von Hohlen präsentirt hat,[5]) ließe sich aus seiner Stellung als Vormund erklären. Daraus jedoch, daß

1) Reliq. II, 15.
2) Ibidem II, 16.
3) Archiv český I, 162.
4) L. confirm. VI, 187.
5) Ibidem VI, 225.

Heinrich Hlawacz am 9. Jäner 1408 Patron in Habstein ist, [1]) ist zu schließen, daß derselbe bereits vor dem Ende des J. 1407 diesen Besitz angetreten hatte. Daher müssen die genannten zwei Kinder Heinrichs von Habstein im letztgenannten Jahre gestorben sein.

Nachdem so die Geschichte des zweiten Sohnes bereits im voraus abgehandelt worden, soll bei der Besprechung der übrigen die durch das Alter gegebene Reihenfolge eingehalten werden.

Die drei älteren Söhne hatten wohl bald nachher, nachdem sie von dem Vater ihr Erbtheil erhalten, dasselbe unter sich getheilt und dem ältesten, Hinko Dubsky, war der Mühlstein mit Zwickau und den zugehörigen Dörfern, desgleichen auch Kunnersdorf zugefallen. Bereits am 12. Nov. 1394 ist Hinko als Patron von Zwickau genannt, und am 14. Mai 1395 in Mergenthal. [2]) Am 4. October 1396 verschrieb er seiner Gemahlin, der schon besprochenen Katharina, Tochter des Haschek von Lemberg, 500 Schock Mitgift auf den Dörfern Kunnersdorf und Hermsdorf. [3]) Am 14. März 1405 vergrößerte er sein Gut, indem er den Antheil seines nächsten Bruders hinzukaufte; [4]) außer der Hälfte von Gabel gehörten dazu auch die Dörfer Böhmischdorf und Markersdorf (theilweise). Auf diese zwei Dörfer übertrug dann Hinko 1409, am 3. Juni, die vorher erwähnte Mitgift seiner Frau. [5]) Inzwischen war aber Hinkos Besitz noch erweitert worden. Denn, wie kurz vorher ausgeführt wurde, fiel im J. 1407, als auch die Kinder des zweiten Sohnes Heinrich von Habstein gestorben waren, von ihren Gütern Herrschaft Hühnerwasser an den Mühlsteiner, und schon am 17. Juni 1408 ist er als Patron von Nieder-Krupay genannt. [6]) Hinko ist wahrscheinlich um 1413 gestorben. Denn wir finden, daß am 28. Jän. 1414 als Patron den Pfarrer von Zwickau präsentirt hat sein Bruder Wenzel, in seiner Eigenschaft als Vormund; [7]) und am 10. October desselben Jahres nennen die Confirmationsbücher als Patronin in Kunnersdorf Hinkos Witwe Katharina. [8]) Diese hatte also

---

1) Ibidem VI, 235. — Am 17. Juni 1408 präsentirt auch schon Hinko von Mühlstein für Nieder-Krupai. Ibidem VI, 246.
2) L. confirm. V, 201 und 218.
3) Archiv český III, 471.
4) Reliq. II, 14.
5) Ibidem II, 58 = Archiv český III, 478.
6) L. confirm. VI, 246.
7) Ibidem VII, C. 22. Ms.
8) Ibidem VII, D. 7.

er ihren Witwensitz aufgeschlagen. — Vorgenannter Wenzel Berka mag r die Zeit der vormundschaftlichen Güterverwaltung seinen Sitz in Hühner- asser gehabt haben, denn er heißt in zwei Präsentationsurkunden vom . 1415 (für Widim) „gesessen auf Hühnerwasser". [1]) Man wird dies werlich so auslegen dürfen, als ob er um diese Zeit genannte Herr- haft etwa erworben hätte. Anderseits freilich muß hier hervorgehoben erden, daß Hühnerwasser im Laufe der nächsten Jahre (vor 1430) den esitzer gewechselt hat, indem wir es später als Eigenthum des Chwal erka, eines Sohnes von Heinrich Berka, wiederfinden werden.

Wir lernen zwei Söhne Hinkos von Mühlstein kennen. Zuerst den teren, Jaroslaw, in dem Verzeichnisse jener Herren und Ritter, die am Nov. 1419 den Pragern die Fehde ankündigten. [2]) — Am 13. Oct. 1423 äsentirt er den Pfarrer von Zwickau. [3]) — Er und sein jüngerer Bruder einrich müssen um diese Zeit in den Pfandbesitz der erzbischöflichen üter um Auscha, mit der Helfenburg, gelangt sein. Eine directe Nachricht rüber ist noch nicht bekannt geworden, und wir wissen diese Thatsache ur daher, daß die Brüder die Pfandschaft am 25. November 1429 wieder traten an Johann von Smirzitz. [4]) In der diesbezüglichen Urkunde nennen ch die beiden „Jaroslaw und Heinrich, Brüder Berka von Duba, ge- ssen auf Ronow und Mühlstein". Dies ist die erste Notiz darüber, daß nen auch die Ronburg bei Drum zeitweilig gehört hat. Hinsichtlich der rt und Weise, wie sie zu diesem Besitze gelangten, könnte man zu fol- nder Vermuthung geneigt sein. Es ist vom ersten Theile des Aufsatzes r erinnerlich, daß nach dem Tode des Wilhelm von Ronow der Mühl- einer Heinrich die Herrschaft Leipa erlangte u. z. wird noch angeführt erden, daß dies vorübergehend bereits 1425 geschah. Es würde nun nahe gen anzunehmen, daß das Gleiche auch mit der Ronburg der Fall ge- esen. Indes muß dagegen angeführt werden: wir haben kein einziges eugniß, daß jene Herren von Ronow wirklich Besitzer der Ronburg waren. Es ist uns auch unbekannt, wie lange die Berka von Duba dieselbe hielten; eine einzige erhaltene Nachricht gibt noch etwas weitern Auf- hluß. Ein Schreiben Heinrichs vom 26. December 1437 an die Zittauer t von dieser Burg datirt. [5]) 1444 aber war sie in der Gewalt des

1) L. confirm. VII, F. 2 und 6.
2) Archiv český IV, 375.
3) L. confirm. VIII, C. 10.
4) Arch. český VI, 485.
5) N. Script. rer. Lusat. I, 244.

Wilhelm von Ilburg, dem sie in diesem Jahre von den Lausitzer Sechsstädten als Raubburg zerstört wurde. [1])

Beide Brüder blieben natürlich, wie alle andern Glieder des Geschlechtes, in den damaligen Wirren der katholischen Partei treu und kamen schon deshalb, nicht minder aber auch als nächste Nachbarn in enge Beziehungen zur Oberlausitz. Seit dem J. 1422 sind die Nachrichten zahlreich über Boten, die hin und hergingen; über Warnungen vor der nahenden Hussitengefahr, die vom Mühlstein nach Zittau gesendet wurden, oder wieder über Züge der Lausitzer, um dem „Herrn Dubsky" Hilfe zu bringen. Sehr dankbar müssen wir Knothe sein, der in seinem bezeichneten Aufsatze eine ganze Reihe kleiner Notizen zur Geschichte dieser Beziehungen aus den Görlitzer Rathsrechnungen beigebracht hat. [2]) Nur einmal hören wir von einem Zwist der Brüder mit den Bautznern, u. z. durch einen Fehdebrief jener, [3]) ohne Jahreszahl zwar, aber wohl, wie Knothe vermuthet, von 1431.

Nach dem J. 1432 geschieht des ältern Bruders Jaroslaw keine Erwähnung mehr; er muß um dieses Jahr kinderlos gestorben sein, da später Heinrich alleiniger Herr aller ihrer Güter ist.

Auch Heinrich war in der Folgezeit bestrebt, die Zahl seiner Herrschaften noch zu vermehren, und in diesem Streben knüpfte er Verbindungen an mit einer Familie, die der seinigen ja verwandt war, mit den Herrn von Duba auf Liebeschitz. — Diese stammten von jenem Albrecht von Duba, der am Anfange des ersten Aufsatzes erwähnt wurde. Von zwei Enkeln desselben wurde der jüngere, Heinrich, Herr von Auscha, während der ältere, Benesch, Liebeschitz behielt. Dazu erwarb dieser am 18. Mai 1382 vom K. Wenzel die Lausitzer Herrschaft Hoyerswerda als Mannslehen, [4]) und am Anfang des 15. Jahrhunderts kam noch Kostenblatt bei Teplitz hinzu. [5]) Nach seinem Tode (um 1405) finden wir seinen Sohn Heinrich als Herrn auf Hoyerswerda, während Liebeschitz und Kostenblatt der andere Bruder, Albrecht, und die Kinder des dritten, Benesch, der auch bereits um 1407 verstorben war, im Besitze hatten. Am 31. August 1420 verlieh K. Sigmund beiden Brüdern und ihrem Neffen Johann neuerdings Kostenblatt und Hoyerswerda als gemeinsames Lehen. [6])

---

1) Ebenda 221 ff.
2) S. 86 ff.
3) Mitth. des nordböhm. Excursionsclubs I, 108.
4) Siehe Knothe in Webers Arch. für die sächs. Gesch. 10, 249, wo er über d Geschichte der Herrschaft handelt.
5) Am 9. April 1402: Benessius de Costomlat et de Dube. Reliq. I, 599.
6) Archiv český II, 196.

Heinrich von Mühlstein schloß nun am 28. Feb. 1437 mit Albrecht
on Liebeschitz eine Erbeinigung, in die auch Heinrich von Hoyerswerda
it einbezogen ward. [1]) Der Erfolg dieses Actes trat auch bald ein. Um
441 starb letzterer Heinrich, und der Mühlsteiner war seit diesem Jahre
err von Hoyerswerda. Allein er behielt dieses Gut nur kurze Zeit; schon
446 verkaufte er es an Wilhelm von Schönburg. [2])

Gestützt auf jene Erbeinigung machte Heinrich im J. 1454 vor dem
ehengerichte auch Ansprüche auf Kostenblatt. Es wurde jedoch nachgewiesen,
uß Albrecht von Duba dasselbe an Jakoubek von Wřeßowitz verkauft
abe, ohne daß sein Bruder Heinrich Einsprüche erhoben hätte; auch wäre
r Verkauf vor der Erbeinigung geschehen. So behielt also Jakoubek
eses Lehen. [3]) — Drei Jahre darauf wurde aber nochmals über dasselbe
nd über die halbe Herrschaft Liebeschitz verhandelt. [4]) Herbord von Roczow
on Kolovrat) als Vormund nach dem oben angeführten Benesch von
iebeschitz (gest. um 1407) hatte nämlich diese Besitzungen 1418 gewissen
erwandten um 2000 Schock verschrieben. [5]) Jetzt wurde diese Verschreibung
s heimgefallen vom Könige dem Benesch von Kolovrat auf Maschau
rliehen (1457). Da erhob Heinrich von Mühlstein bezüglich Liebeschitz
nd Jakoubek als Herr von Kostenblatt) Einspruch, Benesch von Kolovrat
at endlich nach 7 Jahren zurück, und Heinrich wie Jakoubek behaupteten
re Ansprüche (1465).

Im übrigen aber ist mir nicht bekannt, wie es sich mit dem Besitze
n Liebeschitz damals verhielt.

Ueber die wichtigste Erwerbung Heinrichs, die der Herrschaft Leipa,
urde bereits im ersten Theile des weiteren gesprochen, als es sich um die
rbschaft nach Hinko Hlawacz von Leipa handelte. Ich muß jedoch mit
enigen Worten darauf zurückkommen, einerseits um nach den Ausführungen
nothes [6]) das früher Gesagte zu ergänzen und gewisse Vermuthungen
htig zu stellen, andrerseits besonders, weil Heinrichs Verhältniß zu den
achbarn sich daraus ergibt.

Wir erfahren zunächst durch eine Notiz aus den Görlitzer Raths-
chnungen, daß bereits 1425 Wilhelm von Ronow gestorben war, und

1) Reliq. II, 154.
2) Knothe in dem kurz vorher citirten Aufsatze.
3) Lehentafel 21, 118. — Vergl. Archiv český II, 475.
4) Lehentafel 16, 321. — Archiv český III, 566.
5) Lehentafel 21, 151.
6) In dem anfangs citirten Aufsatze S. 86 ff.

daß die beiden Mühlsteiner Brüder sich in Besitz von Leipa gesetzt hatten.[1]) Wie lange sie aber dasselbe zu behaupten wußten, bleibt noch immer unklar. Nur soviel ist wohl sicher, daß Heinrich im J. 1435, wo er von K. Sigmund die Verleihungsurkunde erwirkte,[2]) factisch nicht Herr von Leipa war. Vielmehr gehörte es wahrscheinlich schon 1433 den Tetschner Herrn von Wartenberg.[3]) Sicher ist uns dies bezeugt für 1436 und die nächstfolgenden Jahre.[4]) Diese waren ausgefüllt von den Fehden des letztgenannten Geschlechtes gegen die Lausitz, welche mit geringen Unterbrechungen bis 1445 währten. Heinrich von Mühlstein meldete nicht bloß Ende 1437 nach Zittau den bevorstehenden Beginn der Feindseligkeiten,[5]) sondern er stand immer auf der Seite der Lausitzer und seine Leute kämpften in ihren Reihen.[6]) Dafür versprachen sie ihm Hilfe, als er 1440 Leipa den Wartenbergern abnehmen wollte;[7]) allein es kam damals nicht zur Ausführung dieses Planes, und die Tetschner geboten daselbst auch fernerhin,[8]) bis 1444 durch den Zug des Kreishauptmanns Jakoubek von Wřeßowitz gegen Tetschen selbst und die nachfolgende Action der Lausitzer gegen Bürgstein, Rübenau, die Ronburg, Sandau und Kamnitz ihre Macht gebrochen wurde. Seit 1444 war auch Heinrich von Duba wieder Herr in Leipa. — Alles Spätere ist bekannt.

Kurz sei hier erwähnt, daß Heinrich 1454 einige Besitzungen in Dobern zugewann.[9]) Ebenso soll auch nur vorläufig auf die Erwerbung des Restes der Herrschaft Gabel hingewiesen werden Die eine Hälfte hatte ja bereits sein Vater 1405 an sich gebracht; Heinrich kaufte jetzt die andere (1447, am 17. Juli), so daß damit der 1391 getheilte Gütercomplex wieder in einer Hand vereinigt war. Auf den Kauf werden wir zurückkommen.

---

1) Als man H. Dubsky und seinen Brüdern zu Hilfe sandte, als sie die Leipe nach H. Wilhelms Tode innehatten" (1425).
2) Siehe im I. Theile S. 131.
3) N. Script. rer. Lusat. I, 230.
4) Am 8. Juni 1436 präsentirt für eine Kapelle in Leipa Sigmund von Wartenberg. (Palacky's Notizen.)
5) In dem bereits erwähnten, von der Ronburg datirten Briefe. N. Script. rer. Lusat. I, 244.
6) a. a. O. 246. Im Solde der Görlitzer waren „Jan u. Janke v. Molstein".
7) a. a. O. 253.
8) Beim Raudnitzer Landfriedensbund (1440 Juli 25.) ist Jan v. Wartenberg auf Leipa.
9) Lehentafel 16, 303: In villa Dobranowě (Johannes dc.) Kerusse et in Zaluží Georgius dc. Roman decesserunt. Bona data Henrico de Duba et de Lipeho. Procl. in Litomer. (1454, Mai 1.).

Heinrich von Mühlstein war mit Elisabeth, der Schwester Georgs von Poděbrad verheiratet; [1]) es war also nur natürlich, daß er auf der Seite desselben stand. Wie er das in dem Streite gegen Albrecht von Duba auf Tollenstein bethätigte, wurde seinerzeit dargelegt.[2]) Bei dieser Parteistellung kam er in freundschaftliche und, wie es scheint, ziemlich enge Beziehungen zu seinem frühern Feinde, Johann d. j. von Wartenberg auf Tetschen.[3]) — Waren hier langjährige Gegner zu Freunden geworden, so brachten es die politischen Verwicklungen endlich ebenso mit sich, daß Heinrich noch am Abende seines Lebens gegen seine einstigen treuesten Bundesgenossen, die Sechsstädte, ins Feld ziehen mußte. Diese hatten sich nämlich 1467 (Juni) von dem gebannten K. Georg ab- und der ihm feindlichen Adelspartei zugewendet, und gegen Ende August waren sie in Böhmen eingebrochen und hatten um Auscha gesengt und geplündert. An dem Rachezuge des Herrn von Auscha, Wenzel Czarda von Petrowitz, der am meisten betroffen worden, nahmen auch Heinrich und sein Sohn Jaroslaw theil. Das hatte freilich für diese nur den Erfolg, daß Ende 1467 und Anfang 1468 ihre Herrschaft Gabel von den Feinden heimgesucht und so gründlich geplündert und verwüstet wurde, daß Heinrich am 28. Mai um Frieden bat.[4]) Dieser kamm dann auch am 29. November 1468 zustande.[5]) Erst jetzt wurde Gabel von den Zittauern wieder geräumt.

Die letzten Nachrichten von Heinrich von Leipa stammen aus dem Ende des J. 1469. Er hatte sich bei dem damaligen Administrator Johann von Kolovrat die Befreiung von dem über das Land verhängten Interdict erwirkt[6]) und noch am 16. December d. J. ertheilte ihm dieser neuerdings die Erlaubniß zur Abhaltung des Gottesdienstes für die Zeit bis Lichtmeß.[7]) — Im nächsten Jahre (1470) ist dann Heinrich jedenfalls gestorben, denn bereits anfangs Januar 1471 schalten seine 4 Söhne als Herrn seiner Güter, wie ein späteres Capitel zeigen soll.

Welche Güter aber Heinrich diesen Söhnen hinterließ, haben die frühern Ausführungen gezeigt. Nur darauf muß hier der Vollständigkeit

1) Paprochý, St. pan. 156.
2) Im I. Theile S. 148.
3) Ich erinnere an den gemeinsamen Zug gegen den Tollenstein und den nachherigen Verzicht Heinrichs auf seine Ansprüche auf Tollenstein, a. a. O.
4) Palacky, Urkundl. Beiträge, S. 532.
5) Ebenda S. 562. Vergl. Knothe a. a. O. 92. und Tomek Děj. Prahy VII, 178, 189, 233.
6) S. den Brief Heinrichs vom 4. Sept. 1469; Abschr. im böhm. Museum.
7) Abschrift ebendaselbst. Der Administrator nennt dort Heinrich seinen Schwager.

wegen noch verwiesen werden, daß er seit den Husitenkriegen auch im Besitze gewisser geistlicher Güter bei Leipa gewesen sein muß. Ich meine zunächst Neustadtel, Besitz des Klosters Münchengrätz, dessen Abt noch am 24. November 1422 daselbst als Patron genannt ist.[1]) — Ausgedehnter noch waren die Güter, die das Kloster Doxan hier besaß. Dieselben begannen bei Graber und reichten über Johnsdorf, Hermsdorf, Jober bis ins Polzenthal, wo noch beide Politz, Staupen u. s. w. dazu gehörten. Noch 1418 (30. April) präsentirt der Propst von Doxan für die Kirche in Graber.[2]) — Wir müssen nun annehmen, daß alle die genannten Besitzungen, vielleicht von K. Sigmund, an die Berka von Duba verpfändet wurden; eine diesbezügliche Nachricht ist aber nicht erhalten, und wir können uns nur darauf stützen, daß im nächsten Jahrhunderte (1544), diese Pfandschaften als langjähriges („an zweihundertjähriges"!) Besitzthum der Berka von Duba bezeichnet wurde.[3]) Wir werden seinerzeit darauf zurückkommen.

Wir kehren in der Erzählung wieder auf die Theilung des J. 1391 zurück. Als die drei ältesten Brüder die ihnen vom Vater zugewiesenen Güter theilten, fiel dem zweiten und dritten, soviel wir aus spätern Urkunden schließen können, Gabel zu und die Dörfer Böhmischdorf, Markersdorf und Sucha (Kriesdorf); und dies in der Weise, daß auf jeden die Hälfte der Stadt Gabel und ein gewisser Theil von Markersdorf kam, während Böhmischdorf ganz dem zweiten zufiel, der zu Gabel gehörige Theil von Kriesdorf aber dem dritten Sohne.[4])

Heinrich d. ä., der zweite Sohn, hat seinen Gabler Antheil nicht gar lange behalten. Es ist eine Urkunde vom 13. December 1399 vorhanden, womit den Bürgern von Gabel das Erbrecht auf Güter von Verwandten bis ins fünfte Glied, das ihnen bereits 1364 Gallus von Lemberg gewährt hatte, neuerdings bestätigt wird.[5]) Dies geschieht bereits durch Heinrich Berka, den dritten Sohn, allein. — Wir wissen aus dem früheren, daß Heinrich d. ä. vom Vater andere Güter

1) Zugleich mit Hinko Berka von Duba (und Leipa). L. confirm. VIII, B. 6. — Am 15. März 1423 präsentirt dieser allein. ibid. B. 10.

2) Ibidem VII, J. 14.

3) Im J. 1544. Kammergerichtsreg. 11, J. 67. Es ist auch möglich, daß man die gen. Güter ohne Pfand-Urkunde einfach in Besitz genommen; wenigstens konnte später keine solche Urk. vorgelegt werden.

4) 1395 präsentirt in Kriesdorf zweimal Heinrich von Duba und Gabel zugleich mit Haschek von Lemberg. L. confirm. V, 228 und 231; im Jahre 1399 aber „Hinko dc. Beroušek de Duba alias de Gablona", allein. (Ebenda VI, 14.)

5) Beide Urk. in Abschrift im böhm. Museum.

Milczan) erhielt; daher müssen wir schließen, daß er auf seinen Gabler Antheil zugunsten der beiden andern Brüder verzichtete. Und so bezieht sich gewiß auf dieses auch die Urkunde vom 19. März 1400, womit der älteste Bruder, Hinko von Mühlstein, sein Recht auf die halbe Herrschaft Gabel an Heinrich Berka, den dritten, abtritt. [1])

Dieser aber behielt den so erworbenen Theil nicht lange in eigenem Besitze; vielmehr verkaufte er ihn schon am 21. Feber 1402 um 1000 Schock an seinen jüngern Bruder Wenzel auf Lebenszeit. [2]) Es vergingen jedoch kaum zwei Jahre, da erhielt Heinrich Berka (1404, Feber 23.) durch Verzichtleistung Wenzels diese Güter wieder zurück, [3]) bis sie ihm dann ein Jahr später, am 14. März 1405, sein ältester Bruder, Hinko von Mühlstein, abkaufte. [4])

Wenn Heinrich Berka am 29. November 1403 gewisse Besitzungen in Gersdorf und Straußnitz an Hinko von Erkeřitz (Algersdorf) verkauft, [5]) so mag er dieselben nicht lange vorher erworben haben. Nachricht ist uns darüber keine erhalten.

Nachdem im J. 1404 der Vater gestorben war, fiel ihm noch die Herrschaft Hauska zu, und seitdem nennt er sich auch stets nach derselben. [6]) Eine weitere Vermehrung seiner Güter fand statt, als 1406 sein älterer Bruder Heinrich und bald auch dessen zwei Kinder gestorben waren, über die er wohl die Vormundschaft geführt hatte. Er erhielt damals Milczan und Hohlen, und es wurde seinerzeit bereits angeführt, daß er schon am 5. Sept. 1407 als Patron in Hohlen genannt wird. [7])

Als Herr von Hauska war er auch Patron in Kroh, und im J. 1408 (Jun. 13.) schenkte er dieser Kirche $2^1/_2$ Schock Zins, [8]) und neuerdings 1417 (Nov.?) wies er derselben ein Stück Ackers zu. [9]) Außer in Kroh gehörte ihm auch das Patronat in Kadlin. [10])

1) Reliq. I, 586.
2) Ibidem I, 597.
3) Ibidem II, 5.
4) Ibidem II, 14. Zugehör ist danach: halb Gabel, Böhmischdorf, Markersdorf (theilweise), der halbe Zins in Kriesdorf, der Meierhof Krotumful.
5) Reliq. I, 605.
6) So schon in der genannten Urk. vom 14. März 1405. Ibid. II, 14.
7) L. confirm. VI, 225.
8) L. erect. VIII, 13.
9) Ibidem XI, 150.
10) So präsentirt er den Pfarrer in beiden zugleich 1418, 2. Juni. L. confirm. VII, J. 20.

Auch das Dominicaner-Kloster in Gabel erhielt Zeichen seiner Gunst. Wir hören, daß er am 12. April 1415 demselben 13 Schock Zins anwies auf seinem Antheile des Dorfes Sucha (Kriesdorf).[1] Doch schon um diese Zeit scheint er daran gedacht zu haben, auch diesen, vom Vater ererbten Theil von Gabel zu verkaufen. Wenigstens kann man es dahin deuten, wenn er im J. 1414 (August 8.) die Mitgift seiner Gemahlin Anna von Gabel und Markersdorf (worauf er ihr dieselbe 1398 verschrieben hatte)[2] übertrug auf die Herrschaft Hauska.[3] — Sicher ist, daß der Verkauf 1418 wirklich geschah. Er überließ damals (am 26. Mai) genannten Antheil um 1150 Schock an Benesch von Wartenberg.[4]

Wie alle Berka, so blieb auch Heinrich von Hauska Katholik und Anhänger des Kaisers; dabei scheint er bemüht gewesen zu sein, eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen. Auf der Liste jener, die am 6. Nov. 1419 den Pragern Fehde ansagten, steht sein Name nicht. Dagegen war er der einzige Berka, der 1421 auf dem Czaslauer Landtage erschien;[5] hier wurde er auch mit unter die 20 Regenten und Verweser der Krone gewählt, was freilich kaum praktische Folgen hatte. In gleicher Weise fand er sich auch wieder auf dem Gallilandtage 1423 in Prag ein.[6] Sonst ist wohl von seiner politischen Thätigkeit kaum etwas zu vermelden.

Um wieder auf seine Besitzungen zurückzukommen, müssen wir nun anführen, daß er auch der Herrschaft Hauska noch im Alter sich entäußerte; er verkaufte dieselbe am 30. Nov. 1432 an Johann von Smirzitz.[7] Nach dieser Urkunde umfaßte dieselbe Schloß Hauska, mehrere Meierhöfe und die Dörfer Libowis, Wolleschno, Jestrzebitz, Dobrzin, Klein- und Groß-Dubus, Rabenei (Roveň), Klein- und Groß-Blatzen, Thein, Sirtsch (Klein- und Groß-S., Zděřec), Borzim mit Patronat, Nechutnow (?), Kortschen, Wlkow, Kroh mit Patronat, Wosnalitz, 1 Bauernhof in Nedweska (Nedvěz).

Eine Urkunde vom 14. October 1440, die Heinrich Berka von Hauska für zwei Brüder von Tayn ausstellt,[8] bietet die letzte Erwähnuug von ihm, die ich kenne.

---

1) L. erect. X, 43. Vergl. Paprocký, st. pansk. 155.
2) Archiv český III, 472. Reliq. I, 578.
3) Reliq. II, 108.
4) Ibidem II, 141.
5) Archiv český III, 227.
6) Ibidem III, 240 ff.
7) Obiges Datum trägt die Orig.-Urkunde in Wittingau, Arch. český III, 505. Die landtäfl. Einlage ist datirt vom 7. März 1437. Reliq. II, 158.
8) Lehentafel 4, 55. (Ausgestellt in Raudnitz.)

Es sind uns zwei Urkunden erhalten, wodurch Heinrich die Vormundschaft über seine Kinder ordnete. Einmal übertrug er dieselbe seinem Bruder Wenzel (am 21. Feber 1402); [1]) das anderemal, am 21. December 1415, seiner Gemahlin Anna zugleich mit Aleſch von Duba auf Dražitz und seinem Bruder Heinrich Hlawacz. [2]) In keinem dieſer Fälle sind die Namen der Kinder genannt. — Nur eine Urkunde vom 12. November 1423 [3]) hat uns die Namen zweier Söhne erhalten. Daſelbſt werden nämlich als Zeugen angeführt: „Heinrich Berka von Duba, Herr auf Hauska; Hinko von Duba und Chwalo von Duba, Herren auf Hauska, Söhne des vorgenannten Herrn."

Von dem einen, Hinko, erfahren wir ſpäter nichts mehr. Chwal dagegen wird, zugleich mit dem Vater, zum zweitenmal erwähnt am 6. December 1430; als ſein Sitz wird da Hühnerwaſſer genannt. [4]) Wir wiſſen, daß dieſe Herrſchaft um 1407 an Hinko von Mühlſtein gekommen war, und hörten auch, daß Wenzel von Duba auf Sakſchen als Vormund der Kinder Hinkos 1415 ſeinen Sitz dort hatte. Wie der Uebergang an Heinrich auf Hauska oder direct an den Sohn Chwal erfolgte, darüber ist mir nichts bekannt geworden.

Von dem Vater hatte dieſer jedenfalls geerbt Milczan und Hohlen. Dieſen Beſitz zugleich mit dem wohl nicht gar lange vorher zu erworbenen Hoſpitz [5]) verkaufte er am 5. Juni 1437 an Sigmund von Wartenberg auf Tetſchen. [6]) — Auch Kadlin gehörte ihm durch Erbhaft. Hier überließ er am 10. Juni 1445 das Patronat dem Kloſter in Weißwaſſer. [7])

Vor dem J. 1447 ſtarb Chwal und hinterließ ſeinem Sohne Paul und den anderen noch unmündigen Kindern außer Hühnerwaſſer auch jenen Theil von der Herrſchaft Gabel, den ſein Vater 1418 an Beneſch von Wartenberg verkauft hatte. Daß Chwal denſelben wieder erworben hatte, erfahren wir freilich nur aus der Urkunde vom 17. Juli 1447, in welcher

1) Reliq. I, 597 = Archiv český III, 474.
2) Reliq. II, 124 = Archiv český III, 487.
3) Lehentafel 61, 333.
4) Reliq. II, 240 = Archiv český II, 61.
5) Noch am 22. Juli 1423 präſentirten den Pfarrer von Hoſpitz: Hinco de Oslavic et Wanco de Hostikovic. L. confirm. VIII, C, 6.
6) Reliq. II, 170 = Archiv český III, 517.
7) Archiv český III, 531. Wir werden auf Kadlin zurückkommen bei Gelegenheit eines Proceſſes, der faſt 100 Jahre ſpäter deshalb angeſtrengt wurde.

Paul diesen Besitz neuerdings verkauft an Heinrich Berka auf Leipa, wie schon oben erwähnt worden. [1])

Als man im J. 1453 an die Neuordnung der Besitzverhältnisse ging und von jedem die Vorlage der darauf bezüglichen Urkunden verlangt wurde, war auch Paul bereits todt; denn im Namen der andern, noch unmündigen Kinder Chwals legte damals Johann von Wartenberg auf Blankenstein die Verschreibungen über Herrschaft Hühnerwasser vor. [2]) — Von jenen Kindern lebte aber schon 1454 nur noch eine Tochter, Barbara. In diesem Jahre wurden also, „nachdem Heinrich Berka d. j. von Duba und Gabel und seine Kinder gestorben", die Güter derselben als heimgefallen erklärt und vom Könige an Alesch von Duba auf Sakschen verliehen. [3]) Und infolge dessen wurden als solche Güter proclamirt: Milczan und Hohlen, Habstein und Hühnerwasser, später (1457) auch noch Gabel. [4]) Habstein wurde eigentlich fälschlich einbezogen, wie sich noch zeigen wird. Hinsichtlich der erstgenannten, Milczan und Hohlen (mit dem dort inzwischen erbauten Rübenau) bewies Johann von Wartenberg auf Tetschen aus der Landtafel seine Besitzrechte, und dieselben wurden ihm zuerkannt (1. April 1462). Ebenso zeigte Heinrich von Duba auf Leipa, daß er Gabel (1447) gekauft, und dieses wurde ihm ebenso zugesprochen (1463, März 26.) — So blieb also nur Hühnerwasser übrig. Zwar vertheidigte genannte Barbara, als einzige Erbin, ihre Rechte darauf, doch verzichtete sie bereits am 17. April 1460 zugunsten des Alesch, und dieser wurde also hier am nächsten 1. Mai eingeführt; u. z. in Rittersitz und Städtchen Hühnerwasser und die Dörfer Schiedl, Plauschnitz (Plúcznice), Jesowai, Krupai und Rokitai. [5])

Von den 4 jüngern Söhnen, welche die Theilungsurkunde von J. 1391 nennt, wird Johann später nicht mehr erwähnt. Die drei, die noch am Leben waren, nämlich Wenzel, Heinrich Hlawacz und Heinrich genannt Waněk, schritten am 21. Februar 1402 zur Theilung der ihnen vom Vater zugewiesenen Güter. [6])

---

1) Reliq. II, 210. Daß die Wiedererwerbung durch Chwal frühestens 1433 erfolgte, ergibt Paprocký, St. pansk. 272 (Beneš z Wartenberka na Jablonném
2) Archiv český II, 204.
3) Lehentafel 26, 53. (Urk. vom 11. April 1454.)
4) Ebenda 16, 63 und 53.
5) Ebenda 23, 215.
6) Reliq. I, 596.

Wenzel, der älteste von ihnen, erhielt: Burg Czap und die Dörfer Tuhanzl mit Meierhof; Welhütta (Lhota), Töschen, Sakschen, Dobrzin und Widim; die emphyteutischen Aecker in Ratsch (Hradištka, südl. von Töschen) und Zawory (?); die Mühle „Woldanow" u. a.; Wald am Eichberge. — Die Stelle, wo die Burg Czap stand, bezeichnet noch heute der Volksmund mit dem Namen Tschapkeule (östlich von Tuhanzl); sonst erinnert daselbst fast nichts mehr daran. Schon Wenzel muß dieselbe bald verlassen und seinen Sitz aufgeschlagen haben in einer Burg, die im Süden des Dorfes Sakschen (Zakšin) lag und auch diesen Namen führte. [1]) Bereits 1404 nennt sich Wenzel nach dieser Burg „von Sackschen" und so seitdem regelmäßig. [2]) Fast alles was von Wenzel zu erzählen wäre, wurde bereits früher angeführt; so daß er 1402—1404 Besitzer einer Hälfte von Gabel war; ebenso daß er 1414 und 1415 die Vormundschaft nach seinem ältesten Bruder Hinko führte, und daher um diese Zeit als Patron seines Kirchdorfes Widim (am 29. Juli und 6. September 1415) genannt wird „Wenzel Berka von Duba, gesessen auf Hühnerwasser". [3])

Wie lange Wenzel lebte, kann ich nicht einmal annähernd bestimmen. [4]) Wie über ihn, so schweigen unsere Quellen auch über seine Söhne durch mehr als zwanzig Jahre vollständig. Auch können wir diese nur feststellen durch Rückschlüsse nach den Besitzungen. — Am 10. März 1440 wird unter den Herren, die auf dem Kreistage in Nimburg zusammenkamen, [5]) ein Hynek Berka von Duba und Töschen aufgeführt, den wir also als Sohn Wenzels ansehen müssen. Wir haben nur diese einzige Nachricht von ihm. — Ein zweiter Sohn, Alesch von Sakschen, tritt sogar erst seit dem J. 1452 in unsern Quellen auf. [6]) Es ist derselbe, von dem wir bereits erzählten, daß er die Herrschaft Hühnerwasser vom Könige erhielt (1454.) In Urkunden der folgenden Jahre wird er nicht selten genannt; [7]) später nahm er nacheinander mehrere einflußreiche Stellungen am Hofe der Königin ein. Zuerst war er 1461—1465 Oberstkämmerer derselben, dann 1469 bis 1475 Unterkämmerer der königlichen Leibgedingstädte, endlich im letztgenannten

1) Man vergleiche über die Burgen Czap und Sakschen Bernau im Sborník hist. II, 20—22.
2) Reliq. II, 5.
3) L. confirm. VII, F, 2 und 6.
4) Ich finde seinen Namen zum letztenmal 1420, am 21. März genannt. Archiv český I, 405.
5) Ibidem I, 249.
6) Am 11. Juli tritt er eine Verschreibung auf Konojed ab an Ctibor von Tloskow. Reliq. II, 225.
7) Vergl. Archiv český I, 187 und III, 327.

Jahre Obersthofmeister der Königin. [1]) Wann er starb, kann ich nicht angeben; ich kenne nur noch eine Notiz vom J. 1483, die auf ihn zu beziehen sein wird. Sie betrifft eine königliche Schenkung, ist aber so kurz und allgemein gehalten, daß sie nur den Werth einer einfachen Nennung des Namens beanspruchen kann. [2]) — Von seinen Nachkommen bis auf den dreißigjährigen Krieg soll der 4. Theil dieser meiner Arbeit handeln.

Dem nächsten von den jüngern Söhnen, Heinrich Hlawacz, fiel bei der Theilung nachstehender Besitz zu: Klum, Dürchel, Skal, (oder Skalka, jedenfalls bei Dürchel), Wrchhaben mit dem Berge dabei, Horka, Groß- und Klein-Březnitz, der Meierhof in Low [3]), Nezlowitz (?), Zdessow (?) Draschen (Dražejov) Schedowetz (Střizovojice), die zinsbaren Aecker in Schwihof (neben der Roßpresse südl. von Dauba), die wüsten Aecker in „Kuku" (Kluk?) und Strkaw (?) — Heinrich Hlawacz hatte mit seinem zweitältesten Bruder Heinrich von Habstein eine Erbeinigung geschlossen; [4]) indessen als dieser und bald nachher seine Kinder starben (1407), erbte Heinrich Hlawacz nur Habstein. Daher nennt er sich später meist „von Habstein", bisweilen auch „von Low". Bereits in der Confirmationsurkunde des Habsteiner Pfarrers vom 9. Jäner 1408 wird er als Patron genannt. Später ist das noch mehrmals der Fall. [5]) — Auch in Dürchel übte er das Patronatsrecht aus [6]) Grade Dürchel aber und Skalka verkaufte Heinrich am 9. März 1417 an Elisabeth von Klingenstein, die Witwe des Heinrich von Duba auf Auscha um 180 Schock Gr. [7]) — Bereits vorher, am 18. März 1415, hatte er 21 Schock Zins in seinen Dörfern Klum und Nezlowitz (?) veräußert an die Schwestern Katharina und Anna, Töchter des Rzimek von Medonos (um 210 Schock Gr.) [8]) In Klum hatte Heinrich Hlawacz, wie die Theilungsurkunde beweist, auch das Patronat erhalten; dies muß er aber kurz nachher an den Bruder Heinrich auf Milczan (und Habstein) abgetreten haben, nachdem dieser 1404 und 1405 daselbst präsentirt. [9]) Nach dem Tode dieses Heinrich mag es an Heinrich Berka auf Hauska gekommen sein; denn dieser schenkt

1) Palacký, Současný přehled.
2) Lehentafel 6, 21.
3) Die beiden Březnitz sind wohl um Nedam zu suchen, wo noch jetzt der Meierhof Březinka liegt, In diese Gegend möchte ich auch Low versetzen.
4) Reliq. II, 16 (1405, Mai 8.)
5) L. conf. VI, 235. Ebenda auch noch am 22. Aug. 1418. (ibid. VII, K, 7.)
6) Ibidem VII, B, 12. (1412, Mai 30.)
7) Reliq. II, 134.
8) Ibidem II, 116.
9) L. confirm. VI, 128.

er dortigen Kirche am 22. October 1407 Zins von 32 Groschen, eine Wiese und ein Stück Acker.[1])

In Fürsorge für seine Kinder ernannte Heinrich Hlawacz zuerst am 4. April 1410 seinen jüngsten Bruder Waněk von Chudý-Hradek zum Vormund.[2]) Als dieser aber bereits wenige Jahre nachher starb, übertrug er die Vormundschaft auf Anna, die Gemahlin seines Bruders Heinrich Berka auf Hauska, und Aleš von Duba auf Dražitz (1415, Dec. 21.).[3])

Im J. 1419, am 6. November, kündigte auch er, wie die meisten seines Geschlechtes, den Pragern Fehde an.[4]) Sonst tritt er jedoch in den nächsten Jahren nicht mehr hervor, und nur noch eine einfache Nennung seines Namens im J. 1425 (Hlawacz von Duba) muß auf ihn bezogen werden.[5])

Von seinen Kindern kennen wir einen einzigen Sohn, Namens Czeněk, und auch dieser wird erst 1446 erwähnt, bei der Gelegenheit, wo er die vom Vater ererbte Herrschaft Habstein an Johann von Smirzitz verkauft (28. März).[6]) Letzterer war indeß schon vorher im factischen Besitze der Burg Habstein, nachdem er dieselbe 1445 sich hatte abtreten lassen von dem (unbekannten) Raubritter, der von dort aus die reisenden Kaufleute belästigt hatte.[7]) — In welcher Art die übrigen Besitzungen, die der Vater Czeněks geerbt hatte, früher oder später in fremde Hände kamen, kann ich nicht entscheiden. Es läßt sich eben nicht constatiren, was jener Heinrich, genannt Czeněk, den wir höchst wahrscheinlich als Sohn jenes Czeněk anzusehen haben, an Gütern noch sein nannte. — Wir lernten diesen Heinrich, gen. Czeněk im ersten Theil kennen, als von dem Schicksale der Besitzungen Albrechts von Duba auf Tollenstein die Rede war. 1463 nämlich verlieh K. Georg das, was gen. Albrecht in Klum und Malschen besessen, an Jaroslaw Berka von Duba auf Leipa und Heinrich, gen. Czeněk, von Duba.[8]) Wir sahen seinerzeit wie diese Verleihung von den factischen Besitzern angefochten wurde, und wie sich der Proceß hinzog bis 1487,

1) L. erect. V, 148 Ms. — Später gehörte Klum den HH. von Smirzitz und kam mit Habstein 1478 an die Wartenberger. Vergl. im 1. Aufsatz S. 150 f.
2) Reliq. II, 60.
3) Ibidem II, 124. Hier steht fälschlich der Name Katharina für die Gemahlin des Heinrich Berka.
4) Archiv český IV, 375.
5) Ibidem III, 253. Auch Palacký, Urk. Beiträge II, 534 bezieht sich wohl auf ihn (1426?).
6) Reliq. II, 204 = Archiv český III, 534.
7) Archiv český III, 32.
8) Lehentafel 16, 328.

wo Jaroslaw und Heinrich auf ihre Rechte verzichteten.[1]) Im letztern Falle nennt sich Heinrich schon nach seiner neuen Besitzung „von Drahobus"; ich vermag indeß nicht anzugeben, wie und wann er dieselbe erwarb.

Um diese Zeit wird sein Name noch einigemal genannt, zusammen mit dem seiner zweiten Gemahlin Dorothea von Welleschitz, die damals (1485) durch königliche Verleihung einigen Besitz in Schelowitz an der Eger erhalten hatte; u. z. zugleich mit ihrer Tochter Dorothea und ihrem Stiefsohne Heinrich (dem Sohne des Heinrich Czeněk aus erster Ehe).[2]) In den sich an diese Verleihung anknüpfenden Verhandlungen wird Heinrich Czeněk bis 1488 genannt. — Sein erwähnter Sohn besaß Drahobus bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, wo er es verkaufte an Karl von Duban (vor 1504).[3]) Nach dem Brande der Landtafel erneuerte Heinrich dem Sohne Karls, Ulrich von Duban auf Liebeschitz, die bücherliche Einlage (1545). Das ist die letzte Nachricht von ihm; auch von Nachkommen weiß ich nichts. Nur einen Bruder Heinrichs habe ich seit 1502 erwähnt gefunden, nämlich Johann (Drahobuszký) von Duba, der dann 1521—24 in Streitigkeiten mit Anna von Kowan, der Witwe des Albrecht Libsteinsky von Kolowrat auf Lobositz, Graupen u. s. f. verwickelt war.[4])

Wir sind angelangt beim jüngsten Sohne, Heinrich d. j. genannt Waněk. Sein väterliches Erbtheil umfaßte nach der Urkunde von 1402: Schloß Chudy-Hradek[5]) mit dem Meierhof, Stadt Dauba, die Dörfer Sebitsch, Zdislaw (?), Oschitz (Sussice), Nedwiez (?) und 2 Mühlen („in Strieziem" und „sub obstaculo").

Seinen Sitz schlug Waněk auf Chudy-Hradek auf und nannte sich darnach „von Hradek".[6]) Als Patron von Dauba bestimmte er am 10. März 1408 für einen Kaplan daselbst (bei der Katharinenkirche) 7 Schock Zins.[7]) Ein anderesmal (am 26. September 1411) gab er als Gutsherr seinen Consens zu der Schenkung eines Ackers für die Pfarrkirche ebendaselbst.[8])

---

1) S. im 1. Theil S. 151.
2) Lehentafel 17, 360.
3) Landtafel 7, D, 27 (eingelegt 1545). Daß der Verkauf vor 1504 erfolgte, zeigt eine Schuldverschreibung von diesem Jahre (Landt. 84, D, 16), worin Karl von Duban bereits „von Drahobus" heißt.
4) Kammergerichtsregister Iβ, F. vielfach.
5) Die Stelle dieser Burg bezeichnet noch die Ruine oberhalb der Gründenmühle südw. von Pablowitz.
6) Bereits 1403, Nov. 29. Reliq. I, 605.
7) L. erect. XIII, Balbin 293.
8) L. erect. VIII, 151. Ms.

Auch Waněk erhielt von den Gütern des zweitältesten Bruders Heinrich von Habstein, einen Theil. Das erfahren wir zwar nicht aus jener früher citirten Zeugenaussage des Rzimek von Dürchel vom 19. Mai 1456; aber bereits früher, am 25. October 1455, war es bei einem ähnlichen Anlasse von mehreren Zeugen verbürgt worden (unter welchen übrigens ebenfalls genannter Rzimek war).[1]) Aus ihren Aussagen geht hervor, daß Waněk nach dem genannten Bruder Pablowitz bekam; weiter, daß dies 5 (nach andern 3 Jahre) vor seinem Tode geschehen; endlich daß seit seinem Tode bis 1455 an 43 Jahre verflossen seien.[2]) Danach wäre Waněks Tod 1412 (oder 1413) anzusetzen, womit sehr gut stimmt, daß er noch am 26. September 1411 genannt wird.[3]) Jene Gütertheilung nach dem Bruder muß, wie wir seinerzeit sahen, 1407 vorgenommen worden sein; dem entspricht die Angabe, daß Waněk Pablowitz 5 Jahre vor seinem Tode erhalten habe.

Waněks Gemahlin war Barbara, die Tochter Herbords von Roczow aus dem Geschlechte der Kolowrat. Dieser war Vormund der Kinder des Benesch von Duba auf Kostenblatt, und als solcher versicherte er 1418 verschiedenen Verwandten, darunter auch genannter Tochter Barbara („der Witwe des Waněk von Duba") 2000 Schock auf den Gütern Liebeschitz, und Kostenblatt.[4])

Die vorgenannten Zeugenaussagen bieten uns auch noch die Namen zweier Söhne Waněks, Heinrich und Johann, mit der Angabe, daß noch andere vorhanden waren. Ersteren finden wir dann erwähnt 1429 (November 25.) als Zeugen beim Verkaufe der Helfenburg (s. S. 59) u. z. als Heinrich Berka von Duba, ges. auf Hradek.[5]) Neben ihm wird genannt Waněk d. j. Berka von Duba, offenbar sein Bruder. — Als am 5. Juli 1440 der Raudnitzer Landfriedensbund geschlossen wurde, waren unter den Anwesenden auch Hinko Berka von der Dauba, gesessen daselbst und Johann Berka zu Pablowitz.[6]) Wir kennen auf diese Weise 4 Söhne Waněks: Heinrich, Johann, Waněk d. j. und Hinko, und müssen schließen, daß dieselben eine Gütertheilung vorgenommen hatten.

---

1) Archiv český I, 162. Auf den Anlaß werden wir zurückkommen.
2) Es wird auch gesagt, daß er in Weißwasser begraben wurde.
3) S. vorher S. 72, Anm. 8.
4) Lehentafel 21, 151. Auf diese Verschreibung wurde bereits oben (S. 61) hingewiesen bei der Geschichte Heinrichs von Leipa.
5) Archiv český VI, 485. Nochmals 1432, November 30. (Verkauf von Hauska) Ibidem III, 505.
6) N. Script. rer. Lus. I, 249. (Aus Scultetus.)

Als im ersten Theile (S. 140) von der Fehde des Nikolaus Berka von Duba auf Lemberg gegen den Kurfürsten von Sachsen die Rede war, wurde kurz darauf hingewiesen, daß ein mitbetheiligter Johann Berka nicht ein Bruder des Nikolaus sein könne. Ich füge jetzt hinzu, daß damit kein anderer gemeint sein kann, als obiger Johann auf Pablowitz. Dazu paßt ganz gut der Ausdruck in einem Briefe vom Juli (?) 1449 „mit dem Birken zum Lemberge und dem von der Daube". [1]) Wahrscheinlich hatte er nach seinem Bruder Hinko, der nach 1440 nicht mehr vorkommt, Dauba geerbt. Ist das Gesagte richtig, dann war Johann 1453 am Leben, [2]) doch muß er bald gestorben sein, da er in dem gleich anzuführenden Processe nicht erwähnt wird.

Am längsten lebte der erstgenannte der Brüder, Heinrich auf Chudy-Hradek. Letzteren Besitz muß er aber, unbekannt wann, an seine Mutter Barbara von Kolowrat abgetreten haben. Dafür finden wir ihn an der Elbe bei Kosteletz begütert. Zuerst erwarb er dort Jiřitz, dann Elbekosteletz selbst. Wir erfahren das alles nur aus den Pfandschafts-Registern (Registra zápisův) vom J. 1453. [3]) Daselbst steht, daß eine Reihe von Urkunden vorgelegt wurden über Elbekosteletz, darunter als letzte die, womit Wilhelm von Schönburg diese Pfandschaft abtrat an „Heinrich von Duba und von Jiřitz (z Ježic) und seine Gemahlin Elisabeth von Boskowitz.

Ein Sohn Heinrichs von Duba auf Kosteletz, wie er sich seitdem nennt, [4]) Namens Wenzel, hatte um diese Zeit gegenüber von Elbekosteletz Dorf Rudecz besessen. Vor 1454 war er gestorben, sein Besitz galt als heimgefallen und wurde vom Könige den Eltern verliehen. [5]) — Durch eine gleiche königliche Verleihung kam Heinrich auch wieder in den Besitz seines Erbtheiles Chudy-Hradek. Barbara von Kolowrat, seine Mutter, und ihr zweiter Gemahl Johann von Cimburg waren gestorben. Ihr Besitz: Chudy-Hradek und die Dörfer Sebitsch, Zdislawitz (?), Oschitz und Pablowitz fiel an den König, der ihn genanntem Heinrich übertrug. [6]) (1454.) Was Pablowitz

1) Bachmann, Urkunden etc. F. R. A. II, 42, S. 55. — Den Wortlaut der andern einschlägigen Urkunden kenne ich nicht.
2) Knothe, Mitth. des nordböhm. Excurs.-Clubs. S. 91.
3) Archiv český I, 524. — Jiřitz kann Heinrich frühestens 1439 erworben haben, da es vorher dem Prager Bürger Nikolaus v. Herrndorf gehörte u. im gen. Jahre von den Pragern an Hannusch von Kolowrat überlassen ward. Tomek, Děj. Prahy VI, 66 u. 75.
4) Auf dem Prager Landtag vom 27. April 1452 ist auch Heinrich Berka von Duba und von Kosteletz. Ibidem II, 309.
5) Lehentafel 16, 59; vergl. 20, 18.
6) Ebenda 16, 299.

etraf, so erhob Alesch von Duba auf Sakschen Einsprache gegen diese Verleihung. Als aber Heinrich durch Zeugen [1]) nachgewiesen hatte, daß dieses Dorf wirklich seinerzeit an seinen Vater Wanĕk gelangt wäre, verichtete Alesch auf seine Ansprüche und Heinrich wurde eingeführt. (1455, November 17.) [2])

Weiter ist von Heinrich nur noch zu berichten, daß er 1458 bis 1462 Obersthofmeister der Königin war. [3]) Sein Tod ist wahrscheinlich ins Jahr 1465 zu setzen; wenigstens berichtet Schaller, [4]) daß in diesem Jahre ein Heinrich von Duba in der Prager Teinkirche begraben wurde. — Von Nachkommen haben wir keine Nachricht, ebenso wie wir auch ganz im Unklaren sind, welche Schicksale seine Güter in den nächsten Jahren hatten. Von Elbe-Kosteletz wissen wir wenigstens, daß es bis auf das J. 1499 mehrfach den Besitzer wechselte. [5]) Von Chudy-Hradek jedoch erfahren wir erst wieder im 16. Jahrhundert. Zwischen 1521 und 1530 verkaufte dasselbe nämlich Georg Wostersky Kaplič von Sulewitz an Wenzel von Warnberg auf Rübenau. [6]) So kam es zur spätern Herrschaft Neuschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Julius Glaser.

Am 26. December des vergangenen Jahres wurde in Julius Glaser der deutschen Rechtswissenschaft einer ihrer hervorragendsten Vertreter, unserem Staate einer seiner treuesten Bürger und einsichtsvollsten Staatsmänner durch den Tod entrissen. Da Glaser seiner Geburt nach Deutschböhmen angehörte und sich an unserem Vereine seit seinem Bestande als Mitglied betheiligte, so gebührt ihm auch in diesen Blättern ein ehrendes Andenken.

Julius Glaser wurde am 19. März 1831 als Sohn unbemittelter israelitischer Eltern in dem an der Sprachgrenze gelegenen deutschen Städtchen Postelberg in Böhmen geboren. Frühzeitig entwickeltes Talent drängte ihn

1) Es sind dies die oben erwähnten Zeugenaussagen vom 25. October 1455. Archiv český I, 162.
2) Lehentafel 23, 144.
3) Palacky, Současny přehled.
4) Schaller, Prag III, 93.
5) Vergl. Archiv český VI, 576.
6) Landtafel 5, B, 22. (Neueinlage von 1543.)

auf die Bahn gelehrten Berufes und so begann er seine Gymnasialstudien in Leitmeritz und beendete sie mit Unterstützung eines in Wien ansässigen Oheims in letzterer Stadt. Er widmete sich sodann im Studienjahre 1848—49 an der Universität Zürich philosophischen Studien und wurde daselbst am 13. October 1849 zum Doctor der Philosophie promovirt. Neben diesen philosophischen Studien war es aber bereits in Zürich die Rechtswissenschaft, vor Allem die auf philosophischer Grundlage beruhende Wissenschaft des Strafrechtes, die ihn immer mächtiger anzog und der er nach seiner Rückkehr nach Wien seine geistige Kraft ausschließlich widmete. Als erste Frucht seiner Studien, zugleich als Zeugniß seiner glänzenden Begabung erschien im J. 1850 sein „englisch-schottisches Strafverfahren" das von der Kritik sehr beifällig aufgenommen, namentlich auch von Seite des zur Zeit ersten Kenners des englischen Strafverfahrens, Mittermaier vollste Anerkennung fand. Auf Grundlage dieser Schrift habilitirte sich Glaser, nachdem er mittlerweile zum katholischen Glauben übertreten war und am 27. März 1854 die juristische Doctorswürde erlangt hatte, in demselben Jahre an der Wiener Universität als Privatdocent für österr. Strafrecht und eröffnete am 9. October 1854 seine Vorlesungen mit einer gehaltvollen, das Programm echt wissenschaftlicher Behandlung des österr. Strafrechtes klar zeichnenden Rede „über Aufgabe und Behandlungsweise der Wissenschaft des österr. Strafrechts". In Ausführung dieses Programms veröffentlichte Glaser, der im J. 1856 zum außerordentlichen Professor des Strafrechtes ernannt worden war, außer zahlreichen kleineren Aufsätzen im J. 1858 den ersten und leider einzigen Band von „Abhandlungen aus dem österr. Strafrechte", welche die so wichtigen und schwierigen Lehren über strafbare Drohungen und strafbare Unterlassungen in so vorzüglicher die gesammte auch außerdeutsche Literatur und Gesetzgebung umfassender Weise behandelten, daß Glaser fortan unbestritten unter den Strafrechtslehrern Deutschlands einen hervorragenden Platz einnahm. Aber nicht an die rein wissenschaftliche Thätigkeit sollte die Wirksamkeit Glaser's, der im J. 1860 zum o. Professor ernannt worden war, beschränkt bleiben; es sollte ihm vielmehr vergönnt sein, seine durch wissenschaftliche Studien gewonnenen Ueberzeugungen im Wege der Gesetzgebung auch in das praktische Leben einzuführen. Denn als es sich in Folge der durch die Februarverfassung vom J. 1861 herbeigeführten Aenderung im öffentlichen Leben Oesterreichs um eine Reform mehrerer Zweige der Justizgesetzgebung, vor Allem des Strafrechtes und Strafprocesses handelte, da war es Glaser, dem von Justizminister Pratobevera die Aufforderung zuging, Vorschläge bezüglich der Reform des Strafverfahrens der Regierung zu erstatten. Dieser Aufforde-

nung entsprach Glaser durch Ueberreichung einer Denkschrift, in welcher er im Allgemeinen auf dem Boden der unter Schmerling's Justizministerium erlassenen Strafproceßordnung vom J. 1850 fußend doch bereits in Bezug auf die Versetzung des Beschuldigten in den Anklagestand und die subsidiäre Strafverfolgung von Seite des Verletzten jene Principien entwickelte, welche in der gegenwärtigen Strafproceßordnung vom J. 1873 ihre Verwirklichung fanden. Auf Grundlage dieser Denkschrift arbeitete nun Glaser den ersten allerdings noch unvollständigen Entwurf einer Strafproceßordnung aus und nahm von nun an durch volle zwölf Jahre an den Vorarbeiten zum Zustandekommen der gegenwärtig in Kraft stehenden Strafproceßordnung den entscheidendsten Antheil. Die Geschichte dieser Vorarbeiten, wie sie in Mayer's „Handbuch des österr. Strafproceßes" dargestellt ist, zeigt auf jedem ihrer Blätter nicht nur von der tiefen wissenschaftlichen Einsicht Glaser's, sondern auch von seinem bei Theoretikern selten in gleicher Schärfe vorhandenen praktischen Blicke, der ihn eben zu legislatorischen Arbeiten in so hohem Grade befähigte. Die das Maß des Gewöhnlichen weit überragende Arbeitskraft ermöglichte es aber auch Glaser neben der Zeit und Geist in gleicher Weise in Anspruch nehmenden legislatorischen Thätigkeit noch wissenschaftliche Arbeiten von hervorragender Bedeutung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir erwähnen aus dieser Zeit nur die trefflichen für das Schwurgericht mit allem Feuer tiefinnerster Ueberzeugung eintretenden, wiederholt aufgelegten Schriften: „Ueber die Fragestellung an die Geschwornen" (1863) und „Zur Juryfrage" (1865), sowie das Werk „Anklage, Wahrspruch und Rechtsmittel im englischen Schwurgerichtsverfahren" (1866), durch das sich Glaser als einer der gründlichsten Kenner des englischen Strafverfahrens erwies. — Im J. 1868 trat ein Wendepunkt im Leben Glaser's dadurch ein, daß er von dem unvergeßlichen Reformator des österreichischen Volksschulwesens Hasner in das Ministerium für Cultus und Unterricht als Sectionschef berufen und so dem Lehramte und seiner juristischen Thätigkeit zunächst allerdings nur für kürzere Zeit entzogen wurde. Denn als das Ministerium Hasner im J. 1870 von der Leitung der Regierungsgeschäfte zurücktrat, kehrte auch Glaser, von seinem Monarchen in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um Staat und Wissenschaft mit dem Comthurkreuze des Franz Josef-Ordens mit dem Sterne geziert, wieder zu seinem Lehramte zurück. Aber auch diesmal nur für kurze Zeit, denn sein Name hatte in Folge seiner hervorragenden öffentlichen Thätigkeit die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf sich gelenkt, und so wurde er denn bereits im J. 1870 in der inneren Stadt Wien in den niederösterreichischen Landtag und von diesem in den Reichsrath gewählt, dem er fortan bis

zu den Neuwahlen des J. 1879 als einer der hervorragendsten Redner angehörte. Es waren nicht blos Fragen auf dem Gebiete der Rechtspflege, sondern auch Fragen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes, die in Glaser einen von echt staatsmännischem Geiste beseelten, nicht nur durch inneren Gehalt, sondern auch durch den Adel der Form ausgezeichneten Vertreter fanden. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die treffliche, am 13. Juni 1871 gehaltene Rede über die Sprachenfrage in Oesterreich, in welcher er nicht nur der slovenischen Forderung nach Errichtung einer philosophischen und juristischen Fakultät in Laibach mit aller Entschiedenheit entgegentrat, sondern auch im Allgemeinen die Sprachenfrage in ihrer Anwendung auf Justiz und Unterricht von einem höheren, das wichtige und leider in Oesterreich so sehr verkannte Verhältniß zwischen Zweck und Mittel betonenden Standpunkte beleuchtete. — In das Ministerium Auersperg am 25. November 1871 als Minister der Justiz berufen, übernahm Glaser die Aufgabe, drei hochwichtige legislative Werke endlich zum lang ersehnten Abschlusse zu bringen. Leider gelang ihm dies nur rücksichtlich eines derselben, der Strafproceßordnung vom 23. Mai 1873, welche ganz eigentlich als sein Werk bezeichnet werden kann und ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der österreichischen Gesetzgebung für immer sichert. Nicht nur in den Kreisen der Wissenschaft fand sie die ungetheilteste Anerkennung; sie bewährte sich auch während ihrer bereits zwölfjährigen Wirksamkeit als ein im Ganzen und Großen treffliches Gesetz. Was aber Strafrecht und Civilproceß betrifft, so wurden zwar unter Glaser's Ministerium neue, der bezüglichen deutschen Legislation sich eng anschließende Entwürfe verfaßt und dem Reichsrathe vorgelegt, ohne daß aber die in demselben gepflogenen Verhandlungen zu einem Abschluße geführt hätten. Für ihren Werth spricht abgesehen von der Anerkennung desselben von Seite der wissenschaftlichen Kritik auch der Umstand, daß sie von dem gegenwärtigen Ministerium abermals mit nur geringen Modificationen dem Reichsrathe zur Beschlußfassung vorgelegt wurden. — Als das Ministerium Auersperg im J. 1879 seine Entlassung nahm, verließ auch Glaser, dessen hervorragende Verdienste neuerdings von seinem Monarchen durch Ernennung zum Geheimrath und durch Verleihung der Großkreuze des Leopold- und des Ordens der eisernen Krone anerkannt worden waren, das Ministerium der Justiz und übernahm das Amt des Generalprocurators am k. k. obersten Gerichts- und Cassationshofe. Von welcher Bedeutung Glaser's Wirksamkeit in dieser Beziehung gewesen, hat der Präsident dieses obersten Gerichtshofes, Ritter von Schmerling, bei der nach Glaser's Hinscheiden veranstalteten Trauerfeier unumwunden anerkannt und zugleich hervorgehoben, daß

die Mitglieder dieses Gerichtshofes Glaser in seiner Thätigkeit als Generalprocurator achten und lieben gelernt, daß er ihnen ein wahrer und treuer Freund geworden, und daß sie Gelegenheit hatten zu sehen, welch' edler Mensch und Menschenfreund Glaser gewesen. — Die Zeit, welche die amtliche Thätigkeit ihm freiließ, widmete Glaser wieder der Pflege der Wissenschaft und betheiligte sich neben kleineren Arbeiten an dem groß angelegten Handbuche der deutschen Rechtswissenschaft von Binding durch meisterhafte Bearbeitung des Strafprocesses. Leider war es ihm nicht beschieden, das Werk, dessen zweiter Band kurz vor seinem Tode erschien, zu vollenden; nachdem er noch am 18. December an sechs Verhandlungen vor dem Cassationshofe sich betheiligt hatte, verschied er, von einer Lungenentzündung ergriffen, nach kurzem Krankenlager am 26. December 1885. — Allgemein in und außer Oesterreich war die Trauer über das Hinscheiden des ausgezeichneten Mannes; allgemein das Bewußtsein von dem schweren, nicht leicht zu ersetzenden Verluste, den die Wissenschaft und die österreichische Rechtspflege durch seinen Tod erlitten. Es würde den Rahmen dieser Mittheilungen überschreiten, wenn wir Glaser's wissenschaftliche Bedeutung, die Universalität seines Wissens, wenn wir das Edle seines Charakters in seinem Verhältnisse als Freund, Gatte und Vater des Weiteren schildern wollten; es ist dies bereits in warmen, aus tiefster Ueberzeugung stammenden Worten von seinem treuen Freunde Unger, von Wahlberg, Steinbach, Janka, Ullmann u. A. geschehen; wir schließen daher diesen kurzen Lebensabriß mit dem alten einfachen Spruche: Ehre sei seinem unvergänglichen Andenken!

Dr. Rulf.

Dr. August Geyer.

Am Tage nach dem unersetzlichen Verluste, den die Strafrechtswissenschaft durch den Hingang Glasers erlitten, wurde derselben abermals einer ihrer eifrigsten und scharfsinnigsten Vertreter durch den Tod entrissen. Dr. August Geyer, o. Professor des Strafrechtes an der Universität München, starb nach kurzem Krankenlager am 27. December des vergangenen Jahres. Auch Geyer gehörte unserer deutschböhmischen Heimat an und blieb unserem Vereine auch in der Ferne stets ein treuer Genosse.

August Geyer wurde zu Asch in Böhmen am 31. Mai 1831 als ältester Sohn des Gerichtsdirectors der gräflich Zedtwitzischen Herrschaft

Asch geboren. Nachdem er die Gymasialstudien theils privat theils öffentlich am prager Kleinseitner Gymnasium zurückgelegt und sich der Maturitätsprüfung mit bestem Erfolge unterzogen hatte, widmete er sich an der prager und wiener Universität den Rechtsstudien und erlangte an der letzteren Universität im J. 1856 die juristische Doctorswürde. Im akademischen Lehramte den Lebensberuf suchend, habilitirte er sich im J. 1857 auf Grund seiner ersten im Druck erschienenen Schrift: Die Lehre von der Nothwehr (Jena, 1857) an der prager Universität als Privatdocent für Strafrecht und wurde im J. 1860 zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechtes an der Universität zu Innsbruck ernannt. Als solcher bekleidete er während der eilfjährigen Wirksamkeit an dieser Universität das Amt eines Decans der Juristenfacultät sowie auch das Amt des Rectors der Hochschule und war als letzterer Mitglied des tirolischen Landtages. Im J. 1871 folgte er einem Rufe als Professor des Strafrechtes an die Universität zu München und wirkte an derselben bis zu seinem am 27. December 1883 erfolgten Tode. — Dies der kurze Abriß des äußeren Lebens Geyers. Was nun seine wissenschaftliche Bedeutung anbetrifft, so sind es zwei Gebiete, auf denen er sich durch hervorragende wissenschaftliche Arbeiten einen ehrenvollen Namen erwarb: Die Rechtsphilosophie und das Strafrecht mit dem Strafproceß. Im Gebiete der Rechtsphilosophie war es die realistische Lehre Herbart's, welche in Oesterreich durch den unvergeßlichen Exner weite Verbreitung gefunden hatte und in welche Geyer während seiner Studien an der prager Universität durch den namentlich auf psychologischem Gebiete hervorragenden Vertreter dieser Lehre, Volkmann eingeführt worden war, welcher er als Grundlage seiner rechtsphilosophischen Forschungen bei Wahrung voller Selbständigkeit in der Anwendung und Durchführung unerschütterlich treu blieb. Schon in seiner ersten Schrift von der Nothwehr waren es die Herbart'schen praktischen Ideen des Rechtes und der Vergeltung, durch die er die Straflosigkeit der in Ausübung der Nothwehr begangenen Handlung nachzuweisen suchte und so gewichtige Einwendungen auch dagegen von Glaser, Ihering u. A. erhoben wurden, seine Schrift bleibt immerhin ein beachtenswerther, mit Scharfsinn durchgeführter Versuch einer Neubegründung dieser mannigfache Schwierigkeiten darbietenden Lehre. Das ganze Gebiet der Rechtsphilosophie auf Herbart'scher Grundlage umfaßt dann die 1863 erschienene „Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundzügen" so wie die in der vierten Auflage von Holtzendorff's Encyclopädie der Rechtswissenschaften erschienene „Philosophische Einleitung in die Rechtswissenschaften," welche beide Arbeiten, da sie auch auf voller

Beherrschung des positiven Rechtsstoffes beruhen, auch für Jene, die nicht unbedingt Herbart's Fahne folgen, doch sehr viel des Beachtenswerthen und Anregenden enthalten. — Bedeutender aber noch als auf dem Gebiete der Rechtsphilosophie war Geyers Wirken auf dem Gebiete des Strafrechtes und Strafprocesses; unter den Vertretern dieser Wissenschaft stand er in vorderster Reihe. Auch hier war es, wie bereits erwähnt, Herbarts Lehre, die für ihn die gemeinsame alle allgemeinen Lehren des Strafrechtes verbindende Grundlage bildete. Auf dieser Grundlage erhob sich dann der Bau des positiven Rechtes, das Geyer in allen Einzelnheiten vollkommen beherrschte. Während seiner österreichischen Lehrerlaufbahn war es das österreichische Recht, dem Geyer berufsgemäß seine wissenschaftliche Thätigkeit widmete und dessen Literatur neben zahlreichen kleineren in den juristischen Zeitschriften (Gerichtszeitung, Haimerl's Vierteljahresschrift) enthaltenen Aufsätzen die im J. 1862 erschienenen „Erörterungen über den allgemeinen Thatbestand der Verbrechen" noch immer zu ihren tüchtigsten Monographien zählt. Seit seiner Berufung nach München bildete aber fortan das deutsche Reichsstrafrecht den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und er bereicherte die Literatur desselben durch zahlreiche gediegene Arbeiten. Wir heben in dieser Beziehung seine erschöpfenden Monographien über Theilnahme am Verbrechen und Begünstigung, dann über die Verbrechen gegen die leibliche Unversehrtheit und gegen die persönliche Freiheit in Holtzendorff's „Handbuch des deutschen Strafrechts" (4 Bände, 1871—77), sowie den kurz vor seinem Tode beendeten, an eingehenden Ausführungen reichen „Grundriß über gemeines deutsches Strafrecht" (1884—85) hervor, Arbeiten, welche einer allgemeinen Anerkennung sich erfreuten. Mit gleichem Eifer und gleichem Erfolge betheiligte er sich nach dem Erscheinen der deutschen Reichsstrafproceßordnung an der wissenschaftlichen Erfassung und Bearbeitung dieses Gesetzes, wofür seine Abhandlung über den Beweis in Holtzendorff's Handbuch des deutschen Strafprocesses (2 Bände 1879), sowie sein „Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafprocesses (1880) glänzendes Zeugniß bieten. Neben diesen größeren Arbeiten waren es aber auch noch die wichtigsten Erscheinungen der Literatur und Gesetzgebung des In- und Auslandes, ferner die mannigfaltigsten Fragen auf der wissenschaftlichen Tagesordnung stehenden Fragen des Strafrechtes und Strafprocesses, welche Geyer in ungezählten kleineren Aufsätzen in juristischen und nicht juristischen Zeitschriften besprach.

Die freiheitlichen Ideen der Neuzeit fanden an Geyer sowohl auf dem Boden der Wissenschaft als auch bei seinem sonstigen Auftreten im öffentlichen Leben einen entschiedenen und warmen Vertreter; rückhaltlos bekundete

er aber auch stets sein deutsches Nationalbewußtsein und schloß sich, schon in Oesterreich Feind jeder particularistischen Strebung, nach seinem Uebertritte nach Baiern unbedingt den Anhängern der deutschen Reichseinheit an. In dieser freiheitlichen und reichsdeutschen Gesinnung mochte wohl auch der Grund liegen, daß ihm sowohl in Oesterreich als auch in Baiern jene Ehren versagt blieben, die nicht selten Männern von weit geringerer wissenschaftlicher Bedeutung, aber, wie man zu sagen pflegt, von correcterer Gesinnung zu Theil zu werden pflegen. Nur der italienische Kronenorden schmückte seine Brust als Anerkennung für eine von ihm verfaßte gründliche Beurtheilung des italienischen Strafgesetzentwurfes.

Im Privatleben war Geyer trotz seines etwas schroffen Auftretens im vertrauten Bekanntenkreise von der größten Liebenswürdigkeit; Freund heiterer Gespräche zeichnete er sich durch seltene Präcision des Ausdruckes und durch überraschende Schlagfertigkeit bei Bekämpfung ihm entgegentretender Ansichten aus. Der ideale Sinn, der ihn beseelte, erfüllte ihn mit schwärmerischer Verehrung für die Natur und namentlich war es die Gebirgswelt, die ihn stets mächtig anzog. Jedes Jahr unternahm er in den Ferien eine längere Reise in die Alpen; unterzog sich dabei aber auch nicht selten übermäßigen seine Gesundheit schädigenden Anstrengungen.

Seit 1860 lebte Geyer in glücklichster Ehe mit einer Tochter des Fürst Reußischen geheimen Justizrathes Eduard Friedrich Alberti. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder, von denen aber nur zwei den Vater überlebten.

Mitten im besten Schaffen, in voller Frische des Geistes wurde Geyer der Wissenschaft entrissen; seine Werke sichern ihm aber in den Annalen derselben ein bleibendes Andenken. Dr. Rulf.

Das Rittergut Ruben bei Höritz.

Von **Franz Schmidt.**

Zwischen Höritz und Gojau liegt das Dorf Ruben, einst Mittelpunkt eines wenn auch kleinen Rittergutes und Sitz mehrerer ritterlichen Geschlechter, die sich „von Ruben", „de Rownich", „z Rowneho" und ähnlich benannten. Eine nicht unbedeutende Feste erhob sich in der nächsten

1) Rowné (= Ebene), im Urbar vom Jahre 1524 „Rumb" (Proschko „Hohenfurt" 80).

Nähe des Dorfes; — wann und von wem sie gebaut wurde, wie und wann sie in Trümmer sank, können wir nicht angeben. So viel ist sicher, daß noch um das Jahr 1790 der Thurm der Feste bestand und zu Wohnungen für 4 Parteien eingerichtet wurde.[1]) Jetzt erhebt sich an seiner Stelle das Hohenfurter Forsthaus.

Es scheinen aber außer der Feste noch ein oder zwei Höfe in Ruben existirt zu haben, wenigstens läßt das Auftreten dreier Ritter in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts darauf schließen. Jedenfalls dürfen wir nicht an Rum (Rovné) in der Ottauer Pfarre denken, denn das befand sich im Besitze der Rosenberger.[2])

Wir bemerken einen fortwährenden Wechsel der Besitzer Rubens; ein erbangesessenes Geschlecht finden wir hier nicht. Der erste urkundlich nachweisbare Besitzer ist

Busco von Ruben aus dem Geschlechte der Harracher,[3]) den wir am 1. Juli 1300 in einem Schenkungsbriefe Dominiks von Passern an die Kirche zu Kirchschlag als Zeugen treffen.[4]) Als solcher erscheint er auch 1305, 29. Mai in Krumman[5]) und am 28. Juni 1308[6]) in rosen-

1) J. Schaller: Topographie des Königreiches Böhmen XIII, 170.

2) Truhlář: Registrum bonorum Rosenbergicorum 30; ich folge hier der Ansicht August Sedláčeks in „Hrady a zámky české" III, 119; einer dieser Meierhöfe dürfte identisch sein mit dem Hofe Močerady (Muscherad) bei Ruben; die Lage dieses Hofes deutet der Name des „Muschereibaches" bei Ruben an.

3) Es dürfte hier am Platze sein, die Stammtafel der älteren böhm. Harracher anzuführen, soweit wir sie eben aus Fontes rer. Anst. XXIII und XXXVII, sowie aus L. Pröll „Gesch. d. Prämonstratenserstiftes Schlägl" kennen lernen.

?

Benesch, Burggraf v. Rosenberg (1259—61) erw. 1259—91.	Johann 1261—74	Johann Bohuslav 1261—74

*

|

Busco von Lagau 1291—1331.	Albero Marschall d. Rosenberger 1317. 1291—1325.	Jacob 1306—1326

Wernher von Stieks 1317—39 ψ Wyßlawa	Johann von Čekau 1317—49.	Benesch v. Quassow († vor 1377)

Was Busco von Ruben anbelangt, so vermag ich ihn nicht einzureihen, ebenso auch nicht Busco v. Hřeben (Burggraf in Weleschin 1360—69) u. a. m.

4) Pröll, „Schlägl" 34. Anm.

5) l. c. 40.

6) Annal. Praemonst. Nancy 1736, II. S. 376.

berger Schenkungsbriefen für das Prämonstratenserstift Schlägl in Oberösterreich. Am 1. Mai 1346 endlich beurkunden Peter v. Rosenberg — als Lehensherr —, Johann von Čekau und Beneš von Komařitz — als Freunde — in Krumman, daß Busco zu einem Anniversarium für sein Seelenheil der Pfarrkirche in Gojau eine Mühle unterhalb Nespoting (Mezipotoční) geschenkt habe.[1])

Während dieser Zeit finden wir einen

Ulrich von Ruben am 21. December 1325 unter vielen andern Harrachern als Zeugen — ein Beweis, daß er demselben Geschlechte angehörte. Am erwähnten Tage nämlich versetzte Peter von Rosenberg dem Bohunk von Harrach[2]) für 83 Mark löthiges Silber die Dörfer Zettwing (Zetbune) und Migolz (Nicolts).[3]) Dagegen gehörte, wie aus dem Wappen (ein Helm mit Ochsenhörnern als Zierde) hervorgeht,

Smil von Ruben dem Geschlechte der Harracher nicht an. Er wird 1360[4]) bis 1387[5]) erwähnt. Ungefähr gleichzeitig mit Smil erscheint

Litwin genannt Usel von Ruben zuerst in einer Urkunde seines Freundes, des Pfarrers Bohunco von Budweis, am Montage vor Maria Geburt 1363.[6]) 1367 verkaufte er seinen Antheil an Neudorf (bei Gratzen) dem Herrn von Rosenberg.[7]) Im Kampfe der Passauer Bürger mit ihrem Bischof und mit Eberhard von Walsee bemächtigte sich Litwin Usel 1369 der Burg Falkenstein (an der Ranna im ob. Mühlviertel) durch Überrumpelung und übergab sie dem Grafen Leopold von Hals.[8]) 1380 hatte er die Dörfer Sattling und Laimpach (Mühlviertel) zu Lehen.[9]) Aus seiner Verwandtschaft mit Bohunko müssen wir auf seine harrachische Abkunft schließen. Am 24. Mai 1372 tritt uns noch ein

Johann von Bor (Johann Borovetz) als Besitzer einer „curia“ entgegen und zwar in einer und derselben Urkunde mit Smil-

---

1) F. r. A. XXXVII, 100.
2) F. r. A. XXIII, 71; Bohunk verpflanzte mit Busco v. Harrach und Dietrich sein Geschlecht nach und nach, durch allmäligen Gütererwerb nach Oberösterreich; eine plötzliche Uebersiedelung eines Přibiks v. H. ist unhistorisch.
3) An der oberösterreichischen Grenze.
4) l. c. 121.
5) XXXVII, 186.
6) Borový, lib. erect. I, 46.
7) Sedláček, Hrady III. 119.
8) Annales Matseenses (Pertz Mon. Germ. XI. 834).
9) Truhlář, Regist. bon. Rosenberg. 28.

Beide nennen sich „von Ruben", was die obenerwähnte Annahme Sedláčeks plausibel macht. Möglich ist es auch, daß sich Smil oder Litwin so benannten, trotzdem sie sich ihres Besitzes längst entäußert haben konnten. Ueber 30 Jahre blieb Johann Borovetz im Besitze seines Gutes. Seine Gattin Margaretha gebar ihm einen Sohn Lambert, der in das Prämonstratenserkloster zu Mühlhausen eintrat und bei der Profeß den Namen Leopold [1]) erhielt, und zwei Töchter Agnes und Ofka, die sich mit Pešik von Teindles [2]) und Nicolaus von Michnitz [3]) verehelichten. Gewillt sein Besitzthum zu veräußern, erbat er sich von König Wenzel IV. die Bewilligung, seine Güter wann und wem immer testiren zu dürfen, welchem Ansuchen denn auch der König am 11. Jänner 1406 in Žebrák (Mendici) willfahrte.[4]) Schon nach 3 Wochen, am 2. Feber 1406, trat er mit Bewilligung seiner Gattin, seines Sohnes, seiner Töchter und Schwiegersöhne sein Gut in Ruben und den Hof Muscherad (Močerady bei Ruben, jetzt nicht mehr bestehend) gegen eine Kaufsumme von 200 Sch. Prager Groschen, sowie gegen Vorbehalt des lebenslänglichen Nutzgenusses an Goldenkron ab.[5]) Zu diesem Verkaufe gibt sein Sohn Leopold mit Genehmigung seines Abtes Svatomír seine besondere Zustimmung am 25. Mai desselben Jahres.[6]) Einen Theil des Kaufschillings — 80 Sch. Groschen — erhielt Johann Borovetz am 11. Juni;[7]) die übrigen 120 Schock nahm Hrocho v. Marschowitz auf Poresching[8]) 4 Jahre darnach, am 30. März 1410 in Empfang;[9]) er mochte sie von Johann Borovetz zu fordern gehabt haben. Dieser blieb noch bis zum Jahre 1408 im Besitze seiner beiden Güter; am 25. Mai 1408 trat er sie mit Zustimmung seiner Gattin an das Cistercienserstift Goldenkron sofort ab und bedang sich eine jährliche Leibrente aus, die ihm auch zugesichert wurde.[10]) Uebrigens scheint er bald darauf verschieden zu sein. Eine Zeit lang

1) So glaube ich den Widerspruch in der Namensangabe (F. r. A. XXIII, 241 und XXXVII, 351) erklärt zu haben.
2) Bei Budweis; die meisten Rittergeschlechter Südböhmens sind mit denen von Teindles stammverwandt.
3) Bei Rosenthal.
4) F. r. A. XXIII, 240.
5) F. r. A. XXIII 240—43.
6) XXXVII, 351.
7) F. r. A. XXXVII, 352.
8) Er war zu dieser Zeit Vormund der minderjährigen Kinder Přibiks von Poresching (Emler, Lib. confirm. VI. 282).
9) XXXVII, 359.
10) F. r. A. XXIII, 246—49.

blieb also Goldenkron im Besitze beider Güter. Vom Jahre 1422[1]) an erscheint ein

Buzko von Harrach auf Ruben; sei es auf einem seinem Geschlechte erblichen Hofe (Muscherad?), was das wahrscheinlichste ist, oder als Lehensmann des Goldenkroner Stiftes. Er ist 1422 bis 1427[2]) Burggraf in Krummau; als solcher erscheint er oft an der Seite Ulrichs von Rosenberg in den hussitischen Kämpfen.[3]) Rotten von hussitischen Plünderern steckten seinen Hof in Ruben in Brand, nachdem sie sich bei Neusiedl gesammelt hatten, und brandschatzten alles, was sie fanden.[4]) Am 14. April 1436 erkauft er vom Stifte Goldenkron das Gut Ruben, welches das Kloster von Johann Borovetz gekauft hatte, um 160 Schock Groschen[5]) und am darauffolgenden Tage hängte Ulrich von Rosenberg sein Siegel auf die Kaufurkunde.[6]) Dagegen verkaufte Busco am 1. März 1438 dem Wanko v. Pernlesdorf (Mossikow)[7]) seinen Hof in Malotin[8]) mit Vorbehalt eines jährlichen Zinses von 2 Sch. um 65 Schock Prager Silbergroschen.[9]) Er lebte noch 1443.[10]) Nach Hoheneck hatte er 3 Söhne, Ulrich, Jans und Stephan.[11]) Ulrich Harracher verehelichte sich 1435 mit Juliana Grueber,[12]) der Sprossin eines alten oberösterreichischen Rittergeschlechtes; 1437, 11. December erscheint er als Besitzer von Olbramovitz[13]) und wird noch im Jahre 1459 erwähnt.[14]) Später finden wir im Besitze Rubens Andreas, Johann und Zacharias von Nemyschl, die 1475 der Gemeinde Krummau einen Zins im Dorfe Mehlhüttel verkauften.[15]) Dann war Andreas allein Herr von Ruben (Wappenfigur: stehender Balken, Helmzierde: ein Paar Hörner). Nach seinem Tode verkaufte Peter v. Rosenberg als Vormund der Waisen des

1) Palacký, Archiv český, III, 6.
2) l. c., Notizenblatt d. k. Akad. d. Wissenschaften II, 11 u. a. m.
3) A. č. III, 246 und öfters.
4) Popravčí kniha panův z Rožmberka ed. Mareš, 27, 31 flg.
5) F. r. A. XXIII 266, 67.
6) XXXVII 426.
7) Bei Kaplitz.
8) Molerbauer bei Krummau.
9) F. r. A. XXIII, 267; A. č. III, 520.
10) Notizenblatt III, 442.
11) „Genealog. Beschreibg." ꝛc. I. 315.
12) l. c. III, 212.
13) A. č. I, 42.
14) F. r. A. XXIII, 294.
15) Sedláček, III, 119.

Verstorbenen 1487 am 17. November das Gut Ruben an seinen Kanzler Wenzel um 600 ungarische Gulden.[1]) Den Hof Muscherad erstand am 23. Jänner 1492 Welfl von Kirchschlag von Dorothea, der Witwe des Andreas. Welfl überläßt ihn am 26. Jänner käuflich an Peter v. Rosenberg, der am 3. Februar zu Gunsten seines Kanzlers seinen Ansprüchen auf besagten Hof entsagt.[2]) So finden wir denn seitdem

Wenzel von Ruben (Wappenfigur: Oberkörper eines Negers, Helmzierde: Federbusch). Wenzel bekleidete in der Wende des 15. Jahrh. die Würde eines rosenbergischen Kanzlers. Sparsam wie er war, konnte er einige Güter in der Umgegend erkaufen. So erwarb er außer Ruben und Muscherad 1488 das Dorf Litschau,[3]) später von Siegfried v. Pernlesdorf das Dorf Pflanzen und einen Bauerhof in Umlowitz[4]) u. s. w. Seine Gattin Elisabeth gebar ihm nur eine Tochter Apollonia, die in das Klarissinenkloster zu Krummau eintrat. Der fromme Sinn, den seine Tochter damit kundthat, offenbarte sich auch am Vater durch zahlreiche Schenkungen, die er theils der Pfarrkirche St. Veit in Krummau, theils den Klarissinen daselbst, theils dem Cistercienserkloster in Hohenfurt zukommen ließ. So stiftete er an der Pfarrkirche St. Veit im Jahre 1489 mit Konrad, Ritter v. Petrovitz, Mathias v. Veveří und Georg Podlipský aus Krummau eine Altaristenstelle beim Altare der heil. Maria Magdalena[5]) am 20. Juni 1508 eine solche beim Altare des heil. Hieronymus mit Gütern zu Litschau, Radischen und Ločenitz;[6]) 1509 beim Altare der heil. Märtyrer;[7]) 1521 beim Altare aller Heiligen.[8])

Für die Altaristen erwirbt er zwei Häuser; eines schenkt er den Kaplänen an der Krummauer Pfarrkirche zur Wohnung 1499,[9]) das andere weist er 1518 den von ihm gestifteten Altaristen S. Hieronymi SS. Martyr. et OO. SS. an und bestimmt, daß in der daselbst befindlichen Kapelle Conversionis S. Pauli jährlich bei 3 Messen für sein Seelenheil

---

1) XXIII, 294.
2) l. c. 361, 62.
3) Sedláček, III, 119.
4) Notizenblatt II, 356.
5) Trajer, Diöcese Budweis, 61.
6) l. c. und Notizenblatt III, 445; Litschau bei Beneschau, Radischen bei Pflanzen, Ločenitz bei Johannisberg.
7) Trajer 61.
8) l. cit.
9) Trajer 62.

abgehalten werden sollen.[1]) Den Klarissinen, in deren Kloster, wie erwähnt wurde, seine Tochter eintrat, schenkte er 1506 am 12. März das Dorf Pflanzen und einen Bauernhof in Umlowitz; diese Güter sollten, falls sie auf was immer für eine Art vom Klarissinenkloster veräußert würden, an das Dominikanerkloster in Budweis fallen.[2]) Außerdem bestimmte er, daß zu Lebzeiten seiner Tochter den Klarissinen, so oft der große Teich in Litschau gefischt werde, immer eine Tonne Fische gegeben werden solle.[3]) Dem Cistercienserstifte Hohenfurt endlich trat er am 12. März 1506 sein Gut Ruben und den Meierhof Muscherad ab; doch behielt er sich den lebenslänglichen Nutzgenuß für sich und seine Gattin vor. Zugleich bestimmte er wie oben den Anfall beider Güter an das Budweiser Dominikanerkloster im Falle etwaiger Veräußerung von Seite des Hohenfurter Stiftes[4]) — eine Bestimmung, zu deren Erfüllung sich der Budweiser Magistrat am Freitag nach Maria Himmelfahrt 1515 urkundlich verpflichtete.[5])

Später verkaufte Wenzel auch seine Güter in Litschau an die Rosenberger.[6]) Wenzel von Ruben sollte aber sein Alter nicht ungestört genießen. In seinem Rechtlichkeitsgefühle mag er den Peter von Rosenberg dazu bewogen haben, daß er seine Ansprüche auf die Goldenkroner Güter aufgab. Wir könnten es uns sonst nicht erklären, wie der Greis, der seinem Herrn so treu gedient hatte, von Heinrich von Rosenberg, als dieser das Erbe seiner Väter übernahm, volle dreiviertel Jahre gefangen gehalten wurde. Während dieser Zeit bemächtigte sich Heinrich Rubens, nöthigte die Leute Wenzels zur Unterthänigkeit und entlockte zuletzt vom Gefangenen das Siegel, das er dann zu seinen Zwecken mißbrauchte. Wenzel wurde erst nach dem Tode Heinrichs in Freiheit gesetzt und erklärte 1527 alle Briefe, die von Heinrich auf diese Weise mit seinem Siegel versehen waren, für gefälscht.[7]) Wenzel scheint sich später in Budweis aufgehalten zu haben.

---

1) l. c.

2) Notizenblatt II, 366.

3) Diese Schenkung wurde 1508, 20. Juni auf dem Prager Schlosse von Magister Ambrosius de Plzna, Dechanten der Prager Kirche und Administrator des Erzbisthums, bestätigt. (Notizenblatt II, 356.)

4) Siegfried Kühebeeg: Diplomatarium Altovadense II und Isidor Proschko: Hohenfurt, 21.

5) l. c. 22.

6) Sedláček, III, 119.

7) Lib. confirm. und III, 31. Bekanntlich hat Peter von Rosenberg die königl. Pfandbriefe bezüglich Goldenkron zerrissen — „aus Unbedachtsamkeit" hieß es später (F. r. A. XXXVII, 596); daß diese That aber gar wohl bedacht war,

hier ertheilte er am St. Veitstage 1530 dem Krätschmer aus Ruben das Bürgerrecht und andere Privilegien. Er starb in Krummau am 29. Jänner 1531, hochbejahrt.[1]) Ein Grabstein aus rothem Marmor am Krummauer Kirchhofe (am Portale der St. Veitskirche) zeigt heute noch seine letzte Ruhestätte.

Wenzel von Ruben zählte zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit; rühmend erwähnt seiner Bohuslav v. Lobkowitz in seinen Briefen. Daß er auch schriftstellerisch aufgetreten ist, bezeugt Balbin.[2]) Die Hohenfurter Stiftsbibliothek besitzt einige Handschriften (Klassiker, Geschichte u. a.), die von ihm dem Stifte geschenkt wurden. Sie tragen sämmtlich an der Deckelinnenseite das Distichen: „Autor consructae domus en me legat micis; Grates nunc habeo Vencesilae pias.“

Was die Geschicke seiner ehemaligen Güter Ruben und Muscherad anbelangt, so ist nicht mehr viel zu erwähnen. Beide verblieben seit Wenzels Tode beim Cistercienserstifte Hohenfurt. Dieses verkaufte 1570 eine Wiese, die zum Rubner Gute gehört hatte, an die Klarissinen in Krummau.[3]) Im dreißigjährigen Kriege wurde Ruben öfters von Freund und Feind geplündert, zuletzt im September 1648 auch von den Schweden, die den Einwohnern alles Vieh raubten.[4]) Der Meierhof Muscherad wird schon im Hohenfurter Urbar von 1524 nicht mehr erwähnt. Zum Schlusse wollen wir hier ein Urbar des Gutes Ruben vom Jahre 1479, also aus der Zeit Andreas v. Nemyschl mittheilen.

Ein Zinsregister des Gutes Ruben vom Jahre 1479.

Nach einer gleichzeitigen Handschrift der Hohenfurter Stiftsregestratur. 4 Blätter in Quart.

An der letzten Seite stehen, wohl von Wenzels v. Rowna Hand die Worte: „Registrum Proventuum ex rure Rownensi, bona de excerptum. Pro Coenobio Altovadensi, transmittitur; weiter unten die Jahreszahl 1479, wohl den Ursprung des Urbars bedeutend.

---

zeigt sein Testament vom 10./VI. 1521, in dem er auf Zurückgabe der Goldenkroner, Ostrover und Strahöver Güter an ihre rechtmäßigen Besitzer drang. Ein herber Schlag für die Herren von Rosenberg, wäre sein Wille geschehen!

1) Millauer, Necrolog. Altov. 1819.

2) „Bohemia docta“ ed. Raphael Ungar II, 292.

3) Proschko „Hohenfurt“ 25.

4) l. c. 48; um diese Zeit dürfte auch die Feste zerstört worden sein.

Das Regiſter ſelbſt iſt tſchechiſch mit gegenüberſtehender lateiniſcher Ueberſetzung und lautet:

Woytiech Census XXVI gr.

Zenczuow VIII messores 8
Senosiekuow III fenisecos 3
Z chalup zenczuow IIII ex gaza messores 4
Brany II rastra 2
Slepicze IIII Gallinas 4
Przwezti owsa wozy III advehere Avenam currus 3
Zita wozy III advehere Siliginem currus 3
Poczty wanoczny XII ß honorantia pro festo nativitatis Christi 12 ß
Desatek s gedne diediny Decimas ex uno agro.

Feyrer Census XXVI gr. II ß

Zenczuow XVI Messores 16
Senosiekuow IIII fenisecos 4
Slepicz IIII Gallinas 4
Brany IIII Rastra 4
Przwezti owsa wozuow VI Advehere de Avena curr. 6
Zita VI Siligines currus 6
Poczty wanocznie XXIIII ß honorantias pro festo nativitatis Christi 24 ß

Jakesch Census XXIIII gr.

Z diediny od Moczeradu II gr. Ab agro ex moczerad 2 gr.
Zenczuow VIII Messores 8
Senosiekuow II fenisecos 2
Slepicz II gallinas 2
Brany II Rastra 2
Owsa przwesti wozy III Avenam advehere currus 3
Zita III Siliginis currus 3
Poczty wanocznie XII ß honorantias XII ß
Desatek z gedne diediny Decimas ex uno agello.

Pintar Census XIII gr.

Census z diediny od moczeradu IIII gr. Ez agro in moczerad 4 gr.
Zenczuow VIII Messores 8
Senosiekuow II fenisecos 2
Slepicze II gallinas 2
Owsa przwesti III wozy Avenam advehere 3 currus

a III Siliginem 3 currus
czty wanocznie XII ℔ honorantia Nativitat. Dni XII ℔

Bira Census XIIII gr.

hczuow VIII Messores 8
iosiekuow II fenisecos 2
picze II gallinas 2
ny II Rastra 2
sa przwezti wozy III de Avena advehere currus 3
a wozy III de Siligine currus 3
czty wanocznie XII ℔ honorantias 12 ℔

Zechtan XVII gr.

hczuow VIII Messores 8
iosiekuow II fenisecos 2
picz II gallinas 2
ny II Rastra 2
sa przwezti wozy III Avenam adducere currus 3
a wozy III Siliginis currus 3
zty wanocznie XII ℔ honorantiam pro festo Nativitatis Christi 12 ℔

Marzijk XIII gr. Census

czuow VIII Messores 8
osiekuow II fenisecos 2
picze II Gallinas 2
ny II Rastra 2
sa przwesti III wozy Avenam advehere 3 currus
a wozy III Siliginis 3 currus
zty wanocznie XII ℔ honorantia pro festo nativitatis Christi 12 ℔

Richtarz Census X gr.

krczemneho X gr. A taberna 10 gr.
czuow IIII Messores 4
piczy I Gallinam 1

Turnar Census VII gr. V ℔

czuow IIII Messores 4
piczy I Gallinam 1

Waczlaw Census VIII gr.

ky od moczeradu III gr. Ex prato in moczerad 3 gr.
czuow IIII Messores 4

Senosieka I fenisecum 1
Slepiczy I gallinam 1

Melcznar Census VIII gr. I ₰
teez z luky II gr. Idem de prato 2 gr.
Zenczuow VIII Messores 8
Slepicze II Gallinas 2

Schmid Census XVIII ₰
Z diediny od moczeradu I gr. Ab agro in moczerad 1 gr.
Zenczuow IIII Messores 4
Slepiczy I gallinam 1

Waniek Census VIII gr. IIII ₰
Z diediny od moczeradu I gr. De Agello in moczerad 1 gr.
Zenczuow VI Messores 6
Slepicz II Gallinas 2

Schneyder Census VI gr. IIII ₰
Zenczuow IIII Messores 4
Slepiczy I gallinam 1

Wintrschuster Census IIII gr. VI ₰
Zenczuow IIII messores 4
Slepiczy I gallinam 1

Rzehorz Census IIII gr. VI ₰
Item a silva super agrum s. gr. pro festo Georgi 7 et pro festo Gal
Zenczuow IIII Messores 4
Slepiczi I Gallinam 1
Homines ex Prowold dant a pascuis 1 gr.

Molendinator Census XXII gr.
Item de Agello censum 1 gr.
Et ad hoc obligatur molare aut molere (sic) Brasea quidq necesse est, Sin minus tunc obligatur dare XXX gr.

Schnaubübel.

Von Alois Hruschka.

Der Güte des Herrn Pfarrers Anton Tscherney in Schnaub verdanke ich die Kenntniß einiger älterer Formen des gewiß interessa

mens, die er den Pfarrmatriken von Nixdorf, beziehungsweise Zeidler nommen hat. In einem Kaufvertrage von 1699 findet sich die Form hnaubehübel; sie kehrt 1704 wieder, während sonst, und zwar schon in em Contracte vom Jahre 1668, auffm Schnauhübe', 1667 an Schnaw-bel (— hiebel, — hibel), aber 1696 Schnaue Hübel zu lesen ist. e weiterhin oft begegnende Form Schnaw-Hübel mit vorhergehendem n, vom, auf den, auffm, aufen u. s. w. bietet nichts neues, und so ssen wir uns denn mit der uns erreichbar ältesten Form Schnaubehübel nügen, aus der wohl zunächst Schnaue — dann unsere jetzige Form Ortsnamens entstanden ist.

Der zweite Theil des Namens bietet der Deutung keinerlei Schwierig-ten; das Förstemannsche Ortsnamenbuch, 2. Aufl. pag. 855 führt schon s dem 9. Jahrhundert Belege für Ortsnamen vor, deren zweiter Theil bil, huuil, d. i. Hügel ist.

Wie aber ist der erste Theil des Namens zu erklären? In dem erischen Wörterbuch von Schmeller-Frommann, II., pag. 577 finden wir e Schnauppen" in der Bedeutung 1. Schnabel, Schnauze; verächtlich und. 2. Der schnabelförmige Theil einer Kanne. 3. Das unten spitz aufende Ende eines Schnürleibchens. 4. Anzügliche Rede. Sehen wir t der übertragenen Bedeutung des Wortes ab, so ergibt sich, daß bair. hnauppen etwas schnabelförmig, spitz Zulaufendes bedeutet. Dem wider-icht nicht, wenn ein erfroren oder sonst schlecht Aussehender im bayrischen schnaupet" (Schmeller-Frommann a. a. O.) heißt, denn wir würden von em solchen sagen, er sehe „spitzig" aus. — Das schwäbische Wörterbuch t Joh. Chr. Schmid kennt „Schnaupe" f. in der Bedeutung Gosche g. 473), und Stalder, Schweiz. Idiotikon II, 340, führt außer Schnau m., rt im Tone des Unwillens, „geschnauwig" neben „schnauig", mit rten anfahrend, beißig, an. Die beiden Adjectiva zeigen uns, daß an elle des obigen p (pp) auch w sich findet, und daß der Labiallaut über-upt ausfallen kann. — Das bremisch-niedersächs. Wb. IV, 884 liefert snau in folgender Bedeutung: 1. „Schnauze, das hervorstehende aul mit der Nase bei einigen Thieren, also Maul, Nase, Schnabel. Im igentlichen Sinn wird es von einigen leblosen Dingen, deren vorderstes de hervorragt, oder schmal oder scharf zugeht, gebraucht z. B. Schiffe up de snau gebaut, welche vorn spitzig zulaufen." Ein solches Schiff ßt dann auch Snau- schip, holländisch snauuw (das. pag. 885 und vgl. ge, Etym. Wb. 302). — Im holstein. Idiotikon von J. F. Schütze 139 steht snau 1. in der Bedeutung von „Schnabel, was vorn eng scharf zugeht. Schiffe, die leichter segeln und durchschneiden sollen,

werden up de Snau gebaut, laufen gegen den Vorderstäven nicht rund und bäuchtig, sondern schmal und scharf zu. 2. „Ein loses Maul" und „snauen, afsnauen grob anfahren; ansnauen anfahren; umsnauen um sich beißen" u. s. w. „snauisch zänkisch, beißig." Dieselbe Bedeutung wie das zuletzt genannte Wort hat das holländische snaauwachtig (Brem. Wb. IV. 886). Auch das brem. Wörterbuch liefert uns ein Verb snauen (IV. 885) in der Bedeutung „beißen, jemand ein beißendes Maul zuwenden. Der Hund snauet na mi; dann wird snauen auch von leblosen Dingen gebraucht, deren Schnabel oder Spitze nach der Seite gewandt ist z. B. de Balke snauet een beten to'r Rechten: der Balken wendet sich mit dem vordersten Ende ein wenig zur Rechten".

Diese Bedeutung des Wendens, Drehens bezeugt uns bereits das Altnordische: snûa wenden, kehren, drehen; snûdhr stm. Windung, Wirbel; snûdhigr sich herumdrehend, wirbelnd, leicht beweglich, schnell; vgl. dän. snoe drehen, wickeln, winden. (Schade, Altd. Wb. 839 und Doornkaat Ostfries. Wb. III. pag. 241 f.) Das goth. snivan (statt sniuan) wie auch das agf. sneôvan sind nur in der Bedeutung gehen, fortgehen, kommen, eilen belegt; agf. sneôme rasch; snûd agilitas, celeritas, snûd agilis celer (Leo, agf. Gloss. 400; Schade a. a. O.; Kluge, Nom. Stammbildungsl. § 185 und 221). Beide Bedeutungen, die des Wendens und die des Eilens, Gehens, berühren sich nahe; beiden liegt der Begriff der Fortbewegung zu Grunde. — Alle die oben angeführten Ausdrücke führen auf die gemeinsame Wurzel snu zurück.

Nach dieser langen Abschweifung kehren wir wieder zu unserem Schnauhübel zurück. Betrachten wir den Hügel, auf welchem es liegt und dem es den Namen verdankt, so ist seine Gestalt eine eigenthümliche, auffallende: er ist schnabelförmig gekrümmt — und diese seine Form dürfte ihren sprachlichen Ausdruck im Namen Schnauhübel erhalten haben. Stünden uns ältere Formen des Namens zu Gebote als das oben angeführte Schnaubehübel, so würden wir an Stelle des b ein w finden müssen. b tritt gern für w ein, und vielleicht soll dieses, wenn auch verkannt, in dem f der Form Schnaufhübel zum Ausdrucke kommen, welche noch Jaroslaus Schaller in seiner Topographie des Königreichs Böhmen v. J. 1787 im IV. Bd. S. 221 neben Schnauhübel anführt. Im Dialect heißt der Ort Schnoᵘhübel; das w oder b ist ebenso verschwunden wie in Kroᵘe, Pfoᵘ, groᵘ, bloᵘ, Proᵘ; und dieser dialectischen Form entspräche dann wohl ein mhd. snouwe?

Ich kann übrigens unserem Ortsnamen einen sehr ähnlichen Namen an die Seite stellen, der allerdings als Personenname zu nehmen ist, vo

m es aber außer allem Zweifel steht, daß er ursprünglich ein Ortsname id zwar der Name eines Berges ist. In dem Urkundenbuch des in der rafschaft Wernigerode gelegenen Klosters Ilsenburg, herausgegeben von d. Jacobs, Halle 1877, Band II, pag. 450 erscheint ein zum Jahre 482—1483 Hermannus Snauwenberch, und in einer Quittung vom 7. Mai 1525 (II, pag. 514) heißt es: van dem ersamen Hermenn nawenberge dem jungen.

Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Franz Hübler.

42. Der Schatz im Dobřzer Schloß.

Nicht weit von Nespitz erhebt sich ein kleiner Berg mit einer Ruine, n Fuße desselben liegt ein Dörfchen, Namens Dobřz. Das Schloß, dessen inen noch da sind, soll von Zizka zerstört worden sein. Besucht man e Ruine, so kömmt man im Innern derselben auf eine Thüre, die in n ehemaligen Weinkeller führt. Dieser ist sehr groß. Geht man recht hinein, so gelangt man zu einer zweiten Thür und hinter dieser ist finsterer Schlund, den Niemand zu betreten wagt.

Im Dorfe lebte vor langen Jahren ein frommes Weib, das immer n Rosenkranz mit sich trug. Ihm träumte einmal, es möge um Mitter- cht in jenen dunklen Schlund gehen, dort würde es Schätze finden. nselben Traum hatte es in der folgenden und dritten Nacht, außerdem rd ihm in der letzten noch befohlen, einen Geistlichen und einen andäch- en weltlichen Mann mitzunehmen; sie würde nacheinander auf zwei üren stoßen, welche von gräulichen Hunden bewacht würden, sie möge vor ihnen aber nicht fürchten, sondern nur beherzt weiter gehen, dann rde sie in einen großen Saal gelangen, in welchem um einen Tisch ter sitzen, obenan der Herr des Schlosses, über dessen Haupte ein Drache ge. Diesen müsse sie ansprechen und um das Gold bitten, er würde es auch geben. Die Frau erzählte dies dem Geistlichen. Er willigte ein, Begleitung eines anderen frommen Mannes des Ortes mitzugehen. chdem sie sich mit einem Kruzifixe und mit Weihwasser versehen hatten, gen sie um Mitternacht in das Schloß. Sie fanden auch die erste Thüre einem Hunde bewacht, der sich jedoch nicht rührte. Bei der zweiten üre löschte aber das Licht aus und sie mußten wieder umkehren. In

der folgenden Nacht träumte jedoch dem Weibe wieder, sie möge noch einmal hingehen, diesmal aber allein. Sie that es auch und gelangte, mit Rosenkranz und geweihtem Wasser versehen, glücklich bis in den Saal, wo um den mit Schätzen bedeckten Tisch die Ritter saßen. Als sie nun vom Schloßherrn das Geld verlangte, weigerte er sich, es zu geben. Da besprengte sie ihn mit Weihwasser, und sofort war er mit den Anderen verschwunden. Am Tische waren aber mehrere Schüsseln mit Gold zurückgeblieben, da sie von dem Weihwasser berührt worden. Sie nahm eine davon mit sich fort und ließ von der Hälfte des Geldes zwei Kirchen bauen, eine in Dobřz und eine in Watzau.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 1. Juli 1886.

Stiftende Mitglieder:

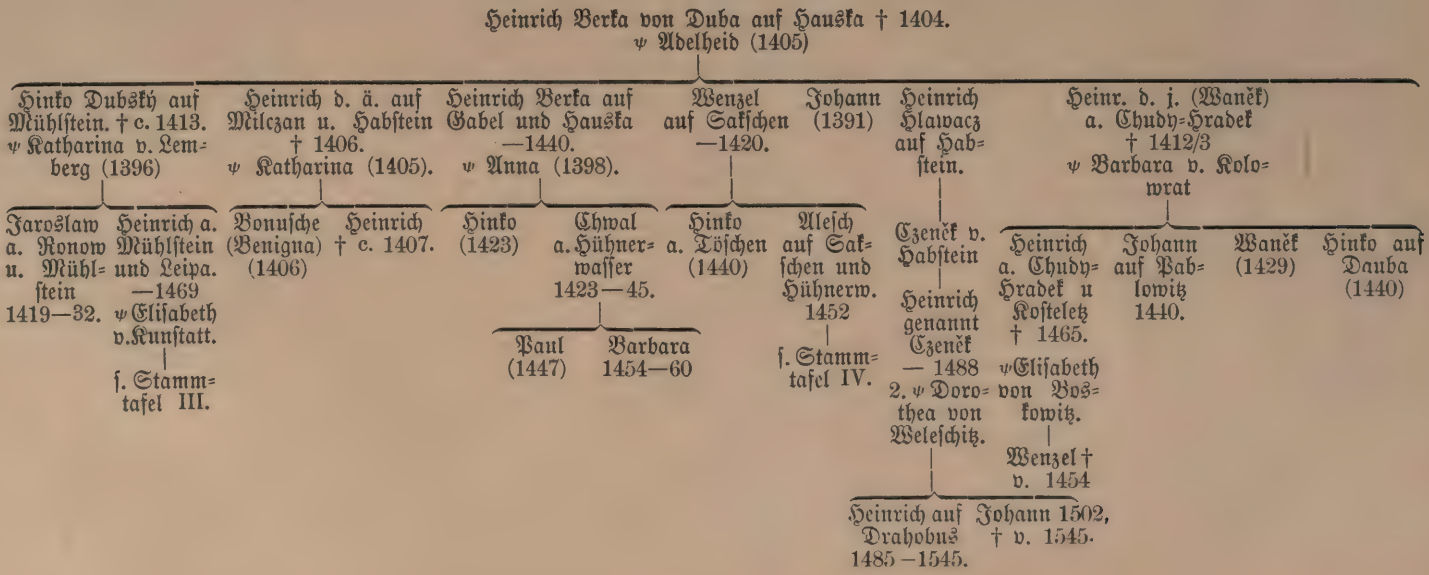
Herr Dr. **Katzerowsky** W., k. k. Gymnasial-Professor in Leitmeritz.
„ **Liebig** Theodor, Freiherr von, Fabriksbesitzer in Reichenberg.
„ Oswald Graf von **Thun-Hohenstein**, k. k. Kämmerer, Herrschafts-Besitzer ꝛc. in Prag.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Ehinger** Adalbert, Fabriksbesitzer in Oberlangenau bei Hohenelbe.
„ **Lederer** Philipp, Kaufmann in Prag.
„ P. **Mannl** Oswald, k. k. Gymnasial-Professor in Pilsen.
„ **Schmieger** Joseph, Privatier in Zwodau.
„ **Sauer** August, Dr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag. — Selbstverlag.

Stammtafel II.



Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang. I. 1886/87.

nton Gindely: Waldstein während seines ersten Generalates im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630. Zweiter Band. Prag und Leipzig, Tempsky und Freytag 1886.

Das erste Capitel bespricht die Kapuzinerrelationen des P. Alexander von ales, eines diplomatischen Agenten, der in Prag mit einer „Personaggio grande" Verbindung trat. Die Beschuldigungen Wallenstein's durch diese Persönlichkeit hat chebeck schon abzuschwächen versucht, aber Gindely widerlegt dies und hält den ürsten von Lobkowitz für diese Persönlichkeit. Aretin und Hurter halten Slawata für, und Gindely sucht diesen allerdings schwierigen Punkt zu erweisen. Im zweiten apitel behandelt Gindely die Versprechungen des Kaisers bezüglich einer theilweisen ntlassung seines Kriegsvolkes. Der Convent in Bingen bezog sich nach der Proposition s Mainzer Kanzlers Metternich auf Wallenstein's gefährliche Anschläge, und Kur- rst Maximilian zweifelte selber schon, daß der Kaiser des Herzogs mächtig sei. Es urde aber jetzt auf Befehl des Kaisers mit der Entlassung eines Theils der Truppen rnst gemacht. Das dritte Capitel: Waldstein's Thätigkeit in Norddeutschland während s Jahres 1628 und das vierte Capitel: Die Lübecker Friedensverhandlungen, erklären e Ursachen, die den Kaiser zu so großer Nachgiebigkeit zwangen. Die Opposition r Ligisten, die Besorgniß vor Schweden wendeten Wallenstein's ganze Aufmerksamkeit f sich. Das fünfte Capitel schildert die steigenden Leiden der Mark Brandenburg. lle Zusagen Wallenstein's hatten sich als eitel erwiesen. In die Verabschiedung des iserlichen Kriegsvolkes war im Herbst wieder ein Stillstand eingetreten. Branden- rg und die Liga beschwerten sich heftig; am Ligatag zu Heidelberg (sechstes Capitel 29) wurden die Friedensforderungen energisch betont und über die Gewaltthaten s kaiserlichen Kriegsvolkes geklagt; trotz dieser Opposition der Katholiken gegen das

Wallenstein'sche Heer beutete der General die besetzten Quartiere in gewohnter Weise aus, besonders hatte Wallenstein es auf Magdeburg abgesehen (siebentes Capitel), schloß aber doch einen Ausgleich unter Bedingungen, die für Magdeburg sehr günstig waren, nicht ohne seine scharfe Opposition gegen das vom Kaiser ertheilte und von der Liga heiß ersehnte Restitutionsedict zu äußern. Wallenstein billigte dasselbe nicht (achtes Capitel: Wallenstein und das Restitutionsedict); seine Stellung zu den Protestanten war immer freundlicher geworden. Nicht die Religion, sondern die Befriedigung seines Ehrgeizes lag ihm am Herzen; dies war ihm Zweck, alles Andere nur Mittel. Capitel neun zeigt die Stellung, welche Wallenstein gleich anfangs zu dem Mantuanischen Successionsstreit einnahm. Er weigerte sich an den italienischen Händeln Antheil zu nehmen, mußte aber doch ein Armeecorps dahin abgehen lassen; er hatte sich nicht mit Unrecht gegen die Erweiterung des Kriegsschauplatzes gewehrt. Der Convent der Liga in Mergentheim wollte auf die Entlassung Wallenstein's und auf die Revision des Mecklenburger Processes dringen, aber Maximilian setzte alle Hoffnung auf einen Kurfürstentag, da der Kaiser an eine Schmälerung der Machtvollkommenheit Wallenstein's dachte (zehntes Capitel: Die Vorbereitungen zum Kurfürstentag zu Regensburg). Wallenstein schlug Maximilian eine persönliche Zusammenkunft vor, die dieser nicht annahm. Das eilfte Capitel: Die Absetzung Waldstein's erzählt diesen Act, der mit möglichster Schonung geschah. An näheren Nachrichten über Wallenstein's Verhalten während der Tage, die seiner Absetzung vorangingen, fehlt es; der Kanzler Werda und Hofkriegsrath Questenberg waren damit beauftragt. Wie Wallenstein die Nachricht von seiner Absetzung aufnahm, kann man gleichfalls nur vermuthen. Der zweite Band faßt im letzten Capitel das Resultat der in den beiden enthaltenen Forschungen übersichtlich zusammen. Man muß gestehen, daß dieses Schlußcapitel eine gerechte Würdigung des Feldherrn ist. Sie gibt ein scharf umrissenes Bild und verschweigt zu den Schattenseiten nicht die Schlaglichter und die anderen Umstände, die das aus Wallenstein machten, was er geworden ist. Gindely bespricht und faßt in zwölf Punkten die unbestreitbaren Ergebnisse der Forschungen zusammen: Truppenzahl, Charakter des Heeres, die Contributionen und Erpressungen der Officiere und Soldaten, die mangelhafte Disciplin, Wallenstein's Entlohnung und Lebensweise, seine langsame Kriegsführung und sein Verhältniß zur Liga, seinen dominirenden Einfluß, seine ehrgeizigen Pläne und die Verdächtigungen des Kaisers, Wallenstein's ehrgeizige Pläne und seine Bestechungen. Zuletzt werden die Bemühungen, seinen Sturz herbeizuführen, erörtert. Man wußte in Wien nichts Bestimmtes über die Quartiere und über die Stärke des Heeres und kannte nicht einmal die Namen aller Obersten. Gindely schätzt die Durchschnittszahl des Heeres während der Zeit von 1625—30 auf circa 80.000 Mann ohne Troß. Diese Armee bestand mehr aus Protestanten als aus Katholiken, die Mehrzahl der Regimenter war von Protestanten commandirt. Uebrigens war die Religion Wallenstein eine nebensächliche Angelegenheit, er wollte beide Parteien für seine Zwecke ausnützen. Wallenstein ließ sich Contributionen in unglaublicher Menge zahlen; zahlreiche einzelne Angaben beweisen die Wahrheit dieser Beschuldigung. Die regelrechten ausgeschriebenen Contributionen mögen wohl hingereicht haben, um den Officieren und Soldaten ihre Zahlungen zu sichern, wöchentlich 200 Thaler für den Obersten und 50 Thaler für den Hauptmann. Tilly behauptet nun, daß sich unter den Officieren sehr wenige befanden, die sich nicht wöchentlich von den Contributionen 1000—2000 Thaler, die Rittmeister aber 400, die Hauptleute 200—400 zu Nutzen gemacht hätten. Die Obersten

forderten von den Orten, wo sie ihre Werbungen anstellten, das Vierfache von den Kosten für dieselben und für die erste Ausrüstung, dazu erhob man die Contribution für das ganze Regiment vom ersten Tag der Werbung an, während noch nahezu keine Mannschaft vorhanden war ꝛc. ꝛc. Dieses Benehmen der höheren Officiere übte auch seine demoralisirende Wirkung auf die Soldaten, die zur Gewalt griffen. Selbst den kaiserlichen Erblanden blieb die traurige Bekanntschaft mit diesem Heerwesen nicht erspart. Gindely behauptet ferner, es sei eine landläufige Tradition, daß Wallenstein strenge Disciplin verlangt habe von seinen Beamten und Dienern wohl, für ihn selbst war aber seine strenge Instruction ein todter Buchstabe; er ließ wenigstens später den Dingen ihren Lauf. Die Erpressungen und sonstigen Schandthaten strafte er selten. Da er diesen Räubereien ruhig zusah, begnügte er sich auch nicht mit dem Sold, sondern nahm einen Theil der Beute für sich in Anspruch; sein glanzvolles Auftreten kostete viel Geld, ein bedeutender Theil der Contributionen kam dem Kaiser nicht zu, und Wallenstein wußte stets hinsichtlich angeblicher Vorschüsse, an die man in Wien nicht glaubte, sich schadlos zu halten. Gindely meint, in Bezug auf Deutschland darf man Wallenstein nicht mit zu strengem Maßstab messen, in Böhmen aber habe er sich durch seine Betrügereien an dem Kaiser und bezüglich des Smiřicky'schen Vermögens ein Brandmal aufgedrückt. Bedenkt man nun dazu die geringen Leistungen mit einer so großen und so theuren Armee, bedenkt man, daß er sich nie um ein harmonisches Einvernehmen mit Tilly bemühte, daß er den Krieg nicht rasch zu enden suchte, daß er den Ligisten gegenüber sich zu keinem anständigen Benehmen verpflichtet fühlte, daß er pflichtvergessene und meineidige Officiere von den Ligisten zum Schaden der eigenen Heeresdisciplin aufnahm, so stehen derlei Leistungen in keinem Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln; er fühlte sich eben als alleinigen Herrn; stufenweise hatte er diese gefährliche Höhe erklommen. Die Instructionen waren sicher nicht die Ursache dieser Ueberhebung. Aber in seinem Verhältniß zum Kaiser lag der Grund, warum Wallenstein über die Grenze, die ihm gezogen war, schritt. Man wußte in Wien, daß das, was er durch Contributionen bestritt, keine Vorschüsse waren, aber man konnte ihn nicht aus seiner Stellung entlassen, um die Heeresmaschine nicht in ihrem Gange zu stören; so fühlte sich Wallenstein als Herrn des Heeres: „Das Heer gehört mir, und wie ich es allein zustande gebracht habe, so will ich auch nach meinem Belieben darüber verfügen.“ Um dieselbe Zeit (1626) überwarf sich Wallenstein mit Collalto, der nicht ermangelte, in Wien über ihn zu klagen. Es kam freilich dann die Unterredung Wallenstein's mit Eggenberg in Bruck, in Folge deren Wallenstein's Einfluß thatsächlich erhöht wurde. Der Kaiser hatte sein Vertrauen zu ihm noch nicht verloren, er gab ihm Mecklenburg und erweiterte seine Vollmachten. Sogar der Kaiser wurde wegen der Uebergewalt Wallenstein's verdächtigt, als wolle er die kaiserliche Auctorität auf eine festere Grundlage stellen; aber der Kaiser dachte nicht daran, die Freiheiten der deutschen Fürsten zu beschränken oder die Succession anders als in herkömmlicher Weise zu ordnen, was auch die Reichsfürsten wußten, die ihre Klagen nur gegen den Feldhauptmann erhoben. Sah man anfangs in diesem nur einen Vollstrecker kaiserlicher Verfügungen, so beschuldigte man ihn zuletzt des Strebens nach umfassender Herrschaft. Gindely bringt eine Menge gewichtiger Aussagen bedeutender Persönlichkeiten für diesen Verdacht bei (369 fg.) und glaubt (S. 375), Wallenstein wäre auch gegen seinen Willen zu diesem Ziele hingedrängt worden, weil die Reichsvicare im Falle des Todes des Kaisers sonst sein Verderben herbeigeführt hätten.

Die Gegner behaupteten, er habe durch Bestechungen einflußreiche Persönlichkeiten gewonnen, die ihn hielten, und Gindely meint, daß dies auf verläßlichen Mittheilungen beruhe. Endlich gelang es den Bemühungen der Ligisten, seine Absetzung herbeizuführen. „Er fiel unbedauert von der erreichten Höhe, weil er die Stützen abgebrochen hatte. Die Documente, die aus dem Staub der Archive ans Tageslicht treten, dulden keine Glorificirung mehr; indem sie uns Wallenstein in seinem wahren Wesen erscheinen lassen, schwindet sein moralischer Nimbus und es bleibt nur der harte Gewaltmensch übrig. Nie und nimmer wird man abstreiten können, daß der unsägliche Jammer, mit dem der 30jährige Krieg Deutschland erfüllte, zur Hälfte seine Schuld sei." Mit diesen Worten schließt Gindely diese Vorgeschichte oder diese vorhergehenden Acte der Katastrophe. Als Beilage folgt die Instruction für Wallenstein. Dr. L. Chevalier.

Dr. **Hermann Hallwich: Töplitz. Eine deutsch-böhmische Stadtgeschichte.** Mit 24 Illustrationen. Leipzig, Duncker und Humblot. 1886.

„Eine deutsch-böhmische Stadtgeschichte", so beginnt Hallwich in der Vorrede sein glänzend geschriebenes und gründlich gearbeitetes Buch, „gibt sich von vornherein als mehr oder minder bescheidener Beitrag zur Geschichte deutscher Cultur." Diesen Standpunkt hält auch das ganze Buch fest, mag es die schweren Kämpfe der Bürger in der Vergangenheit oder die ruhigen Tage der Badestadt darstellen. Die Geschichte der Stadt, so reich auch die Literatur hierüber ist, mußte ganz von Neuem geschrieben werden, sagt der Verf., ja so zu sagen ihr Fundament erst wieder ausgegraben werden. Daß von einem so gründlichen und umsichtigen Forscher wie Hallwich nichts verabsäumt wurde, um bis ins kleinste Detail mit Sorgfalt und Schärfe jede Quelle aufzudecken, das braucht wohl an diesem Platze nicht erwähnt zu werden. „Inland und Ausland boten die Bausteine, die ich nach bestem Wissen und Gewissen zu einem Ganzen gefügt." Der warme Ton der Darstellung, die liebevolle Vertiefung des heimatsfrohen Mannes in die Vergangenheit der Vaterstadt, der kräftige und energische Pulsschlag, der Leben in das feinste Geäder sonst nicht beachteter communaler Ereignisse treibt, machen das Buch selbst für jene zu einer nicht bloß lehrreichen, sondern auch künstlerisch anmuthenden Lectüre, welche den böhmischen Verhältnissen ferne stehen und das Buch wie ein beliebig anderes in die Hand nehmen, um sich zu unterhalten. Die dramatische Ader der ganzen Darstellung, die Kraft der Schilderung, die das eigene volle Interesse auch in dem Leser zu erwecken weiß, hat Hallwich längst in seinen Schriften bekundet. Man kann nicht anstehen, dieses schöne Buch als eine Meisterleistung zu bezeichnen. So reiht sich in der langen Kette von trefflichen Arbeiten die der Verein und die Vereinsgründer, zu denen Dr. Hallwich gehört, herausgegeben, Glied an Glied; nach einem einviertelhundertjährigen emsigen Schaffen erscheint das Buch gerade zur rechten Zeit, um zu zeigen, daß die jugendlichen Männer, die voll Begeisterung den Verein geschaffen, auch im Stande waren, ihn zu halten. Solche Leistungen sprechen lauter als jede andere Stimme. In Hallwich's Buch fehlt nicht das con amore. „Es ist leider in der Geschichtsschreibung Sitte geworden, Alles emendate, dilucide, apte, aber nur nicht ornate darzustellen. Hier ist ein Buch nicht bloß für Gelehrte. Amandae sunt artes, revo-

renda est historia" sagt ein trefflicher Geschichtsschreiber der neuen Zeit. Die Bürger der lieblichen Stadt mögen sich des schönen Geschenkes ihres dankbaren Sohnes freuen. Die Arbeit zerfällt in 5 Bücher. Das erste Buch: Deutsche Anfänge gliedert sich in 3 Capitel, die Entstehungsgeschichte (500 v. Ch. — 1250), das deutsche Stadtwesen 1250—1398, und die Entwickelung und Zerstörung von 1398—1426; ebenso klar sind die übrigen 4 Bücher in je 3 Capitel getheilt, so daß die Arbeit auch äußerlich fein gegliedert und übersichtlich gehalten ist. Wir können in dieser Anzeige nicht auf die ältesten Zeiten eingehen, so interessant auch Hallwich die Bojer- und Markomannenzeit, die antiken Broncefunde und alten Steinwälle uns vorzuführen weiß. Die streng urkundliche Geschichte des Bielathales beginnt mit dem 10. Jahrhundert. Die Stiftung des Benedictinerinnen-Klosters in Töplitz durch Judith war von großer Bedeutung. König Wladislaw, ihr Gemahl, hatte auch die Johanniter gerufen. In den Stürmen, welche das böhmische Königthum erschütterten, wuchs die Macht der Castellane von Bilin, ihre Herrschaft erstreckte sich weit ins Bielathal, ihr Amt vererbte sich auf die Hrabeschitze; Borso von Riesenburg stammte aus diesem Hause. Für Böhmen kam bald die Epoche deutscher Burgbauten; das erste Werk solcher Art im Töplitzer Thal war die Riesenburg. Borso von Riesenburg stand im Aufstande des Prinzen Ottokar von 1248 wacker an der Seite Wenzel's I. und schlug den Prinzen bei Brüx; Ottokar I. hatte schon das deutsche Bürgerthum herangezogen. Die Analogie aller Umstände zwingt zu der Annahme, daß Töplitz wie Aussig, Brüx und Bilin noch vor dem Ausgang Ottokar's II. zur Stadt erhoben wurde. Auch König Johann von Luxemburg förderte das Deutschthum, so wie Karl IV., unter dem uns das Bild der deutschen Stadt Töplitz schon deutlicher entgegentritt. Auch die Herren von Riesenburg waren große Wohlthäter für Töplitz, verarmten aber und verkauften 1398 ihren Besitz. An ihre Stelle trat der Markgraf von Meißen. „Die Befestigung der meißnischen Macht in Böhmen war für die nationale Entwicklung des Bielathales ein ausschlaggebendes Moment." Hallwich führt dies ausführlich von S. 46 an durch. Der Husitismus fand einen starken Gegner an dem Orden der deutschen Ritter und an dem Markgrafen von Meißen, doch entging Töplitz seinem Schicksale nicht. Die Werke von Jahrhunderten deutscher Arbeit wurden vernichtet. Das zweite Buch: „Tschechische Herrschaft" enthält die drei Capitel: Die Husitenzeit (1426 bis 1459), „Um Sprache und Freiheit" (1459—1480) und „Zur Unterthänigkeit" (1480 bis 1543). Die bleibenden Folgen des Husitenkrieges zeigten sich. Jakaubek der Mähre und Siegmund von Wartenberg stritten sich um herrenlos gewordenes Gut, und Jakaubek war hierbei vom Glück begünstigt. Dieser Glücksritter baute sich in Töplitz sein warmes Nest, die neuen slavischen Ansiedler waren hörig. Georg von Podiebrad brach die meißnische Macht in Böhmen, Töplitz bekam Georg's zweite Gemahlin Johanna von Rožmital; Jakaubek scheint anderweitig entschädigt worden zu sein. Königin Johanna that viel für die Stadt; 1467 ertheilte sie ihr ein neues Privilegium, aber die eben regierende Königin erklärte Stadt und Herrschaft als persönliches Eigenthum für sich und ihre künftigen Erben. Als Töplitz an eine neue Grundobrigkeit kam, die Herren von Vitzthum, hatte es von denselben nicht viel zu erwarten. Aus dem Besitz Albrechts von Kolowrat kam Töplitz in den Besitz der Anna von Kowan. Unter der Herrschaft Wolfs von Wřesowitz fiel die alte Kloster- und Leibgedingstadt Töplitz, die vom Kronlehen zu einer Herrenstadt gesunken war, bis zur Leibeigenschaft herab. Wolf verlangte „schuldige Unterthänigkeit." Ein treuer Anhänger Ferdinands im Aufstand des böhmischen Adels 1547 wurde er von ihm

mit Gnaden überhäuft; je höher ihr Besitzer stieg, desto mehr gewann die Curstadt. Der Gebrauch naturwarmer Quellen zu Heilzwecken kam erst mit Beginn des 16. Jahrhunderts in Schwung, und Töplitz öffnete sich dem großen Fremdenverkehr. Wolf hatte durch mehr als 25 Jahre die Stadt mit großer Vorliebe bedacht und ihr wachsender Wohlstand war unter seiner Verwaltung nicht zu verkennen. Bernhard von Wřesowitz, sein Bruder, starb bald, und eine Erbin vermählte sich mit Caspar von Schönberg, der aber nachher durch Streitigkeiten mit den anderen Erben in die Klemme kam und — Goldmacher wurde. Die Herrschaft kam an seine Brüder, aber auch diese konnten sie nicht behalten: der Käufer war Radislaw der Aeltere Wchinsky von Wchinitz. Das vierte Buch bringt den Streit um das Bräurecht. Radislaw war ein Mann von erbarmungsloser Herrschsucht und Eigennützigkeit. Sein erster Angriff war auf dasselbe Streitobject gerichtet, um welches der große böhmische Ständestreit zu Anfang des Jahrhunderts vornehmlich geführt wurde, das Brau- und Malzrecht. Diese Episode ist ein Glanzpunkt des Buches. Hallwich weiß sie in allen ihren Wendungen und Wandlungen so vor das geistige Auge zu führen, daß unsere Spannung wie bei einer historischen Novelle wächst. Die gewaltthätige Schlauheit des Tyrannen und die Gemeinheit seiner Werkzeuge, das wackere und tapfere Bürgerthum eines Martin Herklotz, das fruchtlos, aber unermüdlich für das alte, gute Recht eintritt, der ganze Uebermuth und die Anmaßung der böhmischen Stände ist typisch und doch so individuell gezeichnet, daß einer künstlerischen Gestaltung hier prächtig vorgearbeitet ist. Wie schön sind die Worte, die er dem Andenken des Martin Herklotz nachruft: „Die äußeren Erfolge sollen und dürfen nicht entscheiden. Der Prüfstein wahren Verdienstes um die engere und weitere Heimat sei für uns jederzeit die rechte, werkthätige, selbstlose Liebe zur Heimat. Sie finde, ob noch so spät, aufrichtige, dankbare Würdigung und Anerkennung." Wohl kein anderer Grundherr von Töplitz hat dort einen so traurigen Nachruhm hinterlassen wie Radislaw; er, „der Reiche", stürzte die Stadt in Armuth und Knechtschaft, aus der sich emporzuarbeiten eine mehrhundertjährige Anstrengung kaum genügte. Trotz der Nationalitätengesetze von 1413 und 1615 hatte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die Stadt dennoch einen deutschen Charakter. Wilhelm, der Neffe Radislaw's des Aelteren, der sich zuerst Kinsky nannte, der Herr von Töplitz war Protestant, aber er wurde bei der Güterconfiscation geschont; freilich kam auch für Töplitz die Zeit der Gegenreformation, im Krieg selbst tauschte die Stadt sächsische mit kaiserlicher Einquartierung. Wilhelm Kinsky ist jene Persönlichkeit, die in Dresden gegen den Kaiser arbeitete und Wallenstein zur That drängte, er fiel auch auf der Burg zu Eger. Der Besitz von Töplitz kam an das Haus Aldringen; Anna von Aldringen vermählte sich mit Hieronymus von Clary, ihr Sohn Marcus war der Erbe des ganzen Aldringischen Besitzthums. Der Verweser Maximin Freiherr von Aldringen that viel für die ganz heruntergekommene Stadt; umsonst verlangte die Stadt vom Grafen Johann Georg Markus ihre alten verbrieften Rechte. Mit dem Tode des Grafen 1700 endet eigentlich Hallwich's Buch in seinen Detailangaben. „Ein Beitrag zur Geschichte deutschen Städtewesens wollte geliefert werden, ein Stück deutscher Culturgeschichte. Von Anfang an haben wir Schritt für Schritt gewissenhaft die Phasen verfolgt, denen das Deutschthum einer Gemeinde Böhmens unterworfen war, bis zu dem Zeitpunkte in welchem dasselbe unbestritten die Alleinherrschaft in ihr zurückerlangt hatte." Dieses Programm hat Hallwich streng erfüllt. Das Buch ist in dieser Hinsicht ein Stück hochinteressanter Geschichte der Deutschen in Böhmen, und gerade in einer Stadt, die noch andere

Beziehungen aufzuweisen hat als bloß den Kampf um ein paar Privilegien ꝛc. Dankbar gedenkt der Verf. noch der Thätigkeit Franz Karls Grafen von Clary und Aldringen und erwähnt auch die neueren wichtigen Ereignisse, die Töplitz im Guten und Schlimmen betroffen haben. Eindringlich mahnt er: „nicht zur Curstadt allein — zur Stadt der Gewerbe in des Wortes höchster und bester Bedeutung hat die Natur in gleicher Weise Töplitz mit überreicher Hand vorherbestimmt. Es ist nicht wahr, daß curstädtische und specifisch industrielle Interessen sich mit einander nicht vertragen." Der Verfasser weiß übrigens sehr wohl, daß die örtlichen Beziehungen nicht genügen. „Immer und immer wird das Geschick auch der einzelnen kleinen Gemeinde — das ist die große Lehre der Geschichte im Kleinen — in letzter Linie von den allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten beherrscht und bestimmt werden." In dieser Hinsicht mahnt der Ve f. zur Ausdauer und Treue. — Ueber die sprachliche Ableitung von Töplitz wollen wir mit dem Verf. nicht rechten; sie fordert gewichtiges Bedenken heraus und greift wieder zu keltischen Wurzeln als alten Nothbehelf. Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, die 24 Illustrationen sind hier nicht eine bloße Beigabe, sondern sie haben Anspruch auf selbständigen künstlerischen Werth. Das prächtige Titelbild bietet einen lieblichen Blick auf die schöne Stadt. Ein musterhaft gearbeitetes Namen- und Sach-Register erleichtert den Gebrauch des Buches, das ja ebenso ein lehrreiches Unterhaltungsbuch wie ein gründlich gearbeitetes historisches Werk ist. Erwig.

Dr. Herman Haupt: Der waldensische Ursprung des Codex Teplensis und der vorlutherischen deutschen Bibeldrucke gegen die Angriffe von Dr. Franz Jostes vertheidigt. Würzburg, V. F. Stahel. 1886.

Gegen die erste von uns seinerzeit in diesen Blättern besprochene Schrift H. Haupt's, worin er den waldensischen Ursprung des Codex Teplensis nachzuweisen suchte, ist unterdessen neben vielen zustimmenden Kritiken auch ein Angriff versucht worden, der die vorlutherischen Bibelübersetzungen als katholische darzustellen suchte. Es geschah dies von Dr. Franz Jostes in der Schrift: Die Waldenser und die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung, Münster 1885. Die Ausfälle gegen Haupt sind sehr heftig, der Ton, in dem die Polemik geführt wird, ein erbitterter. Um so anerkennenswerther ist die vornehme Ruhe, mit welcher Haupt im vorliegenden Schriftchen seine Meinung vertheidigt. Darnach erscheinen alle Einwände, die Jostes gemacht hat, ungerechtfertigt, alle seine Aufstellungen unhaltbar. Jostes hatte an einigen lateinischen Beigaben des Codex Teplensis Anstoß genommen, Haupt weist in Thatsachen nach, daß viele Waldenser lateinisch verstanden. Die Versuche, die „7 Stücke des heiligen Glaubens" und die „7 Heiligkeiten" als unwaldensisch und übereinstimmend mit den Lehren der katholischen Kirche darzustellen, sind mißlungen, ebenso ist abgewiesen der Versuch, die consequente Uebersetzung von filius hominis mit sun der maid als unauffällig, weil allgemein üblich, darzustellen. Die Arbeit war für Haupt nicht leicht, und wieder müssen wir zugestehen, daß das letzte entscheidende Wort in der Sache noch nicht gesprochen ist. Haupt hat neuerdings den Dubliner Codex herangezogen, hat sich in Verbindung gesetzt mit verschiedenen gelehrten Bibelforschern, hat selbst eine ganze Masse von Handschriften durchgesehen; aber gegenüber der Fülle noch unedirten und unerforschten Materials auf diesem Gebiete bedürfen seine Resultate immerhin weiterer Bestätigung, und manche Modificationen dürften

seine Behauptungen noch erfahren. Die Hauptsache aber, der waldensische Ursprung des Codex Teplensis, und damit der gedruckten vorlutherischen deutschen Bibelübersetzung, scheint jetzt schon zweifellos sicher. — Im Anhange hat Haupt „Actenstücke aus dem Inquisitionsarchive des Cölestiners Petrus, Geistliche des Bisthums Passau betreffend" abgedruckt, dann auch „Proben ungedruckter deutscher Bibelübersetzungen" aus 16 Münchner und einer Mainzer Handschrift. T. R.

Die böhm. Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom J. 1526 an bis auf die Neuzeit. Prag 1886.

Von den vom königl. Landesarchive herausgegebenen Landtagsverhandlungen liegt uns der IV. Band vor, der blos die Verhandlungen dreier Landtage in den Jahren 1574—1576 umfaßt und mit Maximilian's II. Regierung schließt. Die Leser der „Mittheilungen" dürften sich vielleicht erinnern, daß wir eine eingehendere Anzeige über den Inhalt des III. Bandes ungern vermißten; wir werden auf eine solche noch ferner vertröstet, sie soll erst mit dem Jahr erfolgen, in dem die alte Verfassung des Landes ihre Giltigkeit verloren hat. Wir nehmen es mit Dank an, daß mit dem vorliegenden Bande von dem Herausgeber ein Bericht über den Inhalt einer jeden Landtagsverhandlung erstattet wird. Weit wichtiger als die Verhandlungen der Landtage von 1574 und 1576, die sich hauptsächlich auf das Feilschen über das Mehr oder Weniger der Steuern beschränken, sind die des Landtages von 1575, der den 21. Febr. berufen und mit zweimaliger Vertagung den 27. Sept geschlossen wurde. Auf demselben handelte es sich vornämlich um religiöse Angelegenheiten, die das Land tief aufwühlten, daher denn auch die Verhandlungen ihrer Wichtigkeit willen vollinhaltlich veröffentlicht werden. Die Herausgeber (Prof. Gindely und die Beamten des Landesarchivs) theilen nicht blos die amtlichen Correspondenzen, die königlichen Propositionen und die Landtagsbeschlüsse mit, sondern auch das Diarium des Altstädter Kanzlers Sixt von Ottersdorf und die Aufzeichnungen der böhmischen Brüder über die Verhandlungen auf dem Landtage, sowie zahlreiche Schriften, welche die Brüder unter einander wechselten. —n.

Tomek W. W.: Dějepis města Prahy. Díl. VII. (Novočeská bibliothéka č. XVIII.) v Praze 1886.

Mit der bedingten Unterwerfung der Stadt Breslau (am 13. Jänner 1460) schloß der 6. Band; der 7. erzählt die weiteren Begebenheiten bis zum Jahre 1478, und zwar in 5 Capiteln, wovon einige wieder in je zwei Unterabtheilungen zerfallen. Eine kurze Uebersicht der Hauptmomente, soweit sie diese Eintheilung bedingten, wird die Gliederung klar machen. — Nachdem K. Georg in den böhmischen Ländern allgemein anerkannt ist, betreibt er eifrig seine Wahl zum deutschen Könige. Doch der Plan scheitert am Widerstande der Hohenzollern, hat aber auch eine große Aufregung unter den Utraquisten zur Folge, was den König zwingt, sich öffentlich für die Aufrechterhaltung der Compactaten zu erklären. Die Curie weiß er lange hinzuhalten, endlich aber drängt dieselbe immer mehr, und er muß sich (14. Jän. 1462) schließlich zur Absendung einer Gesandtschaft nach Rom entschließen (Cap. 7, a). — Der Erfolg

t die Aufhebung der Compactaten; aber Rücksichten auf die Lage des Kaisers u. a. alten zunächst Pius II. vor strengeren Maßregeln zurück, und nachdem er sich zuletzt nnoch dazu entschlossen hat, stirbt er am 15. August 1564, bevor die Citationsbulle röffentlicht ist (7, b). — Auch der Nachfolger Paul II. zögert noch; erst nachdem Georg seine Fürsprache für den Landschädiger Hinko von Vöttau zurückgewiesen, folgt am 28. Juni 1465 die neuerliche Citation. Jetzt verbinden sich die katholischen Herrn zu Grünberg; 1466 wird zwar noch mehrfach unterhandelt, Ende dieses Jahres ber wird Georg gebannt, und mit seiner Berufung dagegen am 14. April 1467 hat r Kampf begonnen. (8.) — Durch das ganze Jahr 1467 dauert der Krieg mit dem errenbunde, trotz mancher Vermittlungsversuche; erst am 28. Jänner 1468 kommt zu einem Waffenstillstande. (9.) — Nach mehrfachen vergeblichen Bemühungen bei dern Fürsten gewinnt die Curie jetzt den K. Matthias zum Kampfe gegen Georg, n derselbe gegen Ende März beginnt. Anfangs mit entschiedenem Glück; doch lägt dieses im Spätherbste um, und im Feber 1469 sieht sich Matthias in so gehrlicher Lage, daß er einen Waffenstillstand schließen muß und auch Friedensverndlungen in Olmütz pflegt (10, a). — Gleichzeitig nimmt er aber die Wahl zum önige von Böhmen an; enttäuscht setzt Georg den Krieg fort, und der Erfolg ist tschieden auf seiner Seite. Er sichert sich die Freundschaft des Polenkönigs durch e Wahl des Prinzen Wladislaw zum Thronerben in Böhmen; die deutschen Fürsten rechen sich in Villach zu seinen Gunsten aus, selbst der Papst zeigt sich zu Unterndlungen geneigt, da ändert Georgs Tod am 22. März 1471 die Lage (10, b). — ach der Wahl Wladislaws dauert zwar der innere Krieg noch einige Zeit fort, dlich aber einigen die Parteien über die Herstellung der Ruhe. Nur mit Matthias rd erfolglos verhandelt, der Krieg bricht neuerdings aus, Polen und Böhmen stehen n Ungarn bei Breslau gegenüber, da kommt es hier am 28. Nov. 1474 zu einem affenstillstande auf 2½ Jahre (11, a.) — Die Stände Böhmens und Mährens d fortdauernd bemüht, den Frieden im Lande herzustellen. Matthias aber macht ch seinem Siege über den Kaiser neue Versuche, die katholischen Herren Böhmens m Kampfe gegen Wladislaw zu bewegen; allein vergeblich. Da entschließt auch er endlich zum Frieden, der am 7. Dec. 1478 zu Olmütz verkündigt wird. (11, b.)

Im vorliegenden wie im vorausgehenden Bande nimmt natürlich die Persönhkeit Georgs v. Poděbrad das Hauptinteresse in Anspruch, und es sind mehr als ei Drittheile des Raumes seiner Geschichte gewidmet. — Seit Palacký 1860 in ner Geschichte Böhmens (Band IV, 2) zuerst auf urkundlicher Grundlage ein Bild ses Mannes vom tschechischen Standpunkte entworfen, hat sich auch die Forschung f deutscher Seite dieser Zeit eifrig zugewendet. Bereits 1861 erschien Jordans uch über Georg, das freilich vielfach die nöthige Gründlichkeit vermissen läßt. Dann handelte Voigt die Beziehungen zu Pius II. im 3. Bande der Geschichte dieses apstes (1863). Im J. 1865 erschien die Geschichte des Herzogs Ludwig des Reichen n Baiern, des Bundesgenossen Georg's, von Kluckhohn. Das Verhältniß zu den henzollern fand eine Darstellung in Droysens Geschichte der preußischen Politik , 1.—1868). Eine Reihe von Aufsätzen hat weiter der Schlesier Markgraf diesem nige gewidmet, der zugleich durch die Herausgabe des lateinischen Eschenloer und politischen Correspondenz Breslaus die Forschung bedeutend förderte. Endlich hat ch Erusch über die sächsisch-böhmischen Beziehungen 1464—71 gehandelt (1880—1). hon vorher hatte sich Prof. Bachmann dieser Zeit speciell zugewendet; noch in den ziger Jahren erschienen von ihm 2 Arbeiten über die 3 ersten Regierungsjahre

Georg's; unlängst hat er den 1. Band seiner Reichsgeschichte folgen lassen, der von 1460 bis 1468 reicht. Er hat auch zu den „Urkundlichen Beiträgen", die Palacký zugleich mit dem betreffenden Bande seiner Geschichte erscheinen ließ, mancherlei Nachträge aus verschiedenen Archiven geliefert. — Damit sind nur die Hauptwerke der einschlägigen Literatur erwähnt. Unstreitig wird man also begierig sein, nach diesen Arbeiten wieder eine eingehende Darstellung von tschechischer Seite zu erhalten, wenn es auch anderweitig bekannt ist, daß Tomek in seiner Auffassung der Politik Georgs noch heute im ganzen auf dem Standpunkte Palacký's steht. Er lehnt es freilich ab, die entgegengesetzten Ansichten zu widerlegen, da dies nicht in den Rahmen seines Buches passe, sondern eine besondere Behandlung erfordern würde. Doch hat er es für nothwendig gehalten, in einer Vorrede seine Auffassung durch einige allgemeine Ausführungen zu begründen. Ich darf wohl kurz den Gedankengang wiedergeben. Nachdem Tomek zuerst die Gründe hervorgehoben, warum er den Streit zwischen den Utraquisten einerseits, den Katholiken und dem Papste anderseits, wie auch die innern und äußern Kriege so eingehend behandelt, weist er auf die Bearbeitungen seit Palacký hin. Wie einst Dümmler, Büdinger und Lorenz gegen Palacký's Darstellung der älteren Geschichte aufgetreten wären, so hätten sich auch hier Gegner unter den deutschen Schriftstellern erhoben, die K. Georg seinen Ruhm und seine Verdienste rauben wollten. Der Grund sei zum Theil nationale Mißgunst. Man sei mit seinem Verhalten in den Angelegenheiten des deutschen Reiches nicht zufrieden und werfe ihm Herrschsucht, Eigennutz und Arglist vor. Andere fänden in seinem Vorgehen in Böhmen nichts als Ehrgeiz, „und da ist ihnen die Frage, ob K. Georg durch den Eid vor seiner Krönung dem Papste die Ausrottung des Utraquismus gelobte und ob er durch die Nichterfüllung dieses Versprechens eidbrüchig wurde, ein wahrer Leckerbissen", fügt er hinzu. — Bei Georg's Verhalten in den Sachen des Reiches müsse man bedenken, einerseits daß es ihm in erster Linie auf das Wohl seines Landes ankam, anderseits daß er sich nach den Personen richten mußte, mit denen er es zu thun hatte, nach dem Kaiser und den Reichsfürsten, bei denen Eigennutz im Uebermaß vorhanden war. Seine guten Absichten für das Wohl Deutschlands seien aus denselben Gründen vereitelt worden, wie jene Karls IV. und Wenzels. Tomek ist überzeugt, das Urtheil über Georg werde sich deutscherseits schließlich ebenso ändern wie das über Karl IV., den man des Reiches Stiefvater genannt habe. — Wer einem solchen Manne Ehrsucht vorwerfen wolle, müsse etwas aus seinem Leben anführen, was sich nur aus diesem Beweggrunde erklären lasse. Man weise dafür auf sein Streben nach der Krone hin; niemand aber könne sagen, was damals für Böhmen gedeihlicher gewesen wäre als Georgs Wahl. Daß ihm das Wohl seines Landes höher stand als seine Herrschaft, habe er gezeigt, als er auf die Nachfolge seines Sohnes verzichtete, um sich einen mächtigen Bundesgenossen zu sichern. — Tomek gibt zu, es würde Georg nicht allzuschwer gefallen sein, sich vom Kelche loszusagen, wenn das zum Besten seines Volkes gewesen wäre. Bei den factischen Verhältnissen jedoch habe er nie ernstlich daran denken können; die Folge wäre gewesen ein mörderischer Kampf mit dem Kern seines Volkes und all die Trübsal, die kaum durch seine Bemühungen überwunden war. Er hätte sich dadurch der Stütze seiner Herrschaft beraubt, denn der Gegenpartei hätte er niemals ganz vertrauen können. Auch meint der Verf., nicht so sehr gegen die Communion unter beiden Gestalten sei der Kampf der Curie gerichtet gewesen, als gegen die übrigen 3 Artikel, welche sich auf Reformen im kirchlichen Leben bezogen; die Lossage vom

lch hätte also den König keineswegs von allen Schwierigkeiten befreit. Und zum hluß: Der Papst hätte damals den Böhmen den Kelch bewilligen sollen, wie ter Pius IV. und das Tridentiner Concil gethan; ohne Kampf hätte man sich m über den Sinn der anderen 3 Artikel geeinigt, der so anerkannte Utraquismus re später nicht so leicht dem Andrange der lutherischen Reform erlegen, der fürchter- e Umsturz von 1620 wäre dem Lande erspart worden. —

An diesen Ausführungen oder an Einzelheiten des Werkes Kritik zu üben ist ht meine Aufgabe. Dagegen wird man es der Wichtigkeit der Sache angemessen den, daß diese Anzeige etwas länger ausgefallen ist. W. Hicke.

Von den Böhmer'schen Regesten liegen uns vor:

a) **Die Regesten des Kaiserreiches** (Regesta imperii) unter den Karolingern, neu bearbeitet von Engelbert Mühlbacher, 1. Bd. 4. Liefr. (Innsbruck 1886); sie umfassen die Zeit vom 12. Febr. 859 bis 12. Juni 885, und

b) **Die Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe** (Regesta archiepiscoporum Moguntinensium), mit Benützung des Nachlasses von J. F. Böhmer bearbeitet und herausgegeben von Corn. Will, 2. Bd. 3. Lieferung (Innsbruck 1886), die vom 15. Mai 1253 bis zum 17. März 1288 reichen.

Wir begnügen uns mit der einfachen Anzeige der beiden Lieferungen, da über hochbedeutenden Werth der Regestenwerke Böhmer's die Männer vom Fache — für sie allein haben sie Interesse — eines Sinnes sind, ihnen ist es ja auch nnt, daß die Regesten durch die Neubearbeitungen an Umfang und Gehalt genen haben. —n.

---

l. Weizsäcker: Deutsche Reichsacten unter König Ruprecht. 2. Abth. 401—1405. Gotha, Perthes 1885. S. IV und 854.

Wir haben schon bei Besprechung des im J. 1882 erschienenen IV. Bandes ewiesen, wie wichtig die Reichsacten unter Ruprecht auch für die Geschichte mens sind; dasselbe gilt auch von dem V. Bande, der in verhältnißmäßig kurzer seinem Vorgänger folgte. Er bringt die Acten zu den Tagen zu Augsburg und Vorbereitungen der italienischen Unternehmung im Sept. 1401, zu dem kgl. Curentag, mit Städten, zu Mainz im Juni 1402, zu dem kgl. Fürsten- und Ständezu Nürnberg im Aug. und Sept. 1402, zu dem kgl. Curfürstentag zu Boppard März 1404, sodann Ruprecht's Landfriedensthätigkeit in Franken und der Wetterau —1408, endlich die Reichstage zu Mainz im Dec. 1404 und im Oct. 1405. — auf die Luxemburger in Böhmen sich beziehenden oder von ihnen ausgestellten n, die von dem Herausgeber im vorliegenden Bande aufgenommen wurden, sind weise in Palacky's Formelbüchern und anderwärts abgedruckt, sie gelangen aber zu ihrer richtigen Beleuchtung. —n.

Michael Ruſtler: Das ſogenannte Chronicon universitatis Pragensis. Mit einem Vorwort von Dr. Adolf Bachmann, ord. öff. Profeſſor an der deutſchen Univerſität in Prag. Leipzig, Veit und Comp. 1886.

Profeſſor Bachmann hat in ſeiner deutſchen Reichsgeſchichte darauf aufmerkſam gemacht, daß die bedeutendſten Quellen aus der öſterreichiſchen Geſchichte des mittleren und ausgehenden 15. Jahrhunderts nur in durchaus unzulänglicher Form zu Gebote ſtehen; in der Vorrede zu dieſer Schrift dehnt er dieſe Bemerkung auch auf das vorangehende Jahrhundert, namentlich auf die Geſchichtſchreiber der huſitiſchen Bewegung aus. Die vorliegende Arbeit über das Chronicon universitatis Pragensis iſt aus ſeinem Seminar hervorgegangen. Ruſtler beſpricht in Nr. 1 zuerſt die handſchriftliche Vorlage; der Codex der kaiſerl. königl. Hofbibliothek in Wien enthält das Chronicon u. P., die Handſchrift iſt in den Fontes abgedruckt bis zum Jahre 1420. (Conſt. Höfler, Geſchichtsſchreiber der huſitiſchen Bewegung in Böhmen.) Höfler iſt Werth und Bedeutung des Chronicon universitatis nicht entgangen, während Palacký davon wegwerfend ſpricht (Würdigung ꝛc.); in neueſter Zeit hat Goll dieſes Thema in verdienſtlicher Weiſe behandelt, ohne allerdings ganz zu einem Abſchluß zu kommen. Ruſtler behauptet, daß eine eingehende Prüfung des Chronicon eine ganze Reihe poſitiver Ergebniſſe liefert. Die Meldungen von 1348 bis 1413 beziehen ſich mehr oder weniger auf die Univerſität, das folgende iſt nach Březowa's Memoirenwerk gearbeitet. Nr. 2 geht auf Inhalt, Quellen und Verfaſſer der Prager Univerſitäts-Chronik genauer ein und behandelt zuerſt die annaliſtiſchen Notizen; hier unterſcheidet Ruſtler farbloſe Nachrichten und ſolche, die entſchieden tſchechiſch-nationale, bald auch huſitiſch-freundliche Geſinnung zeigen. Die Meldungen bieten auch eine Handhabe, um die Zeit ihrer Abfaſſung näher zu begrenzen, wie der Verfaſſer recht gründlich nachweiſt; ſodann behandelt Ruſtler die „Tagebuchartigen Notizen 1402/3–1413". Dieſe Aufzeichnungen bekunden die genaueſte Sachkenntniß, überall läßt ſich ein Zeitgenoſſe erkennen. Seite 12 faßt Ruſtler das Reſultat ſeiner Analyſe zuſammen. Er meint, daß Březowa Antheil am erſten Theil des Chronicon gehabt. Die Univerſitätsacten, ſo kann man den protokollariſchen Bericht und die Ankündigung der Magiſter nennen, ein neuer Abſchnitt im Chronicon, führen eine ruhige Sprache. Der letzte Abſchnitt hat zum Verfaſſer einen gemäßigten Katholiken, er kann alſo nicht identiſch ſein mit jenem, der die beiden früheren verfaßte. Mit dem Jahre 1414 beginnt ein neuer Theil, der eine annalenhafte Erzählung der damaligen Ereigniſſe enthält. Der Compilator ſcheint eine ältere weitläufiger Handſchrift Březowa's als Vorlage gehabt zu haben. Seite 28 faßt Ruſtler die Ergebniſſe zuſammen. In Nr. 2 beſpricht er den letzten weſentlich mit dem Werk Březowa's übereinſtimmenden Theil der Handſchrift; auch hier liegt eine nicht bekannte Handſchrift Březowa's zugrunde, der Abſchreiber war ein Deutſcher. Als Anhang wird die Verbeſſerung des in Script. rer. Hus. I. c. gedruckten Textes des Chronicon auf Grund der Handſchrift gegeben. Die dankbaren Unterſuchungen Ruſtlers mögen bald weiter ſich erſtrecken, damit bei den grundlegenden Arbeiten anderer Forſcher auch dieſes Gebiet nicht brach liegen bleibe. Chevalier.

ulius Lippert: Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1886.

Unter diesem Titel läßt der rühmlichst bekannte heimische Autor Julius Lippert, r uns bereits mit einer ganz stattlichen Anzahl von werthvollen Büchern beschenkt t, sein neuestes Werk in Lieferungen erscheinen, welches ein getreues und anschau- hes Bild der gesammten Culturentwicklung der Menschheit als ein organisches anzes zu geben sich zur Aufgabe setzt. Für eine in jeder Beziehung vorzügliche sung derselben gibt der Name des Verfassers die beste Bürgschaft, bei dem sich, as in diesen Blättern zu betonen wir wiederholt erfreuliche Veranlassung hatten, n universelles Wissen und liebevolles Vertiefen in den in Angriff genommenen Stoff t einer selten klaren Darstellungsweise in Bezug auf Methode und Form in her- rragendem Maße paart. Alle diese Vorzüge tragen die bisher erschienenen vier sten Lieferungen, welche gleichzeitig bekunden, daß der Verfasser seinen Gegenstand f Grundlage der neuesten Ergebnisse der einschlägigen Forschungen behandelt und lche bislang in ethnologisch-historischer Hinsicht herrschende irrige Ansichten richtig llen. Die Einleitung beschäftigt sich mit der „Lebensfürsorge als Princip der Cul- rgeschichte" und stellt das Programm des Verfassers fest; seine Betrachtungsweise ll, ohne einer der bisher in der culturgeschichtlichen Literatur beliebten Methoden folgen, „selbst unterscheiden lehren, wie weit das „Naturgesetz" als Antrieb in das erk des Menschen, die Schöpfung seiner „Cultur", hineinreicht, wie weit der Mensch bst aus seinen eigenen Antrieben, Kräften und Mitteln heraus „ein besonderes ich des Menschlichen innerhalb der Natur zu schaffen vermochte." Nach der Ueber- gung des Referenten ist diese Einleitung geradezu ein Meisterstück zu nennen, lche den Leser durchaus fesselt und anregt und anspornt, die Lecture des Lippert- en Buches fortzusetzen. Die vorliegenden vier ersten Lieferungen enthalten Abschnitte t folgenden Aufschriften: „Die Urzeit", „Ausblick auf die Verbreitung der Mensch- t", „Die ersten Fortschrittsversuche der Lebensfürsorge" und „Die Zähmung des uers". Das Werk ist auf zwanzig Lieferungen zu vier Bogen berechnet und soll, zwei Bände eingetheilt, bis im Herbst dieses Jahres vollendet sein; wir werden iter nochmals ausführlich auf dasselbe zurückkommen. Die Ausstattung ist eine rchaus splendide und gereicht dem bekannten Stuttgarter Verlage zu aller Ehre.

Otto Lohr.

---

stschrift des Teplitz-Schönauer Anzeigers zu seinem fünfundzwanzigsten Jahres-Jubiläum. Teplitz, 1. Mai 1886.

Am 1. Mai 1861 erschien die erste Nummer des „Teplitz-Schönauer Anzei- s", der seither wuchs und gedieh und heuer das Fest seines viertelhundertjährigen standes feiern konnte. Aus diesem Anlasse gelangte obige Festschrift zur Ver- ntlichung, die in einer Reihe von gediegenen Beiträgen sich mit der Geschichte und n Emporblühen der Thermenstadt und ihres Localblattes beschäftigt, das während es Bestandes allezeit stramm deutsch gesinnt war und nunmehr einen ehrenvollen ng in der deutschnationalen Provinzpresse Böhmens einnimmt. Seine Geschichte rollt Gabriel Grimm in einem Aufsatze, der alle localen Ereignisse von Bedeutung istrirt, welche während des Zeitraumes von 1861—1886 in dem „Teplitz-Schönauer

Anzeiger" publicistisch behandelt wurden; hiezu zählt auch die IV. Wanderversammlung unseres „Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" im Jahre 1871, von welcher der „T.-Sch. A." sagte, daß sie sich „zu einem Feste von deutschnationaler Bedeutung gestaltete" und weiter: „Der Same, der hier in den letzten Tagen gestreut wurde, ist auf einen empfänglichen Boden gefallen, er wird die besten Früchte tragen. Kinder und Kindeskinder werden noch in späten Tagen davon erzählen, wie die Deutschen in Böhmen in trüber Zeit hier in unserem Curorte, gleich jenen Männern von Rütli, sich gelobten: fest und treu zusammenzuhalten, sich in keiner Noth und Gefahr zu trennen." — Der weitere Inhalt der Festschrift, welcher ein getreues Bild des ersten Blattes des „T.-Sch. Anzeigers" vom 1. Mai 1861 beigegeben ist, ist folgender: Ein schwungvoller und kräftiger „Fest-Gruß" von dem heimischen Dichter Anton August Naaff, „Offenes Sendschreiben an den Jubilar von seinem Taufpathen" Franz Čerwenka, „Entstehungs-Geschichte der Stadt Töplitz" von Dr. Herm. Hallwich. Es ist dies das 1. Capitel des inzwischen im Buchhandel erschienenen und weiter oben besprochenen Werkes Hallwich's „Töplitz, eine deutsch-böhm. Stadtgeschichte." Karl Stöhr bringt in seinem Beitrage „Teplitz in den letzten 25 Jahren" interessante Details der Arbeiten des Stadtverordnetencollegiums sowie statistische und historische Notizen, während Norbert Marischler „Handel, Gewerbe und Industrie", Richard Pollak „Das Verkehrswesen" und Alfred Freund „Das Vereinswesen" der Stadt in den Jahren 1861—1886 erörtern. Die Schwester-Commune „Schönau in den letzten 25 Jahren" findet ihre Würdigung von Franz Waage. Eine recht freundlich anmuthende Geschichte aus dem Töplitzer Thale, betitelt „Der Knabe, der ein Bergmann werden wollte", erzählt Adolf Siegmund, und bemerkenswerth ist endlich der politische Essay von Leopold Schönhoff „Von Schmerling zu Taaffe", der in dem für unsere Landsleute actuell beherzigenswerthen Satze ausklingt: „Deutsch sei das Dach über mir und deutsch bleibe der Boden unter mir!" Otto Lohr.

Der „Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens" veröffentlichte im laufenden Jahre:

Dr. C. Grünhagen: „Regesten zur schlesischen Geschichte." 3. Theil bis zum Jahre 1300 nebst Register. S. 153—348.

Der vorliegende Halbband umfaßt den Zeitraum vom 23. Jänner 1291 bis 12. Nov. 1300. Daran schließen sich Nachträge und Berichtigungen zu Band III und das 49 Seiten umfassende genaue Register. Der geheime Archivrath Dr. Grünhagen hat sich durch sein Regestenwerk, das allen Forderungen in vollstem Maß entspricht, die man an eine solche Arbeit zu stellen berechtigt ist, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Der Einfluß seiner mühevollen und gediegenen Arbeit ist nicht vielleicht blos in seiner „Geschichte Schlesiens", sondern in gleicher Weise auch in den mannigfachen Arbeiten Anderer über einzelne schlesische Fürstenthümer, Städte, Klöster u. s. w. zu verspüren; die Regesten, dessen kann man sicher sein, werden auch fernerhin segensreich wirken. Ihrer werden auch die Historiker Polens, Böhmens und Mährens nicht entrathen können.

Dr. C. Grünhagen: „Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Alterthum Schlesiens". XX. Bd. Breslau 1886. S. 372.

Ich sehe mich bemüßigt wieder und immer wieder zu betonen, daß diese Zeitschrift zu den gediegensten periodischen Publicationen zählt, die von Seite historischer Provincialvereine an das Tageslicht treten. Den Reigen der Abhandlungen in diesem Bande beginnt Dr. Jul. Krebs mit „Schlesien in den Jahren 1626 und 1627." Der Verf. ist in der Zeit des dreißigjährigen Krieges wohl bewandert, Zeuge dessen und eine Reihe hervorragender Aufsätze und die Herausgabe des VI. Bandes der Acta publica. Rob. Schück liefert „Beiträge zur Geschichte des schlesischen Postwesens von 1625—1740". Dr. Grünhagens „Schlesien unter Rudolf II. und der Majestätsbrief 1574—1609" ist eine Arbeit, die die Aufmerksamkeit der Leser fesselt und die wahrscheinlich die Grundlage bilden wird zu der Schilderung dieser Zeit in einem in Bälde erscheinenden 2. Bde. der „Geschichte Schlesiens". Löschke handelt über „die Politik Ottokars II. gegenüber Schlesien und Polen, namentlich in den letzten Jahren seiner Regierung". Dr. Soffner schreibt über „die Kirchen-Reductionen in den Fürstenthümern Liegnitz — Brieg — Wohlau nach dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm". Der Stadtarchivar Herm. Markgraf, der sich um die Geschichte seines Heimatlandes vielfache Verdienste erworben hat, schildert uns die Thätigkeit und das tragische Ende des „Breslauer Hauptmannes Heinz Dompnig † 1491". Dr. Wahner bringt erstlich „einiges über die Garnisonverhältnisse in Oppeln seit Friedrich dem Großen bis zum Ausgange des Freiheitskrieges", sodann über „Oppeln zur Zeit des zweiten schlesischen Krieges". Wernicke behandelt den „Königsrichter von Bunzlau Johannes Büttner". Dziatzko theilt „ein älteres lateinisches Gedicht auf die Hinrichtung des Herzogs Nikolaus von Oppeln (1497)" und Pfotenhauer die Pförtner vom Neumarkt und ihre Aufzeichnungen" mit. Ueber „die ersten Winterquartiere der Waldsteiner in Schlesien" handelt Dr. Krebs, derselbe und Grünhagen bringen „quellenmäßige Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges"; den Band schließen „archival. Miscellen" und „Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu neueren Schriften auf dem Gebiete der schles. Geschichte". Der Verein litt im Vorjahre durch den Tod seiner beiden Mitglieder Prof. Dr. Herm. Palm und Gymnasialdirector Dr. Herm. Wentzel einen schweren Verlust; die Nekrologe schrieben Dr. E. Reimann und Dr. Grünhagen.

Wenn auch nicht Namens des Vereines, so ist doch gewiß nicht ohne Anregung seinerseits erschienen die

Geschichte der Dörfer Ober- und Nieder-Mois im Neumarkter Kreise. Nach archiv. Quellen von J. Jungwitz. Breslau 1885. S. 285.

Das Buch, an dessen Zustandekommen der Vorstand des Staatsarchivs durch sein dankenswerthes, hilfreiches Entgegenkommen und seine Ermunterung, der Fürstbischof von Breslau durch seine Munificenz, mit der er die Deckung der Kosten übernahm, einen Antheil haben, ist dem Letzteren gewidmet und von ihm dem genannten Vereine geschenkt. Er behandelt die älteste Geschichte der Dörfer und ihre Vergabung an Laubus, ihre Aussetzung zu deutschem Recht, die Gründung der Pfarrei und schildert die Schicksale der Dörfer bis in die neueste Zeit. Es ist eine gute und fleißige Arbeit, die selbstverständlich auch auf die kirchlichen Zustände Rücksicht nimmt und die Rechtsgeschichte nicht aus dem Auge läßt. —n.

Bellmann's Führer durch Prag und Umgebung nebst einem großen Stadtplan mit vollständigem Straßen- und Plätzeverzeichniß, drei Specialplänen und einer Umgebungskarte. Siebente Auflage. Vollständig umgearbeitet von Otto Lohr. Prag, C. Bellmann's Verlag 1886.

Es fehlt nicht an guten älteren und neueren Büchern über Prag und seine Umgebung; Bellmann's „Führer" hat sich stets der Gunst des Publicums zu erfreuen gehabt. Solche praktische Wegweiser, in denen das Richtige gut geordnet, verzeichnet, leicht aufzufinden und präcis bezeichnet ist, haben ihr Verdienst. Bellmann's Führer hat in seiner 7. Auflage durch die geschickte Hand Otto Lohr's gewonnen. Ein gutes Register erleichtert das Aufschlagen, dann folgen Notizen für die Fremden und die Sehenswürdigkeiten. Hierauf gibt der „Führer" einen gut gruppirten geschichtlichen Ueberblick, führt das wichtigste topographische und statistische Materiale an und nimmt dann die Stadttheile von Prag, die Vorstädte und Vororte und Prags Umgebungen durch. Bei einer nächsten Auflage wäre wünschenswerth, daß bei den Prager älteren und neueren Prachtbauten die Namen der Baukünstler angegeben würden, wie es z. B. beim Waldstein'schen Palais geschehen ist, bei dem herrlichen Lobkowitz'schen Palast aber nicht. Die Pläne sind vortrefflich, das ganze Buch recht praktisch angelegt und sonst wohl ausreichend für den Fremden, leider muß man auch sagen für den Einheimischen; denn es ist ganz unglaublich, wie wenig die Leute von Prag und seinen Sehenswürdigkeiten, besonders von den Kunstschätzen wissen. Das nette Büchlein kann Jedermann bestens anempfohlen werden. Erwig.

Peter Miloslav Veselsky: Der Fremdenführer in der königlichen freien Silberberg- und Münzstadt Kuttenberg und deren nächsten Umgebung. Ein Wegweiser ꝛc. Mit 12 Abbildungen. Kuttenberg 1886. Karl Šolc.

Der Verfasser gibt zuerst einen Ueberblick über die Geschichte des Silberbergbaues. Seite 34 spricht er über die Lage der Stadt und ihre statistischen Verhältnisse. S. 39 beginnt er das Capitel über die Gemeindeverwaltung ꝛc. Cap. IV. führt die Unterrichtsanstalten, Cap. V. die Wohlthätigkeitsanstalten, Cap. VI. die merkwürdigen Bauwerke, vor Allem die prächtige Barbara-, die Jacobikirche und Maria-Himmelfahrtskirche, sowie die anderen Baudenkmäler an. Dieses Cap. ist von großem Interesse für den Leser. Das Buch wird jedem Besucher der Stadt gute Dienste leisten, es muß aber sprachlich vollkommen umgearbeitet werden. Die Sprache wimmelt von Bohemismen. Wir wollen von den Druckfehlern absehen, die äußerst sinnstörend sind, und nur eine kleine Blüthenlese von den ersten Seiten geben. S. 5 ehe zur Beschreibung . . . kommen wird — fürdachte S. 6 — daß auf einer so geringer Erdfläche ꝛc. gibt gar keinen Sinn, S. 6 daß die Stadt sehr rasch sich erhoben hatte kann mit dem Umstande gedacht werden, S. 6, — thaten einen Widerstand S. 7 dem zur Hilfe den Kuttenberger eilenden S. 7. Das Setzen der Zeiten ist dem Verf eine unbekannte Sache, wovon jede Seite Zeugniß gibt. S. 7 immer statt immer mehr. S. 8 Es entließ sich ein Wolkenbruch. S. 8 drohten der Vernichtung. S. geschlagen haben wollte; er rückte vor K. ein. Der Satzbau ist überall ungeschlach

S. 10 Landtägen, S. 11 dieselben für sich versicherte, S. 13 im Flor war, von der S. 14 Halt an Silber ꝛc. ꝛc. Die Abbildungen sind nett, die ganze Ausstattung des Buches nicht übel. Erwig.

Dr. **Felix Zeller: Die Incunabel-Drucke** der fürstl. Fürstenberg'schen Bibliothek zu Pürglitz. Stuttgart, 1885.

Die reichhaltige fürstl. Fürstenberg'sche Bibliothek, die gegenwärtig auf Schloß Pürglitz sich befindet, besitzt eine beträchtliche Zahl von Incunabeln, von denen manche in den bekannteren bibliographischen Werken wohl, wenn auch nicht ganz richtig beschrieben, andere aber gar nicht angeführt erscheinen. Herr Bibliothekar Dr. Felix Zeller hat durch eine genaue Beschreibung der vorhandenen Wiegendrucke die Wissenschaft und Fachkreise in hohem Maße zu Dank verpflichtet; seine Arbeit, zuerst in dem „Neuen Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft", 46. Jahrg., erschienen, liegt nun als Separatabdruck vor und verzeichnet im Ganzen 173 Incunabeln, von denen die selteneren eingehend behandelt, die häufiger vorkommenden aber nur kurz beschrieben werden. Zu jenen gehört die erste deutsche „Bibel", ungefähr um 1466 von H. Eggestein in Straßburg gedruckt, zugleich der älteste Wiegendruck der Bibliothek, ein „Missale Pragense", Nürnberg, Georg Stuchs, 1498 u. a. Zur sichten Orientirung dienen die Inhalts-Uebersichten, welche die Werke in alphabetischer Ordnung nach den Druckern und den Druckorten sowie auch nach den fortlaufenden Druckjahren von 1466 - 1500 anführen. Otto Lohr.

Dr. **Karl Schober: Quellenbuch zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie.** Ein historisches Lesebuch für höhere Schulen und für jeden Gebildeten. I. Theil. Von der ältesten Zeit bis zum Aussterben der Babenberger. Wien, Alfred Hölder, 1886.

Welch ein weiter Weg auch auf pädagogischem Gebiete von dem ersten Bekanntwerden eines neuen, blendenden und anscheinend bahnbrechenden Gedankens bis zu dessen Verwirklichung zurückzulegen ist, hat sich unter andern auch an dem Vorschlage der Herbart-Ziller'schen Schule, den Geschichtsunterricht auf die Lectüre der Quellen selbst zu begründen, gezeigt. Wohl gibt es seit langer Zeit Lesebücher aus Homer, Herodot, Livius u. s. w.; aber durch dieselben wurden doch nur solche Schriftsteller für den Geschichtsunterricht nutzbar gemacht, deren Eignung als Schülerlectüre auch früher schon feststand, und die daher auch früher schon an Gymnasien gelesen worden waren. Das Neue an den angeführten Lesebüchern bestand nur darin, daß sie die betreffenden Schriftsteller in größerem Umfange als vorher, nämlich nahezu vollständig, den Schülern zugänglich zu machen suchten, daß sie behufs leichteren Verständnisses statt der Ursprache eine Uebersetzung boten, und endlich darin, daß sie, während der Gymnasialunterricht vorher auch bei Behandlung historischer Schriftsteller mehr die sprachliche Seite berücksichtigt hatte, nun in erster Reihe den Inhalt zur Geltung brachten und die Schriftsteller als Quellen geschichtlicher Erkenntniß betrachten lehrten. Auf die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit

dagegen, für welche die Verwirklichung des oben angeführten Gedankens eine vollständige Neuerung bedeutete, wurde dieses Verfahren bisher nur selten und, soweit es österreichische Geschichte betrifft, noch gar nicht in Anwendung gebracht. Die herkömmliche Redensart von der „Lücke", die durch ein neu erschienenes Buch ausgefüllt werde, trifft also bei dem „Quellenbuche" Schobers buchstäblich zu. Von den „Lesebüchern" zur alten Geschichte unterscheidet es sich freilich wesentlich, und zwar schon darum, weil es nicht ein einzelnes Geschichtswerk, sondern Bruchstücke aus einigen Dutzend verschiedener Chroniken, Legenden u. s. w. bietet, ein Umstand, der freilich durch die Natur der Sache sich von selbst ergibt, also dem Herausgeber nicht zur Last fällt, aber doch dem Ganzen etwas buntscheckiges gibt. Das Buch beschränkt sich ferner nicht auf bloße Uebersetzung und Erklärung, sondern gibt auch den griechischen oder lateinischen Urtext, was insofern gebilligt werden muß, weil das sprachliche Gewand in welchem die mittelalterlichen Quellen auftreten, für die betreffende Zeit bezeichnend und dadurch lehrreich ist; nur fürchten wir, daß es wenige Gymnasiasten über sich vermögen werden, den eigenthümlichen Wendungen und Satzgebäuden dieser Quellenbruchstücke nachzugehen, da unmittelbar daneben die bequeme Uebersetzung sich darbietet. Gegen die Auswahl der Quellenabschnitte wird sich kaum Erhebliches einwenden lassen, alle irgendwie wichtigeren Begebenheiten sind berücksichtigt, und aus dem ja großentheils recht dürren und öden Chronikenstoffe ist mit Geschick Dasjenige herausgehoben worden, was dem modernen Geschmack noch am ehesten zusagt. Ob eine eigentliche „Belebung", d. h. eine anschauliche, farbenreiche Vergegenwärtigung der mittelalterlichen Geschichte gerade mit Zuhilfenahme einzelner mittelalterlicher Quellen zu erzielen sei, daran zweifle ich, insbesondere in Bezug auf österreichische Geschichte, nach Einsichtnahme in das vorliegende Buch mehr als vorher. Kunstreiche, modern Darstellungen, wie wir sie z. B. in Giesebrechts deutscher Kaisergeschichte haben, erscheinen mir in dieser Hinsicht wirksamer. Dennoch ist es gut, daß der Versuch gemacht wurde, und ein wichtiges Hilfsbuch für die Hand der Lehrer, zumal solcher, welche nicht Gelegenheit hatten, sich mit mittelalterlichen Quellen in größerem Umfange bekannt zu machen, wird Schober's Quellenbuch auch dann bleiben, wenn sie die Erwartungen, die in Bezug auf eine ausgiebige Benützung des Werkes von Seite der Schüler gehegt werden, nicht in vollem Maße erfüllen sollten. Auf alle Fälle kann das Buch den Lehrern der Geschichte, sowie den Vorstehern von Schülerbibliotheken zur Anschaffung nur empfohlen werden. th.

Heinrich Teweles: Presse und Staat. Eine Untersuchung. Prag 1886. Verlag von D. Kuh.

Wohl angeregt durch die Preßanträge, welche in der jüngsten Zeit im österreichischen Reichsrathe von verschiedenen Seiten eingebracht wurden, bespricht der Verfasser in dem uns vorliegenden Schriftchen die Lasten und Hindernisse, welche der Staat der Presse auferlegt und in den Weg legt. Der Verf. geht von dem, wohl von Niemandem bestrittenen Grundsatze aus, daß die Presse in ihrer heutigen Form ein hervorragendes Volksbildungsmittel sei, und daß der Grund, daß der Staat oder vielmehr die Regierung, welche sonst alle Institutionen der Volksbildung unterstützt, gerade dieser alle möglichen Hindernisse bereitet, in der falschen Auffassung liege, die da leh

Zeitung sei von vornherein als etwas Gefährliches, dem Staate Feindliches anzusehen. esen Grundsatz festhaltend bespricht nun T. die einzelnen, dem Zeitungswesen auf- ürdeten Beschränkungen, die Concessions- und Cautionsfrage, die Censur- und feratensteuer, den Zeitungsstempel u. s. w. Wenn er zu dem Schlusse kommt, daß Stempelsteuer als Verbrauchssteuer ganz und gar unhaltbar ist, so werden wir n rückhaltslos beistimmen. In seinem Vorschlage aber, durch eine allerdings viel echtere, sich nach Raum und Auflage richtende Inseratensteuer die Steuerlast von n Leser auf den Unternehmer zu übertragen, können wir kein besonderes Heil er- cken. Denn würde vor Allem der Unternehmer nicht ebenfalls wieder die Last auf i Consumenten werfen? Und nachdem der Inseratentheil bei den meisten Zeitungs- ternehmungen die einzige thatsächliche Einnahmsquelle ist, so ist ja der Inseraten- il durch die Einkommensteuer, die der Eigenthümer doch zahlen muß, ja so wie so teuert. Diese Inseratensteuer wäre unserer Ansicht nach keine „Ergänzung" der nkommensteuer, wie T. meint, sondern einfach eine vollkommen ungerechtfertigte rdoppelung derselben. Der Verf. erklärt hiebei, sein Vorschlag zeige, daß er nicht rauf ausgegangen sei, die Zeitungssteuer im Principe zu verwerfen. Wir halten aber vollkommen, auf seine übrigen Ausführungen gestützt, für verwerflich. Die tung als geschäftliches Unternehmen soll ja sicher besteuert werden, aber vollständig iform mit allen anderen geschäftlichen Unternehmungen; der allgemeinen Volks- nerin aber außerdem noch eine zweite Art der Besteuerung, eine eigene Zeitungs- ier aufzubürden, glauben wir, ließe sich nie und nimmer rechtfertigen. Wo bleibt n dann die „möglichste Erleichterung des Gewerbes", die T. ganz folgerichtig dert, wenn man Extra-Abgaben gerechtfertigt findet? Gegen diesen Vorschlag des fassers müssen wir also Verwahrung einlegen, allen andern in der Brochure ent- kelten Ideen dagegen können wir vollkommen beistimmen, auch dem Verlangen, Confiscationserkenntnisse dem Geschwornengerichte zuzuweisen, obgleich hier gerade uns in Prag vom praktischen Standpunkte aus einige Einwendungen gemacht den könnten.

Dr. Karl Görner.

---

fred Klaar: Gedenkrede zur Feier von Ludwig Börne's hundertstem Geburtstag. Prag, D. Kuh. 1886.

Der Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen „Concordia" nstaltete anläßlich des hundertsten Geburtstages Ludwig Börne's am 22. Mai 6 eine erhebende Gedenkfeier, bei welcher der Obmann Herr Alfred Klaar eine Form und Inhalt gediegene Rede hielt, die nun als Brochüre im Buchhandel hienen ist. Ausgehend von dem Satze: „Wie ward er (Börne) uns und wie kann uns wieder werden?" entwirft der Redner ein scharf umrissenes Charakterbild ne's und seiner Zeit, würdigt seine Bedeutung und Stellung in der deutschen ratur und liefert eine von eingehendem Studium aber auch von besonderer liebe und fast überschwenglicher Verherrlichung des Gefeierten und seiner Schrif- zeugende Apologie des „Begründers der deutschen Journalistik des XIX. Jahr- derts".

Otto Lohr.

Dr. Herm. Weichelt: Deutsch-österreichische National-Bibliothek. Prag. Verlag des Herausgebers.

Dieses verdienstliche und zeitgemäße Unternehmen, dessen wir an dieser Stelle schon wiederholt rühmlich Erwähnung gethan, schreitet rüstig vorwärts und findet immer neue Freunde, da es Jedermann die Möglichkeit bietet, um einen verhältnißmäßig billigen Preis (1 Bändchen kostet 10 Kreuzer) sich allmälig in den Besitz einer guten Hausbibliothek zu setzen. Der Herausgeber weiß auch mit Verständniß die richtige Wahl aus dem reichen poetischen Schatz unserer heimischen Dichter zu treffen, von denen in erster Linie die hervorragendsten nach Gebühr in seiner „Deutsch-österreichischen National-Literatur" vertreten sind, aber auch weniger bekannte ältere und jüngere Berücksichtigung finden. Seit unserer letzten Anzeige (Literar. Beilage zum Jahrgang XXIV der „Mittheilungen", Seite 35) sind folgende Bändchen erschienen: 28. Spaziergänge eines Wiener Poeten. Von Anastasius Grün — 29—30. Griseldis. Dramatisches Gedicht von Friedrich Halm. — 31. Der arme Spielmann. Erzählung von Franz Grillparzer. — 32. Todtenkränze. Canzone von Zedlitz. — 33. Onkel Forster. Eine Alltagsgeschichte von Karl Herloßsohn. — 34. Camoens. Dramatisches Gedicht von Friedrich Halm. — 35—36. Garrick in Bristol. Lustspiel von J. L. Deinhardstein. — 37. Die Griechin. Novelle von Adolf Foglar. — 38—39. Das Kloster. Idyllische Erzählung von Karl Egon Ebert. — 40. Ein Landpfarrer. Erzählung von C. Herloßsohn. — 41—42. Brockmann. Schauspiel von Fritz Pichler. — 43. Ingvelde Schönwang. Altnordisches Bild von Zedlitz. — 44. Eine Nacht in den Apenninen. Novelle von C. Herloßsohn. — 45—46. Die unheilbringende Krone. Zauberspiel von Ferd. Raimund. — 47. Die Tage des Teufels. Novelle von Alfred Meißner. — 61. Agda Sjöström. Histor. Schauspiel von Heinrich Swoboda. — 63—64. Der Fechter von Ravenna. Trauerspiel von Friedr. Halm. Otto Lohr.

Anton Reitler: Conrad Ferdinand Meyer. Eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage. 2. Aufl. Leipzig, H. Haessel 1885.

Conrad Ferdinand Meyer ist einer der liebenswürdigsten und eigenartigsten zeitgenössischen Dichter, der trotz seiner prächtigen Novellen und Erzählungen bei uns zu Lande so ziemlich unbekannt geblieben ist. Unser Landsmann Anton Reitler unternimmt es nun, in dem angezeigten Buche den Lebens- und Entwicklungsgang des bedeutenden Schweizer Poeten Meyer, seine Werke und deren Vorzüge und Schönheiten zu beleuchten und hiedurch manchen Leser auf Genüsse aufmerksam zu machen, die ihm bisher fremd waren. Daß A. Reitler's Unternehmen ein nothwendiges und erfolgreiches war, dafür spricht die zweite Auflage, die sein Buch in kurzer Zeit erlebt. Mit Wärme führt er die Sache seines Clienten, vertieft sich in geistvolle Untersuchungen der Motive in den Dichtungen, charakterisirt in scharfen Linien die Gestalten der Meyer'schen Muse und erzielt, was er will, ganz und voll: Er veranlaßt den Leser mit den Werken Meyer's sich selbst vertraut zu machen, sie zur Hand zu nehmen. Der literarischen Skizze, mit welcher sich Anton Reitler auf das Best einführt und zu der wir ihn beglückwünschen, ist ein facsimilirter Brief des Dichters an den Verfasser beigegeben. Otto Lohr.

Dr. E. Mach: Der relative Bildungswerth der philologischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen. Vortrag, gehalten vor der Delegirtenversammlung des deutschen Realschulmännervereins zu Dortmund. Leipzig-Prag 1886, Tempsky-Freytag.

Der bekannte ausgezeichnete Gelehrte gibt den Entwurf eines Vortrags, der uf der Naturforscherversammlung in Salzburg hatte gehalten werden sollen, aber uf der Versammlung des deutschen Realschulmännervereins gehalten wurde; der Verf. sagt ausdrücklich daß seine Ausführungen zunächst nur die deutschen Schulen etreffen und daß sie auf die österreichischen nicht ohne alle Modificationen zu übertragen sind. Die Mittheilungshefte des historischen Vereines sind kein pädagogisches Blatt, es handelt sich also hier nur darum, von der Culturbewegung Kenntniß zu ehmen, die sich auf dem Gebiete des Unterrichtes ankündigt, besonders, wenn dieselbe on einem so bedeutenden Mann der Wissenschaft vertreten ist. Dr. Mach will das Griechische einerseits und die Mathematik anderseits für facultative Unterrichtsgegenstände der Oberclassen des Gymnasiums erklärt wissen. Gegenüber dem einseitigen Geschrei gegen die Philologen hat ein Vertreter der realen Wissenschaften auch einmal den Muth, gegen das Uebertreiben der mathematischen Disciplin am Gymnasium ein Wort zu sprechen, was jedenfalls sehr bemerkenswerth ist. Die eigentliche Kluft wischen dem humanistischen Gymnasium und dem (deutschen) Realgymnasium wäre dardurch überbrückt. Neben vielem Richtigen begegnen wir in dem interessanten Schriftchen manchem schwer anzunehmenden Satz. Seite 16 heißt es: Wie wenig ine complicirte Grammatik mit der Feinheit der Gedanken zu thun hat, beweisen die Italiener und Franzosen ꝛc. Treffend ist die Bemerkung: „Ich glaube, daß der für eine zweckmäßige Bildung zureichende Lehrstoff, welcher allen Zöglingen einer Vorbereitungsschule gemeinsam geboten werden muß, sehr bescheiden ist, ich würde die Zahl der Schulstunden und die Arbeitszeit außer der Schule bedeutend einschränken." Auch in den Oberclassen braucht der allen Zöglingen gemeinsame Lehrstoff ein besonderes Maß nicht zu überschreiten." Mag man mit den Sätzen des Herrn Verfs. einverstanden sein oder nicht, aus der Schrift wird Jeder lernen, der lernen will und die Augen nicht absichtlich verschließt vor der großen Bewegung, die auf diesem vorschreitenden Gebiete des Unterrichtes sich vollzieht. Die Offenheit und Klarheit, mit der der Verf. spricht, läßt über seine Anschauungen keinen Zweifel aufkommen; daß der Herr Verf. seinen Stoff scharf erfaßt und ebenso deutlich entwickelt hat, daß er die pädagogische Phrase verschmäht, wie sie jetzt in der Mode sind, ist ein großer Vorzug des Schriftchens, dessen Anregungen gewiß Freund und Gegner gern folgen werden.

Erwig.

Vom Büchertische der schönen Literatur.

Erinnerungsblätter an Joseph Victor von Scheffel. Prag, Selbstverlag der „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten", 1886.

Die „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten" in Prag veranstaltete als Anlaß des Ablebens des gefeierten Dichters Joseph Victor von Scheffel am

13. Mai l. J. einen Trauercommers. Zu dieser pietätvollen Feier ihres Ehrenmitgliedes trugen eine Reihe von Dichtern stimmungsvolle Grüße und schön empfundene poetische Ergüsse bei, welche zumeist dem Heimgang des Sängers des „Gaudeamus" gelten und die in Buchform dem großen Lesepublicum, unter welchem ja eine große Scheffel-Gemeinde existirt, zugänglich gemacht wurden und diesem gewiß willkommen sein werden. Ein Facsimile der Dankverse, die Scheffel der „Lese- und Redehalle" für ihre Beglückwünschung zu seinem 50jährigen Jubiläum im Jahre 1876 zusandte, eröffnet die Anthologie, in welcher L. Anzengruber, Felix Dahn, L. A. Frankl, Robert Hamerling, P. K. Rosegger, Ernst Wichert und andere Namen von bestem Klange neben jüngern, aufstrebenden Autoren vertreten sind. Die Ausstattung des Büchleins ist eine elegante.

Josef Sacher's gesammelte Schriften. Herausgegeben von Wilhelm Franz. Reichenberg, Selbstverlag des Herausgebers. 1886.

Für die meisten unserer Leser dürfte der Name Sacher's wohl ganz unbekannt sein; und doch wird er in einer, freilich erst zu schreibenden Geschichte der poetischen Literatur Deutsch-Böhmens seinen Platz einnehmen und seinem Träger ein dauerndes Gedächtniß sichern. Der Kenner der „Erinnerungen" aber, die dem heimischen Literarhistoriker eine reiche Fundgrube bedeuten, wird in Sacher einen alten Freund finden und sich gewiß seines epischen Gedichtes „Ludwig von Hammerstein oder das gegebene Ritterwort" entsinnen, womit unser Dichter in dem Jahrgang 1834 der „Erinnerungen" sich vortheilhaft einführte. Nach dem Jahre 1848, das Sacher mit Uffo Horn bei dem großen Verbrüderungsfeste in Reichenberg bekannt machte, versuchte er es mit einer periodischen Zeitschrift, die unter dem Titel „Wandelstern" allmälig zu einem größeren Familienblatt umgestaltet werden sollte, aber schon nach der ersten Nummer wieder einging. Von nun an ließ Sachers seine poetischen Producte in verschiedenen Journalen erscheinen, und Herrn Wilh. Franz gebührt immerhin unser Dank, daß er die Schöpfungen seines Landsmannes, der am 27. August 1803 in Reichenberg geboren wurde und am 22. Februar 1859 in Friedland starb, sammelte und in einem schön ausgestatteten Bande von 10½ Bogen der Vergessenheit entzog. Dem Inhalte nach theilen sie sich in Gedichte ernsten, vermischten und heiteren Inhaltes und in Prosaische Schriften. Stehen die Gedichte insgesammt auch nicht auf der Höhe und entrathen einzelne auch echt poetischen Schwunges, edler Sprache und schöner Form, was namentlich von manchen recht unbedeutenden Gelegenheitssachen, den Epigrammen, Räthseln u. a. gilt; so findet sich in den „Gesammelten Schriften" Sachers manches Lesenswerthe, ja wirklich Schönes. Uebrigens hätte es dem Nachruhme des Verfassers keineswegs Abbruch gethan, wenn der Herausgeber statt „Alles" zu bringen, sich mit einer sorgfältigen Auswahl begnügt hätte. In Anbetracht des schönen Zweckes, den er verfolgt, mit dem zu erhoffenden Reinertrag die Noth der hochbetagten kranken Witwe des Verstorbenen in Etwas zu lindern, und unter Hinweis auf das weiter oben Gesagte, verdient das Buch Verbreitung und raschen Absatz.

Theodor Hutter: Aus der Jugendzeit. Gedichte. Warnsdorf, Eduard Strache. 1886.

Im netten Gewande bietet uns Theodor Hutter eine Liedergabe, für welche wir ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Das Mißtrauen und die Vorsicht, welche durch die heutzutage geradezu epidemisch auftretende Dichterwuth und ihre Ausbrüche den Kritiker erfüllen müssen, schwand bereits nach der Lecture der ersten „Lieder der Sehnsucht", und je weiter wir lasen, desto bestimmter drängte sich uns die Ueberzeugung auf, daß Theodor Hutter eine Ausnahme von den vielen modernen Dichterlingen bildet, die der überwiegenden Mehrzahl nach eine seichte, trübe Pfütze für den castalischen Quell halten, aus denen sie für ihren „Wahnsinn" das richtige Vomitiv trinken. Theodor Hutter ist ein berufener Dichter, ein wirklicher Lyriker, der wie ein Zeit- und Berufsgenosse von ihm neidlos anerkennt, „gesundes Empfinden und sinnige Gedanken zu kunstgerechtem und wohltönendem Ausdruck zu bringen versteht". Bei ihm findet sich nichts Gekünsteltes, nichts Geziertes; seine Lieder fließen natürlich und einfach, sie kommen aus einem warm empfindenden Herzen und rufen im Busen des Lesers einen harmonischen, andauernden Wiederhall wach. Bei diesen hohen Vorzügen wollen wir aber auch nicht unterlassen zu gestehen, daß in Bezug auf Formvollendung Manches zu bemängeln bleibt, daß Reime wie verklärt — hört (S. 20) u. a. gerade hier unangenehm auffallen; aber der Verfasser wird diesen Vorwurf nicht als kleinliche Nergelei auffassen und hiebei der Worte Lessing's denken, daß man bei einem echten Dichter den strengsten Maßstab der Kritik anlegen soll. — Zu den schönsten Liedern des Buches, das gewiß verdienten Anwerth finden wird, zählen wir „An die Ferne", „O wolle sanft Dich neigen" und „An meine Heimat". Einen ernsten Ton schlagen die Gedichte „Die Wahrheit" und „Auf Alfred Meißner's Tod" an. Mit aufrichtiger Freude constatiren wir nochmals Hutter's Bedeutung und hegen den innigen Wunsch, noch öfters die Klänge seiner Leyer ertönen zu hören.

Karl Iro: Sechs deutschnationale Lieder. Dem jungen Oesterreich gewidmet. Eger, Selbstverlag 1885.

Aus diesen patriotischen Liedern Karl Iro's, eines talentirten Egerländer Poeten, weht ein frischer, schneidiger Geist und eine hohe Begeisterung für das deutsche Volk in Oesterreich; stellenweise gemahnen sie sogar an unsere großen Sänger zur Zeit der Freiheitskriege. Solche Weckrufe haben gerade in unseren Tagen Bedeutung und Berechtigung und verdienen Beachtung. Die sechs Lieder sind betitelt: Deutscher Neujahrsgruß, Brauf' deutsches Lied, Mein deutsches Volk, Vom Dillen, Ein Mahnruf, Deutsche Art.

Heinrich Zimmermann: Prager Spaziergänge. Ein Cyclus ernster und heiterer Dichtungen. Prag, Selbstverlag.

Wir hatten Gelegenheit, vor geraumer Zeit die Poesien Zimmermann's im Manuscripte zu lesen und gaben der stillen Hoffnung Raum, daß der Autor sich mit

dem Erfolge, den er mit ihnen in einem engeren Freundeskreise errungen, begnügen, sie aber nicht der Oeffentlichkeit preisgeben werde. Und nun ist es doch geschehen! Wegen einiger weniger Gedichte, die recht passabel genannt zu werden verdienen, gleich einige Dutzend ganz mittelmäßige, ja nichtssagende Reimereien, von denen das „heitere" der „heiteren Dichtungen" höchstens im Bankelsänger-Styl und Ton sich verräth, durch Druckerschwärze verewigen zu lassen — „ja beim Barte des Propheten — Das war wahrlich nicht vonnöthen!" Die Diction dieser „Prager Spaziergänge" gemahnt uns gar zu sehr an das Pflaster in vielen der Straßen, durch die uns unser „Dichter" führt: beide sind holprig.

Dr. **Johannes Klein: Religiöse Dichtungen des Presbyter Johannes.** Dritte Ausgabe. Neisse, F. Huch, 1884.

Die angezeigten Dichtungen bekunden Formgewandtheit und einen tiefen, wahrhaft frommen Sinn und reihen zu den besseren religiösen Liedern, deren die moderne Richtung nur wenige zeitigt. Die sprechendste Empfehlung für das Buch Dr. Johannes Klein's liegt in dem Umstande, daß es bereits die dritte Auflage erlebt hat.

Otto Lohr.

„Deutsch-böhmischer Vereinskalender." Der erste Jahrgang eines „Deutsch-böhmischen Vereinskalenders", der gewiß in allen deutschen Kreisen auf freundliche Aufnahme rechnen darf, soll im Format eines elegant ausgestatteten Taschenbuches im Jahre 1887 erscheinen. Er wird das ganze Gebiet des deutschen Vereinslebens in Böhmen übersichtlich darstellen und beleuchten und dadurch der deutschen Culturgeschichte Böhmens ein reiches Material bieten. Sein Inhalt soll bilden: 1. Ein mit allen für das Vereinswesen wichtigen Hinweisen versehenes Kalendarium. 2. Eine statistische Uebersicht des deutschen Vereinswesens in Böhmen. 3. Ein nach Bezirken geordnetes Verzeichniß aller deutschen Vereine in Böhmen, ihrer Zwecke, der wichtigsten Momente ihrer Thätigkeit, ihres Mitgliederstandes und ihres Vermögens, ihrer Obmänner, Vorstandsmitglieder und Functionäre. Auch besonders bemerkenswerthe Momente der Organisation und die Aufnahmsbedingungen werden ersichtlich gemacht werden. 4. Eine Reihe von Vormerkblättern mit praktischen Rubriken für die Vereinsthätigkeit jedes Einzelnen. 5. Das Vereins- und Versammlungsgesetz, beziehungsweise von Jahr zu Jahr die Neuerungen und wichtigsten Entscheidungen auf diesem Gebiete. Der deutsch-böhmische Vereinskalender wird außerdem alljährlich mit dem Bilde eines hervorragenden, um das deutsche Vereinsleben besonders verdienten Mannes geschmückt werden, zu diesem Bilde die Biographie und außerdem eine Reihe von Artikeln bringen, welche verschiedene Seiten des deutschen Vereinslebens in ein helleres Licht setzen, Anregung zu Förderungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete enthalten sollen. — Die Redaction und Administration, an welche die Vereine ihre Beiträge zu senden ersucht sind, befindet sich in Prag, Teyngasse Nr. 1.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase. — Selbstverlag.

Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 10. Gründungstages im Jahre 1871. Prag, 1872. Gr. 8. 6¾ Bogen.
Mit wissenschaftlichen Abhandlungen von Dr. L. Schlesinger und V. Grueber. Preis für Mitglieder 50 kr. Ladenpreis 80 kr.

Caspar Bruschius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation von Adalb. Horawitz. Prag u. Wien, 1874. Gr. 8. 17½ Bog. Preis für Mitglieder 2 fl. — kr. Ladenpreis 6 Mark.

Stadtbuch von Brüx bis zum Jahre 1526. Bearbeitet von Dr. L. Schlesinger. Mit einer lithogr. Beilage. Gr. 4. 31 Bog.
Preis für Mitglieder 3 fl. — kr. Ladenpreis 4 fl. 50 kr.

Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. Begründet von Ernst Martin. Herausgegeben vom Verein.

Band I. **Wilhelm von Wenden.** Ein Gedicht Ulrichs v. Eschenbach, herausgegeben v. Wendelin Toischer. Prag, 1876. Gr. 8. 16½ Bg.
Preis für Mitglieder 1 fl. 50 kr. Ladenpreis 3 fl. — kr.

Band II. **De Ackermann aus Böhmen.** Herausgegeben und mit dem tschechischen Gegenstück Tkadleček verglichen von Johann Knieschek. Prag, 1877. Gr. 8. 9¼ Bogen.
Preis für Mitglieder 1 fl. — kr. Ladenpreis 4 Mark.

Band III. **Das Leben des heil. Hieronymus** in der Uebersetzung des Bischofs Johannes VIII. von Olmütz, herausgegeben von Anton Benedict. Prag, 1880. Gr. 8. 19¼ Bogen.
Preis für Mitglieder 1 fl. 50 kr. Ladenpreis 3 fl. — kr.

Deutsche Chroniken aus Böhmen. Herausgegeben von Dr. L. Schlesinger im Auftrage des Vereins.

Band I. **Die Chronik der Stadt Elbogen.** (1471—1504) Bearbeitet von Dr. L. Schlesinger. Prag, 1879. Gr. 8. 14 Bogen.
Preis für Mitglieder 1 fl. 80 kr. Ladenpreis 3 fl. 60 kr.

Band II. **Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau** (1484—1601). Bearbeitet von Dr. L. Schlesinger. Prag, 1881. Gr. 8. 29⅛ Bog.
Preis für Mitglieder 3 fl. 50 kr. Ladenpreis 5 fl. — kr.

Band III. **Die Chroniken der Stadt Eger.** Bearbeitet von Heinrich. Gradl. Prag, 1884. Gr. 8°. 31 Bogen.
Preis für Mitglieder 4 fl. Ladenpreis 5 fl.

☞ Von der periodischen Zeitschrift „Mittheilungen" sind bis jetzt XXIII Jahrgänge (I. Jahrg. zu 4; II. u. III. Jahrg. zu je 6; IV. Jahrg. zu 7; V. Jahrg. zu 6; VI. bis IX. Jahrg. zu je 8; X. bis XIII. Jahrg. zu je 6; XIV. bis XXIII. Jahrg. zu 4 Heften) erschienen. — So weit der Vorrath reicht, können frühere Jahrgänge (für Mitglieder gegen ermäßigte Preise) bezogen werden. — Von den einzelnen Jahrgängen sind **vergriffen:** I. Jahrg. Heft Nr. 2. 3., V. 1., VII. 1. 2. 3. 7. 8., VIII. 1. bis 6., XV. 1; die Geschäftsleitung nimmt diese Hefte mit wärmstem Danke und recht gerne gegen Entschädigung jederzeit zurück.

Außerdem sind aus den „Mittheilungen" folgende **Separat-Abdrücke** erschienen und zu beigesetzten Preisen zu beziehen:

Würdigung der Angriffe des Dr. Fr. **Palacky** auf die **Mittheilungen** des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Von Schlesinger u. Lippert. I. II. u. III. Ladenpreis 25 kr.

Die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Volksbanken in Böhmen. Ein Beitrag zur Vereinsstatistik Böhmens von J. U. Dr. Vinz. John. Gr. 8. 6½ Bogen.
Preis für Mitglieder 15 kr. Ladenpreis 25 kr.

Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen, Mähren, Schlesien und den angrenzenden Gebieten. Von Bernh. Grueber. Gr. 8. 3½ Bogen. Ladenpreis 30 kr.

Beiträge zur Geschichte von Arnau. Von Dr. Karl Leeder. 1. u. 2. Abtheilung. Prag 1872—1873. Gr. 8. 6 Bogen.
Ladenpreis 60 kr.

Aus der Vergangenheit Joachimsthals. Von Dr. Gust. C. Laube. Prag, 1873. Gr. 8. 2½ Bogen. Ladenpreis 50 kr.

Die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen. Von Dr. jur. Friedrich Kleinwächter. Prag, 1873. Gr. 8. 1¼ Bog.
Ladenpreis 30 kr.

Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrh. bis zur Gegenwart. Von Dr. Rich. Andree. (Mit einer Karte.) Prag, 1873. Gr. 8. 1½ Bogen. Ladenpreis 50 kr.

Meine Bildungsgeschichte von Anton Jäger. Herausgegeben von Dr. Ludw. Schlesinger. Prag, 1874. Gr. 8. 5¼ Bog. 2. Aufl.
Ladenpreis 50 kr.

Die Choden zu Taus. Ein Beitrag zur Geschichte der Unterthänigkeits-Verhältnisse im Böhmerwalde. Von Dr. Matth. Pangerl. (Mit einer Karte des Chodenbodens.) Prag, 1875. Gr. 8. 4½ Bogen.
Ladenpreis 50 kr.

Ein böhmischer Teich- und Landwirth im 16. Jahrhundert. Biographische Skizze von Theodor Wagner. Prag, 1876. Gr. 8. 1⅞ Bg.
Ladenpreis 50 kr.

Die ehemalige Judith-Brücke zu Prag, das erste große Ingenieur-Werk in Böhmen. Von Franz Rziha. Prag, 1878. Gr. 8. 2⅜ Bg.
Ladenpreis 40 kr.

Die Wallenstein-Literatur 1626—1878. Bibliographische Studie von Georg Schmid. Prag, 1878. Gr. 8. 5⅛ Bog.
Preis für Mitglieder 50 kr. Ladenpreis 1 fl.

Wallenstein und Arnim im Frühjahre 1632. Von Dr. Hallwich. Prag, 1879. Gr. 8. 2¾ Bg. Ladenpreis 40 kr.

Ueber Wallenstein's Verrath. Ein Vortrag, gehalten zu Eger in der VIII. Wanderversammlung des Vereins. Von Dr. Hallwich. Prag, 1879. Gr. 8. 1 Bog. Ladenpreis 40 kr.

Anton Fürnstein und seine Gedichte. Herausgegeben von L. Schlesinger. Prag, 1880. Kl. 8. 5⅜ Bog. Ladenpreis 80 kr.

Prag 1886.
K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.
Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Mittheilungen

des

Vereines für Geschichte der Deutsche

in Böhmen.

XXV. Jahrgang.

Nr. II.

Nebst der literarischen Beilage.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Inhalt:

1) Gindely's „Waldstein". Von Dr. Hallwich. Seite 97.
2) Zu dem Gedichte Ludiše und Lubor in der Königinhofer Handschrift. Von Dr. Joh. Kniescheck. Seite 137.
3) Periodicität der Ueberschwemmungen. Von Dr. W. Katzerowsky. S. 156.
4) Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie Nordböhmens. 2. Jg. Ginzkey. Von Professor Franz Hübler. Seite 171.
5) Miscellen: Denkschrift über die böhmischen Landesfinanzen vom J. 1618. Mitgetheilt von Dr. Vinc. Goehlert. Seite 197. — Des Prager evangelischen Pfarrers M. D. Hänichens († 1618) Nekrolog. Von Lic. Dr Georg Buchwald in Zwickau. Seite 200.
6) Sagen aus dem südlichen Böhmen. 43–44. Von Franz Hübler. S. 205.
7) Mittheilungen der Geschäftsleitung. Seite 207.

Prag 1886.

Im Selbstverlage des Vereins und in Commission bei H. Dominicus für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Leipzig und Wien.

Commission bei F. A. Brockhaus.

Die Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte oder der Literatur Kunst werden in der **Literarischen Beilage** der Vereinszeitschrift ner Besprechung unterzogen. **Recensionsexemplare** bittet man an Geschäftsleitung (Annaplatz 188—I) gelangen zu lassen.

Die

Bei

Der Verein publicierte bisher folgende Werke:

Au

Die Geschichte der königlichen Leibgedingstadt Trautenau".

Von Julius Lippert. 1. u. 2. Abth. Gr. 8. 10 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 90 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 50 kr., „ 80 kr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearb. v. Dr. Ferd. Hecht. Gr. 4. 16¾ Bog.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 70 kr., jetzt — fl. 80 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. 50 kr., „ 1 fl. 50 kr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von Joh. Nassl, k. k. Gymnasial-Professor. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 20 kr., jetzt 10 kr
Ladenpreis . . . . . „ 30 kr., „ 20 kr

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von Ignaz Peters. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 35 kr., jetzt 15 kr
Ladenpreis . . . . . „ 50 kr., „ 30 kr

„Die Krönung Kaiser Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von K. A. C. Höfler. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 70 kr., jetzt 40 kr
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 10 kr., „ 80 kr

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von Bernhard Grueber. Mit 19 lithographirte Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 2 fl. 50 kr., jetzt 1 fl. 25 kr
Ladenpreis . . . . . „ 5 fl. — kr., „ 2 fl. 50 kr

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt u. herausgeg. v. Dr. Jos. Virgil Grohmann. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bo
Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 25 kr., jetzt — fl. 60 k
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. — kr., „ 1 fl. 20 kr

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhofen.

Herausgeg. von Prof. K. A. C. Höfler. Gr. 4. 3¼ Bog.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 40 kr., jetzt 20
Ladenpreis . . . . . „ 70 kr., „ 40

Geschichte Böhmens von Dr. L. Schlesinger. (1. Aufl. vergriffen
2. verm. Auflage. — Gr. 8. 43 Bogen.

Preis für Mitglieder 2 fl. — kr. Ladenpreis 3 fl. 50 kr.

Geschichte der Stadt Leitmeritz von Julius Lippert. Gr. 8. 42
Bogen. 2 Karten.

Preis für Mitglieder 2 fl. — kr. [illegible] 3 fl. 50 kr.

[illegible]

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. Zweites Heft. 1886/7.

Gindely's „Waldstein".[1]

Von Dr. Hermann Hallwich.

I.

Es war am 2. Januar 1862, somit vor nahezu fünfundzwanzig Jahren, als Dr. Anton Gindely, nachdem er sich, eigener Aussage gemäß, durch drei Jahre mit dem Studium in- und ausländischer Archive für die Zeit von 1600—1648 beschäftigt" hatte, der kaiserl. Akadamie der Wissenschaften in Wien den Antrag vorlegte, „das sämmtliche von ihm aufgefundene historische Material veröffentlichen zu wollen." Zur Begründung dieses Antrages wurde betont: „die ganze Quellensammlung soll einen Canon für die Geschichte von 1600—1648 bilden und die Einwirkung jedes Staates auf die allgemeinen Ereignisse soll erschöpfend aus den verschiedenen Archiven dargestellt werden." Der Umfang der Publication war auf zwölf Bände berechnet. Dem Schlusse der Arbeit gedachte der Herausgeber ein Verzeichniß aller Quellenpublicationen über die Zeit von 1600—1648, mögen sie welcher Nation immer angehören," beizufügen, „damit es" — meinte der Antragsteller — „auf diese Weise für die erwähnte Zeit nicht so sehr Geschichtsforscher als nur noch Geschichtsschreiber zu geben

1) Anton Gindely, „Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—30." Obwohl dieses Buch in diesen Blättern bereits ausführlich besprochen worden ist, so glaubt die Redaction unsern Lesern die Beurtheilung desselben von Seite einer in der Wallensteinfrage anerkannten Autorität nicht vorenthalten zu sollen, zumal der Herr Verf. für seine Ausführungen in Sache und Form die vollste Verantwortung übernimmt. Anm. d. Red.

brauche." — Die Akademie beschloß, „die Herausgabe dieser Sammlung auf ihre Kosten zu übernehmen."

Die Herausgabe unterblieb; es wurde meines Wissens niemals bekannt gegeben, warum sie wieder fallen gelassen werden mußte. Wer jemals auch nur eines unserer großen Archive, wie das Reichsarchiv oder das Haus- und Staatsarchiv in München, das Haupt-Staatsarchiv in Dresden, näher kennen gelernt mit ihren tausend und aber tausend Urkunden-Fascikeln, speciell zur Geschichte der Jahre 1600—1648, der wird das begreiflich finden. Der Gedanke eines jungen Gelehrten, nach dreijährigem Studium in- und ausländischer Archive eine Quellensammlung zu Stande zu bringen, die sich als einen „Kanon für die Geschichte von 1600—1648" bezeichnen ließe, war eine Naivetät so haarsträubender Art daß sie nur noch von der Ungeheuerlichkeit überboten werden konnte, an solche Art dafür sorgen zu wollen, daß es „für die erwähnte Zeit nicht so sehr Geschichtsforscher als nur noch Geschichtsschreiber zu geben brauche."

Immerhin schien es beklagenswerth, daß die Absicht Gindely's, soweit sie ernst zu nehmen war, nicht realisirt wurde. Und gewiß wäre es heute um die Frage, auf die es hier augenblicklich ankommt, besser bestellt, als dies thatsächlich der Fall ist: die immer wiederkehrende, weil unerschöpfliche, anfänglich auch von Gindely sogenannte Wallensteinfrage, zu deren „Lösung" er schon an jenem 2. Januar 1862 einige Andeutungen gab. „Wallenstein hatte nach seiner Absetzung zu Regensburg entschieden die Absicht, sich am Kaiser zu rächen," so behauptete Gindely damals. Jetzt greift er über den Tag von Regensburg weit zurück und bietet — nicht mehr der Wiener Akademie sondern der Lesewelt überhaupt — ein zweibändiges Quellenwerk unter dem Titel: „Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630" (Prag und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag, 1886).

Ich wiederhole: Schade, daß Gindely's „Kanon für die Geschichte von 1600—1648" nicht bereits vor einem Vierteljahrhundert in Druck gelegt wurde. Sein „Waldstein" wäre entweder nie geboren worden oder er hätte schon längst wieder das Zeitliche gesegnet. Nun bleibt nichts übrig, als mit ihm zu rechnen, das heißt ihm näher zu treten und mit Gewissenhaftigkeit zu untersuchen, wer oder was uns denn hier als „Waldstein .. im Lichte der gleichzeitigen Quellen" vorgeführt werden will. Ich denke diese Untersuchung anderwärts umständlich und quellenmäßig anzustellen. Man bescheide sich vorläufig, hat man des offenbarten neuen Geistes — „einen Hauch verspürt.

Gindely, der Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges, bekennt ohneweiters schon im „Vorwort" seines neuesten Buches, er gehöre „zu

den Anklägern Waldstein's." Indem er diesen Standpunkt in den künftigen Bänden seines umfangreichen kriegsgeschichtlichen Werkes einzunehmen denkt, erkennt er die Nothwendigkeit, „die noch unbekannten Beweise der Oeffentlichkeit zu übergeben." Dabei befaßt er sich „noch nicht mit der eigentlichen Schuldfrage." Doch sollen seine Actenstücke klarlegen, wie Wallenstein „zu seinem riesigen Vermögen und zu dem Posten als Obergeneral gelangte, auf welche Weise er sein Heer verpflegte, wie er nicht blos das Reich ausbeutete, sondern auch dem Kaiser große Zahlungen abnöthigte, wie unter der von ihm geduldeten Zuchtlosigkeit der Truppen die Verwüstung um sich griff, wie er absichtlich den Ruin der Ligisten herbeizuführen suchte und auf welche Weise er in den Besitz von Sagan und Mecklenburg gelangte; endlich soll auch erörtert werden, ob die Anklagen, daß er sogar nach der Kaiserwürde gestrebt habe, auf bloßer Verleumdung oder auf Wahrheit beruhen." . . . Gewiß ein vielverheißendes „Vorwort."

Dem Vorwort folgt als Einleitung ein Capitel „Neuere Literatur über Waldstein." Dasselbe bietet absolut nichts Neues bis auf die originelle Zusammenstellung von Namen wie „Aretin, Hurter, Ranke und Gädeke" einerseits und „Förster, Schebek, Hallwich und Bilek" andererseits. Wahrlich, der Altmeister deutscher Geschichtschreibung, als welcher Ranke denn doch auch von einem Gindely anerkannt werden muß, hat sich sein ganzes, reiches Leben lang in besserer Gesellschaft bewegt, als die ihm nun im Tode angewiesen werden will. Um nicht persönlich zu werden, was mir vollständig ferne liegt, lasse ich alle Bemerkungen Gindely's betreffs meiner eigenen Stellung in der Wallenstein-Literatur grundsätzlich außer Spiel.

Obgleich sich Gindely, wie gesagt, „noch nicht mit der eigentlichen Schuldfrage" Wallenstein's befaßt, so glaubt er doch, „daß wohl die Zeit gekommen sein dürfte, welche ein Endurtheil ermöglicht." Die ganze Frage erscheint ihm als Sisyphusarbeit. „Wenn ich es trotzdem wage," fügt er hinzu, „und mich der voreiligen Hoffnung hingebe, die Wagschale endgiltig nach einer Seite sinken zu machen, so liegt dies in dem Gange und dem Resultate meiner Studien."

Er fährt in seinem Bekenntniß fort: „Ich wollte mich ursprünglich nicht mit einer Biographie Waldstein's beschäftigen, sondern (habe?) nur die Geschichte des dreißigjährigen Krieges nach allen seinen Beziehungen zum Gegenstande meiner Studien gemacht und im Rahmen derselben meine Aufmerksamkeit auf den berühmten General gerichtet. Bei diesen weiter ausholenden Untersuchungen sind mir eine bedeutende Anzahl wichtiger Actenstücke in die Hände gekommen, die der Aufmerksamkeit der sich nur

mit Waldstein beschäftigenden Forscher entgangen sind und die im Verein mit den bereits bekannten Schriftstücken in mir die Ueberzeugung von der Schuld Waldstein's begründet haben." Ob nicht Wallenstein trotzdem „seine Panegyriker finden und ihm kein freiwilliger sondern höchstens ein aufgezwungener Verrath zur Last gelegt werden wird," diese Nebensache läßt Gindely — „dahingestellt." Auf alle Fälle will er sich selbst auch von Aretin, Hurter, Ranke und Gädeke „unterschieden wissen," und zwar insofern er die von Wallenstein „beabsichtigte Preisgebung der kaiserlichen Interessen und die angestrebte eigene Erhöhung" nicht erst von einer Entschließung des „Verräthers" im Jahre 1633 datirt sondern „als das Resultat seiner vieljährigen Laufbahn" betrachtet — um Alles in einem einzigen lapidaren Satze zu sagen, Gindely will in vorliegenden Büchern den Beweis für die Behauptung erbringen: „In den fünf Jahren seines ersten Generalates bildete sich Waldstein zum Verräther heran."

Das klingt auf den ersten Ton, wie offenbar beabsichtigt, frappant genug, frappirt aber nicht, da es wiederum nicht neu, denn ungefähr sagt das Herr Hurter auch — „nur mit ein bischen anderen Worten." Nach Friedrich Hurter war Wallenstein zwar kein Verräther, doch ein „Rebell" und zwar sozusagen vom Mutterleibe an. Man vergleiche dessen Vorwort in dem Buche „Zur Geschichte Wallenstein's" (1855); das genügt. (Die diesem Vorwort angehängten zweihundert Blätter oder wohl gar die Lectüre von „Wallenstein's vier letzte Lebensjahre" mag sich füglich Jeder sparen.

Auch Hurter wollte „von dem bisher Angenommenen, auch wohl bloß Behaupteten, weit abweichende Beiträge" liefern: ebenfalls lediglich „das Resultat dessen, was der Verfasser in den verschiedenen Archiven gefunden hat." Und da er vornehmlich aus derselben Quelle schöpfte wie Gindely, so liegt es nahe, daß sich die Resultate Beider ziemlich decken.

Ein wesentlicher Unterschied waltet zwischen Beiden ob: Gindely bietet nicht nur das Resultat seiner Quellenforschungen sondern auch zum großen Theile diese Quellen selbst und erleichtert dadurch die Controle. Und die Quellen?

Sie sind nach seiner Eintheilung dreifacher Art: officielle Actenstücke, Gesandtschaftsberichte und Privatbriefe. Zu Jenen zählt er die Protokolle des Wiener Geheimen Rathes, der jeweiligen Ligatage und der Kurfürstenversammlungen, sowie die Correspondenzen der dabei betheiligten Personen. Sie bilden den mäßigen Grundstock der ganzen Publication. Den weitaus meisten Umfang nehmen die Gesandtschaftsberichte in Anspruch: Depeschen der spanischen und Brüsseler Gesandten, der päpstlichen Nuntien, der fran-

gösischen und venetianischen, vor Allem aber der Gesandten der deutschen Kleinstaaten, insbesondere jener von Baiern, Sachsen und Brandenburg. Einen verschwindend geringen Raum beanspruchen die hin und wieder eingestreuten „Privatbriefe."

Eines muß bei der ersten Uebersicht dieser Quellen wohl jedem Laien auffällig erscheinen. Der Biograph Wallenstein's basirt sein biographisches Werk zunächst auf amtliche Protokolle, zumeist auf Gesandtschaftsberichte, zuletzt auf Privatbriefe — Briefe sogar der obscursten Privatpersonen: nur nicht auf Wallenstein's eigene Correspondenz. Dieser Schatz bleibt beinahe gänzlich unberührt. Aus der Zeit von fünf Jahren hat Gindely kaum fünf bisher nicht bekannte Schreiben Wallenstein's mitzutheilen. Das macht fast den Eindruck, als wäre der Biograph bei seinen Studien solchen Schriftstücken absichtlich aus dem Wege gegangen.

In dieser Annahme wird man bestärkt, wenn erwogen wird, wie sich Gindely dem bisher bereits gedruckten Briefwechsel Wallenstein's gegenüber verhält, der für ihn gleichfalls soviel wie gar nicht vorhanden. Ich spreche nicht von Londorp, Khevenhiller, Theatrum europaeum ꝛc., die allerdings nur „officielle" Schreiben Wallenstein's enthalten. Wer aber wüßte nichts von den vielen, meist eigenhändigen und durchaus vertraulichen Briefen desselben Mannes, die seit den Dreißiger Jahren durch Zober, v. der Decken, Förster, Aretin, Chlumecky, Lorenz, Tadra u. A. m. publicirt worden? Von ihnen allen findet bei Gindely wenig mehr als ein Dutzend auch nur beiläufige Erwähnung — angeblich, doch irrig, weil die wichtigeren von ihnen, insbesondere bei Förster, den Jahren 1631—1634 angehören, „also außerhalb des Rahmens des gegenwärtigen Werkes fallen." . . . . Die Zahl der Wallenstein'schen Briefe speciell aus der Zeit von 1625—1630 beläuft sich bei Förster und Chlumecky allein auf mehr als sechshundert (bei Tadra auf 224).

Dazu kommt ein Zweites. Gindely weiß sehr genau, daß gerade Privatbriefe „mitunter den höchsten Werth" besitzen, „weil sie uns das Innere des Schreibers ohne jede Verhüllung zeigen." Ist das im Allgemeinen richtig, so ganz unstreitig bei einer Persönlichkeit wie Wallenstein. In seiner äußeren Erscheinung, seinem Thun und Lassen Allen ein Räthsel, ist er in seinen vertraulichen Briefen die Offenheit selber. Rückhaltlos, ja mit Ungestüm gibt er den tiefsten Gedanken und Empfindungen raschen und bündigen Ausdruck. Man merkt sofort an jeder Zeile, daß, der sie auf's Papier geworfen, zuvor nicht lange an der Feder gekaut hat. Hier gibt er sich selbst, seine Seele, sein allen Regungen der Neigung und des Hasses nur allzuleicht zugängliches, großes Herz. Wer solche Blätter ver-

schmäht, der gesteht damit unumwunden zu, er hat an ihrem Schreiber, seinem Helden, kein psychologisches Interesse; ihm handelt sich's nicht um das Wesen, sondern um bloße Aeußerlichkeiten. Es ist nicht nöthig, das weiter zu begründen.

Und noch ein Drittes. Die übergroße Mehrzahl der von Gindely mitgetheilten Materialien besteht, wie gesagt, aus Gesandtschaftsberichten. Niemand wird solchen Berichten eine gewisse Bedeutung streitig machen; man kann sogar zugestehen, „bezüglich der darin angedeuteten Absichten der betreffenden Fürsten und Regierungen sind sie meistens unanfechtbare Zeugen, weil sie als Bekenntnisse von Freunden und Angehörigen anzusehen sind." — Was würde man aber beispielsweise dazu meinen, wenn heute irgend ein sogenannter Historiker es unternähme, ein Stück Biographie etwa Friedrich's des Großen oder sagen wir Bismarck's auf Grund der jeweiligen Berichte österreichischer, französischer und sonstiger Gesandten am Berliner Hofe zu schreiben! Und steht hier die Sache um vieles besser? — Können die Herren Osoña, Aytona und de Castro, die Cardinäle Caraffa und Pallotto, Graf Wahlenberg und Mr. Manchot auch in Bezug auf die Absichten Wallenstein's als „unanfechtbare Zeugen" gelten? Weiß denn nicht jeder Gebildete, und wüßte er's erst aus dem trefflichen Buche Gregorovius' „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser," daß der damalige Papst eine dem Kaiser feindselige Politik befolgte? Konnte, ja durfte sein Nuntius in Wien über den kaiserlichen Feldherrn, je wirksamer Dieser für die Machtstellung seines Monarchen eintrat, mit einer besonderen Befriedigung hierüber nach Rom berichten? Kennt Gindely nicht die von gar kräftigen Belegen gestützte Klage der Spanier, „daß Urban das Haus Oesterreich erniedrigen, ihm die Krone des Reiches entreißen wolle, um dieselbe an das ehrgeizige Baiern zu bringen?" Wie darf er angesichts dessen glauben machen wollen, „wenn die Nuntien nicht offen mit dem Hofe" — dem österreichischen Hofe — „sympathisirten, bewahrten sie mindestens eine wohlwollende Neutralität?" — Brauche ich auszuführen, welche notorisch antikaiserliche Politik die Republik Venedig in den Jahren 1627 bis 1630 befolgte? Dann müßte allerdings dergleichen auch erst von Frankreich nachgewiesen werden.

Und die Gesandten der deutschen Fürsten! Den bairischen voran waren sie alle darüber im Klaren und konnten sie vom ersten Schritt an den Wallenstein als selbständiger kaiserlicher Heerführer in's Reich that keinen Augenblick zweifeln, daß sie geschworenen Feinden, Todfeinden dieses Heerführers dienten. Wir wissen, nur Gindely will es nicht wissen denn er kennt auch nicht unseren wackeren Ottokar Lorenz: „die katholisch

iga hatte zwar vom Kaiser Hilfe und Unterstützung erbeten; daß es aber öglich wäre, daß ein selbständiges kaiserliches Heer von solcher Kraft und röße (wie es Wallenstein aufstellte) unter einem selbständigen Kriegshaupt i Felde erscheinen könne, dies hatte man nicht erwartet." Und wohl iemand war von vornherein besser davon unterrichtet als Wallenstein, as er von jener Liga der deutschen Fürsten als treuer Diener seines errn zu gewärtigen habe. Konnte doch selbst das Haupt der Liga in inem „Congratulationsschreiben" an den neuernannten Herzog-Generalis- nus den Groll über dessen Ernennung nur schlecht verbergen, daß Dieser ieder sich nicht enthalten konnte, darüber schriftlich zu äußern: „Ich ver- erk draus, daß ihm nicht wohl beim Handel ist. . . ."

So viel oder wenig an dieser Stelle über Gindely's „Quellen", mit ren Hilfe er sich der eingestandenermaßen „voreiligen" Hoffnung hingibt, der Wallensteinfrage „die Wagschale endgiltig nach einer Seite sinken zu achen." Von vornherein kann Niemand im Zweifel sein, hier Wallen- in nicht „im Lichte der gleichzeitigen Quellen" überhaupt sondern diglich im Lichte ganz bestimmter, zum größten Theil unstreitig par- ischer, tendenciöser „Enthüllungen" geschildert zu sehen und darum selbst- rständlich auch gar nicht „im Lichte" sondern durchwegs im tiefsten chatten: nur grau in grau oder vielmehr schwarz in schwarz. Unwill- rlich dürfte sich Mancher der Worte erinnern, die schon vor Jahren von rufenster Seite ausgesprochen worden: „Gindely beschreibt die Vorgänge cht nach dem Maße ihrer Wichtigkeit sondern lediglich nach dem Ergebnisse ner Funde in den Acten. Die innere Verbindung der Ereignisse geht n, da er gedruckte Resultate selten oder gar nicht benützt, verloren; was bietet, sind ausschließlich verarbeitete Actenexcerpte." . . .

II.

Hiermit können und sollen nur wenige lose Proben zur Erhärtung s Gesagten geboten werden. Ich beginne mit dem Capitel „Ernennung aldstein's zum Oberanführer des kaiserlichen Heeres." Schon hier liefert ndely ein drastisches Beispiel der Voreingenommenheit, ja Verbissenheit Gunsten seiner allein glaubwürdigen Gesandtschaftsberichte. Ihnen zu ebe müssen feststehende, anerkannte Facta geradezu geopfert werden.

Ein Anderer als Gindely hat vor zwei Jahren das Document ver- ntlicht, wornach Wallenstein am 7. April 1625 officiell in aller Form ver- ndigt wird, daß ihn der Kaiser zu seinem General oder, wie für's Erste e technische Ausdruck gewählt wurde, „zum Capo über alles Ihro olk, so dieser Zeit im heiligen römischen Reich und Niederland vorhanden

oder noch dahinwärts geschickt und abgeordnet werden möchte, gnädigst be
nannt und fürgenommen habe." Datum und Inhalt können von Gindel
nicht geleugnet werden. Allein die Aussagen der päpstlichen, venetianische
und bairischen Gesandten stimmen damit nicht überein; besagte Herre
haben noch am 16. April von dieser Ernennung keine Kenntniß; man ha
ihnen vielmehr um dieselbe Zeit gesagt, daß Wallenstein in die Dienst
Spanien's treten soll. Das reicht für Gindely vollkommen aus, trotz jene
Diploms schlankweg zu erklären (I, 46), „daß man sich bis zum 16. Apri
in Wien noch nicht entschlossen hatte, die Dienste Waldstein's für sich selb
in Anspruch zu nehmen." Er bedenkt nicht den klaren, unzweideutige
Wortlaut des entscheidenden Documentes; er erwägt nicht, welches Interess
man am Wiener Hofe hatte und haben mußte, das Geheimniß jener voll
zogenen Thatsache vom 7. April vorläufig, namentlich Baiern gegenüber
zu wahren; er übersieht alle Berufungen späterer Acte auf jenes erst
Document, ohne welches diese Berufungen sämmtlich in der Luft hänge
bleiben —: Dr. Leuker, der bairische Gesandte, in Gindely's Augen ei
„classischer Zeuge" (I, 46), konnte nicht irren; er war im Gegentheil un
fehlbar; und wußte er nichts von einem Factum, so gilt dieses Factum
eben nichts — auch wenn er im Augenblick des Ereignisses, wie im vor
liegenden Fall, gar nicht zur Stelle war. Dr. Leuker kam nämlich
erst nach Wien, als Wallenstein seine Ernennung zum kaiserlichen Truppen
capo schon in der Tasche hatte.

Und nun ein zweites Exempel, am besten gleich aus demselben Ca
pitel, um Gindely's Verhältniß zu den schon „gedruckten Resultaten" zu
beleuchten. Am 27. Juni 1625 erhält Wallenstein als „Capo" der scho
vorhandenen und noch zu werbenden kaiserlichen Soldatesca eine ausführ
liche Instruction. Vier Wochen später, am 25. Juli, erläßt der Kaiser ein
offenes Patent, mit welchem er Wallenstein seinem Heere als „General"
vorstellt, und am selben Tage wird Dieser durch den Hofkriegsrath ver
ständigt, daß ihm der Kaiser als seinem „General" ein bestimmtes Gehalt
u. zw. „zur monatlichen Unterhaltung . . . per Pausch für sich und zu
Versehung der hohen Aemter zweitausend Gulden rheinisch zu reichen
resolvirt und im Kriegszahlamt unter Einem bereits auch Anordnung ge
than." Und Gindely? Er sagt (I, 56): „Ob in dem uns (d. h. ihm
nicht bekannten Ernennungsdecret Waldstein's zum General von einem
Gehalt die Rede war, wissen wir selbstverständlich nicht anzugeben. Wir
möchten vermuthen, daß ihm nur Versprechungen bezüglich seiner
schließlichen Entlohnung gemacht wurden und daß dieser Gegenstand jetz
(1625) unerledigt blieb." Diese „Vermuthung" wird ihm später zur Gewiß

it; der positiven Gewißheit aber wird sofort wieder eine neue Vermuthung gehängt, indem er meint (I, 369): „Bei Gelegenheit der Uebernahme s Obercommandos im Jahre 1625 war von keinem Gehalt die ede, vielleicht darum nicht, weil es sich von selbst verstand, daß ihm rselbe Gehalt wie anderen Oberanführern der kaiserlichen Truppen, imlich 3000 Gulden monatlich angewiesen werden solle." — Auch die weite Vermuthung muß Gindely noch etwas später, im zweiten Bande ines Werkes, wieder über Bord werfen, nachdem er endlich belehrt worden, ß das fragliche Decret mit seiner ziffermäßigen Angabe allerdings bereits druckt vorliege, in einem Buche, „das wir" — wie Gindely im gewohnten uralis majestaticus sich entschuldigt (II, 330) — „erst bei der Abfassung eses zweiten Bandes zur Hand genommen haben." — Ist das Entschuldgung genug?

Nicht immer hat Gindely die eigene Unkenntniß des jedem Anderen gst Bekannten hinterdrein auch bemerkt und in seiner Weise gutzumachen ucht. Sein Lieblingsthema ist die sonst in biographischen Werken, die ßerhalb der Finanzwelt liegen, eben nicht maßgebende Geldfrage. Und, derbar genug, in dieser Stärke zeigt er auch seine ganze Schwäche, wie eder nur an einem einzigen Fall beiläufig gezeigt werden soll. Immer d immer wieder kommt Gindely, oft an ganz unpassender Stelle, als das hauptsächlichste Moment, auf die Contributionen zurück, die allenstein zur Erhaltung seines Heeres eintrieb. Daß der Kaiser kein ld dazu hergab, daß vielmehr eben Wallenstein nach den Worten des sers „die darauf gehende Spesa, Uns zu gehorsamsten Ehren, über sich ommen" hatte, selbstverständlich gegen Wiedererstattung, die aber offenbar t von Wien her zu erhoffen war: das ist für Gindely nicht der Rede rth. Er stellt sich vielmehr selbst die Frage (I, 57), ob durch die (im hre 1625) von Wallenstein erhobenen Contributionen „nicht eigentlich Ansprüche der Soldaten getilgt wurden?" Er gibt auch gleich selbst Antwort auf diese Frage, indem er sagt: „Wir erwidern, daß die ntributionen nirgends gebucht wurden, nirgends eine rrechnung zwischen den berechtigten Forderungen der Soldaten und iciere und dem, was ihnen zu Theil geworden war, stattfand." . . .

Wie ein rother Faden geht durch Gindely's Erzählung, wenn bei ihm haupt von einer „Erzählung" die Rede sein kann, dieser Vorwurf. So t es (I, 154): „Als Tilly den Sieg bei Lutter am Barenberge über istian IV. erfocht, wurde Waldstein von der Angst erfaßt, daß der enkönig einen Frieden schließen könnte, bevor er selbst seinen Lohn vom er empfangen haben würde.... Aus diesem Grunde rief er nach

der Schlacht bei Lutter seine Truppen von Tilly ab." Am schärfsten aber bringt Gindely denselben Vorwurf zum Ausdrucke gelegentlich der Frage der Ueberlassung eines Theils der Friedländischen Truppen an Maximilian von Baiern im Frühjahr 1627. Sie hatte angeblich keinen anderen unmittelbaren Zweck als „die baldige Beendigung des Krieges." Wallenstein war gegen die Willfahrung der Bitte Maximilian's. Und warum? Die Aufklärung lautet nach Gindely (I, 189): „Wenn der König von Dänemark, durch Tilly gedrängt, Frieden schloß, so war die Bezahlung der Truppen dem Reiche und dem Kaiser anheimgestellt, dann würde man die erhobenen Contributionen berechnet und gefunden haben, daß man dem Heere oder wenigstens dem Führer desselben nichts schuldig sei, und Waldstein würde mit seinem Wunsch nach einer glänzenden Erhöhung seines Ansehens durchgefallen sein." (S. auch II, 339.)

Wohl selten wurde gegen einen großen Todten eine empörende Verdächtigung nach zwei verschiedenen Seiten hin mit größerem Leichtsinn ausgesprochen. Die Contributionen Wallenstein's wurden „nirgends gebucht"; mit Soldaten und Officieren fand „nirgends eine Verrechnung" statt, und dieselbe Rechnung, die nirgends angestellt wurde, ergab, daß man dem Heere oder wenigstens dem Führer — „nichts schuldig sei." — Woher weiß Gindely, daß jene Contributionen „nirgends gebucht," daß mit Soldaten und Officieren „nirgends" Abrechnungen gehalten wurden? Ist ihm unbekannt, daß es, wie in jedem anderen Heere, auch bei der Friedländischen Armee gewisse Rechnungsbeamten gab? Hat er nie etwas von Zahlungs- und Quartier-Commissarien gehört? Weiß er nichts von Musterschreibern u. dergl.? Nichts von der Bestallung eines „Obersten Muster-, Zahlungs- und Quartierungs-Commissarius" Johann Aldringen, der eben 1625 seines Amtes gewaltet? Hat er jemals einen Blick in die Bestallungen dieser Officiere gethan? Hat er in ihre Papiere irgend einmal genaue Einsicht genommen? Oder auch nur in ihre Rechnungen, soweit sie das Kriegs-Archiv in Wien und insbesondere die Registratur unseres Reichskriegsministeriums aufbewahrt hat? Wie lautet die Summe, die er für 1625 oder 1627 herausgebracht? —

Kennt er das Alles aber nicht — es ist nicht Jedermann's Sache, das zu kennen — wie kommt er dazu, sich ein Urtheil über solche Dinge anzumaßen? Und hat er nicht selber einen in diesem Fall wirklich „classischen Zeugen" gegen seine Verdächtigungen angeführt? Niemand wird leugnen, daß Pater Lämmermann, der kaiserliche Beichtvater, als Entlastungszeuge Wallenstein's von Gewicht erscheint. „Mit dem Beichtvater tractir ich gewiß keine negocia," betheuert einmal Wallenstein, und er

nt keinen Anderen als P. Lämmermann. Am 19. Juni 1627 erstattet ligistische Gesandte seinem Herrn und Meister Maximilian von Baiern en Bericht, in welchem die folgende — um wieder mit Gindely zu chen — „bedeutsame Mittheilung" enthalten ist aus Anlaß einer hlung der Stadt Nürnberg. Sie lautet (I, 257): „Diese und andere gleichen dem Herzog von Friedland erfolgte contribu- nes werden nach Aussage des P. Lämmermann's von ihm m Herzog) Ihrer Kaiserlichen Majestät ordentlich ver- hnet." — Es versteht sich von selbst, daß Gindely von diesem authen- en Zeugniß nirgends die Nutzanwendung zieht. Im Gegentheil noch seinem Schlußwort kommt er auf die unzählige Male wiederholte Ver- htigung zurück (II, 314): „Das Wiener Staatsarchiv enthält nicht ein ziges Actenstück, das darauf hindeutet, Waldstein habe . . . je über die benen Contributionen Rechnung gelegt. Es folgt daraus, daß der Kaiser Gebaren Waldstein's keiner weiteren Controle unterziehen wollte, vor- gesetzt, daß er sich um die Erhaltung des Heeres nicht zu kümmern uche." — Der Leser weiß, was er von Gindely's Prämissen und dem- äß von seinen Folgerungen in diesem Punkte zu halten hat.

Wo möglich noch erbärmlicher ist es um die andere Anklage bestellt, in obigen Worten Gindely's gelegen: es hätte Wallenstein im Früh- 1627 oder überhaupt jemals den Frieden zu verhindern cht. Sie wird durch Wallenstein selbst gründlich und glänzend wider- Es gibt in dem ganzen Zeitraum von 1625—1630 keinen zur An- nung von Friedensverhandlungen oder zum Abschlusse des endlichen dens wie immer geeigneten Moment, der von ihm nicht mit aller Be- de aufgegriffen und möglichst ausgenützt worden wäre. Nie war ein gsfürst mehr als er von ehrlicher, aufrichtiger Friedensliebe erfüllt. Er te, daß er hierin mit seinem Kaiser sich in völliger Uebereinstimmung nd. Schon die ersten Unterhandlungsversuche des Feindes im October 5 nahm er wohlwollend auf; er schrieb nach Wien und bat, „wenn's er Tractation kommen soll wegen des Anstands (d. h. des Waffenstill- des), daß mir Ihre Majestät befehlen, wie weit ich gehen soll — denn politischen (Angelegenheiten) maße ich mich nicht an." kam zum Waffenstillstand; zu Wallenstein's Bedauern für allzu kurze , um während derselben zum Ziele, das heißt zum Frieden gelangen können. „Von der Friedenstractation halte ich wenig," schreibt er am November; „denn bei so wichtiger Sach läßt sich kein Accomodirung ierzehn Tagen tractiren, und der Stillstand soll nicht länger als vier- Tage währen; ich vermeine, man hätte den Anstand wohl bis auf

Ostern machen können." Er wollte den Frieden und so auch die nöthig Zeit, darüber zu verhandeln.

Ein Kreis- oder Deputationstag trat in Braunschweig zusammen Wiewohl von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen aus dem bezeich neten Grunde überzeugt, erwartet Wallenstein ungeduldig für seine Voll machtträger die erforderlichen Geleitsbriefe. Nach Verlauf eines Monat klagt er: „Aus dem Frieden wird ganz und gar nichts." Als aber bal nachher in gewissen Wiener Kreisen nicht übel Lust geäußert wurde, da von der Friedländer Armee besetzte Braunschweiger Land etwa zu confis ciren, erklärt er: „Damit erhalten wir den Credit im Reich, daß Ihre Majestät Intention auf nichts anderes gerichtet ist, als Frieden un Einigkeit im Reich anzurichten; und wenn Etliche wären, so Ihre Mt. rathen wollten, solches Land für sich zu behalten, so rathen sie z Ihrer Mt. Präcipitation, zum ewigen Krieg. . . . . Ich müß meine Entlassung begehren." — Bis zum März des nächsten Jahres wurd in Braunschweig verhandelt. Es stellte sich heraus, der Gegner hatte nu Zeit zu gewinnen gesucht, um besser zu rüsten. Der Kriegstanz began auf's Neue. Bei Wolmirstedt und Tangermünde schlug Wallenstein d Dänen unter General Fuchs (10. und 11. April); beim Brückenkopf z Dessau schlug er den Mansfelder (25. April). Zumal der letztere Sie war ein vollständiger (Gindely thut ihn [I, 90] mit kaum zwei Zeilen Te ab). Und der Sieger? Sein dringender Rath ist zum Frieden. „I wäre Zeit, mit dem Deputationstag fortzufahren," schreibt er zehn Tag nach der Niederlage Mansfeld's; „denn der Kaiser hat nicht Mitte zu kriegen, und dies Wesen ohne Geld kann keinen Bestand nicht haben." . Alsbald wird mit neuen Verhandlungen Ernst gemacht. Die Fürsten Christia von Anhalt und Wilhelm von Weimar benützt Wallenstein als Vermittle „Gestern," schreibt er am 3. Juni, „habe ich mich wiederum mit dem Fürste Christian aboccirt, und wird der Tractation ein Anfang gemacht." Un wenige Tage später: „Der Herzog Wilhelm von Weimar ist heut bei m zu Mittag beim Essen gewesen; . . ich habe so viel von ihm vernomme wenn der Deputationstag wird angehen, daß der König (von Dänemar wird wohl Frieden machen. Drum ist von Nöthen, je eher, j besser, daß man dazuthut." . . . Er findet den Gegner nicht abg neigt, weshalb er auch für den Kaiser günstigere Bedingungen stellen z dürfen glaubt, um so mehr, als er die Lücken, welche die letzten Kämp in den Reihen seines Heeres gerissen, wieder gänzlich ausgefüllt. „Ich hal expresse dem Fürsten von Anhalt gestern gesagt," theilt er seinem Vertraut in Wien am 26. Juli mit, „daß Ihre Mt. nichts anderes begehren a

ried und Einigkeit im römischen Reich, doch müßte man ihr die riegsunkosten erstatten. . . Ich verhoffe mit Gottes Hilfe, daß wir durch affen die Sache besser werden decidiren als durch Tractation." — Im Guten er Bösen: er will nichts Anderes als *Frieden*. Allein, seinen Siegen m Trotz, scheint die Zahl der Feinde nur zu wachsen; der flüchtige Mans- ld, denn doch noch stärker, als man vermuthet hatte, verbindet sich mit n Türken und dem Siebenbürger, in Oberösterreich aber erhebt sich der otestantische Bauer zur Revolte. Da durfte Wallenstein schreiben: „*Die, Ihrer Mt. zum Krieg rathen, sehen itzunder, in was für abyrinth sie dieselbige und uns Alle gebracht haben.*" ieder nach Ungarn trägt er in Eilmärschen die kaiserlichen Fahnen und ingt die verbündeten Gegner, um Waffenruhe zu bitten. Sie wird, des ftigen Widerstrebens seiner Umgebung ungeachtet, von ihm gewährt, um s *Friedens* willen, der Bethlen Gabor und die Türken und damit ch Mansfeld unschädlich machen soll. Der Wiener Hof ist ihm zu langsam t dem Friedensschluß; es drängt ihn, auf den deutschen Kriegsschauplatz rückzukehren, nach Schlesien, wo während seiner Entfernung der Feind deutende Fortschritte gemacht. Der Winter ist vor der Thür. „Ich bitt," reibt Wallenstein am 30. November an Harrach, „mein Herr helfe, daß *Fried* bald geschlossen wird, denn wäre der Fried vor einem Monat chlossen worden, so hätte man die meisten Oerter in Schlesien wieder ruperiren können." . . .

Darnach war Wallenstein ein *Feind des Friedens*? — Nach den äglichen Kämpfen und Strapazen eines Zeitraumes von anderthalb hren zu kurzer Erholung heimgekehrt in sein Herzogthum, in den Schooß ner Familie; auch dahin verfolgt von den endlosen Sorgen für das Heer, n den Machinationen seiner scheelsüchtigen Neider bei Hofe, ruft er aus: „ch für meine Person verlange nichts anderes, als *daheim zu bleiben*, . denn ich begehre dem Kaiser wohl und nicht übel zu dienen; wird n die Mittel impediren, daß ich nicht könnte *wohl dienen*, so will ich lieber *wohl feiern*. Es mag die Manestra vertheilen, wer will." — ch jetzt bei seinen Rüstungen in Allem und Jedem vom Hofe verlassen, ht er mit ernsten Worten: „Ich mache keine Präparation und will keine machen. Das kann mein Herr dem Kaiser und allen Ministern en, denn man gibt mir keine Mittel. *Bis dato hab ich von dem einigen zugesetzt, hinfüro will ich's nicht thun*; denn ich rui- mich und die Meinigen damit, habe keinen Dank darum und in Zeit Noth habe ich keinen Heller, daß ich mein Weib könnte aus dem Lande cken." . . .

Wieder im Frühjahr 1627 erhebt er sich von seiner Residenz Gitschi zu einem neuen Feldzug, vielleicht dem glänzendsten und für die Sach des Kaisers glorreichsten seines ganzen Lebens. Sein Marsch von Schlesie bis an das äußerste Ende von Jütland ist ein einziger großer Siegeszug Doch, noch in Holstein stehend, räth er zum Frieden. . . . „Dahier abe sollten Ihre Mt. sehen, den Frieden zu machen, . . . denn solche Gelege heit, im Reich Fried zu machen, wird sich nicht bald präsentiren w itzunder." So am 20. September. Und fünf Tage darauf: „Ich hal Mecklenburg und das meiste Theil von Holstein inne; verhoffe noch die Jahr Schleswig und Jütland auch zu bekommen, und alsdann rathe i zum Frieden; denn dies hab ich eingenommen, nicht daß ich vermeine, da wir's werden halten können, aber daß der Gegentheil desto bessere cond tiones pacis für uns eingeht. . . . Man schmiede das Eisen, weil warm ist, und mache itzt Fried." . .

Warum doch hält es Gindely nicht der Mühe werth, von dies Kundgebungen des Mannes, dessen Biographie er schreibt, auch nur be läufig Notiz zu nehmen? Welcher andere Biograph würde sich dergleich so leicht entgehen lassen? Es geht nicht an, solche Dicta einfach todtz schweigen. Ob noch so „subjectiv", charakterisiren sie die handelnde Perso und um so mehr, je subjectiver sie sind. Auf alle Fälle sagen sie ab tausendmal mehr als die Vermuthungen, die sich hinter Wallenstein's Rück allerhand dritte Personen in die Ohren raunen. Wenn jene Aussprüc nicht wahr sind, warum widerlegt sie Gindely nicht? Sie sind eb wahr, sie tragen das Gepräge der Lauterkeit an ihrer Stirn, und sie steh in voller Uebereinstimmung mit den Handlungen dessen, der sie gethe hat. Man müßte entweder des Schreibers Worten oder aber seinen Werk Gewalt anthun, wollte man diese Uebereinstimmung nicht finden. Darn werden Jene von Gindely lieber unterdrückt. Es nützt ihm das aber nich Er widerlegt sich abermals selbst.

Er bringt (I, 69 fg.) ein Schreiben Wallenstein's an den Kais (ohne Angabe einer Quelle oder irgend eines Datums; es kommt vo 28. Januar 1626), worin derselbe den Monarchen zu bewegen sucht, den Friedensverhandlungen zu Braunschweig, um auch den Schein vermeiden, als ob „man schlechten (sic) Lust zu dem Frieden tragen thät auf „Erstattung der Unkosten" zu verzichten, „weil ich befunden," versichert der Feldherr, „daß es hierin nicht möglich wäre, etwas zu halten, auch die Fürsten und Stände des niedersächsischen Kreises kein Frieden nicht eingehen würden, wenn mit Begehrung der refundirten K kosten fortgefahren werden wollte." Steht das mit Gindely's Verdächtigu

I, 189) im diametralen Widerspruch oder nicht? Konnte und durfte Wallenstein weiter gehen, um schon zu Anfang des Jahres 1626 den Frieden zu ermöglichen?

Er ging noch weiter und schrieb am selben Tage seinem einflußreichen Freunde in Wien, ihn bittend, seinem Rathschlag an allerhöchster Stelle den rechten Nachdruck geben zu wollen. Er mußte, sagt er, „von den Kriegsexpensen ablassen," hätte er nicht gewollt, „daß sich der Ueberrest vom Reich auch wider Ihre Majestät movirt hätte." Darum die Bitte, „daß Ihre Majestät ratificiren." „Wo nicht," fährt er fort, „so mache man ein paar Millionen alle Jahre fertig, diesen langwierigen Krieg zu führen; ratificirt man's aber, so verhoffe ich im Reich wohl Mittel zu finden, Ihrer Mt. Volk Satisfaction zu geben." . . .

Auch dies wird von Gindely verschwiegen, wie die schon mitgetheilten, energischen Mahnungen Wallenstein's zum Frieden aus dem Jahre 1627. Sie waren aber keineswegs die letzten. Im Gegentheil können alle Triumphe und alle Enttäuschungen den Friedensfürsten nur bestärken, seiner Mission getreu zu bleiben. In diesem Sinne schreibt er wieder zu Anfang Juni's 1628 an den Kaiser und wiederholt er dem Freunde: „Ich bin der Meinung, man solle die Tractation nicht ausschlagen, noch thun, was gegen ist." Er wünscht und fördert aus diesem Grunde die Sendung Collalto's nach München; „denn Ihrer Majestät Dienst und unser aller Wohlfahrt erfordert's." Und als sich im folgenden Winter die Widersacher endlich beugten und förmlich um Frieden baten, war er sofort bei der Hand, das Friedensinstrument zurechtzulegen. Er gibt dem Wunsche der Compaciscenten nach, daß nicht Hamburg sondern Lübeck als Sitz der Verhandlungen gewählt werde. Schon zu Anfang Februar's 1629 verlangt er in Wien die Genehmigung seiner Propositionen, „wiewohl ich," schreibt er aus Güstrow, „alle extrema tentiren werde, auf daß er (der Friede) seinen Fortgang gewinnt; man schicke mir nur die Ratification bald hierher." . . In seinen Concessionen geht er nach und nach weit über jene des Kaisers hinaus und nöthigt diesen schließlich, auf jede Kriegsentschädigung definitiv zu verzichten. Am 22. Mai kam der Friede zu Stande. Gindely selber kann nicht leugnen (I, 105), daß Wallenstein „das Friedenswerk sehr erleichterte" — angeblich „durch seine plötzliche Nachgiebigkeit." Ein halbes Jahr lang, wie gezeigt — vielmehr seit einer Reihe von Jahren hatte Wallenstein den Friedensunterhändlern gegenüber nichts anderes als solche „plötzliche" Nachgiebigkeit bethätigt.

Wo bleibt nun Gindely mit seiner Verdächtigung? Wie ward es, als der Friede perfect war, mit der bewußten Verrechnung der Wallen-

stein'schen Contributionen gehalten? — Was wohl die Welt da gesagt hätte, wenn etwa am 7. Juni 1629, an welchem Tage bekanntli der Friede zu Lübeck feierlich publicirt wurde, ein kaiserlicher Hofhistoriu graph in Wien oder sonstwo in einem Tractätlein die Behauptung aufg stellt hätte, „daß man dem Heere oder wenigstens dem Führe desselben nichts schuldig sei"! Sie wäre damals so lächerli gewesen, wie im Frühjahr 1627 und wie sie heute erscheint, ganz abg sehen von aller hämischen Ehrabschneidung, die ihr Gindely beimischt.

III.

Ich greife auf's Gerathewohl aus Gindely's Opus eine andere „En hüllung" heraus. Es war bei allen Hof- und Leibhistoriographen, b auf Friedrich Hurter und Onno Klopp herab, ein beliebtes Thema, d Sieger an der Dessauer Brücke darob zu tadeln, daß er es nicht verstande seinen Sieg gehörig auszunützen. Natürlich steht auch Gindely auf diese Standpunkt. Er weiß (I, 111) von einem Schreiben Wallenstein's an d Palatin von Ungarn, ddto. 27. August 1626; der Schreiber gibt sich Verfolgung Mansfeld's „voll Muthes und Zuversicht." „Seine Handlung entsprechen jedoch nicht diesen Versicherungen," bemerkt Gindely; „weil nichts that, um den Einmarsch Mansfeld's in Ungarn zu hindern, sonde sich in Neiße vierzehn Tage lang aufhielt und ruh zusah, wie der Feind Mähren brandschatzte. Der Kai war über diese Säumigkeit empört" u. s. w. (Vgl. auch II, 338.)

Aehnliches, wie gesagt, kann man bei Hurter und Klopp nachlese Als aber diese beiden Federn Aehnliches schrieben, stand ihnen an „ druckten Resultaten" nicht zu Gebote, was Gindely, auf seinen beliebt Gesandtschaftsberichten fußend, mit gewohnter Meisterschaft — übersie Er sieht und hört nur, was die schreibseligen Horcher und Schleicher Hofe bei ihrem ewigen Antichambriren in den kaiserlichen Gemächern Geheimnissen erlauscht zu haben behaupten, die sie, sofern nur etw Schlimmes für den Kaiser und den kaiserlichen Feldherrn dabei heraus schaut, mit der unverhohlensten Schadenfreude zum Besten geben. 9 3. September 1626 schreibt Padavin der Signoria: „Graf Montecuc wurde in der vergangenen Woche zu Waldstein geschickt, um ihn zu eiligen Vorrücken zu mahnen. Er fand ihn in Neiße, einer der Hauptstä Schlesien's, wo er am 21. des vergangenen Monats angelangt war und allgemeinem Staunen nicht blos Halt machte, sondern auch dem Pechmo und Schlick verbot, sich in irgend einen Kampf mit dem Feinde einzulasse Was thut Wallenstein? „Statt den kaiserlichen Befehlen, deren Ueb

ringer Montecuculi war, zu folgen, schickte er alsbald den genannten
Grafen mit einer schriftlichen Erklärung ab" — einer Reihe von Forde-
ungen an den Kaiser, die ihm nach Padavin's Meinung „bei jedem
nderen Fürsten den Kopf kosten würden." . . „Inzwischen schläft Mans-
ld nicht, nimmt einen Ort nach dem andern ein, erhebt starke Contribu-
onen" u. s. w. Und was sagt man bei Hofe zu diesem Treiben Wallen-
ein's? „Entweder unterhält er ein Einverständniß mit dem Feinde oder
at er kühne Absichten gegen den Kaiser (schon 1626!) oder
ill er den Mansfeld nicht vernichten — und dies hält man hier für
cher — damit nicht etwa der Krieg zu Ende sei, während seine Interessen
och nicht befriedigt sind." (Immer dieselbe Leier!) — Nicht viel anders
hreibt Leuker nach München: „Es können Eure kurfürstl. Durchlaucht
icht glauben, wie übel und spöttlich man von dem Herzog von Friedland
sgemein redt, daß er den Mansfelder hat ausreißen lassen." . . Sogar
r Feigheit muß sich ein Friedland von den Hofschranzen beschuldigen
ssen — freilich nur insgeheim. Gindely läßt begreiflich auch diesen Vor-
urf, wie alles Andere solcher Art, geruhig auf seinem Helden sitzen.

Hören wir anderweitige, gleichfalls contemporäre Quellen, vor Allen
ieder Wallenstein selbst. Er gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß
in Verhalten nach dem Tage von Dessau in Wien nicht werde verstanden
erden wollen. „Ich zweifle nicht," schreibt er bereits am 7. Mai 1626,
daß es allerlei Discourse bei Hofe von Weibern,
faffen oder sonsten etlichen welschen Coujonen wird
bgeben, daß man die erlangte Victori gegen den Mansfelder nicht
osequirt." Dem zu begegnen, setzt er auseinander: „Wenn ich nicht mehr
einde hätte als den Mansfelder, so wäre diese ihre Meinung ausbündig.
ber ich habe den Obersten Fuchs zu Tangermünde, der sich allda forti-
irt und vier Regimenter zu Fuß nebst zweitausend Pferden bei sich hat.
er König läßt all sein Volk bei Wolfenbüttel zusammenziehen und ver-
eint, in Kurzem sein Heil zu versuchen. Der Herzog Christian (von
raunschweig) liegt in Göttingen und Nordheim mit 3500 Pferden nebst
ichen und zwanzig Fähnlein zu Fuß. Der Graf von Tilly ist zu Hörter
der Weser mit seiner ganzen Armee, von welchem ich keine einzige
sistenz nicht habe, und hat sich von mir auf etwa dreißig Meilen Wegs
arirt, hat keinen Feind dort, in summa geht mit mir um, wie der
airischen Brauch ist." Was aber die Hauptsache: „derzeit sich zu Feld
begeben, bevor Fourage vorhanden ist — wer ein Narr sein will
d eine Armee in vierzehn Tagen ruiniren, so kann er's thun. Zudem mit
bezahlter Armee läßt sich nicht thun, was eine bezahlte thut." . .

Und endlich noch Eines. Wallenstein ist für eine Cooperatio mit Tilly. Er bittet, wie er schon wiederholt gebeten hatte, man schreib an Diesen wie nach München, „daß Herr General Tilly sammt mir Wolfer büttel belagere." Tilly's Manöver sind ihm unerklärlich. „Die Ursache weiß Gott am besten," schließt er; „ich will nicht gern temera riamente von Jemandem judiciren."

Da waren in der That die Herren Padavin und Leuker nicht zurückhaltend mit ihrem Judicium. Doch wird man — Gindely ausg nommen — nicht leugnen wollen, daß Wallenstein an Motiven für sein Handlungsweise nicht gerade arm war. Er betreibt aus allen Kräften ei gemeinsames Vorgehen der kaiserlichen und der ligistischen Armeen. Da Gerücht, er hätte sich mit Tilly überworfen, weist er mit Entrüstung zurüc „Daß zwischen dem Herrn Tilly und mir disgusti sollten passirt sein, i bezeug's mit Gott, daß ich keine Wissenschaft darum hab, und glaul gänzlich dafür, er auch; es müssen etliche böse Leut solches spargirt haben. Wir kennen diese „bösen Leut." „Der Herr Tilly," fährt Wallenstein for „ist also mit seiner Armee herabkommen, daß ich mich besorgen thue, da es einmal wird dürfen seltsam abgehen, denn er ist der bairischen Com missarien Sclavo und muß wider raggion travagliren und die Armee cor sumiren. Es ist gewiß nicht ohne, daß er wegen seiner tapferen Thaten b der Welt glorioso ist; wegen der Pacienz aber, so er mit diesen Hunds föttern muß haben, wird er bei Gott coronam martyrii erlangen. . . Der gute Alte, er befindet sich in ziemlich travagliosem Status, ist abe nicht selbst schuldig dran; . . er hat gethan, was sein Herr geschafft ha welcher nicht gern Geld umsonst ausgibt." . . „Er für seine Person i gewiß gut und willig, es kommen ihm aber seltsame Ordinanzen vo München zu." — Man sieht, auch Wallenstein konnte unter Umständ scharf judiciren, er konnte aber auch gerecht sein. Tilly, dem „guten Alten" ist nie ein schöneres, weil verdientes Lob gespendet worden, als in diese Worten seines größeren Rivalen.

Von Woche zu Woche harrte Wallenstein der Entscheidung von Wie und München über seinen Vorschlag, sich mit Tilly zu verbinden. „Ic vermeine bald mit dem Herrn Tilly zusammenzustoßen und der Sache auf Beste als möglich ein Ende zu machen," schreibt er am 27. Juni; un Tags darauf, nachdem eine Besprechung beider Feldherren zu Duderstad verabredet worden: „Ich verhoffe mit Gottes Hilfe, daß etwas fruchtba liches wird können gerichtet werden;" und abermals einen Tag späte „Auf die Woche werde ich mich mit dem Grafen von Tilly zu Duderstad abocciren, was wir Hauptsächliches gegen den Feind vornehmen solle

enn es ist Zeit." Am 2. Juli findet die gewünschte Zusammenkunft
tt. Sie führte, zu Wallenstein's Leidwesen, nicht zur Vereinigung sondern
r Trennung. Wie sehr auch Tilly und sein Feldmarschall Anholt
ner Cooperation geneigt waren, die Weisungen von München lauteten
gegen, und zwar, wie Wallenstein später erfuhr, vorwiegend weil von
ien aus, durch den nach München entsendeten Grafen Fürstenberg, da-
gen gearbeitet worden war. „Wäre der buckelte Graf von Fürstenberg
cht gewest," schreibt er voll Unmuths, „der Feind hätte eine ansehnliche
otta bekommen, denn der Graf von Tilly und der von Anholt haben's
r vor gut angesehen, sich mit mir an der Elbe zu conjungiren, er aber,
e ich vernehme, contraminirt sie zu München, und dieweil er ein Plo-
rer ist, so glaubt ihm der Kurfürst. In summa: man muß sich hüten
r denen, so die Natur gezeichnet hat. Wären wir zusammengerückt, so
ire gewiß der Mansfeld nicht nach Schlesien gezogen und ebensowenig
tte der Bethlehem (Bethlen) sich movirt." . .

Sind das nicht interessante Aufschlüsse? — Gindely will nichts mit
nen zu schaffen haben, wie mit tausend anderen Dingen, die ihm nicht in
n Kram passen. Er müßte bei ihrer bloßen Erwähnung zugestehen, daß
dem Monat Juli im Wallenstein'schen Lager gar nicht davon die
de sein konnte, sich noch einmal direct gegen Mansfeld zu wenden. Seit
Abmachung von Duderstadt hat Wallenstein den Gegner allerdings im
ge, der ihm nicht mehr entgeht. Er zweifelt kaum, daß es Mansfeld auf
hlesien abgesehen, nur meint er, „daß des Mansfelder's Sachen derzeit
nicht in solchen terminis befinden, daß er sich sollte allein hin
gen. Wird aber der König wollen eine Narretei begehen und mit seiner
zen Armee, wie mich der Kurfürst von Brandenburg hat berichtet, dahin
en Zug nehmen, so ist er verloren wie Judas' Seel, denn
werde ihm alsbald auf dem Fuß nachziehen und, wo ich ihn antreffen
de, drauf schmeißen." . . Er sah aber nicht das Nächstliegende
in, nicht blos das Einzelne sondern auch das Entfernteste, immer zu-
ch das Ganze, die Gegenwart und die Zukunft. So wußte er von den
spirationen Mansfeld's nicht blos mit Bethlen Gabor und den Türken,
mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem König von Schweden.
eich itzt," schreibt er am 6. Juli, „kommt der Oberst von Arnim, welcher
rtigt, daß das schwedische Volk innerhalb drei Wochen heraußen sein
, 15.000 Mann stark. Der Kurfürst von Brandenburg, was er mit
tractirt, ist Alles auf einen Betrug abgesehen; man merke ihm wohl
auf daß er seinen Herrn Schwager in Siebenbürgen (Bethlen) nicht
irt." Darum beschwört er Tilly noch jetzt, ohneweiters zu ihm zu

stoßen, „auf daß wir auf beiden Seiten der Elbe auf den von Weime
und Fuchs ziehen und sie zuvor abschmieren, ehe die schwedische Hil
kommt." — Wie mußte es ihn berühren, in seinen Entwürfen den tägli
wechselnden Ereignissen gegenüber vom Wiener Reichshofrath mit B
lehrungen und gar durch Absendung reichshofräthlicher Rathgeber behelli
zu werden. Man staunt über die Ruhe und Gelassenheit, mit der er e
widert, wenn er sagt: „Die Herren Gelehrten sind wohl gefaßt, Ordinanz
zu geben, aber wissen nicht, daß keine Mittel vorhanden sind, Kaisers Arme
so unbezahlt ist, auf solche Weise zu führen; dahero wäre gut, daß der v
Strahlendorf nicht in Acht nähme, was sein soll, sondern was sein kan
und was sein muß. Ich erwarte des Grafen von Trautmannsdorf n
Freuden, auf daß er sie mit Fingern greift, alle Incommoditäten, denn i
thue gewiß mehr bei der Sache als Mancher, der die Armee bezahlt
hätte. Weiß nicht, was ich auf die Letzt für einen Da
dafür bekommen werde." — Welche bedeutungsvolle Ahnung!

Es war am 10. Juli, als Mansfeld und seine Verbündeten aus d
Gegend von Tangermünde und Havelberg aufbrachen, um durch d
Brandenburgische gegen Schlesien zu marschiren; zehn Tage später hatt
sie Frankfurt a. O. passirt. Am 15. Juli ging die Vorhut der Fri
ländischen Armee unter Oberst Pechmann über die Dessauer Brücke; se
Tage darnach war Dieser mit sieben Regimentern zu Roß und Fuß
Sagan angelangt, um von nun an, dem Feinde fortwährend „hart
den Eisen," innerhalb vierzehn Tage sich des ganzen Oderstromes
Ratibor zu bemächtigen. Bedarf es mehr als einer Gegenüberstellung die
Daten, um Wallenstein von allem und jedem Verdacht einer absichtlich
oder unabsichtlichen Versäumniß zu reinigen? Er selbst konnte und dur
freilich nicht über Nacht mit dem Gros der Armee seine bisherige Positi
verlassen und einen voraussichtlich weiten, beschwerlichen Kriegszug antret
ohne zuvor für zweierlei umfassende Vorkehrung getroffen zu haben: s
eben seinen bisherigen und, so lange der deutsche Krieg nicht zu E
war, auch künftigen strategisch wichtigsten Stützpunkt, die Elbe, und s
Proviant.

Besonders die erste Sorge heischte eine zweite Unterredung mit Til
sie kam am 19. Juli zu Stande. Friedland verpflichtete sich, 8000 Ma
seines Heeres dem Befehle Tilly's zu unterstellen und demselben eine glei
Anzahl Truppen, die aus den Niederlanden im Anzuge war, zu üb
lassen; dagegen sollte Tilly verhalten sein, für die Sicherheit der Gar
sonen an der Elbe Sorge zu tragen und sich demgemäß der Elbe zu nähe
Wieder und wieder bittet Wallenstein, „daß Ihre Majestät dem Tilly

chreiben thun und ihn ersuchen, er wolle unterdessen an dem Elbestrome ißig Achtung geben, auf daß sich der Feind der occupirten Oerter nicht iederum bemächtigt und dadurch dem Kurfürsten von Sachsen zusetzt, denn entspringeten daraus viel Ungelegenheiten." Alle Vorkehrungen zum Auf- uch nach Schlesien sind getroffen, als ihn ein Schreiben Tilly's belehrt, ß Dieser keineswegs gewillt, der Vereinbarung gemäß, sich zur Deckung r Elbe weiter ostwärts zu wenden, sondern vielmehr entschlossen, sich in e Belagerung des festen Göttingen einzulassen. Das macht Wallenstein uerdings bedenklich. „Aus Beilag wird mein Herr sehen," schreibt er n 30. Juli seinem väterlichen Freunde, „daß der Herr Tilly wenig Lust t, nach der Elbe sich zu begeben, daher ich denn in großem Zweifel stehe, as ich thun soll. Ziehe ich von hinnen, so sind nicht allein die occupirten erter verloren, das Volk, so in praesidiis gelassen, niedergemacht, der urfürst von Sachsen mit dem Gegentheil sich zu uniren sforzirt, die übel ntentionirten im Reich werden sich gegen uns erklären, unser Volk in oße Furcht und Confusion gerathen. Ziehe ich aber nicht, so besorge ich ich, daß der Kaiser mit allen seinen Ländern periclitirt, denn, wie ich isirt bin, so zieht der Mansfelder gar stark fort jenseits der Oder, auf ß er sich mit dem Bethlehem conjungirt; so kommt der Schwed auch rch Pommern heraus und nimmt seinen Weg an der Oder heraufwärts. ch muß mich necessariamente noch eine Weile dahier ufhalten, zu sehen, wo es hinaus will, denn sollte ich so plötzlich ne Consideration hineinplumpen, so möchte etwas draus erfolgen, das cher übel zu remediren wäre." . . .

Daß Tilly seinen Versprechungen gegen Wallenstein nicht nachkam, klärt sich einzig und allein dadurch, daß Maximilian von Baiern nz entschieden gegen den Aufbruch der kaiserlichen Armee nach Schlesien ar und diesen bis zum letzten Augenblick mit allen Mitteln zu verhindern chte. Noch am 23. Juli stellte er Wallenstein brieflich vor, daß sein zug von der Elbe nur die Folge haben könne, seine Armee „in äußersten uin zu stellen," andererseits aber „Ihro königl. Majestät zu Dänemark e Gelegenheit zu eröffnen, sich der Oberhand zu bemächtigen und mehr bestärken, auch dieser Orten größere Progressen zu thun, dadurch Ihrer serl. Majestät Erbkönigreiche und Lande, wie auch die ihm untergebene mada in gleiche Gefahr gesetzt werden müssen." — Wie konnte sich axiмilian's Gesandter in Wien erfrechen, mit hämischen Worten über allenstein's angebliches Zögern zu berichten. Wäre ein Gindely nicht rpflichtet gewesen, dem fraglichen Berichte Leuker's die eben erwähnte atsache beizufügen? Zum mindesten das angeführte Schreiben Maxi-

milian's konnte ihm nicht unbekannt sein; die Antwort Wallenstein's darauf, vom 6. August, liegt gedruckt vor. Sie konnte bei aller schuldigen Ehrerbietung nicht kategorischer lauten. Er sendet Brief und Antwort Tags darauf nach Wien. „Wenn nur der Herr Tilly mit dem bösen Göttingen fertig wäre, so wären meine Quartiere assecurirt und ich könnte dem von Weimar und Mansfeld nachziehen," so hatte er noch kurz zuvor geäußert. Die Nachricht, daß Mansfeld „seinen Zug zwischen Polen und der Oder genommen" und nach Ungarn zu entkommen suche, macht alle weiteren Bedenken verschwinden. „Mir wäre viel lieber, dahier zu bleiben," schreibt er; „aber will ich nicht, daß Ihre Majestät Ihre Länder verlieren, muß ich dieselben entsetzen." Und schon am nächsten Tage meldet er: „Jetzt breche ich gleich auf und marschire auf Schlesien zu; ich werde starke Tagreisen thun und wenig rasten." An eben demselben Tage erfolgte der Ausmarsch. Und wie wurde marschirt? Alle vorhandenen urkundlichen Quellen zusammengenommen geben hierüber die unbestreitbare Auskunft: Friedland erreichte mit seiner Armee am 9. August Koswig, am 10. Jüterbok und Dahme, am 13. Kottbus, am 15. Forst und Kosel, am 16. Sorau, am 17. Sagan, wo einen Tag gerastet wurde. Am 20. in Bunzlau, am 21. in Goldberg (nicht in Neiße), eilte Wallenstein mit dem Heere über Jauer, Striegau, Schweidnitz und Langenöls nach Strehlen, wo er am 26. eintraf, um sodann über Grottkau am 28. in Neiße einzurücken und dort abermals Halt zu machen — doch nicht länger als höchstens anderthalb Tage, denn schon am 30. steht er in Neustadt, an der äußersten Grenze von Schlesien; am 2. September marschirt er bereits in Olmütz ein, am 3. in Kremsier, am 5. in Ungarisch-Brod an der ungarischen Grenze, die er Tags darauf überschreitet, um sofort an der Waag, bei Neustadl, eine feste Stellung zu nehmen.

Wer, der nur eine blasse Idee vom Heerwesen des dreißigjährigen Krieges zu haben glaubt, wird, mit der Karte in der Hand, nicht zugeben wollen, daß Wallenstein mit diesem seinen Gewaltmarsch vom 9. August bis 6. September eine für seine Zeit ganz unerhörte Leistung in Bezug auf Beweglichkeit und Ausdauer eines großen Truppenkörpers an den Tag gelegt; sie war ein Meisterstück allerersten Ranges. Wer wollte widersprechen, wenn er an Harrach aus Kosel schreibt: „Ich versichere ihn, daß ich mir meiner Seele Seligkeit nicht also lasse angelegen sein als Ihrer Majestät Dienst und ziehe stark fort und versichere meinen Herrn, daß keine Armee so stark marschirt hat als diese." Oder aus Sagan: „Ich versichere, daß ich mir keine Sache in der Welt mehr ange-

gen sein lasse als den Fortzug zu befördern, denn ich sehe, daß ja n der Eile Alles gelegen." — Dabei unterläßt er nicht, gelegentlich izufügen: „Eher hab ich von Zerbst nicht aufbrechen können, denn der uchs wäre mir in die Stifter gewischt und hätte den Paß an der Elbe enommen." Auch den nochmaligen Stoßseufzer kann er nicht unterdrücken: Hätte der Herr Tilly das böse Göttingen gehen lassen, wie ich ihn so nterschiedliche Male gebeten hab, und sich mit mir conjugirt, so wäre der Sach schon Feierabend gemacht." . .

Nochmals: das mitgetheilte Itinerar ist nach Wallenstein's Corre- pondenz und anderen gleichzeitigen Angaben, zumeist unmittelbar aus den enannten Orten herrührend, als ganz unwidersprechlich anzusehen. Ja, as das Schönste an der Sache: Gindely selbst liefert drei Seiten äter, nachdem er darüber raisonnirt, daß Wallenstein „sich in Neiße vier- hn Tage lang aufhielt und ruhig zusah" u. s. w., aus dem Neuhauser rchiv ein „Particularverzeichniß" (I, 115), das vollkommen geeignet ist, e Richtigkeit jenes Itinerars in allen wesentlichen Details zu erhärten. indely sagt: „Als er (Wallenstein) seinen Fuß auf den Boden Schlesien's tzte, wurde ihm Tag für Tag der nöthige Proviant verabfolgt. . . Eine naue Rechnung hat sich über diesen Gegenstand erhalten und weist nach, aß er für die mit ihm marschirenden Truppen folgenden Pro- ant erhalten habe: am 17. August in Sorau . . .; am 18. August in agan . . .; am 19. August in Sprottau . . .; am 20. August in unzlau . . .; am 21. August in Goldberg . . .; am 22. August Jauer . . .; am 23. August in „Striepe" (recte Striegau) . . .; n 25. August in Langenöls . . .; am 26. August in Strehla Strehlen) . . .; am 27. August in „Grotta" (Grottkau) . . .; am . August in Neustadt." . . .

Wie war es möglich, daß Gindely mit eigener Hand diese Daten derschrieb und doch auf seiner sonderbaren Behauptung von dem vierzehn- igen Aufenthalte Wallenstein's in Neiße hartnäckig bestehen blieb? Wie n er überhaupt zu dieser grund- und bodenlosen Behauptung? Ich hatte, e ich gestehen muß, einige Mühe, bis ich den allerdings schier unglaub- hen Erklärungsgrund gefunden hatte. Wie oben bemerkt, ist Gindely's währsmann der venetianische Gesandte Padavin, dessen Bericht vom September 1626 er abdruckt. In diesem Bericht steht aber kein Wort von, wie lange Wallenstein in Neiße geblieben, wohl aber, wie gleich- falls bereits hervorgehoben worden, die irrige Mittheilung, daß Montecu- li „in der vergangenen Woche zu Waldstein geschickt," denselben Neiße fand, „wo er am 21. des vergangenen Monats ange-

langt war." ... Die Vermuthung ist nicht ausgeschlossen, daß Padavin's Worte, so wie sie Gindely in der Uebersetzung wiedergibt, dahin verstanden werden wollten, daß Montecuculi am 21. August in Neiße eintraf und dort den Feldherrn erwartete, was mit den beglaubigten Thatsachen recht gut in Einklang zu bringen wäre. Auf eine derartige Auslegung verfällt aber Gindely nicht; sie wäre viel zu natürlich und — ohne alle giftige Spitze gegen Wallenstein. Er deducirt vielmehr, in nahezu beispielloser Mißachtung der Resultate aller neueren gründlichen Forschung über denselben Gegenstand, folgendermaßen — man höre und staune —: Am 3. September berichtet Padavin aus Wien, daß Wallenstein am 21. des vergangenen Monats in Neiße angelangt; vom 21. August bis 3. September, sagt Adam Riese, macht vierzehn Tage — ergo bedarf es gar keines anderen Beweises, daß Wallenstein „sich in Neiße vierzehn Tage lang aufhielt." —

Es dürfte schwer halten, in der modernen Literatur ein Seitenstück zu diesem Nonsens aufzutreiben. Man muß in seine eigenen „Funde" bis über die Ohren vernarrt sein, um Anderen solche Kraftproben höherer — Sachkenntnis, Unparteilichkeit und Logik (!) vorzuführen.

IV.

Man mag mit Gindely nicht rechten, wenn er, für seine Heldengestalt „im Lichte der gleichzeitigen Quellen" vom Anbeginne ihrer Laufbahn nirgends ein Wort der Anerkennung findet und, wo er Gefahr läuft, ein solche aussprechen zu müssen, wie etwa angesichts der „bewunderungswürdigen Thätigkeit" des Landesfürsten Wallenstein „in der Administration seiner Güter," dieser Gefahr sich schleunigst entzieht.

Begreiflich, daß er über die Vorgeschichte des Generalissimus — ein Vierteljahrhundert schwerer, aufreibender Kämpfe in Ungarn, Böhmen, den Niederlanden, Friaul und wieder in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn, in welchen der werdende Friedland „der Ehre höchste Staffel" eben nicht allzu „rasch" erstieg — mit wenigen gleichgiltigen Federstrichen hinweggeht, um höchstens über die „finanzielle Thätigkeit" seines Opfers mit Selbstbewußtsein einige „bedeutsame Mittheilungen," das heißt Anwürfe wegen Betruges und ähnlicher Sorte gegen den Privatcharakter Wallenstein's vorzubringen. Darauf, wie auf das Schlußcapitel des ersten Bandes, er schließt, wie er beginnt, mit der Erörterung einer Geldfrage, natürlich wieder mit Schmutz in Schmutz gemalt — behalte ich mir eine besondere eingehende, urkundlich belegte Erwiderung ausdrücklich vor.

Schon einmal, im Jahre 1875, wurde der Gegenstand der eben erwähnten Capitel von Gindely in einer Artikelreihe der jetzt Münchener „Allgemeinen Zeitung" behandelt. In zwei vortrefflichen, überaus dankenswerthen Schriften des Prager Gelehrten Thomas Bilek, „Geschichte der Confiscationen in Böhmen nach dem Jahre 1618" (2 Bände, 1882—83) und „Beiträge zur Geschichte Waldstein's" (1886), erfuhren die dortigen Behauptungen Gindely's durch Publicirung alles einschlägigen, unglaublich massenhaften und, Dank dem staunenerregenden Fleiße Bilek's, auch beinahe vollständigen Actenmaterials eine totale Widerlegung. Nichts wäre erklärlicher gewesen, als Gindely hätte nunmehr seine vormaligen, ohne alle und jede Begründung aufgestellten Beschuldigungen des Privatmannes Wallenstein einfach fallen gelassen und damit die eigene Sündenschuld mit dem Mantel kluger — Verschwiegenheit zugedeckt. Statt dessen erneuert Gindely zwar nicht alle seine Anklagen vom Jahre 1875, hält aber gleichwohl den Kern derselben durch allerhand Künsteleien aufrecht, indem er die in Bilek's Schriften enthaltenen Thatsachen zum Theil willkürlich verdreht, zum Theil aber ohneweiters unterdrückt. Doch, wie gesagt, davon an anderem Orte im Zusammenhange.

Um Bilek, noch ehe er auf denselben ausführlicher zu sprechen kommt, von vornherein beim Leser möglichst zu discreditiren, versucht es Gindely gelegentlich, dem Gegner verschiedene Ungenauigkeiten oder Unrichtigkeiten auf minder schlüpfrigen Gebieten nachzuweisen. Ich will hier sogleich zeigen, mit welchem Erfolg. Dabei soll zugleich dargethan werden, wie Gindely die früher ausgesprochene kühne Beschuldigung Wallenstein's wegen „der von ihm geduldeten Zuchtlosigkeit der Truppen" zu begründen in der Lage ist.

Indem Gindely (I, 179) der Klagen erwähnt, welche von Seite des Kurfürsten von Baiern gegen einen der Wallenstein'schen Oberste, einen Herzog von Sachsen-Lauenburg, erhoben wurden, gedenkt er auch eines Schreibens Wallenstein's an den Kaiser, des Inhalts, er habe den genannten Herzog „zur persönlichen Erscheinung vorgeladen und ihn beweglich ermahnt, der kurfürstlichen und fürstlichen Lande zu verschonen." Hiezu bemerkt Gindely: „Auf die bloße Mahnung beschränkte sich also die Bestrafung des Lauenburgers, dessen Schandthaten damals alle Welt empörten." Er fährt fort: „Man darf überhaupt die strengen Weisungen, die Waldstein in anderen Fällen auf Untersuchung und Bestrafung einzelner Obersten ertheilte, nicht wörtlich nehmen, man muß auch untersuchen, ob sie ausgeführt wurden. Waldstein's Strenge war keine systematische und gerechte, sondern eine launisch aufbrausende und tyrannisch sich gegen unbequeme Diener

äußernde." . . Seine erschöpfende Gründlichkeit in dieser Frage vor Augen zu führen, fügt Gindely noch eine Anmerkung bei, welche lautet:

„Bilek führte in den Beilagen L IV a—d (Beiträge, S. 307 fg.) vier derartige Befehle aus dem Jahre 1627 an, die wider den Lauenburger, die Oberste Hußmann, Boysi und Fahrensbeck und den Oberstlieutenant des letztern lauten, und glaubt natürlich in diesen Befehlen einen vollgiltigen Beweis dafür zu finden, daß Waldstein an den Excessen seiner Truppen unschuldig war und sie bestraft wissen wollte. Nun ist dem Lauenburger, wie aus unseren Mittheilungen ersichtlich, nichts geschehen, ebensowenig wurde dem Obersten Hußmann, den Waldstein zu verarrestiren und nach Kriegsrecht zu behandeln gebietet, ein Haar gekrümmt, denn im Jahre 1630 begegnen wir ihm an der Spitze seiner Reiter in Italien (Chlumecky, Regesten, 236, Fahrensbeck, den der General streng zu überwachen befahl, wurde nicht angetastet, sondern trieb sein Unwesen noch weiter fort. Ob dem Obersten Boysi und dem Oberstlieutenant etwas geschehen ist, kann man nach diesen Mittheilungen billig bezweifeln, und so zerplatzt die von Bilek aufgebauschte Strenge Waldstein's wie eine Seifenblase."

Wieder (I, 251) kommt Gindely auf eine Mahnung des Kaisers zu sprechen, „den Herzog von Lauenburg, über den die größten Klagen erhoben wurden, zur Verantwortung zu ziehen" ꝛc., mit dem Beisatz: „Dem Lauenburger wurde kein Haar gekrümmt." Und noch einmal (I, 256) heißt es: „Der General überfloß von Versicherungen, wie er die ligistischen Fürsten entlasten und den Lauenburger strafen wolle; seine Rede war ebenso falsch, wie sein Thun rücksichtslos und hart." (Vgl. auch II, 328.)

Prüfen wir diese Rede. Dazu ist erstlich von Nöthen, zu wissen, daß in der Zeit, von welcher gehandelt wird, drei Herzoge von Sachsen-Lauenburg als kaiserliche Oberste im Friedländischen Heere dienten: die Herren Rudolph Max, Franz-Albrecht und Julius Heinrich. Schon damit, daß Gindely meist nur vom „Lauenburger" spricht, scheint er zu verrathen, daß ihm dieser Umstand unbekannt. Die von ihm selbst (I, 172, 241 fg.) mitgetheilten und viele andere Actenstücke sagen aus, daß es sich hier um die Person des Herzogs Rudolph Max von Sachsen-Lauenburg handelte. Derselbe hatte mit Wallenstein's Zustimmung im Jahre 1626 ein Regiment zu Fuß und erst ein Jahr später ein Cürassierregiment errichtet. Er wurde nach Bilek's Mittheilung vom Generalissimus bereits am 11. Juni 1627 beauftragt, sich wegen seiner Excesse persönlich bei ihm zu verantworten. Schon am 19. Juli darauf verständigte Wallenstein den Hofkriegsrath von dieser Verfügung, mit dem Bemerken, daß er den Herzog Rudolph Max bis zur Austragung seines Processes in dem festen Neisse internirt habe. Die Proceßacten liegen nicht vor — doch auch Rudolph Max erscheint seit dieser Zeit niemals wieder bei der Friedländischen Armee; sein Musketierregiment wurde noch im selben

Jahre 1627 gänzlich aufgelöst; seine Reiter aber, zu Beginn des Jahres 1628 noch 1220 Pferde stark, wurden — wie Gindely eigenhändig (II, 66) constatirt — im September dieses Jahres auf 500 reducirt. Rudolph Max aber war und blieb aus dem kaiserlichen Heeresverbande für immer ausgeschlossen oder ausgestoßen. Gindely habe die Güte, ihn nach dem September 1628 bei irgend einer Action dieses Heeres namhaft zu machen. Und da wurde ihm, dem „Lauenburger" — „kein Haar gekrümmt"?

Johann Philipp Hußmann de Namedy war mit Bestallung vom 10. Mai 1627 als kaiserlicher Oberst zur Werbung eines Cürassierregiments ermächtigt. Die Bestallung des Marquis von Boissy (nicht Boysi) ist nicht vorhanden, datirte aber bestimmt auch erst vom Jahre 1627 und lautete auf sechs Compagnien (600 Mann) Arkebusierreiter. Der von Bilek abgedruckte Befehl des Oberfeldherrn gegen Hußmann und Boissy gebot am 27. December 1627 Arnim, damals Befehlshaber in Pommern, beide Oberste als solche zu suspendiren, zu verhaften und gegen sie „ohne einigen Respect dem Kriegsbrauch nach zu verfahren," ihre Regimenter aber zu reduciren. Ich habe dem beizufügen: Schon eine Woche zuvor hatte Wallenstein eine ähnliche Verfügung getroffen und dieselben Officiere auch direct hievon verständigt; und schon Tags darauf wurde Arnim beauftragt, die Compagnien Hußmann's und Boissy's entweder zu reduciren oder „unter andere Regimenter zu stoßen" und mit ihnen abzurechnen, was gleichfalls beiden Obersten in besonderen Schreiben notificirt wurde, „denn wir wollen nicht, daß durch eines Officiers unbilliges Wahrnehmen unter der kaiserlichen Armada Unordnungen verursacht werden." Daß diese Worte nicht in den Wind gesprochen waren, beweist ein vierter Befehl Wallenstein's an Arnim, nachdem „des Obristen Hußmann Obristlieutenant aus dem Arrest ausgerissen," denselben „dreimal citiren und, da er zum dritten Male nicht erscheinen würde, seinen Namen an den Galgen anschlagen zu lassen."

Am 29. December ging eine fünfte Weisung an Arnim, den Proceß gegen Hußmann und Boissy durchzuführen, mit dem Beisatz: „Der Herr sehe aber fürsichtig um, denn sie werden gewiß ein trama (?) mit ihren Officieren haben, auf daß nachher keine Mutination (Meuterei) daraus erfolgt." . . Und was weiter? Abermals geht die Antwort ohne Gindely's Wissen aus seiner eigenen Publication (II, 66) hervor. Collalto meldet am 20. September 1628, daß er Hußmann's Reiter von 1220 auf 500 Mann reducirt habe; ein Regiment „Boissy", wie Gindely schreibt, war bei Collalto's Ankunft 734 Pferde stark und ist an besagtem

20. September aus der Armeeliste der Kaiserlichen gestrichen — es ist das Regiment Boissy. Thatsächlich hat denn auch der Marquis von Boissy seit dieser Zeit aufgehört, kaiserlicher Oberst zu sein: er war, wie jener „Lauenburger", davongejagt. Wie kann nun Gindely „billig bezweifeln," daß dem Obersten Boissy „etwas geschehen ist"?

Freilich behauptet Gindely (II, 61), Collalto hätte jene Reductionen im September 1628 aus eigener Machtvollkommenheit vollzogen, d. h. vom Kaiser den Auftrag gehabt, ohne Wallenstein's Vorwissen „selbständig die theilweise Entlassung der Reiterei vorzunehmen." Das ist einfach nicht wahr. Abgesehen davon, daß dies ein Eingriff in die unbestreitbaren Rechte des Generalissimus gewesen wäre, den Dieser nimmermehr hätte zugeben können, ohne sofort seine Entlassung zu nehmen, ergibt schon die vorhandene Correspondenz Wallenstein's mit Collalto die gänzliche Unrichtigkeit dieser neuen Behauptung Gindely's. Bereits zu Anfang Juni's 1628 war bei einer Zusammenkunft der Generale zu Reichenberg die Reducirung der Reiterei um 4000 Mann verabredet worden. Im Juli bedankte sich Wallenstein beim Kaiser dafür, daß er diese Reducirung gutgeheißen, die er „für sehr nöthig erachte," und gab er am 10. dieses Monats seinem Feldmarschall den Auftrag, „er reformire was mehr als die 4000, wie wir zu Reichenberg abgeredet haben." Am 15. August schrieb Wallenstein aus Triebsees: „Meine Meinung ist, der Herr Bruder eile nicht gar zu sehr mit der Abdankung... Den Boissy, dieweil er so viel Unordnungen thut, danke er nur ab" u. s. w. — Wer kann da noch meinen, Collalto habe in dieser Angelegenheit gegenüber Wallenstein „selbständig" handeln dürfen!

Wahr ist, daß Hußmann's Reiter im Jahre 1630 den mantuanischen Krieg mitfochten, doch eben nur in der Stärke eines halben Regiments. Das mußte Jener als schwere Strafe betrachten. „Der Hußmann zieht in Italien zu seinen Reitern," schrieb damals Wallenstein an Collalto; „ist mehr ein Partitenmacherle als ein Soldat." Er kannte seine Leute. Hußmann kehrte im März 1631, mit wenig Ruhm bedeckt, nach Hause zurück, um dem Kriegsdienst für immer Adieu zu sagen.

Bleiben sonach in Gindely's Anfechtung der fraglichen Mittheilungen Bilek's nur noch der Oberst Fahrensbeck, recte Georg Wolmar Fahrensbach Graf zu Karkus, und dessen Oberstlieutenant, den Gindely dem Namen nach nicht kennt. Fahrensbach, sagt Gindely, „wurde nicht angetastet."

Es gibt in dem ganzen, großen Wallenstein'schen Lager mit seinem bunten Gewimmel mehr oder minder berühmter oder berüchtigter Gestalten

nur wenige, die ihrerzeit ob ihres eigenthümlichen-Schicksals eines so ausgebreiteten Rufes genossen, wie Fahrensbach. Wer davon nichts zu melden weiß, bekennt damit, daß er in Erforschung dieser Zeit und der in ihr handelnden Personen eben nicht tiefer eingedrungen als — Gindely. Ich kann hier natürlich keine erschöpfende Lebensgeschichte schreiben.

Auch Fahrensbach hatte erst im Jahre 1627 ein Oberstenpatent erhalten, und zwar ein solches über ein Infanterieregiment. Er fiel gleich zu Anfang Februar's dieses Jahres in feindliche Gefangenschaft; „mehr aus Unachtsamkeit" als aus irgend einem andern Grunde, urtheilte der Oberfeldherr, der auch erfuhr, „die vom Feind lamentiren sich sehr über sein Maul, daß er ihnen kein gutes Wort gibt." Als Fahrensbach im Mai die Freiheit wieder erlangt hatte, gedachte ihn Wallenstein, der eben Jeden nach seiner Qualification zu verwenden wußte, zu gewissen waghalsigen Unternehmungen zu gebrauchen: „Der Fahrensbach ist gut zu einer desperirten Diversion oder Impresa." Doch schon zwei Monate später war Fahrensbach des kaiserlichen Dienstes überdrüssig und erklärte sich bereit, für 20.000 Gulden sein Regiment zu resigniren, um sich bald darauf eines Anderen zu besinnen. Im Durchmarsch durch Brandenburg beging sein Oberstlieutenant Namens Echzel (auch Ochsel) viele Unzukömmlichkeiten. Auf die erste Nachricht hievon gab Wallenstein Befehl, ihn in Eisen zu schlagen und vor ein Kriegsgericht zu stellen: „er muß es mit dem Kopf bezahlen, er hat gar zu viel Exorbitanzen gemacht." (Bilek a. a. O.) — Gindely glaubt nicht an den Ernst dieser Worte. Und doch schon am nächsten Tage schrieb Wallenstein an Collalto: „Ich bekomme so viel Klagen über den Fahrensbach, daß er's nicht viel besser, wo nicht ärger, gemacht hat als der Görzenich" (wir werden sogleich hören, was das zu sagen hatte); „nun bin ich resolvirt, eine Demonstration gegen ihn vorzunehmen." Dabei besorgt der General nur, daß die Sache „etwas langsam wird fortgehen," denn „ehe man alle die Klagen wird zusammengebracht und certificirt haben, so gehen an drei Monate hin; auch, sobald er gefangen wird, so wird sein Regiment voneinanderlaufen, denn allbereit sein Oberstlieutenant entlaufen ist." . .

Damit gibt sich Gindely offenbar nicht zufrieden. Blutdürstig, wie er nun einmal ist, verlangt er die Hinrichtung Fahrensbach's ohne viel Federlesen, ohne langwierige Klage und Zeugeneinvernahme, und will er den Oberstlieutenant gehenkt sehen — man hätte ihn denn zuvor gefangen oder nicht. Zum Glück hatte Wallenstein Nachricht, wohin sich Echzel gewendet, und befahl darum dem Generalwachtmeister Lorenzo del Maestro, „er solle ihn lassen beim Kopf nehmen — alsdann will ich ihm auch

seinen Proceß machen. In summa ich hoffe, Etliche dermaßen zu überrumpeln, daß sich Andere daran spiegeln werden." — Damit ist dieser Echzel (nicht zu verwechseln mit einem andern Ochsel oder Echzel, auch „Eichzell", der gleichzeitig als Oberstlieutenant im Regiment Torquato Conti diente; s. auch II, 117) für uns verschwunden. Ich muß es Herrn Gindely überlassen, darüber zu denken und zu schreiben, was ihm beliebt.

Die Untersuchung gegen Fahrensbach ging ihren kriegsgerichtsmäßigen Lauf. Der Oberst blieb „auf freiem Fuß"; doch unterließ es Wallenstein nicht, Arnim fortwährend zu ermahnen: „Auf den Fahrensbach gebe der Herr gute Achtung, denn ich will ihm das Regiment nicht lassen" — „er kennt ihn wohl" u. s. w. Der schlaue Oberst verstand es, den Proceß bis in den Sommer 1628 hinauszuziehen und dabei noch andere Pläne zu verfolgen, die uns Wallenstein mit den Worten verräth: „der, so das Volk dem Schweden zuführen will, ist der Fahrensbach; er thut sonsten noch mehr lose Stück." Fahrensbach aber merkte, daß er verrathen war; er kam seiner Verhaftung durch schleunige Flucht zuvor. Er versuchte zu den Dänen nach Glückstadt zu entkommen, fand aber dort als „verdächtige Person" keine Aufnahme und ging nach Amsterdam. Sein Regiment wurde aufgelöst. — Nicht mit Wallenstein's Zuthun, sondern während dessen Entfernung vom Obercommando fand Fahrensbach trotz alledem im April des Jahres 1631 auf seine Bitte wieder Aufnahme in das kaiserliche Heer. Als jedoch Friedland abermals die Heeresleitung übernahm, faßte er Fahrensbach ganz besonders in das Auge. Derselbe wurde auf Wallenstein's Befehl im Frühjahr 1632 verhaftet, der „heimlichen Intelligenz" mit den Schweden überführt, vom Kriegsgericht zum Tode durch das Beil verurtheilt und zu Regensburg am 29. Mai 1633, da er der Hinrichtung gewaltsamen Widerstand entgegensetzte, von den Henkern „jämmerlich zerhauen und niedergemetzelt." — Ist Gindely damit endlich befriedigt? — Wohin doch blinder Eifer und Parteilichkeit einen sonst friedlichen, harmlosen Actenmenschen verführen können! —

Gindely ist nicht berechtigt, einen fleißigen, gewissenhaften Forscher wie Bilek hofmeistern zu wollen. Niemand versteht das wohlfeile Spiel, eine Seifenblase steigen zu lassen, besser als Gindely. Zugleich aber könnte es ganz entschieden Niemand geflissentlicher darauf abgesehen haben, sich selbst zu widersprechen, als Gindely. Es kann nicht anders als widerlich wirken, wenn Gindely einmal (I, 74) als die Ursache „einer allgemeinen Unzufriedenheit" im kaiserlichen Heere „die barbarische Strenge Wallenstein's" bezeichnet, um später mit derselben Miene dessen unver-

zeihliche Nachsicht gegen die Zuchtlosigkeit seiner Truppen, das „schlemmerische Luderleben der Officiere" (I, 349) zu beweisen — wie eben bewiesen worden — und wieder später dennoch bestimmte Fälle energischen Auftretens gegen die Excedenten hervorheben zu müssen, wie beispielsweise (II, 81) den Fall, daß Wallenstein am 16. Juli 1628 einen Verhaftsbefehl gegen den Obersten Hebron erließ, „der seine Stellung zu maßloser Bereicherung ausbeutete."

Leider auch hier muß Gindely sein Halbwissen eingestehen, indem er hinzusetzt: „Welches Resultat dies zuwegebrachte, ist nicht weiter bekannt, schwerlich aber dürfte der Oberst die frühere Machtvollkommenheit erlangt haben." Gindely weiß wieder nicht, was er aus den von ihm sogar zuweilen citirten Schriften Förster's und Chlumecky's leicht hätte wissen können, daß Oberst Hebron wenige Monate nach seiner Verhaftung ein todter Mann war und sein Regiment dem Fürsten Ernst von Anhalt gegeben wurde. Ist ihm ja auch nicht bekannt oder thut er doch so, als wüßte er nichts davon, daß kurz vor Erlassung der von ihm verhöhnten Decrete Wallenstein's gegen Rudolph Max von Sachsen-Lauenburg, Hußmann u. s. w. ein solches Decret in aller „systematischen", nicht „launisch aufbrausenden" Strenge an dem Obersten Adam Wilhelm Schellhardt Freiherrn von Görzenich die Execution wirklich erfahren hatte. „Auf daß man sich über mich im Reich nicht zu beschweren hat," schrieb Wallenstein am 12. October 1627 an Collalto, „daß ich die Transgressoren nicht straf, so hab ich heut dem von Görzenich den Kopf weghauen lassen; er ist wohl auf's Rad sentencirt worden, aber ich vermeine, daß man sich mit diesem contentiren kann. Er soll gar wohl und andächtig gestorben sein." — Noch nach zwei Jahren konnte Graf Pappenheim nach mündlicher Versicherung eines deutschen Kirchenfürsten berichten: „es sei durch die Görzenich'sche Demonstration männiglich genugsame Satisfaction geschehen und aller Kur- und Fürsten Gemüther dadurch acquietirt und contentirt worden."

Wallenstein war kein Tyrann, kein Wütherich. Er strafte; jedoch mit der äußersten Strenge nur selten und dann nur nach einem förmlichen Gerichtsverfahren. Wer wollte ihm das zum Vorwurf machen? Es schloß nicht aus, daß beispielsweise auf seinem Marsch durch Schlesien im Sommer 1626 bisweilen bemerkt werden konnte, „wie sechs Uebelthäter auf einmal aufgeknüpft wurden." Der Gang der Kriegsjustiz war auch bei ihm kein schleppender.

V.

Man findet kein Ende in Aufzählung der greulichen Widersprüche Gindely's, seiner mißgünstigen falschen Behauptungen, seiner absichtlichen oder unabsichtlichen Entstellungen, sowie der schlagenden Beweise seiner beschämenden Unkenntniß des großen Ganzen der Materie, die er behandelt. In Wirklichkeit gibt es in seinem Buche keine Seite Text, auf der ihm nicht eine Anzahl grober und allergröbster Verstöße nach einer und der anderen Richtung nachgewiesen werden könnte.

Wo steht z. B. der Beleg für das sonderbare Dictum, mit welchem Wallenstein in seinem Verhältnisse zu Tilly von vornherein in die für Gindely erforderliche schiefe Stellung gebracht werden soll (I, 82): „Der Kaiser hätte nicht den leisesten Widerspruch erhoben, wenn sich Waldstein der Auctorität Tilly's gefügt hätte" —? Steht so etwas dergleichen in der ihm vom Kaiser ertheilten Instruction oder sonst in einer kaiserlichen Zuschrift? Hätte denn nicht mit einer solchen Gefügigkeit der Kaiser als oberster Kriegsherr in Deutschland einfach zu Gunsten des Kurfürsten von Baiern abdicirt? Und hatte Wallenstein Recht oder nicht, wenn er behauptete: „Der aus Baiern hat die anderen Kurfürsten an sich gehenkt — er wollte allein gern dominus dominantium im Reich sein"—? Und weiß Gindely, indem er an derselben Stelle die Klage erhebt, daß „der kaiserl. General ein gutes Einvernehmen mit Tilly gleich im Beginn der Braunschweiger Friedensverhandlungen durch den verlangten Vortritt hinderte" — weiß er schon nicht mehr, daß er selber kurz vorher (I, 67 fg.) dem fraglichen Widerspruche Wallenstein's gegen die Anmaßung Tilly's in Angelegenheit des strittigen Vorranges der Subdelegirten auf dem Tag zu Braunschweig ausdrücklich zugestimmt mit den Worten: „die Richtigkeit dieser Einwendung ließ sich nicht bestreiten" —?

Hat er denn keine Ahnung, wie überaus komisch es wirken muß, wenn er (I, 282 fg.) so ernsthaft und so umständlich wie nur möglich von der großen und lebhaften Debatte berichtet, die auf dem Ligatag zu Würzburg über die — Titulatur geführt wurde, „deren man sich gegen den verhaßten Mann (Wallenstein) bedienen sollte" —? Wahrhaftig ein köstliches Bild: Kur-Mainz, Trier und Cöln und Baiern, Sachsen und Brandenburg in heftigem Wortkampf gegeneinander, ob Friedland, der Herzog nicht nur als „Freund", ja in Gottes Namen, wozu man dem Todfeind gegenüber herzlich gerne bereit war, als „besonders lieber Freund," sondern auch als Herr und Freund" u. dgl. begrüßt werden dürfe. D

wird es Einem in der That schwer gemacht, nicht eine Satyre zu schreiben, so etwa nach berühmtem Muster die Parodie:

„Schmähend mit viel bösen Reden
Ihres Kaisers General
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Würzburg in dem Saal." . . u. s. w.

Wie gigantisch hebt sich gegen diese Pygmäen die Persönlichkeit Wallenstein's ab. Er kannte die Fürsten und ihre Stellung ihm gegenüber. Es sind packende Worte, die wir nach Jahren über dieses Verhältniß aus seinem Munde vernehmen: „Daß ich im Reich verhaßt bin, das geschieht aus der Ursach, daß ich dem Kaiser gar zu wohl gedient hab wider ihr vieler Willen. Daß ich mit großer Macht Frieden machen will, das ist Raison, denn si vis pacem, para bellum." . . „Wollen sie Krieg führen und menagiren, dem Reich aber Gusto und nicht Disgusto durch die Einquartierungen geben, so suchen sie sich unsern Herrgott zum General und nicht mich!" . . . „Die Kerls bedenken nicht die futura sondern die praesentia und wissen doch, wenn der Kaiser periclitirt, daß sie verloren sind." — Ganze, lange Capitel in dem Buche Gindely's werden mit diesem einen Worte wie eitel Spreu hinweggeblasen.

Es kommt nicht oft vor, daß man in diesem Buche poetischen Anwandlungen ausgesetzt wäre. Das macht vor Allem Gindely's Manie, bei jeder Gelegenheit sein Talent als Rechenkünstler leuchten zu lassen. Als solcher zählt er nicht nur, wie wir gesehen, das heidenmäßig viele Geld, das Wallenstein verdiente oder eigentlich nicht verdiente und doch in seine Tasche steckte; er zählt auch die Truppen, die unter Wallenstein und Tilly standen. Nur ist er auch hier wie überall bis zum Exceß parteiisch. Um zu erhärten, wie sehr Wallenstein im Unrecht war, im Sommer 1626 der Liga nicht den größten Theil seines Heeres zu überlassen, wird ohne weitere Zählung schlankweg erklärt, daß Tilly dem Feinde gegenüber „zu schwach," Wallenstein aber „allzu stark" war (I, 97). Als ob ein Kriegsheer im Angesichte des Feindes überhaupt jemals „allzu stark" sein könnte. Gindely hindert das nicht, gleich darauf zu erhärten, daß Tilly mit Rücksicht auf seine Truppenzahl das Recht gehabt hätte, viel größere Quartiere zu beanspruchen als Wallenstein. Zwar heißt es (I, 307): „wie groß die effective Stärke der Ligisten war, ist unbekannt" (beiläufig gesagt gibt es recht gute Quellen, denen das wohlbekannt ist); . . . . so viel ist aber ersichtlich, daß die Zahl der kaiserlichen Regimenter dreimal so groß war, wie die der Ligisten." Man sollte glauben, daß das gegen das letzterwähnte Begehren Tilly's spräche. Gindely weiß sich zu helfen und setzt

nachträglich (II, 344) auseinander: da die kaiserl. Regimenter „nie comple waren" (wer sagt ihm, daß die ligistischen es jemals waren?), „o schwindelhafte Betrügereien getrieben wurden, so kann man mit Grund vermuthen, daß der Effectivstand der Ligisten verhältnißmäßig stärker war als der der Kaiserlichen" — „verhältnißmäßig", was in gegebenen Fall allerdings gar nichts beweist, in den Augen Gindely's abe vollauf genügt, das in der Begründung zwar nur „vermuthete" Mißver hältniß in der Conclusion dennoch als etwas Thatsächliches hinzustellen Wie käme man sonst zu einem Verschulden Wallenstein's?

Und trotzdem entgeht ihm, wo eine Schuld — im Sinne Gindely's — sich vielleicht finden ließe, der schon auf seiner Hand liegende Nachwei dieser Schuld. Er rechnet es Wallenstein zum Verbrechen an, daß e ligistische Officiere von besonderer Tüchtigkeit, wie Pappenheim und de Grafen von Anholt, für sein eigenes Heer zu gewinnen suchte, freut sic aber darüber, daß hier der Liebe Mühe umsonst gewesen, denn nach seine Meinung (II, 153) „gelang es ihm mit keinem von Beiden." Zum Be weise dessen werden Chlumecky's Regesten, Seite 149, angeführt. Hätt Gindely in demselben Werke nur ein bischen weiter geblättert, so hätte e daselbst (SS. 154, 157, 191, 211 fg.) erfahren, daß Johann Jaco Bronckhorst Graf von Anholt in der That im Jahre 1629 in kaiserliche Diensten stand, zwei Cavallerieregimenter auf einmal für Wallenstein war und auf seinen Befehl im April 1630 dreitausend Mann nach Italie schickte. Anderwärts hätte er auch das Bestallungsdecret dies Grafen Anholt zum kaiserlichen Feldmarschall ddto. 20. Octobe 1629 finden können und wieder anderwärts das Factum, daß Anholt ei Jahr später gestorben. Doch das sind Lappalien.

Woher nimmt Gindely die Beweise für die unzählige Male wiede holte Verdächtigung (I, 197, 208 ꝛc.; II, 24, 375 ꝛc.), daß alle, di Wallenstein bei Hofe einmal das Wort zu reden suchten oder auch nur z reden schienen: ein Questenberg, ein Graf Werda, Fürst Eggenberg, j selbst ein Pater Lämmermann und der Abt von Kremsmünster, de nachmalige Bischof von Wien, ohne Ausnahme von ihm, dem Frie länder, durch schnödes Geld bestochen waren? Woher dafür (I, 225 daß Wallenstein im Februar 1627 den Posten eines Statthalters vo Böhmen und (I, 98 ꝛc.) fast gleichzeitig auch die Kur Brandenbur haben wollte? Woher endlich weiß er, daß Wallenstein, wie gleich eingang mit Befriedigung hervorgehoben worden, den Wahnwitz so weit getriebe (II, 24 fg., 375), bereits im Jahre 1628 daran zu denken, sich über kur oder lang sogar zum deutschen Kaiser aufzuwerfen? Er hat für da

Alles kein anderes Zeugniß, als daß nicht blos Dieser und Jener sondern „auch zahlreiche andere Personen dieselbe Beschuldigung ausgesprochen." — Heißt das beweisen? — Ich kann nur mit Gindely's persönlichem Freunde sprechen: nicht blos nach eines Einzelnen Erachten sondern vielmehr nach allgemein-menschlichem Moralgesetz „geben hundert Verleumdungen nicht ein Quentchen Wahrheit und hundert Muthmaßungen nicht ein einziges Zeugniß."

Das so denkwürdige Gutachten der kaiserlichen Geheimen Räthe über die Frage der Entlassung des obersten Feldhauptmannes, erstattet zu Regensburg am 5. August 1630, eine als Ganzes wie in allen ihren Theilen prächtige Apologie der Gesammtthätigkeit Wallenstein's während seines ersten Generalates, weiland von Friedrich Hurter bis zur Unkenntlichkeit und Unbedeutenheit verstümmelt, von Ottokar Lorenz wieder zu Ehren gebracht, wird unter Gindely's Händen (II, 287) durch künstliches Drehen und Deuteln in eine fulminante Anklageschrift verwandelt. Um aber diese Methode bis an die äußerste Grenze festzuhalten, wird zum Schluß der gefallenen Größe nach altem Brauch ein ganzer Hagel von Steinen nachgeworfen: „In seine nunmehrige Zurückgezogenheit," sagt Gindely u. A. (II, 305) von dem „gewesten" Feldhauptmann, „folgte ihm nicht die Achtung und Bewunderung zahlreicher Anhänger, denn er hatte Raubgenossen, aber keine Freunde und Verehrer gefunden." . .

Wer wüßte nicht nach einigem Studium des Jahres 1630, welchen gewaltigen, betäubenden Eindruck das Regensburger Ereigniß im ganzen kaiserlichen Heerkörper und weit darüber hinaus hervorrief. Bedarf es da erst noch eines Citates? „Obwohl alle diejenigen, so vielfältige Gnaden von Eurer Fürstl. Gn. empfangen, aber daß E. F. Gn. sich der schweren Last abgethan, sich hart betrüben, so halte ich doch dafür, daß es keinem mehr an's Herz geht, als meiner wenigen Person, denn ich gewiß Ursachen unzählig, die mich zu trauern bewegen, . . denn keinem Potentaten in der Welt werde ich lieber dienen als Eurer Fürstl. Gnaden." So schreibt der ehrliche Oberst Johann von Götz am 6. October 1630. — „Es ist zuförderst Gott und . . E. Fürstl. Gn. selbst, wie männiglich bekannt, daß aus keinen anderen Ursachen ich mich bei der römisch kaiserl. Armee bis dato aufgehalten, als nur aus unterthäniger Affection und zu gehorsamsten Diensten zu E. Fürstl. Gn. Nun ich aber vernommen, daß E. Fürstl. Gn. bei der Armee nicht länger sein wollen, als ist mir's auch nicht rathsam gewesen, dabei zu verbleiben." So schrieb wenige Tage später Hans Friedrich von Sparr, der General-Quartiermeister, und nahm die Entlassung. — Seinem Beispiel folgte mit vielen Anderen Oberst Heinrich

von St. Julien. — Und ganz gleichzeitig berichtet ein Vierter: . . „Die Herren gebrauchen das Interregnum und segnen sich mit dem Kreuze, weil sie es haben. Ich besorge, daß ich sonder Unglück schwerlich aus dieser Gesellschaft gerathe; die Leute sind so plump eigennützig. . . Daß Jeder mich soll commandiren und doch daneben nichts verstehen, ist mir ungelegen. Weil ich das Leben habe, verbleibe ich Eurer Fürstl. Gn. unterthäniger, gehorsamer Diener — Heinrich Holk." Nur Wallenstein's lebhafte Vorstellung vermochte den wackeren Holk bei der Armee zu bleiben, was er mit Widerstreben versprach, „der ganzen Hoffnung, daß E. F. Gn. noch einmal sich unser armen Verlassenen entweder annimmt oder auch uns zu sich an andere Oerter abfordert." . . Dieselben dringenden Wünsche äußert der Generalwachtmeister Johann Virmont v. der Neersen, ein ebenso braver Soldat: „Ich verhoffe, E. F. Gn. werden sich Ihrer verlassenen Landsknecht bald gnädigst wiederum annehmen, oder ich werde des Krieges müde." — Nicht anders lassen sich Caspar von Gramb, Commandant in Wismar, und Feldzeugmeister Hannibal von Schauenburg vernehmen. — „In summa," schreibt Burggraf Hannibal von Dohna kurze Zeit darauf, „es ist bei Ihrer Majestät Armee anjetzo kein Respect sondern die höchste Confusion, da E. Fürstl. Gn. uns verlassen. Will derowegen vom Herzen wünschen" u. s. w. — „Jetzo befiehlt Jedermann," seufzt Oberst Wolf Rudolph von Ossa. Und schon in der ersten Hälfte Januar's 1631 weiß Maximilian, des Herzogs Vetter, aus Wien zu melden: „Der Fürst von Eggenberg schreibt mir, daß Ihre kaiserl. Majestät und alle Ihre Räthe bereits erkennen, was sie an Eurer Hoheit verloren haben." — Hans Georg von Arnim, vor Kurzem noch kaiserlicher Feldmarschall, nun im Begriffe, in sächsische Dienste zu treten, schreibt (6. October 1630) an Oberst Wengiersky auf die erste Nachricht von Wallenstein's Abdankung, es werde dieselbe „in ganz Kurzem sowohl bei der Armee als auch sonsten große Alteration bringen. . . Gewiß, Ihrer kaiserl. Majestät Dienst hätte ein Anderes erfordert. Doch ist Gott der Allmächtige wunderlich in seinem Rathe." . .

Haben die aufgezählten Namen, die ich beliebig vermehren könnte, für Gindely kein Gewicht, so wird er dies Anderen doch wohl nicht absprechen können: Männern wie Gottfried Heinrich v. Pappenheim und Octavio Piccolomini. „Ich versichere Eure Herrlichkeit," schreibt Dieser aus Chierasco an St. Julien, „daß ich keinen größeren Trost auf der Welt empfände, als wenn ich sehen sollte, daß der Herr Herzog von Mecklenburg sein früheres Commando wieder übernähme. . . Ich weiß, wie viel ich der Leutseligkeit (gentilezza) jenes Herrn schulde, und bin begierig, dies durch Thaten wahrer Erkenntlichkeit zu bezeugen." — Kein Anderer aber als der

ligistische Feldmarschall ist es, der sich zu seinem väterlichen Freunde und Lehrer im Friedländer Hause zu Prag in dankbarem Vertrauen äußert: „Eurer Fürstl. Gn. hätte ich diese Zeit hero von unserem guten Zustand gern berichtet, so scheint aber, es seien mit Eurer Fürstl. Gn. Person alle gute Succeß zugleich von uns gewichen. Und ob ich zwar deroselben methodum fleißig observirt, den Feind mit Macht bei Zeit zu übersetzen, ihn nit zu verachten noch in consiliis so vermessen zu sein, auf's Treulichste gewarnt und demonstrirt, auf was Weise Eure Fürstl. Gn. durch Uebersetzung des Feindes das ganze römische Reich bezwungen und im Zaume gehalten haben: so bin ich doch darüber mehr verlacht als geglaubt worden. Jetzt aber, da es zu spät und die Kuh aus dem Stall, bekennt man, daß kein besser, ja kein ander Remedium ist." . .

So zeigt sich denn Schritt für Schritt in Gindely's „Forschung" die baare Unhaltbarkeit, der absolute Mangel an jenem reinen Wahrheitssinn, ohne welchen eine objective Geschichtschreibung nicht gedacht werden kann. Nur seine Unzulänglichkeit vermag ihn gegen ein noch ganz anderes Brandmal zu schützen; sie allein — die Unzulänglichkeit — kann ihn entschuldigen, obwohl sie durchaus verschuldet ist, denn Gindely hatte die Acten und Druckschriften, aus denen er sich eines Besseren belehren konnte, zum großen Theil vor sich, er brauchte nur zuzugreifen. Und damit qualificirt sich ganz von selbst seine Methode, deren Absichtlichkeit sich nie und nirgends zu verbergen sucht, als ungeheuerliche — —. Sapienti sat. Der Vorwurf, den er gegen einen der redlichsten Menschen und Forscher zu schleudern wagt (I, 207), fällt auf ihn selbst zurück.

Wohl wäre es Pflicht, auch über die Form des Gindely'schen Buches ein Wort zu verlieren. Ich will sie nur streifen, um eine allgemeine thatsächliche Bemerkung daran zu knüpfen. Wie ein aufmerksamer Beobachter unseres (österreichischen) Parlamentarismus sich der Wahrnehmung nicht wird verschließen können, daß die Gewandtheit in der Beherrschung der deutschen Sprache, die wir vor zwanzig und noch vor zehn Jahren an tschechischen Rednern im Reichsrathssaale oder in der Landtagsstube aufrichtig anerkannt, allmälig verloren zu gehen scheint, indem sich in deren deutschen Reden wider Willen, doch immer auffälliger und störender das Idiom ihres täglichen Umganges geltend macht: so muß ein ähnlicher Uebelstand seit Jahren auch auf literarischem Gebiete constatirt werden. Unsere böhmischen Gelehrten tschechischer Herkunft verlernen allmälig die Fertigkeit, ein richtiges, gutes Deutsch zu schreiben. Ein Beweis hiefür Gindely, dessen erste Bücher in Bezug auf Stil mit Recht als beinahe tadellos angesehen wurden; sein Stil aber hat sich fortwährend verschlechtert. In seinem letzten

Werke wimmelt es von Tschechismen. Wie für die historische Wahrheit hat er keinen Sinn mehr für den Geist der deutschen Sprache. „Die Darlehen von Personen, die sich an dem Aufstande nicht betheiligt hatten und zurückbezahlt werden mußten," heißt es Band I, 25. „Von dem Abbruch der Braunschweiger Friedensverhandlungen bis auf den Abmarsch Waldstein's nach Schlesien" (I, 82) klingt ebenso gut „böhmisch" wie die Erzählung (an derselben Stelle), daß „Tilly und Waldstein auf einander Ansprüche wegen der Cooperation im Kriege stellten." Offenbar weiß Gindely nicht, was das altdeutsche „in die Harre" (d. h. auf die Dauer) zu bedeuten hat; er macht (I, 155) „in die Haare" und „in den Härrn" daraus. Da kann es freilich nicht wundern, (II, 169) zu hören: „Dem Magdeburger Rath wurde je länger je ängstlicher zu Muthe." Wie lange dem Rathe überhaupt „zu Muthe war," wird nicht gesagt. — Und so kommen wir nicht aus dem Staunen bis zur letzten Capitelüberschrift (II, 307 fg.): „Die Ergebnisse der Waldsteinforschung während der Jahre 1625—30."

Genug des Details. Wohl Niemand wird Verlangen tragen, dessen mehr zu erfahren — nicht einmal Gindely. Wie aber nach alledem die Gesammtauffassung des Gegenstandes beschaffen, der in Gindely's Buche zur Darstellung gelangen soll, ist unschwer zu errathen. Da ist kein Aufblick zur Höhe und zur Größe: nur kleinlicher Haß und Neid, Scheelsucht und widrige Nergelei kommen zur Geltung! Und doch war Gindely vorsichtig genug, seine „Funde" aus den Vorzimmern der kaiserlichen Hofburg von vornherein gegen Eines in Schutz zu nehmen (I, 11): „Unbegründete Vermuthungen und Klatschereien fanden bei ihnen keinen Raum." Und doch kann sogar er nicht immer leugnen, daß der spanische Gesandte „nur geflunkert" (I, 59); daß ein Bericht des päpstlichen Nuntius „an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet" (I, 85) oder daß Lenker und Padavin und Wahlenberg — seine besten Fundgruben — „diesmal nicht genau genug unterrichtet sind" (I, 161) u. s. w., u. s. w.

Und so kann er auch nicht vertuschen, daß, so oft der von den Hofschmarotzern und Federhelden fortwährend aufs Aeußerste beschimpfte und verdächtigte Feldherr und Staatsmann bei Hofe in eigener Person erscheint oder sich nur in dessen Nähe zeigt, alle Verdächtiger und Schimpfer, gleichwie die Frösche im Sumpfe, plötzlich verstummen und Wallenstein nach oben wie nach unten nicht blos sich vollständig klaglos zu stellen weiß, sondern auch in der kaiserlichen Gunst immer nur höher steigt. Kaum hatte er, der Vielgeschmähte und Gelästerte, in der merkwürdigen Entrevue

zu Bruck an der Leitha am 25. November 1626 des Kaisers Abgesandten sich offenbart und ihnen sein militärisches und politisches Programm entwickelt, und Gindely muß gestehen (I, 168): „Gewiß ist, daß in Wien die Unzufriedenheit über die Kriegführung Waldstein's jetzt ein Ende nahm." — Noch widerhallte der Hof im Frühjahr 1627 von dem Gezeter, mit dem „alle Welt, die Freunde und Feinde des Kaisers, . . das autokratische Benehmen Waldstein's, seine Nichtbeachtung der kaiserlichen Interessen und Wünsche verurtheilte, über ihn spottete oder klagte" (I, 208) — sogar die schwere Krankheit, in die er verfallen war, wurde als „nur fingirt" bezeichnet (I, 207) und „zu sonderbaren Vermuthungen" ausgebeutet (I, 217 fg.) — und schon muß sein ärgster Verdächtiger und Verleumder, Padavin, sich gründlich selbst desavouiren und nach Hause berichten (I, 226 fg.): „Bevor Waldstein bei Hof anlangte, hat Jedermann über ihn geschimpft. Heute läßt Niemand mehr seine Stimme ertönen, er selbst aber rechtfertigt sein bisheriges Vorgehen und beruft sich auf die dringenden Umstände, die es unmöglich gemacht, den Befehlen des Kaisers zu folgen, weil dies nur zu seinem größten Nachtheil hätte geschehen können." — Und abermals (I, 362): „Als Triumphator kehrte der General im December 1627 nach Böhmen zurück, angestaunt von seinen Landsleuten und beneidet von seinen früheren Standesgenossen, die ihm auf Schritt und Tritt übel nachredeten" — richtiger: übel nachgeredet hatten. Der Kaiser aber lohnte den kurz vorher als Feigling Gescholtenen mit dem Herzogthum Mecklenburg und dem Titel eines „General-Obersten-Feldhauptmanns, wie auch des Oceanischen und Baltischen Meeres Generalen."

Gindely hat kein Auge für das Ganze, noch weiß er für sich und seine Leser die Hauptmomente von dem Unwesentlichen und Bedeutungslosen zu scheiden und klar zu machen; er ist und bleibt vom Anfang bis zum Ende in der Fluth seiner famosen Gesandtschaftsberichte gänzlich versunken. Kein Wunder, daß die mehr als achthundert Großoctav-Seiten seiner Publication nicht einmal ein nur ungefähres Bild der äußeren Kriegsbegebenheiten des besprochenen Zeitraumes liefern, denn ebenso wie über Wallenstein's geheimste Gedanken weiß er in der Regel auch über die jeweiligen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze lediglich aus den Wiener Berichten diplomatischer Agenten gefärbte und getrübte Nachricht zu geben. Ich wiederhole: auch solche Berichte haben ihren besonderen Werth. Wie irgend Einer weiß ich die unnachahmliche historische Kunst Leopold von Ranke's in der Verwerthung solcher Quellen zu schätzen, ja zu bewundern. Was aber Gindely hier geliefert, ist beileibe keine Kunst, ist höchstens ein Kunststück, das wunderliche Kunststück, ein- für allemal überzeugend dargethan

zu haben, wie man Gesandtschaftsberichte nicht verwerthen soll und darf will man den Ruf eines Historikers nicht für alle Zeit verwirken. — „Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegreiche Partei sich zum Feinde gemacht; ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebt und seine Geschichte schrieb!" Nie ist mir die ganze Kraft und Tiefe dieser Worte Schiller's, des Historikers, so vor die Seele getreten als bei der Lectüre des jüngsten Werkes Gindely's, seiner zweibändigen Schmähschrift „Waldstein . . im Lichte der gleichzeitigen Quellen." Er darf stolz darauf sein: er hat die geschichtschreibenden Feinde Wallenstein's alle übertrumpft; in solcher Erbärmlichkeit und Niedertracht erschien dieser Wallenstein noch bei Keinem — Keinem.

Ich verkenne nicht die gute Seite der Leistung Gindely's; am Ende ist auch ihr eine solche nicht abzusprechen. Es ist ein eigenthümlicher Geschmack sich nur mit unsauberen Dingen zu befassen; und doch muß es wohl allerwärts auch solche Käuze geben, denen die Arbeit zufällt, dem Schmutz und Koth, an dem es ja nirgends fehlt, ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Sache wird um so löblicher, wenn sich Einer findet, der dies Geschäft aus freien Stücken und noch dazu mit ungeheucheltem Behagen verrichtet. So ist es denn Gindely's Verdienst um die Wallenstein-Literatur, allen und jeden Kehricht übler Nachrede, Verdächtigung und Verleumdung, der sich im Laufe der Jahre in den verschiedenen zugänglichen Staatsarchiven über Wallenstein's erstes Generalat angehäuft, in einem zweibändigen Druckwerk ziemlich chronologisch zusammengekehrt und der Nachwelt aufbewahrt zu haben, um dadurch — so recht „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" — endlich einmal Gelegenheit zu bieten, die Anschuldigungen alle der Reihe nach definitiv zu widerlegen und so, wie er gewollt, nur in verkehrter Richtung, „die Wagschale endgiltig nach einer Seite sinken zu machen." Seine, richtiger seiner Agenten Unwahrheit — das ist das Facit — vermag zuletzt ja doch, Alles in Allem, nur Eines zu bewahrheiten, den Ausspruch seines Helden: „Ich habe mehr Kriegs mit etlichen ministris als mit allen den Feinden."

Wallenstein's Sturz im Jahre 1630 war der vollständige Sieg der Feinde deutscher Größe und Reichseinheit; das geht aus Gindely's Publication für Jedermann, nur nicht für Gindely, sonnenklar hervor. Ein Jahr genügte, den Kaiser selbst, der das entscheidende Wort gesprochen hatte, davon zu überzeugen. Er fügte der Stelle in dem erwähnten Protokoll des Confidenzrathes über die Entlassung Wallenstein's, die auch der möglichen Folgen dieses Schrittes in militärischer Hinsicht dachte, nach Jahr und Tag mit eigener Hand die bedeutungsschwere Glosse bei:

„O Jammer, das haben wir an dem unglückseligen 17. September 1631 vor Leipzig erfahren und erfahren's noch heute mit unverwindlichen Schäden!" — Undeutsch in seinem ganzen Wesen, konnte ein Gindely nach mehr als dritthalbhundert Jahren die Tragweite jenes größten Fehlers Ferdinande'ischer Politik nicht ermessen. Sein Buch ist ein Pamphlet und keine Biographie; die Caricatur, die er gemalt, ist alles Mögliche, nur nicht der „Wallenstein" der Geschichte, ist eben weiter nichts als — Gindely's „Waldstein."

Zu dem Gedichte Ludiše und Lubor in der Königinhofer Handschrift.

Von Dr. Joh. Kniescheck.

In dem um die Echtheit der Königinhofer Handschrift (Kh. Hs.) neu entbrannten Kampfe hört und liest man oft genug den Vorwurf, wir Deutschen ließen uns in unserem Urtheile über jenes Werk nur von einseitig nationaler Voreingenommenheit und nicht von dem Gewichte der Gründe bestimmen und stehen darum unbedingt in den Reihen der Gegner. Die zwei Erfordernisse, die ein bekannter Slawist von jedem verlangt der die Kh. Hs. in ihrem vollen Werthe erfassen will, können wir freilich nicht aufweisen: nämlich daß man tschechisch fühlen und womöglich auch ein bischen Deutschenhaß besitzen müsse. Aber so blindlings lassen wir uns in unserem Urtheile nicht von den ersten besten Gründen leiten, vielmehr verlangen wir ihrer recht viele, je mehr desto besser. Daß wir unsere Kräfte nicht einsetzen zur Rettung eines Werkes, das von wildem Deutschenhasse durchsättigt ist, das im Vereine mit andern Fälschungen in erster Reihe mit dazu beigetragen hat, den Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen zu verschärfen, ist sehr natürlich. Die Kh. Hs. hat sich als das beste Lehrbuch des nationalen Chauvinismus bewährt, und eben darum will man unbedingt an die Echtheit der Hs. glauben und nichts hören von all' den Gründen, die schon im Uebermaße gegen dieselbe vorgebracht worden sind.[1])

Ich werde dieselben durch meine nun folgenden Darlegungen nicht vermehren, vielmehr will ich nur eine Behauptung Feifaliks, die derselbe

1) Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß neuestens jüngere tschechische Gelehrte die Echtheit der Kh. Hs. mit wissenschaftlicher Objectivität untersuchen. Nur ist es nicht zu billigen und der Sache gewiß einträglich, wenn zufällige belanglose Privatgespräche in die Polemik gezogen werden. In wissenschaftlichen Fragen sollen nur wissenschaftliche Gründe entscheiden. Anm. d. Red.

in seiner Schrift „über die Kh. Hs." mehr angedeutet als ausgeführt hat, in ein schärferes Licht setzen. Ich merke überhaupt, daß dieser Gelehrte schon im J. 1860 ziemlich alles vorgebracht hat, was an gewichtigen Argumenten gegen die Echtheit dieses Denkmales sich finden ließ, wenn auch vielfach nur die Resultate seiner Forschung hingestellt sind ohne die Details der Ausführung. Die Zeit mit ihren Fortschritten auf allen Wissensgebieten beweist immer deutlicher, daß Feifaliks Ausführungen in den Hauptpunkten richtig sind und daß die Brüder Jireček in ihrer Vertheidigungsschrift „die Echtheit der Kh. Hs. kritisch nachgewiesen" keinen derselben zu entkräftigen im Stande waren.

Meine Erörterungen betreffen das Gedicht Ludiše und Lubor oder „von einem berühmten Turniere".[1]) Wie der Titel anzeigt, will das Gedicht ein Kampfspiel am Hofe eines namenlosen slawischen Fürsten hinter der Elbe (kněz zálabský) behandeln. Das erste Räthsel, das unlösbar dasteht, ist, daß das Gedicht in die Gesellschaft der Volkslieder gelangen konnte. Es ist uns sonst kein Beispiel bekannt, daß ein Gedicht so rittermäßigen Inhaltes wie das vorliegende in ähnlicher Weise unter dem Volke gesungen worden und verbreitet gewesen wäre, wie etwa Dichtungen mythisch- und historisch-sagenhaften Gehaltes. Der schroffe Gegensatz zwischen der Bauernschaft und dem Ritterthume, der gerade in Böhmen im 13. Jh. besonders scharf in die Augen springt, läßt von vornherein den Gedanken nicht aufkommen, daß die Verherrlichung eines Ritters, der sich in einem Ritterspiele hervorgethan, auch nur von einem einzigen Bauern ohne Widerwillen wäre angehört worden. Aber auch in ritterlichen Kreisen konnte das Gedicht nicht vorgetragen worden sein, ohne das schallende Gelächter der Zuhörer zu erregen, wie Feifalik treffend sagt. Das Gedicht bekundet eine Unkenntniß ritterlichen Wesens und ritterlicher Sitte, wie sie unmöglich bei irgend einem Zeitgenossen der Ritter voraus gesetzt werden darf. Ein solcher hätte in den Jahren 1260—80 reichlich Gelegenheit gehabt, die gerühmte Kunstfertigkeit der böhmischen Ritter in Turniere kennen zu lernen. Allerdings sucht der Verfasser seine Unkenntniß durch vorsichtiges Schweigen und kluge Wortkargheit zu verschleiern, trotzdem aber verräth er noch in jeder Zeile seine Unwissenheit.

So verschweigt er den Namen des Elbefürsten (V. 3 bieše druhdy kněz zálabský, es war einst ein Fürst jenseits der Elbe) und dessen Wohnsitz (V. 16 f. by se páni všici sněli na hrad na hody velik

1) So übersetzt Feifalik „o slavném sědánie"; J. Jireček (in seiner Ausgabe der Grüneberger und Kgh. Hsch. vom Jahre 1879) „das festliche Kampfspiel". Ich werde unten nachweisen, daß beide Uebersetzungen falsch sind.

aß sich all die Herren versammeln auf der Burg zu großem Festgelage); ist ihm unbekannt, daß für Turniere der Montag der geeignetste Tag . Von den Rittern, die zu dem Feste erscheinen, weiß er gar nichts sagen,[1]) während sonst die ritterlichen Dichter gerade bei solchen elegenheiten ihre ganze Kunst aufboten, um die Pracht der Ritter zu ildern. Bei dem Gelage werden „sonderbare Speisen" (V. 28 je-enie divá) und „Honiggetränke" (pitie medná) aufgetragen. Sollten ese Speisen und Getränke keine näher bezeichnende Namen geführt ben? Von den einzelnen Kämpfen erfahren wir nur das Aller-thdürftigste. Unter welchen Bedingungen dieselben stattfinden, weiß der erfasser jedenfalls selbst nicht. Wenn das Fest wirklich dichterischer erherrlichung so würdig war, wie der Verfasser in den Anfangszeilen it vollem Munde verkündet,[2]) so werden doch wohl auch die Fahrenden cht gefehlt haben; denn bei solchen Gelegenheiten fielen ihnen immer iche Gaben zu. Aber auch hievon nichts. Das ganze Turnier war in r That zu erbärmlich, ein fahrender Sänger hätte dem besten Helden in r ganzen Versammlung, dem Lubor, nicht ein Wort des Lobes zu sagen rmocht. Vergebens suchen wir in dem Gedichte auch nach all' den Lust-rkeiten und Unterhaltungen, die mit einem feierlichen Turniere verbunden sein pflegen.[3]) Kein Sänger, kein Musikant — ausgenommen die ficiellen Trompetenbläser und Paukenschläger — kein Jongleure, kein eiltänzer oder anderer derartiger Künstler ist an dem slawischen Fürsten-fe zu treffen. Doch dem ist nun nicht abzuhelfen: der Dichter hat uns es alles verschwiegen, wir müssen uns damit bescheiden.

Das Gedicht beginnt nach zwei einleitenden Versen mit einer Schil-rung der Schönheit der Ludiše, der Tochter des ungenannten Slawen-

---

1) J kdaž bě den ustavený — Und als der bestimmte Tag da war,
sněchu sě sěm všici páni — sammelten sich hier alle Herren
z dalných zemí, z dalných vlastí — aus fernen Landen, aus fernen Heimatsgauen
na hrad knězu na sie hody. — auf der Burg beim Fürsten zum Gelage.

2) V. 1 f. Znamenajte staři mladí o potkách i o sědání — Vernehmet Alte und Junge von Ringen und vom Zweikampfe.
Ich bemerke, daß Fireček in der schon angeführten Ausgabe der Königinhofer Handschrift o sědání mit „von Kämpfen" übersetzt. Dies ist falsch. sědání ist singul. loc. nicht plur., ferner bedeutet sědaní nicht „Kampf" sondern „Zweikampf".

3) A. Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Lpzg. 1880. Bd. II. Seite 124. Anm. 3.

fürsten jenseits der Elbe.[1]) Man sollte meinen, es gelte die Hand die schönen Jungfrau als Preis zu erringen, wie im Partonopier v. Kour. Würzburg (V. 16394—17362). Dem ist aber nicht so. Das Merkwürdi in unserem Gedichte ist, daß die Ritter nicht einmal erfahren, daß es einem Turniere gehe. Sie werden blos zu einem Festgelage eingelad Erst während des Schmausens eröffnet ihnen der Fürst den eigentlic Grund der Einladung.[2]) Der Dichter dieser Zeilen hatte offenbar ke Ahnung, welche Vorbereitungen nöthig waren, um würdig auf dem Kam platze zu erscheinen.

Mindestens drei Wochen vorher pflegte man landeskundige Knap auszuschicken, die die förmlichen Einladungen an bestimmte Personen brin sollten. Zeit, Ort, Bedingungen, Urheber und Preis (wenn ein sol ausgesetzt war) des Turnieres mußten genau genannt werden. Das l man „den turnei schrîen".[3]) Der Geladene sammelte sein Gefolge

1) V. 5 ff. ten (kněz) imieše dceř jedinú
sobě i všěm milú vele.
Ta dci na div slična bieše,
těla urostlého krásně,
líce jmieše ovšěm bielé,
na lícech ruměnci ktviechu,
oči jako nebe jasné
i po jejiej bielej šíji
vlasi zlatostvúci vějú,
u prstencech skadeření.

Der Fürst hatte eine einzige Tochter,
ihm und Allen sehr lieb.
Diese Tochter war wunderschön,
schön gewachsenen Leibes,
Wangen hatte sie gar weiß,
auf den Wangen blühten Rosen,
die Augen wie der Himmel hell
und über ihren weißen Nacken
wallten goldglänzende Haare
in Ringlein gelockt.

Diese Schilderung klingt sehr modern!

2) V. 15. f. Aj druhdy kněz káže poslu,
by se páni všici sněli
na hrad na hody veliké
V. 32. f. Rozstúpí sě síla v údech,
rozstúpi sě bodrost v myslech.
V ta doby kněz vece pánóm:
„Mužie, nebudi vás tajno,
z kakých příčin ste sě sněli.
Statní mužie! jáz chcu zviesti,
kací z vás mi najplznější.
V mířě válku múdro ždáti,
vezdy nám súsědé Němci."

Sieh, einst gebot der Fürst dem Boten,
daß sich alle Herren versammeln
auf der Burg zu großem Gelage.
Kraft strömte durch die Glieder,
Frohsinn strömte durch die Gemüt
Da sprach der Fürst zu den Herre
„Männer, es sei euch nicht verbor
aus welchen Ursachen ihr euch ver
melt habt.
Wackere Männer! ich will erkunde
wer unter euch mir am nützlichsten
Klug ist, im Frieden für den Krie
besorgt zu sein
immer sind uns Nachbarn die Deutsch

3) Moriz von Craon V. 623; Partonopier 19190; Ulrich von Lichtens frd. 106, 26.

ſtete ſich. Seine Rüſtung, ſeine Wappen, ſein Helmſchmuck (diu zimierde), ne Waffen, ſein Streitroß, alles mußte dem vorgeſchriebenen Turnier- fzuge entſprechen. Das hatte aber der Ritter nicht immer bereit. So ötzlich überraſcht von der Aufforderung, ſich zum Turniere zu begeben, e dies in der Kh. Hſ. geſchieht, wären die deutſchen Ritter nicht in r Lage geweſen, in die Schranken zu treten und dies umſoweniger, als eben ahnungslos beim ſchwelgeriſchen Gaſtmahle ſitzen.

Soweit uns die mhd. Quellen Aufſchluß geben, war es Sitte, nur einen inen Imbiß zu nehmen, ja es galt geradezu als ſchädlich, mit überfülltem agen das Turnier zu beginnen.[1]) In unſerem Gedichte jedoch erheben ſich Kämpfer nach den Worten des Fürſten ohne Zögern und das Kampf- iel beginnt. Wiederum vermiſſen wir nun die Muſterung der zum Turniere ſchienenen.[2]) Sonſt wurde immer erſt feſtgeſtellt, ob jeder Theilnehmer rnierfähig, ob keiner zur Zeit in einem unfreien Sicherheitsverhältniſſe he, ob jeder in dem vorgeſchriebenen Turnieraufzuge erſchienen ſei, ob n Roß kräftig genug, ſein Helmſchmuck, ſeine Rüſtung blank geputzt, be- nders aber ob bei allen die Turnierwaffen gleich ſeien. Das alles iſt in ſerem Gedichte übergangen.

Nach der großen Zahl der Anweſenden zu ſchließen, hätte man ein tliches Maſſenturnier erwartet; denn nur hierin konnte der Ritter ſeinen rſönlichen Muth, ſeine Gewandtheit und Kraft in dem günſtigſten Lichte gen, hier entfaltete er Reichthum und Pracht: es galt als der würdigſte sdruck vollkommener Ritterlichkeit. Auch die hiſtoriſchen Zeugniſſe be- iſen, daß es ehrenvoller war, im Turniere als in bloßen Tjoſten zu mpfen.[3]) Trotzdem bleibt es in dem Gedichte nur beim „juſtieren". Bei- ele dieſer Art ſind zwar nicht unerhört. So veranſtaltete König Karl v. ajon ein ſolches Turnier, das nur aus einer Reihe von Tjoſten beſtand.[4]) eilich wird da von einem einzigen Ritter bedeutend mehr geleiſtet als n allen „Herren" zuſammen in unſerem Gedichte. Im ganzen jedoch t die Tjoſte als dem eigentlichen Turniere untergeordnet, weniger intereſſant d bildete zumeiſt die Einleitung (vesperîe) oder das Nachſpiel zum entlichen Turniere.

1) Vergl. Turnei von Nantheiz 287 f.: Die ritter algemeine âzen ouch ein cleine, als in das was gebaere. — Meleranz 9652: Nu was bereit dem werden man ein kleiner imbîz zehant. Den tisch er gerihtet vant; der degen vil vermezzen wolt ein wênic ezzen an denselben zîten. Vergleiche Schulz a. a. O. II. 116.

2) Vergleiche Felix Niedner das deutſche Turnier. Berlin 1881. S. 74.

3) Niedner a. a. O. S. 53.

4) Schultz a. a. O. II. 110.

Im Frauendienste Ulrichs v. Lichtenstein (77, 25) wird das „tjostiere den geistlichen Herren schon langweilig und man beschließt nun ein fei liches Turnier zu veranstalten. Eben deshalb nun, weil die Tjost minderwerthig galt, weil sie so selten bei ritterlichen Festlichkeiten allein sich, ohne nachfolgendes Turnier geübt wurde, ist es unerklärlich, daß Dichter dieselbe als die höchste Leistung der Waffentüchtigkeit verherrlich konnte. Der Slawenfürst will übrigens erkunden, wer ihm im Falle ei Krieges die besten Dienste leisten könnte; da wäre doch gerade das Mass turnier, das dem wirklichen Kampfe am meisten ähnlich war, am geeignet gewesen, die Trefflichkeit der Kämpfer zu zeigen.[1]) Wir werden übrig noch sehen, daß der uns vorgeführte Kampf weder ein Turnier im enge Sinne, noch eine Tjost war: im gesammten Turnierwesen läßt sich nic Analoges aufweisen.

Der Kampfplatz befindet sich in unserem Gedichte außerhalb Burg auf einer Wiese. Der Fürst sammt seinem Gefolge, die Fürstin den Edelfrauen und Ludiše mit den Jungfrauen sehen von einem Balk (pavlač) zu. Unklar ist, wie die Zeile 48 zu verstehen ist: „Vz výši pavlači krásné“ (oben in der Höhe auf einem schönen Balkone). Es drä sich der Verdacht auf, daß der Verfasser keine rechte Vorstellung von Einrichtung einer Burg hatte. War der Balkon etwa an der Außenwa der Burgmauer und noch dazu so groß, daß der Fürst, die Für und Ludiše und das Gefolge aller drei Personen[2]) darauf Platz geh hätten? Das wäre wieder etwas ganz neues. Sonst ist derselbe, wenn ja vorhanden war — was selten genug vorkam — im Hofraume Burg angebracht.[3]) Oder ist etwa unter „pavlač“ eine tribünenartige höhung in der Nähe des Turnierplatzes zu verstehen? Dann wäre a der Zweck derselben nicht einzusehen; denn viel bequemer ließ sich ja

1) Vergl. Schultz a. a. O. II, 94: „Ein Turnier ist immer in erster Linie Waffenübung. . . . . Es kommt den Rittern darauf an, sich in dem Lanz kampfe, im Schwertgefecht, vor allem in der Behandlung des Streitrosses üben, sich zu gewöhnen, auch im Kampfe die Last der Rüstung und der Wa zu ertragen, sich für die ernste Feldschlacht vorzubereiten.“

2) V. 48 f. Vz výši na pavlači krásné — oben in der Höhe auf einem schöne Balcone
sedě kněz se starostami — saß der Fürst mit den Aeltesten
sedě knieni s zemankami — saß die Fürstin mit den Edelfrauen
i Ludiše s děvicemi — und Ludiše mit den Mädchen.

3) An der Außenwand waren zur Vertheidigung besonders gefährdeter Ste der Mauer höchstens kleine Erker (moucharabi) ausgebaut. Vergleiche Sc a. a. O. I. 20.

Kampfspiel verfolgen von der Plattform der Mauer, von den Zinnen, den Fenstern des Palastes und den Thürmen der Burg, da ja das Turnier, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, „vor der Burg auf weiter Wiese" stattfand.

Der Kampf beginnt. Ganz gegen jeglichen rittermäßigen Gebrauch, begeben sich die Streiter zu Fuß auf den Kampfplatz und führen ihre Rosse. Jedesmal wenn einer zum Kampfe vorgerufen wird, besteigt er erst sein Pferd. [1]) Wie wir jedoch aus deutschen Dichtern wissen, war gerade der Aufzug zum Turniere besonders interessant: „Die Knappen riefen vor ihnen her „Platz da", die Herolde (kreiîrer) begrüßten mit lautem Zurufe erprobte Kämpfer". [2])

Den ersten Kämpfer bestimmt der Fürst, den zweiten die Fürstin, den dritten die Tochter. [3]) Dieser Vorgang ist wieder unerhört. Sonst pflegte der Muthigste vorzutreten und seinen Gegner herauszufordern. Auch könnte man fragen, warum gerade nur diese drei „Herren" aufgerufen werden. Der Fürst will doch nach V. 37 f. erkunden, wer ihm im Kriege am nützlichsten sein würde. Střebor und Srpoš haben je einen, Lubor drei Gegner, im ganzen treten also nur 8 Mann in Thätigkeit. Die große Menge der Uebrigen mußte sich mit dem bloßen Zuschauen begnügen. Ein so ärmliches Stechen verdient nur im ironischen Sinne das Attribut „slavný". Ebenso auffallend wie diese Nöthigung zum Kampfe von Seite der fürstlichen Familie ist die Herausforderung des Partners.

In V. 55 fordert Střebor den Ludislav und dieser muß in die Schranken treten. Ebenso geschieht es V. 69, wo Srpoš den Spytibor, V. 87, wo Lubor den Bolemir, dann V. 97, wo er den Ruboš aufruft.

Die einzig gebräuchliche Form der Forderung finden wir in V. 105—7:

Lubor na zemany zýva:	Lubor fordert die Edlinge:
„Kto sě chtějú se mnú bíti,	„Wer mit mir sich schlagen will,
těm v ohradu sěmo jeti."	der mag her in die Schranken reiten."

1) Vgl. V. 55—57 J káže kněz na Střěbora, Střěbor Ludislava zýva Vsedasta oba na koně — Und der Fürst weist auf St. St. fordert den L. beide bestiegen die Rosse.
In derselben Form kehrt die letzte Zeile wieder V. 70, 88; ganz ähnlich V. 98 und 112.

2) Schulz a. a. O. II. 117.

3) V. 53 wie auch V. 66 und 84 enthalten einen logischen Unsinn. Was soll das heißen: „Welche (als die ersten!) zum Turniere wollen, die werde ich bestimmen." Jireček hat der Stelle in seiner Uebersetzung dadurch aufgeholfen, daß er „chtie" mit „sollen" wiedergab.

Nach Ritterſitte ſtand es jedem frei, eine Forderung anzunehmen oder auch abzulehnen.

V. 57 f. heißt es:

Vsedasta oba na koně,	Beide beſtiegen die Roſſe
vzesta dřěvce ostrú hrotú.[1])	nahmen Schäfte mit zwei ſcharfen Spitzen.

Ueber den erſten der beiden Verſe wurde ſchon oben geſprochen, der zweite enthält wieder einen argen Verſtoß gegen die ritterliche Sitte. Nach den Worten des Fürſten (V. 35 f.) ſoll doch nur ein Kampfſpiel abgehalten werden, um ſo auffallender iſt es nun, daß mit ſcharfen Waffen gekämpft wird.[2]) Gerade die ſtumpfen Waffen ſind Haupterforderniß bei jedem Turnierſpiele. „Der Turnierſpeer muß unſchädlich, d. h. ohne Spitze ſein, er heißt dann auch „Schaft" κατ' ἐξοχήν im Gegenſatz zu „Speer" und läuft nach vorne in mehrere Zacken, das Krönlein, aus."[3]) Nur in einem Turniere „ze ernste", d. h. gegen Feinde wurden ſcharfe Waffen verwendet, ſonſt war auf eine gefährlichere Verletzung des Gegners durch Speer oder Schwert Buße geſetzt.[4]) In unſerem Gedichte tragen übrigens die Kämpfer auch ſcharfe Schwerter. Es läßt ſich dies aus den Verſen 100 und 125 f. ſchließen. An erſter Stelle haut Lubor den Speerſchaft mit dem Schwerte entzwei, an zweiter ſpaltet Lubor den Helm Zdeslaw. Auch dies iſt turnierwidrig; die Schwerter mußten ſtumpf ſein, geeignet höchſtens Beulen zu ſchlagen aber nicht Wunden.[5])

Auf das Unſinnige in V. 59 und 60 hat bereits Feifalik (a. a. O. S. 52) hingewieſen:

„prudko protiv sobě hnasta,	„Hurtig rannten ſie gegen einander,
dlúho spolu zápasista,	lange rangen ſie mitſammen,
ež dřěvce oba zlámasta."	bis beide die Schäfte zerbrachen."

1) ostrú hrotú iſt dual. Wie ſoll man ſich die Form des Speeres denken? Hat etwa der Schaft vorne und rückwärts ein Speereiſen? Jireček überſetzt „mit ſcharfen Doppelſpitzen"; das iſt eben ſo unklar. Gewöhnlich war die Spitze dreikantig an zwei Seiten ſcharf geſchliffen. Der Dichter verräth auch hier ſeinen Dilettantismus, er kannte weder die Geſtalt eines Kampf- noch eines Turnierſpeeres.

2) Dreimal, immer zu Beginne eines neuen Waffenganges, werden die ſcharfen Lanzenſpitzen erwähnt; ſo V. 58, 71, 89.

3) Niedner a. a. O. 79.

4) In dem Turniere, das König Karl von Anjou zu Neapel abhalten ließ, wurde als Geſetz beobachtet, daß wer des Andern Pferd mit der Lanze verletzt, den abgeſchätzten Werth des Roſſes bezahlen muß. Schultz a. a. O. II. 113.

5) Vergl. Schultz a. a. O. II. 113 und Anm. 2.

Wie ist es möglich, solange mit den Speeren zu ringen, bis sie zerbrechen? Die Gegner sprengen doch im Galopp an und stürmen mit verhängten Zügeln auf einander los. Nun sind doch nur folgende Fälle möglich: entweder treffen sie sich und die Lanzen zersplittern sofort; dann wird mit anderen Speeren ein neuer Gang begonnen. Oder einer der Gegner hält nicht stand und wird abgestochen; dann ist der Kampf zu Ende. Ein langes Ringen mit den Speeren ist sinnlos. In dem Gedichte aber ist auch durch das „lange Ringen" keine Entscheidung herbeigeführt; denn nachdem die Lanzen gebrochen, schleichen beide ermüdet vom Platze. Waren die Speere beider Kämpfer gebrochen, ohne daß einer auf den Sand geworfen war, so brachten die Knappen neue und die Kampfestouren mußten so oft wiederholt werden, bis einer besiegt war. Einen einzigen Speer zu verstechen und ermüdet vom Platze zu weichen, wäre eine recht erbärmliche Leistung in den Augen der Ritter gewesen.

Im Kampfe zwischen Srpoš und Spytibor hebt ersterer diesen gleich beim ersten Gange aus dem Sattel. Man sollte nun meinen, daß hiemit der Kampf zu Ende wäre; denn wenn blos einer der Kämpfer abgestochen war, so war die Tjost mit dem Speere allein entschieden.[1]) Schwert und Ringkampf sind nach Ritterſitte nur dann zulässig, wenn alle Speere verstochen sind oder wenn einer durch Zerstoßung des Sattelriemens auf den Sand geworfen ist, oder wenn sich beide gegenseitig vom Rosse gestochen haben. Trotzdem jedoch schwingt sich Srpoš rasch aus dem Sattel, beide ziehen die Schwerter und schließlich bleibt sogar noch der schon besiegte Spytibor Sieger, indem er Srpoš mit dem Schwerte zu Boden schlägt.

Als drittes Paar treten Lubor und Bolemir in die Schranken. Bolemir wird gleich im ersten Anrennen geworfen, die Knechte müssen ihn aus den Schranken tragen. Der Sieger läßt es ruhig geschehen, ohne von dem Besiegten „Sicherheit" zu verlangen. Sein nächster Gegner ist Ruboš. Dieser rennt ihn sofort an, ohne überhaupt zu warten, bis er kampfbereit ist. Lubor muß sich mit dem Schwerte vertheidigen.[2]) Freilich bleiben wir im Ungewissen darüber, warum er nicht die Lanze gebraucht.

1) Niedner a. a. O. S. 39 und Schultz a. a. O. II. 107, f.

2) V. 98—103 Ruboš rúčě na kóň vskočí,
prudko na Lubora žene.
Lubor kopie mečěm přětě,
křépce v helm mu vrazi ránu.
Ruboš vazem s koně spade.

R. sprang rasch auf das Roß,
rannte hurtig gegen L.
L. hieb mit dem Schwert die Lanze entzwei,
schlug ihm kräftig auf den Helm eine Wunde.
R. fiel rücklings vom Pferde.

Da er den vorigen Gegner aus dem Sattel gehoben hat, so dürfte wohl sein Speer ganz geblieben sein. Wenn dies wirklich der Fall war, so läßt sich nur annehmen, daß Lubor den Speer fortwarf und das Schwert zog. War jedoch der Speer zersplittert, so war es nach den Turniergesetzen für Ruboš unbedingt Pflicht, zu warten, bis der Gegner neu gerüstet war. Diese Kampfesweise, wie sie in unserem Gedichte geübt wird, kann im ernsten, blutigen Streite am Platze sein, niemals jedoch im Turnierspiele. Mag sich der Dichter die Sache wie immer vorgestellt haben: so viel ist gewiß, daß er keinen Begriff von einem rittermäßigen Turniere hatte, da er die beiden Gegner mit ungleichen Waffen kämpfen läßt. Ein Schwertkampf zu Rosse war überdies etwas ganz ungewöhnliches und Wolfram v. Eschenbach constatirt im Parcival 263, 13 einen solchen Fall ausdrücklich als Ausnahme von der ritterlichen Regel.[1])

Als dritter und letzter Gegner erscheint Zdeslav auf dem Platze. Feifalik hat bereits auf den lächerlichen Aufzug dieses Ritters hingewiesen.[2]) An seiner Lanze weht ein Fähnlein mit einem Ochsenkopfe geziert (vielleicht war es gar sein Wappen); er brüstet sich erst kindischer Weise mit der Heldenthat seines Großvaters (!), der einen wilden Ur erschlagen, dann mit dem allerdings größeren Verdienste seines Vaters, der die Deutschen vertrieben hat. Hierauf rennen die beiden Gegner mit den Köpfen zusammen (!) und stürzen in Folge dessen von den Rossen.[3]) Daß die Rosse mit den Brüsten aneinanderprallten, wenn die Speere zerspellten und der Stoß noch nicht gebrochen war, mag oft genug vorgekommen sein;[4]) ganz un

1) Vergl. Niedner a. a. O. 39.

2) a. a. O. S. 53.

3) V. 110—19 Vytče Zdeslav dlúhé dřěvce,
i na dřěvci tuří hlava.

Vskoči na orš jarobujný,
hrdivými slovy vece:
„Praděd mój zbi diva túra,
otčík zahna Němcev sbory,
zkusí Lubor crabrosť moju!“
J tu protiv sobě hnasta,
hlavama v sebe vrazista,
aj oba s koniú spadesta.

Z. reckte seinen langen Schaft empor,
und auf dem Schafte war eines Urs Kopf.
Er sprang auf sein muthiges Roß,
sprach mit üppigen Worten:
„Mein Großvater erlegte den wilden Ur,
mein Vater verjagte der Deutschen Schaaren,
erproben wird L. meine Tapferkeit.“
Und da jagten sie gegen einander,
rannten mit den Köpfen zusammen,
und beide stürzten von den Pferden.

4) Schultz a. a. O. II, 111.

begreiflich aber ist's, wie die Reiter mit den Köpfen zusammenrennen können.

In dem Kampfe, der nun zu Fuß fortgesetzt wird, spaltet Lubor und Zdeslav den Helm und schlägt ihm das Schwert aus der Hand, daß es über die Schranken fliegt. Zdeslav wirft sich besiegt zur Erde, Lubor läßt sich aber wieder keine Sicherheit geben.

Hiemit ist der Kampf zu Ende und Lubor empfängt aus der Hand der Fürstentochter als Siegespreis einen Kranz aus Eichenlaub.

Ueberblicken wir das ganze Gedicht, so müssen wir gestehen, daß der Verfasser nicht den allernothdürftigsten Begriff von dem mittelalterlichen Turnierwesen besaß. Wir haben gesehen, daß nahezu jede Zeile einen Verstoß gegen die Rittersitte aufweist. J. Jireček[1]) freilich will ganz etwas anderes als ein ritterliches Kampfspiel in dem Gedichte finden. Nach seiner Ansicht handle es sich um ein „heimatliches Kampfspiel", das aus den Gottesurtheilen hervorgegangen wäre, und so ließen sich dann die Widersprüche mit der Rittersitte genügend erklären. Es ist nöthig auf diese Ausführungen näher einzugehen.

S. 141 der unten angegebenen Schrift sagt Jireček: „Wir stehen nicht an, Herrn Feifalik Recht zu geben, wenn er jeden Zug, ja fast jedes Wort als einen Verstoß gegen die Turniergebräuche bezeichnet, derart daß der Nachweis davon allein eine umfangreiche Brochüre ausmachen würde. Nur dem Schlusse, welchen er daraus zieht, können wir nicht beistimmen. Wenn das in dem Gedichte geschilderte Kampfspiel vom Turniere in allen Stücken so wesentlich abweicht, so folgt daraus nichts mehr und nichts weniger, als daß es eben kein Turnier, sondern etwas vom Turniere durchaus verschiedenes ist." Dieser Schluß wäre allerdings ganz richtig — wenn die Echtheit der Kh. Hs. erwiesen ist. Da dies jedoch nicht der Fall ist, so ist eine solche Folgerung ganz sinnlos.

Jireček behauptet,[2]) das mhd. Wort turnei heiße im Tschechischen entweder klánie oder kolba oder turnej; sedání aber bedeute sowohl den ernsten gerichtlichen Zweikampf wie auch die Vorübung zu demselben, so daß es also etwa mit „Zweikampfspiel" zu übersetzen wäre. Die Beweisführung ist sehr schwach und die Sache wird nicht gerettet: das Merkwürdigste in unserem Gedichte, daß in einem Spiele mit scharfen Waffen gekämpft wird, bleibt unerklärt.

„Vor allem steht fest," sagt Jireček a. a. O. S. 131, „daß man im 13. und 14. Jh. das Turnier nie sědánie, sondern entweder turnej

1) Die Echtheit der Kh. Hs. S. 122 f.

2) A. a. O. S. 131 f.

oder mit einem slavischen Worte klánie (kolba, kol) benannte". Die erste Hälfte des Satzes ist richtig, die zweite falsch. Sědánie bedeutete weder im 13. noch 14. noch zu irgend einer Zeit „Turnier" — ausgenommen bei dem Verfasser der Kh. Hs. Ebensowenig aber ist kolba oder kol dasselbe wie klání oder turnej. Ich führe ein paar Stellen an, die unzweideutig darthun, daß zwischen kolba (kol) und turnej ein Unterschied bestand. In Weleslavins Historický kalendář [1]) heißt es: „honby, kolby, turnagowé a giné kratochwile rytjřské", ein andermal „honby, kolby. turnagowé prowozowány"; ebenso in Karions Kronika světa herausgegeben von Weleslavin „strogil turnage, kolby a rytjřské kratochwjle"; in der tschechischen Uebersetzung der Kyropädie von Abrah. v. Günterode werden ebenfalls „kolby, turnage a giné hry rytjřské" erwähnt. Ueberall finden wir kolby neben turnagowé besonders genannt, was doch überflüssig wäre, wenn beide Begriffe identisch wären.

Was bedeutet also kolba? Eine Stelle bei Th. v. Štítné in den knihy učení křesťanského (Výbor I, 738) gibt uns Aufschluß. Sie lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Von der Kurzweile der Ritter nun würde ich gerne etwas schreiben, aber der Menschen Groll ist so groß geworden und hat unter ihnen alle Liebe erstickt, daß ich fürwahr dazu nichts sagen kann. Denn wenn sie auch die Kurzweil in guter Gesinnung beginnen, so wandeln die Leute ihre Gesinnung eher zum Schlechten als zum Guten.[2]) Und ich sage nichts von der Ueppigkeit, die sie entwickeln. Aber sie zeigen dieselbe so, daß alles wahrer Hochmuth oder Unzucht wird, wie wir das in den Tänzen oder in der „kolba" sehen. Darum richte sich jeder selbst! Ich kann nicht gut reden von dieser weltlichen Kurzweil. Von den Turnieren (o turnejích) fürwahr sage ich, daß diese Kurzweil gar nicht Kurzweil heißen soll. Darum hat die Kirche die Turniere verboten und wenn einer im Turniere kämpft und da Schaden nimmt, so soll er, wenn ihm auch die Beichte oder der Leib Gottes zur Buße gegeben ist, doch nicht bei den Heiligen begraben werden, weil er das Kirchengesetz nicht gehalten hat. Und wenn irgend Priester oder Mönche einem solchen ein Begräbniß geben, so thun sie das entweder aus Geiz oder aus Furcht, indem sie schmeicheln. Und das hat die Kirche deshalb verboten, weil die Leute einen solchen Uebermuth bezeigen und

1) Ich citire nach Jungmanns Lexicon.

2) Auch im deutschen Turnierwesen kam es oft vor, daß ein friedlich begonnenes Turnier durch den Zorn der unterliegenden Parteien ernsten Charakter annahm. Man focht dann mit scharfen Waffen.

zwar mit so großem Aufwande, weshalb mancher da alles verliert, was er hat, und mancher da den Tod findet. Und daß die „kolba“ eine ebenso schlimme Sache ist oder gar eine schlimmere als das Turnier, das kann ein jeder sehen, der es merken will. Denn die Ueppigkeit ist hier noch größer und doch nicht so nothwendig wie sie im Turniere wäre, wenn dies nicht verboten wäre. Denn im Turniere lernt der Mensch, wie einer sich in ernster Schlacht an seinem Platze benehmen soll. Aber in der „kol“ ist nicht ein Rüstungsstück, das zum Kampfe nützlich wäre. Darum wäre es gut für die katholische Ritterschaft, sich an den kirchlichen Gehorsam zu halten und so zu kurzweilen, daß die Kurzweil nicht schädlich wäre. . . . .“

Aus dieser Stelle ist mit Sicherheit zu ersehen:

1. Daß „turnej“ ganz gleichbedeutend ist mit dem mhd. „turnei“ und das Kampfspiel und die gesammte damit verbundene Festlichkeit bezeichnet.[1])

2. Daß „turnej“ verschieden ist von „kolba“ oder „kol“. Diese Ausdrücke bezeichnen, wie es oben heißt, ein Kampfspiel, in dem „gar kein Rüstungsstück, das zum Kampfe nütze wäre“ angelegt wird. Das ist aber nur im „bûhurt“ der Fall. „Es ist dies ein Reiterschauspiel; wenn auch mit Speeren gestoßen, mit Schilden der Stoß parirt wird, die Waffen mußten gänzlich ungefährlich sein, da die Ritter ohne Rüstung an dieser Uebung theilnahmen.“ [2]) Hauptsache hiebei war, daß man möglichst geschlossen aufeinander losritt.

Unrichtig ist ferner die Ansicht Jirečeks, daß klání (verb. kláti 1. pers. koli) nur der tschechische Terminus für das deutsche Wort „turnei“

---

1) So wird auch das Eilhartische „tornei“ (ed. Lichtenstein V. 1335) im tschechischen Tristram (star. sklád. IV. S. 44, 15) durch „turnag“ wiedergegeben. Auch Dalimil sagt „na turnege gezditi“ (auf Turniere fahren).

2) Schultz a. a. O. II, 96. Als Belegstelle ist hier angeführt Wigalois p. 230, 27 (ed. F. Pfeiffer) „ez were worden ein turnei, hieten sie ir harnasch gehabet“. Wichtig ist auch der Bericht Gislebertus (Chron. Hanon. 1184) über das große Hoffest, das Kaiser Friedrich zu Mainz veranstaltete. „Am Montage und Dienstage nach dem Frühmahle fingen die Söhne des Kaisers an, im Kreise zu reiten, und in dem Kreise waren nach einer Schätzung 20.000 Ritter oder mehr. Der Kreis war aber ohne Waffen; die Ritter ergötzten sich daran, die Schilder, Speere und Banner zu tragen und ihre Rosse zu tummeln.“ (Schultz a. a. O.) Wenn es hier heißt, die Ritter seien „ohne Waffen“ erschienen, so sind natürlich die kampfesmäßigen Waffen gemeint, wie die gleich folgenden Worte darthun. So sind auch die oben citirten Worte aus Štitné aufzufassen.

sei. Auch diese beiden Begriffe (turnag und klánie) werden deutlich von einander unterschieden. Ich ziehe zuerst die wichtige Stelle aus Smil Flaškas Nová rada bei.[1]) Das Pferd (kuoň) ertheilt dem neuen Könige den Rath:

k tomu se měj wzdy wesele:	Daran halte dich immer fröhlich:
tanec, turnej, časté klánie	Tanz, Turnier, häufiges „klání“
szowa krásné panny i panie	ergötzt schöne Jungfrauen und Frauen.

Daran erfreue sich dein Herz. In seiner weiteren Rede schildert es die ritterlichen Kampfspiele genauer, u. z. zuerst des ritterlichen Turnieres (rytierský turnej). „Hier kann man in herrlicher Rüstung, von Gold und Kleinodien strahlend erscheinen. Und wenn dann die Rotten aneinanderprallen, da gibt es ein Schauspiel! der wird vom Pferde gestoßen, der andere gequetscht, dem wird die Wange zerschunden, jenem die Zähne eingestoßen, dazwischen ertönen die Rufe „reta, reta!“ In solch einem ritterlichen Turniere da vollenden manche ihren Willen. Darnach soll dein Herz, o König, sich sehnen.“ „Dann sei auch,“ fährt das Pferd weiter fort, „auf dem Plane, wo deine Ritterschaft „kolí“. Ueberall ertönen Hörner, mancher schreit nach neuen Lanzen. Furchterweckend ist das Donnergekrache splitternder Speere. Das sei dein Vergnügen und dazu rüste dich immer fröhlich.“

Daß klání etwas anderes bezeichnet als turnej, beweist in dieser Stelle einmal die ausdrückliche Erwähnung desselben neben „turnej“, dann die gesonderte Schilderung beider Kampfspiele. In dem Gedichte Král Přemysl Otokar a Záviš (Vyb. II, 442) treffen wir gleichfalls die Unterscheidung beider Wörter. Es heißt hier: „i učiní hody veliké, turnej, klánie veliké“. Auch in der Stelle starob sklád. III, 204 „genž turnagew nebo klánie hledagj“, bezeichnet die Conjunction „nebo“ nicht die Verschiedenheit des Ausdruckes für denselben Gegenstand, sondern die Verschiedenheit der Sache. Unbegreiflich ist, wie Jireček (a. a. O. S. 131) schreiben kann „Dalimil, für den ritterlichen Sprachgebrauch am Ende des 13. und am Anfange des 14. Jahrhundertes unstreitig der beste Gewährsmann, gebraucht nur „klánie“ als gleichbedeutend mit „turnej“. Dem Hoger von Friedberg schreibt er die Einführung der Turniere mit folgenden Worten zu: on klánie do Čech přinese, tiem chudobu v zemiu vnese; jechu sě v turnej jezditi.“ Gerade diese Stelle beweist, daß ein Unterschied bestehen müsse zwischen turnej und klánie, sonst hätte er nicht beide

1) Výbor I S. 873. Die neue Ausgabe von Gebauer habe ich momentan nicht bei der Hand.

Ausdrücke neben einander angeführt. klánie (kláti, koli, urspr. ich steche) bedeutet eben nichts anderes als das Stechen zu zweien, also das mhd. tjost (juste oder tjostiure), ein Kampfspiel zu Rosse zwischen zwei Gegnern. So läßt sich auch die aus Dalimil angeführte Stelle gut erklären. Als einzelne Person kann Hoger v. Friedberg nur in einem klánie, einer tjost, auftreten. Er erweckte hiedurch die Vorliebe der böhmischen Ritterschaft für dieses Kampfspiel und die Folge davon war, daß sie auf Turniere zogen. Noch deutlicher läßt eine Stelle aus der Legende von den 10.000 Rittern (Výb. II, 14) die Verschiedenheit beider Kampfesarten erkennen. Sie lautet: „budúli (naše sluhy) v bojích kdy ve zlých příhodách nebo v turnejích neb v kterém ve zlém potkání nebo v dobrovolném klání“ (wenn unsere Diener in Kämpfen je in schlimmen Lagen oder in Turnieren oder in einem bösen Zusammentreffen oder in friedlicher Tjost sich befinden). Es sind auch hier die vier Begriffe boj, turnej, zlé potkání und dobrovolné klánie ausdrücklich nebeneinander gestellt. Im Tristram (starob. sklád IV, 240) wird erzählt, daß an dem Hofe des Königs Artus die Gewohnheit herrschte, daß die Ritter auf aventiure auszogen, und wer ihnen begegnete, der mußte, ob er wollte oder nicht, mit ihnen fechten (učiniti hnánie) und eine ritterliche Tjost mit dem Speere bestehen (a rytiеřské s kopjm klánie); also immer zu zweien.

In Martimians historia řjmská steht ausdrücklich „kláwali spolu, sie tjostierten mit einander“. Ebenso deutlich spricht eine andere Stelle aus Dalimil. Da wird der Name des Neklan erklärt, „že ho s koně nikdy nekláli běchu, daß sie ihn nie vom Pferde gestochen (in der Tjost)“. Ebenda heißt es ferner von Joh. v. Michelsberg: „tehdy pan Jan z Michalovic kole po Rýnu až do Paříže jede; tu ctně klav se ctiú domóv přijede, der Herr Joh. v. Michelsberg zog am Rheine hin tjostierend und fuhr bis nach Paris; nachdem er hier mit Ehren tjostiert hatte, kam er mit Ehren nach Hause.“ In gleichem Sinne ist das Wort zu verstehen, wenn derselbe Chronist von Smil sagt: „Smil klániem doby kapra črného, S. erwarb sich durch Tjostieren einen schwarzen Karpfen“. Wir haben uns diese Ritter auf ähnlichen abenteuerlichen Turnierfahrten zu denken wie Ulrich v. Liechtenstein.

Wie im eigentlichen Turniere „ze schimpfe“ oder „ze ernste“ gekämpft wurde, so war natürlich auch in der Tjost ein freundliches oder feindliches Zusammentreffen möglich und auch üblich. In der oben angeführten Stelle aus der Legende von den 10.000 Rittern ist ausdrücklich die Rede von einem „dobrovolném klánie, freundlichen oder friedlichen Zusammentreffen“. Der Gegensatz hievon ist „klaní s ostrým“, wie es

in dem Volksbuche von Štilfrid (Výb. II., 40) heißt. „J jel jest po rozličných zemiech na královské a na kniežecie dvory a nikdéž sobě rovni nenalezl v udatenství a v klání s ostrým (er fuhr durch verschiedene Länder an die Königs- und Fürstenhöfe und fand nirgend Leute, die ihm gleich an Tapferkeit und Tjostieren mit scharfen Waffen)." Ebendaselbst S. 43 kehrt der Ausdruck wieder. Symforian ruft dem Štilfried zu „smieli se s ním ostrým potkati, ob er mit ihm im Ernste (eigentl. mit scharfer Lanze) kämpfen wolle." In demselben Sinne heißt es am Schlusse des Gedichtes, das uns den Gerichtskampf zwischen Rudolt von Košic und Věnek erzählt „nepřietelsky sě sklály, es war eine feindliche Tjost".

Die drei Arten des ritterlichen Kampfspieles, die in den mhd. Gedichten so genau unterschieden werden, tragen also auch im Tschechischen ihre eigenen unterscheidenden Namen: turnej das Turnier κατ' ἐξοχήν, kolba (kol) der bûhurt und klání die tjost. Auch in der Königsaaler Chronik werden bei der Erzählung der Krönung Wenzel II. alle drei Arten erwähnt: hic se barones clipeis per brachia trudunt (der buhûrt), illic tirones tirocinia ludunt (das wäre der „turnei durch lernen" mlt. „tirocinium". Vgl. Niedner a. a. O. S. 18), vibratas hastas frangunt (die tjost).

Durchaus verschieden hievon ist der ganz allgemeine Ausdruck „sědání". Es bedeutet einen Zweikampf auf Leben und Tod zwischen ritterlichen Personen [1]) in ritterlicher Rüstung und zwar zu Rosse. Wenn Jireček glaubt, dieser Ausdruck (sědání oder sědati) stamme aus uralter Zeit und wäre der terminus technicus gewesen für den gerichtlichen Zweikampf, so ist er im Irrthume.[2]) Er sagt a. a. O. S. 133 „Sowie

1) Wenn im Tristran der Kampf zwischen Tristran und dem Drachen ebenfalls sědání genannt wird, so ändert dies nichts. Der eine Theil gehörte doch dem Ritterstande an.

2) Ich muß hier auf den Widerspruch in der Beweisführung Jirečeks hinweisen. Seite 131 der genannten Schrift steht „vor allem steht fest, daß man im 13. und 14. Jahrhunderte das Turnier nie sédánie, sondern entweder turnej oder mit einem slavischen Worte klánie (kolba, kol) benannt;" S. 133 aber lesen wir „sowie klánie, so war auch sědánie ein Gerichtskampf, wofür die zahlreichsten Beweise vorliegen;" endlich S. 135 „es erhellt daß insbesondere das sědánie (Zweikampf zu Pferde) unter dem zu jener Zeit in Böhmen neuen Turniere nicht einbegriffen war, indem Dalimil, dem die ritterschaftliche Sprache seiner Zeit wahrlich nicht fremd war, weder an der fraglichen noch an anderen Stellen vom Turniere das Wort sědánie, sondern consequent immer nur klánie anwendet." Was ist hier das Richtige?

klánie, so war auch sědánie ein Gerichtskampf, wofür die zahlreichsten Beweise vorliegen." Für klánie ist kein einziger erbracht. Für sédánie werden Belege aus Rechtsbüchern beigezogen. Das alte Rosenberger Rechtsbuch gehört jedoch nach Brandl in die 2. Hälfte des 13. oder in die erste Hälfte des 14. Jahrhundertes d. h. in die Zeit nach der Einführung des Turnierwesens in Böhmen. Uebrigens wird hier wie in dem jüngeren Řád práwa zemského ausdrücklich erwähnt, daß nur Leute adeligen Standes (páni, barones), die damals doch sicherlich auch Ritter waren und nach ritterlichen Sitten lebten, durch derartige Zweikämpfe (sědání) ihre Sache beilegen durften. Die aus Wippo (10. Jahrh.) citirte Stelle (S. 134) kommt hier nicht in Betracht; denn einmal gilt die Aeußerung nur von den Serben, dann erhalten wir nur die Nachricht, daß in den Schlachten zwischen den Sachsen und Serben hervorragende Kämpfer vortraten und durch Zweikämpfe die Sache zu entscheiden versuchten. Solche Geschichten erzählt schon Livius von den alten Römern. Nach dem Sachsenspiegel freilich soll der Kämpfer erscheinen mit Leder und Leinzeug nach Belieben gerüstet, das Haupt und die Füße vorne bloß, an den Händen dünne Handschuhe, in der Hand ein gezogenes Schwert, eins oder zwei nach Willkür noch umgürtet, einen hölzernen, mit Leder bezogenen Schild tragen, dessen Buckel allein von Eisen sei. Ueber die Rüstung darf er einen Rock ohne Aermel anlegen"; [1]) und ebenso bestimmt auch der Řád práwa zemského im Artikel 22 (Výbor I, 618) den gerichtlichen Zweikampf: [2]) doch damit stimmen die Beschreibungen bei den Dichtern nicht und wir treffen da die Ritter immer in voller Rüstung. [3]) Dieser ritterliche Zweikampf nun heißt sědánie, und es ist durchaus unnöthig, an eine Uebertragung des angeblich alten Ausdruckes auf die neu eingeführte

1) Schultz a. a. O. II, 146.

2) „Sie sollen gleich kämpfen, ohne Rüstung, nur in Röcken und Hosen, mit Schwertern und hinter Schilden, in den vorgerichteten Schranken, wie es Gewohnheit ist.

3) Schultz a. a. O. II, 146. So heißt es auch in dem Gerichtskampfe zwischen Rudolt und Věněk, daß sie wohl gerüstet waren (dobře oděných). Wenn übrigens Jireček glaubt, daß solche Gerichtskämpfe gar so häufig vorgekommen sein mögen, daß man sich sogar dazu übte, so belehrt ihn Dalimil eines Besseren. Von dem eben erwähnten Gerichtskampfe sagt er:

Léta od narozenie syna božieho
po tisiúciu po třech stech po desieti pátého
pro mužobojstvo sta še súd neslýchaný,
ni v českej zemi vídaný.

„ein unerhörtes, im tschechischen Lande nicht gesehenes Gericht".

ritterliche Kampfesart zu denken. Ueberall, wo wir dies Wort finden, he es die Bedeutung eines ernsten Zweikampfes auf Leben oder Tod, nie d eines Kampfspieles zu zweien, wie Jireček will.

Daraus ergibt sich aber, daß die Ueberschrift des Ge dichtes der Kh. Hs. mit dem Inhalte in doppeltem Wider spruche steht: 1. ist uns in dem Gedichte nicht ein Zweikamp geschildert, sondern fünf solcher Kämpfe. Der singular des subst. (o slavné sědánie) kann somit nicht richtig sein. 2. Handelt es sich in dem Ge dichte nicht um einen ernsten Kampf, sondern bloß um eine Vorübung z demselben, es soll also nur ein Kampfspiel sein. In diesem Sinne abe ist sědánie nirgends zu belegen. O slavném sědánie sollte also übersetz werden „von dem berühmten Zweikampfe (auf Tod und Leben)" und nich wie Jireček „will das festliche Kampfspiel" auch nicht mit Feifalik „vo einem berühmten Turniere". Ein Dichter des 13. oder 14. Jahrhunderts hätte eine so sinnlose Ueberschrift nicht erfinden können. Sehr wohl abe läßt sich denken, daß der Fälscher zu Anfang des 19. Jahrhundertes, n die Vorstellungen vom Ritterwesen und Mittelalter so romantisch-dunk und verworren waren, einen solchen Fehler begehen konnte. Daß ihr sědání gleichbedeutend war mit turnei, wird um so wahrscheinlicher, als die Wort so oft es vorkommt, immer im singular steht. Von der Ueberschri wurde bereits gesprochen. Dann begegnet es uns in der zweiten Zeile:

Znamenajte staří — mladí
o potkách i o sědání!

„Vernehmet alt und jung von Kämpfen und sědání," der Verfasser mein offenbar „von einem Turniere". Das würde gewiß zum Inhalte passe — wenn eben alles nach den ritterlichen Turniergesetzen abliefe. Doch d kennt er nicht, wie oben erwiesen worden.

Wie Jireček die zweite Zeile durch „vom Ringen (sing.! im Tex plur.) und von Kämpfen (plur.! im Texte sing.)" übersetzen kann, ist mer würdig. Allerdings ist das nicht der einzige Fall, wo er dem tschechische Wortlaute durch eine schiefe, willkürliche Uebersetzung aufhelfen will. D gleiche Bedeutung „Turnier" liegt offenbar dem Worte sědániu in V. 4 zu Grunde. Sinnlos aber ist es, wenn es in den VV. 53, 64 und 8 heißt: „kto chtie prví (vteří, třetí) na sědánie wer als 1. (2. 3.) zu Turniere will." Oder soll hier sědánie den Einzelkampf im Turniere al „Turnierkampf" bezeichnen? Dann besitzt es eine sehr bedenkliche Dehnbarke

Wenn Jireček sich weiterhin (S. 134) anstrengt, nachzuweisen, da schon vor der Einführung des Turnieres (1245) in Böhmen Kampfspie bekannt waren, so ist seine Mühe ganz umsonst. Bei Vergil Aen. 6, 58

erden dieselben auch erwähnt, die Gothen führen um den Scheiterhaufen s Hunenköniges Attila, um das Grab Alarichs Reiterspiele auf, bei keinem olke werden sie gefehlt haben. Aber das alles hat mit unserem Gedichte chts zu thun. Um die hier geschilderte Kampfesweise als die damals irklich übliche zu beglaubigen, sind Belege aus anderen Werken nöthig. iese kann jedoch Jireček nicht beibringen.

Lächerlich ferner ist es, wenn er die Thatsache (S. 136 f.), daß einlne böhmische Adelige schon im Jahre 1253 in Mainz als tüchtige Turerer hervorthaten, als Beweis für die Existenz alteinheimischer Kampfiele anführt. Er denkt offenbar, die böhmischen Adeligen hätten es nicht bald zu solcher Fertigkeit bringen können, wenn sie nicht schon von üher her eine gewisse Uebung in Reitkünsten besessen hätten. Als ob sie cht seit 1245 [1]) Zeit genug dazu gehabt hätten!

Unwahr endlich ist es, wenn Jireček (S. 138) behauptet, in den hechischen Schriften des 13. und 14. Jahrhundertes seien die Kunstausücke für Dinge, die das Ritterwesen betreffen, nicht deutsch, sondern hechisch und daraus folgert, daß dieselben schon früher für die alten einimischen Spiele im Gebrauche gewesen wären. [2])

Jedermann merkt wohl, wie unlogisch dieser Schluß ist. Diese seine ehauptung aber muß Jireček gleich auf der nächsten Seite durch eine nze Reihe von Ausnahmen wesentlich einschränken. Zum Ueberflusse gte ich noch eine Anzahl das Ritterwesen betreffender Ausdrücke, die reček nicht entdeckt hat, hieher. Aus der Alexandreis: [3]) rytieř V. 1025 ö., rytieřstvo V. 323, šturm V. 460, šturmovati V. 2054, oř 1399, rota V. 1468, purgrabie JH. 246.

Sämmtliche hier angeführten Wörter finden sich auch im Tristram, ßerdem: w kryzu gjti, 18, 20; man 40, 18; manstwie 28, 13; turnag , 14; šaffář 51, 11; maršalk 54, 4; palác 62, 22; rek 239, 19 d noch viele andere. Feifalik behält doch Recht!

In seiner Entgegnung ist es also Herrn Jireček nicht gelungen, die istenz alter Kampfspiele, die den Namen „sědání“ geführt hätten, zu weisen und seine Freude (S. 142), daß das Gedicht „o slavném sě-

1) Vor 1245 kamen die Turniere nicht nach Böhmen. Vergl. Scherer literar. Centralbl. 29. Aug. 1868. Das schließt aber nicht aus, daß einzelne böhmische Adelige die ritterlichen Kampfspiele lange vorher in Deutschland kennen lernten.

2) Er polemisirt hiemit gegen Feifalik, der a. a. O. die oben bestrittene Aeußerung gethan hat.

3) Ed. M. Hattala und Patera. Prag 1881.

dánie“ das Verdienst habe, „uns mit den Details desselben, welche w
aus keiner anderen Quelle kennen, bekannt gemacht zu haben“, ist ga
citel. Die oben erwähnten Verstöße gegen die ritterlichen Gebräuche ken
zeichnen dieses Gedicht deutlich genug als Falsificat. Ueber die Quelle, a
der der Fälscher geschöpft hat, besteht kein Zweifel. Feifalik hat erwiesen,
daß das Gedicht nahezu lauter Reminiscenzen aus dem Volksbuche Štilfr
enthält; die Entlehnungen sind so auffallend getreu, daß an eine ande
Möglichkeit als an gegenseitige Abhängigkeit nicht zu denken ist. Ni
um die Aehnlichkeit der Darstellung eines Kampfes in beiden Gedicht
handelt es sich, wie Jireček meint (S. 122), sondern um wortgetre
Herübernahme ganzer Wendungen und Redensarten.

Periodicität der Ueberschwemmungen.

Von Dr. **W. Katzerowsky.**

Im Jahre 1883 veröffentlichte Professor Paul Reis in Mainz unt
dem Titel: „Wassersnoth und Wassermangel“ die Ergebnisse seiner Unt
suchungen über die Wasser- und Wettererscheinungen im Rheingebiete u
kam zu dem Resultate, daß dieselben in Perioden von 110 bis 112 Jahr
sich widerholen und daß die Maxima der Wasserfluthen mit den Maxim
der Sonnenflecken und Nordlichter zusammenfallen. Die von ihm a
geführte Periode ist der zehnfachen Sonnenfleckenperiode von 11,1 Jahr
gleich.

Die Frage, ob Veränderungen auf der Sonne solche auch auf d
Erde zur Folge haben und namentlich die, ob vermehrter Fleckenthätigk
derselben reichlichere atmosphärische Niederschläge entsprechen, ist nach v
schiedenen Gesichtspunkten von vielen Forschern bereits behandelt word
Hermann Fritz, welcher in seiner von der Haarlemer Gesellschaft
Wissenschaften gekrönten Preisschrift: „die Beziehungen der Sonnenflec
zu den magnetischen und meteorologischen Erscheinungen“ die Ergebn
dieser Untersuchungen publicirte, bemerkt hierüber: die Niederschläge s
entschieden zur Zeit der Fleckenmaxima bedeutender, als zur Zeit
Fleckenminima und aus den Pegelständen der verschiedenen Flüsse erg

1) A. a. O. S. 56 f. Vgl. auch Athenaeum, April 1886, S. 265.

h ebenfalls zur Zeit der Fleckenmaxima ein Ueberschuß der aus den üssen abfließenden Wassermassen über das Mittel. Da aber aus älterer eit keine Messungen der Regen- und Schneeniederschläge vorhanden sind d die Pegelstände der Flüsse auch nicht weit zurückreichen und von elerlei Umständen abhängig sind, so ist hier der Versuch gemacht worden, f historischem Wege diese Frage zu lösen.

Die beiliegende Chronik der Ueberschwemmungen liefert das, wenn ch nur lückenhafte Material, aus welchem die tabellarische Uebersicht der chwässer zusammengestellt wurde.

In dieser Tabelle sind die größeren Elbeüberschwemmungen, die meist den in den Archiven der Stadt Leitmeritz noch vorhandenen Quellen nommen sind, zusammengestellt. Aus dieser tabellarischen Uebersicht soll Existenz der kleinen Periode der Hochwässer und ihre Uebernstimmung mit der Sonnenflecken- und Nordlichtsperiode chgewiesen werden.

Tabelle der Ueberschwemmungen vom Jahre 782 bis 1886.

Ueberschwemmungsjahr	Mittel	Differenz	Periodenlänge	kleine Periode	große Periode
782	782				
821	821	39	180 = 16. 11,3	11,3	220 = 2. 110
962	962	141			
1002	1002	40	55 = 5. 11,0	11,0	
1015, 20	1017	15			
1059	1059	42	42 = 4. 10,6	10,6	116 = 1. 116
1118	1118	59	59 = 5. 11,8	11,8	
1141	1141	23	85 = 8. 10,6	10,6	
1203	1203	62			
1275	1275	72	112 = 10. 11,2	11,2	224 = 2. 112
1315	1315	40			
1342	1342	27	117 = 10. 11,7	11,7	
1432	1432	90			
1454	1454	22	22 = 2. 11,0	11,0	112 = 1. 112

Ueberschwemmungsjahr	Mittel	Differenz	Periodenlänge	kleine Periode	große Periode
1481	1481	27			
1495	1495	14			
1501, 4	1502	7	77 = 7. 11,0	11,0	
1515	1515	13			
1531	1531	16			113 = 1. 11
1549, 51	1550	19			
1557, 59	1558	8			
1565, 66, 69	1567	9	66 = 6. 11,0	11,0	
1578, 79, 82, 83, 85, 87	1582	15			
1593, 95, 98, 99, 1601	1597	15			
1607	1607	10			
1618	1618	11			
1629	1629	11	43 = 4. 10,8	10,8	108 = 1. 10
1640	1640	11			
1654, 55	1654	14			
1665	1665	11			
1675	1675	10	43 = 4. 10,8	10,8	
1682, 84	1683	8			
1698	1698	15			
1712	1712	14	66 = 6. 11,0	11,0	
1747, 48, 50, 51	1749	37			109 = 1. 10
1760, 61	1760	11			
1767, 68, 69, 71	1769	9	35 = 3. 11,6	11,6	
1783, 84, 85,	1784	15			
1799	1799	15			
1809	1809	10			
1814, 15, 16	1815	6	45 = 4. 11,3	11,3	99) = 111
1820, 21, 24	1822	7			12)
1827, 28, 29, 30, 31	1829	7			
1837, 38, 39	1838	9			
1843, 44, 45, 46, 47, 48, 50	1846	8	33 = 3. 11,0	11,0	
1855, 58	1856	10			
1862	1862	6			
1872, 76	1874	12	21 = 2. 10,5	10,5	
1881, 86	1883	9			

Schon eine oberflächliche Betrachtung der Tabelle, namentlich aber er Differenzen und der durch Summation erhaltenen Periodenlängen zeigt ns ein auffällig häufiges Vorkommen der Zahl 11 und der Vielfachen ieser Zahl. Nimmt man aber eine kleine Durchschnittsrechnung vor, so rgeben sich folgende Resultate:

Das Gesammtmittel von 782 bis 1883 gibt 1101 Jahre; durch 9 Perioden dividirt, erhält man den Werth 11,12 Jahre als kleine ochwasserperiode, welcher Zahlwerth mit der von Rudolf Wolf bestimmten änge der Sonnenfleckenperiode von 11,11 Jahren vollkommen über- nstimmt.

Legt man die aus 17 Berechnungen gefundene kleine Periode zu runde, so erhält man den Durchschnitt 11,07 Jahre.

Als Endresultat der Vergleichung der Tabellenzahlen ergibt sich sonach r die kleine Hochwasserperiode der Mittelwerth von **11,1** Jahren, r mit der Sonnenfleckenperiode von 11,1 genau übereinstimmt. Außer eser kleinen Periode ist noch eine größere von **111,33** oder nahezu 11 Jahren deutlich bemerkbar, die mit der von Reis angegebenen von 10 bis 112 Jahren identisch ist. An der letzten Periode fehlen noch 2 Jahre zur runden Zahl von 111, so daß dieselbe durch eine oder ehrere Ueberschwemmuugen sich auf das Jahr 1895 ergänzen dürfte.

In den Rahmen der von Fritz aus fast 2000 Jahren gewonnenen oßen Nordlichtsperiode von 220 Jahren passen ziemlich genau e großen und weitverbreiteten Hochwässer von 1784, 1565, 1342, 1118.

Eine eingehendere Durchführung dieser Gesetzmäßigkeit nach den Perioden von 11, 111 und 222 Jahren, bezüglich der Elbe überhaupt, r Hochwässer Böhmens und der europäischen Wassererscheinungen erfolgt ch Durcharbeitung des gesammelten Quellenmaterials.

782. Kurz nach dem Einfalle der Wenden und Hunnen, bei welchem e Stadt Magdeburg und die von Kaiser Karl dem Großen erbaute t. Stephanskirche zerstört wurde, hat sich die Elbe ergossen und was m Feuer an Mauerwerk übrig geblieben, vollends eingewaschen und dergeworfen (Pötzsch, Ueberschwemmungen der Elbe).

821. Auf den nassen Sommer von 820 folgte ein so heftiger Winter, s er nur jemals gewesen, wodurch nicht bloß die Elbe sondern auch e Flüsse Deutschlands zugefroren, daß man darüber reiten und fahren nnte. Als das Eis aufgebrochen, hat dasselbe an Städten, Flecken und örfern ungeheueren Schaden gethan (Pötzsch u. Spangenberg).

962, November 11. Ein plötzlich eingefallenes Thauwetter brachte rch rasches Aufgehen des massenhaften Schnees eine allgemeine Ueber-

schwemmung in Böhmen hervor. Auch die Elbe bewirkte durch ihr Aus treten großen Schaden (Pötzsch, Weleslawina).

1002, Sommer. In Folge eines allgemeinen Regenwetters ginge alle Feldfrüchte durch die Nässe zu Grunde. Die Elbe und Molda ergossen sich gewaltig (Pötzsch).

1015. September. Ein anhaltendes Regenwetter brachte in Böhme große Ueberschwemmungen, namentlich der Elbe und Moldau, hervo (Strnadt Naturbegebenheiten).

1020. Alle Quellen erzählen, daß nach einem langen und harte Winter, als der Schnee und das Eis aufthaute, die Flüsse aller Orte namentlich die Elbe gewaltig ausgetreten wären und die Wässer sich al ergossen, daß eine wahre Sündfluth entstanden, wodurch ganze Städt Flecken und Dörfer weggerissen und eine unglaubliche Menge Mensch und Vieh umgekommen (Pötzsch n. Annal. Saxon. u. Reis „Wassersnoth"

1059, Herbst. Durch ein allgemeines Regenwetter traten alle Flüs Böhmens weit über ihre Ufer und überflutheten das Land; auch d Elbe mit ihren Nebenflüssen erreichte eine außerordentliche Höhe (Pötzsch

1118, September. In Folge anhaltender Regengüsse entstand i Böhmen eine so gewaltige Ueberschwemmung, wie solche seit der Sündflu nicht vorgekommen. In Prag stieg die Moldau 6 Ellen über das Tafe werk der Brücke, während sie sonst kaum dasselbe erreichte (20 Schuh üb Normale); in Tetschen soll die Elbe 18 Ellen 16 Zoll Höhe geha haben (Pötzsch n. Fabritius, Weck, Cont. Cosm).

1141, März. Plötzlich eingetretene Regengüsse brachten im Frühling eine große Ueberschwemmung in Böhmen hervor. In Prag verursachte d Moldau am 15. März durch ihr Austreten ungeheueren Schaden. Au von der Elbe werden in Meißen Hochwasser gemeldet (Pötzsch, Strnad

1203. Nach langem Regen traten große Ueberfluthungen der Ell ein, namentlich um Leitmeritz und Aussig herum und verursachten groß Schaden (Strnad).

1275, August 24. Um den Tag Bartholomäi haben sich die Flüs darunter auch die Elbe, so heftig und schrecklich ergossen, daß eine gro Menge Dörfer weggespült und unglaublich viel Menschen und Vieh ersä wurden (Pötzsch, Strnad).

1315, Juli. Nach anhaltender Dürre folgten häufige Regengüs wodurch alle Flüsse Böhmens, in sonderheit die Elbe weit aus ihr Ufern traten und großen Schaden anrichteten (Pötzsch n. Fabritius, Chro Franc. Prag).

1342, Februar 2. Ein plötzliches Thauwetter verursachte ein rasches Aufgehen des massenhaft gefallenen Schnees und hatte eine kolossale Ueberschwemmung der Moldau und Elbe zur Folge. Die Brücken zu Prag und Dresden gingen zu Grunde, nur die von Raudnitz widerstand dem Anpralle der Wogen (Pötzsch, Strnad).

1432, März 12. und Juli 22. Zwei große Ueberschwemmungen; die 2. jedoch bedeutender. Das Hochwasser durchbrach an zwei Stellen die Prager Brücke, zerstörte die Raudnitzer Elbebrücke und verursachte um Raudnitz, Melnik und Leitmeritz ungeheueren Schaden. Zu Leitmeritz war die Wasserhöhe 22 Schuh 1 Zoll; zu Aussig 11 Zoll niedriger als 1845 und zu Tetschen 15 Ellen 19½ Zoll (Pötzsch, patr. ök. Gesellschaft, Sonnewend).

1454. Die im Jahre 1452 erbaute Elbebrücke bei Leitmeritz durch ein Hochwasser zerstört (Notiz im Stadtarchiv).

1481, Mai. Im Frühjahre fiel sehr nasses Wetter ein, worauf am 25. Mai zu Prag ein Hochwasser der Moldau eintrat. Diese Fluth wird auch von Fabritius bei der Elbe in Meißen angeführt (Pötzsch, Hagek, Sonklar).

1495, August. War in Böhmen eine gewaltige Ergießung der Moldau, durch welche die massive Prager Brücke stark beschädigt wurde. Auch in Sachsen wird auf diesen Monat eine Elbeüberschwemmung verzeichnet (Pötzsch, Hammerschmid).

1501, August 15. In Folge anhaltenden Regens entstand bei Leitmeritz ein Hochwasser der Elbe, bei welchem die Walke, Schleifmühle und 3 Felder der Brücke weggerissen wurden. Das Wasser umgab Mlikojed, dessen Bewohner in die Kirche flüchteten und ihr Vieh auf einem hochgelegenen Felde in Sicherheit brachten. Auch das Eisendörfel und beide Kopist standen unter Wasser.

In Leitmeritz war die Fischerei, die Dubina und alles oberhalb der Mühlen überschwemmt. Das Hochwasser erreichte fast das Pflaster der Brücke und verursachte ungeheueren Schaden (Memorabilien der Stadtschreiber).

1504, März 8. Unverhoffte, große Eisfahrt auf der Elbe bei Leitmeritz, wodurch die neue Elbebrücke sammt 3 Pfeilern von Grund aus weggerissen wurde und ein dreimal so großer Schaden geschah, als anno 1501 (Notiz im Stadtarchive).

1515, Juli 22. War bei Leitmeritz ein Hochwasser der Elbe, welches durch Wegschwemmen von Heu und Getreide viel Schaden verursachte. Dieser Ueberschwemmung, welche bereits am 21. Juli in Prag eintrat,

wird auch bei der Elbe in Sachsen gedacht (Leitmeritzer Archiv, Hammerschmid, Monach Pirn).

1531, Mai. Wird ein Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz angeführt welches so groß war, daß man, wie Johann z Hradu bemerkt, das Wasse von der Brücke aus erreichen konnte (Strnad).

1549. Eine Ueberschwemmung der Elbe bei Leitmeritz (Strnad n e. Leitm. Manuspt).

1551. Wegen des fortdauernden Hochwassers der Elbe und Ege haben die Leitmeritzer Fischer keine Lachse fangen können; auch konnte da Malz allhier nicht gemahlen, sondern mußte nach Pokratitz verführt werde (Schmid Memor.).

1557. Nach einem strengen Winter, der vom 23. Nov. bis 28. Mär dauerte, brachte ein rasches Thauwetter ein großes Hochwasser der Elb hervor, welches an 4 Wochen dauerte und um Leitmeritz und Aussig vie Schaden anrichtete (Schmid, Sonnewend).

1559, December 13. Entstand bei Leitmeritz ein großes Hochwasse der Elbe, welches 8 Tage andauerte und wieder so hoch war, daß ma es von der Brücke mit den Händen erreichen konnte (Schmid).

1565, März 3. Kam ein starkes Eis mit großem Wasser und ri die Elbebrücke bei Leitmeritz von Grund aus weg. Der Schaden a weggeschwemmten Holze betrug viele Tausende (Schmid).

1566, Februar. Großes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz. Mli kojed und Kopist ganz vom Wasser umgeben, die Fischerei unter Wasse Die Elbehöhe so groß, daß man sich von der Brücke aus waschen konnt (Mem. d. Stadtschr.).

1569, Juni. Am 21. und 22. Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz welches sich bis zu der Ziegelhütte jenseits der Brücke erstreckte und all Wiesen um Kopist unter Wasser setzte (Mem. d. Stadtsch.).

1578, Januar. Am 13. begann der Eisgang der Elbe bei Leitmeritz; am 25. nahm eine riesige Scholle 5 Paar Brückenböcke weg un ein neuer Stoß führte die übrigen sammt der Fahrbahn der Brücke we (Mem. d. Stadtsch.).

1578, Aug. 28. Ein Hochwasser der Elbe, welches hinter dem Zie gelschlage und gegen Kopist alle Wiesen überschwemmte und über eine Woch dauerte, während welcher Zeit keine Mühle in Leitmeritz mahlen konnt

1579, Juni 28. War ein so großes Hochwasser der Elbe, wie es se langen Jahren nicht gewesen; das Wasser ging bei der neuen Mühle, vo welcher der Müller behauptete, daß sie selbst beim höchsten Hochwasse

wird mahlen können, über den Pawlatsch weg. Da die Eger wenig Wasser hatte und der gewesene Regen in keinem Verhältnisse zu der großen Wassermasse stand, so vermuthete man, daß irgendwo ein Wolkenbruch gewesen und Teichdurchbrüche stattgefunden hätten (Mem. d. Stadtsch.).

1582, Juni. Vom 2. bis 7. bedeutendes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz. Es ging um das vordere Gebäude der Mühle, wo der Müller wohnt, herum, überschwemmte die Fischerei und drang ziemlich weit in die Dubina vor (Mem. d. Stadtsch.).

1583, März 18. Hat das Eis beim Hochwasser der Elbe alle Brückenböcke vom steinernen Pfeiler bis zum Vogel weggeschwemmt, so daß nicht ein Balken übrig blieb. Einen Theil der Brücke haben die Bauern bei Lobositz aufgefangen, welchen die Gemeinde ihnen wieder abkaufen mußte (Mem. d. Stadtsch.).

1585, Juli 4. Bedeutendes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz; in Folge andauernden Regens. Kopist unter Wasser gesetzt, der Swiniak überschwemmt und auf Feldern und Wiesen großer Schaden geschehen (Mem. d. Stadtsch.).

1587, Juni 6. Fing bei Leitmeritz ein großes Hochwasser an, welches durch 2 Wochen anhielt und in der Umgebung der Stadt, namentlich am Swiniak viel Schaden an Wiesen, Feldern und Weingärten verursachte (Mem. d. Stadtsch.).

1593, Januar 24. Riß das Eis beim Hochwasser der Elbe die Brückenböcke mit Ausnahme dreier Paare gegen die Vogelstange weg, bald darauf wieder ein Paar und am 26. die Letzten (Mem. d. Stadtsch.).

1593, Juli 8. Fing die Elbe bei Leitmeritz in Folge täglicher Regengüsse gewaltig zu steigen an und überschwemmte am Tage St. Margareth alle Wiesen und Felder und richtete durch Wegschwemmen des Heues und Verschlämmen des Grases und der Felder großen Schaden an (Mem. d. Stadtsch.).

1595, März 7. Brach das Eis der Elbe bei Leitmeritz, welches in diesem Jahre ungemein stark war. Dabei stieg das Wasser so hoch, daß man sich von der vordern Brücke aus in der Elbe waschen konnte. Kopist und Mlikojed standen unter Wasser, die Fischerei und der Judengarten waren überschwemmt. Der Schaden an Wiesen, Feldern und Häusern war ungeheuer (Mem. d. Stadtsch.).

1598, März. Durch das Einbrechen eines Südstromes trat ein rasches Aufthauen des Schnees ein, so daß die Elbe am 11. März eine Höhe erreichte, wie sie seit Menschengedenken nicht gewesen. Das Wasser stand 7 Ellen höher als 1595 und reichte bis zum Hute des Bradacz am

steinernen Pfeiler der Elbebrücke. Es verursachte in der Fischerei, Dubina, bei den Mühlen und im Judengarten vielen Schaden; auch ein Theil der Brücke wurde weggeschwemmt. Das gewaltige Wasser reichte fast bis auf die Brücke, so daß Kinder von derselben, zur Erinnerung, sich mit dem Elbewasser wuschen (Mem. d. Stadtsch.).

1598, August 18. Heftige Regengüsse, Wolkenbrüche und Teichdurchrisse veranlaßten ein Hochwasser der Elbe, welches nur um ¼ Elle niedriger als im Frühjahre war und gleichfalls großen Schaden anrichtete (Mem. d. Stadtsch.).

1599, März 12. Entstand beim Eisgange der Elbe ein großes Hochwasser, welches mehrere Tage andauerte und vielen Schaden an Mühlen, Häusern und Feldern in der Nähe des Flusses verursachte (Mem. d. Stadtsch.).

1601, Juni 27. Hochwasser der Elbe, welches etliche Tage anhielt und alle Felder und Wiesen um Mlikojed, Prosmik, am Pernai und in der Polabe überschwemmte. Der Schaden war ungeheuer (Memorabilien der Stadtschreiber).

1607, März 11. War ein solches Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz, daß die Mühlen nicht mahlen konnten; am 22. d. M. stand die Elbe im Mühlgraben unterhalb der Brettsäge bis zur Mauerhöhe (Mem. d. Stadtsch.).

1618, Februar 5. War ein starkes Gewitter, worauf allgemeines Thauwetter eintrat und alle Gewässer Böhmens, namentlich die Moldau und Elbe sich mächtig ergossen und wegen des starken Eises große Schaden anrichteten; besonders in Meißen waren die Verheerungen furchtbar (Pötzsch, Kriesche Chr.).

1629, October 2. Trat in Dresden eine Ueberschwemmung der Elbe ein, welche gegen 8 Ellen über dem Normale erreichte und fast 14 Tage dauerte, worauf erst die Moldau aus Böhmen kam, die am 10. October in Prag eine Höhe erlangte, wie sie seit Menschengedenken nicht gewesen (Pötzsch, Hammerschmid).

1640. Anfangs Februar. Ist durch das Hochwasser beim Eisgange die Elbebrücke bei Leitmeritz zerstört worden; das Brückenmateriale als Schiffe, Gehölze, Bretter ist bis Pirna und Dresden fortgeschwommen. General Banner versuchte zwar die Brücke wieder aufzurichten, doch gelang ihm dies nicht (Theatrum europaeum).

1654, Hochwasser bei Leitmeritz; die Elbe nahm alle Mühlen und 40 Häuser mit; die Zahl der ertrunkenen Menschen war eine nicht geringe (Strnad).

1655, Februar 15. Plötzlicher Eisgang und erschreckliches Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz, wodurch das Dach von der kleinen Mühle und die Brettmühle weggeschwemmt wurden und der Gemeinde ein großer Schaden geschah. In Mlikojed mußten die Bewohner auf den Thurm sich flüchten, haben gestürmt und um Hilfe gebeten (Schmid).

1665, Februar 16. Großes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz; die Wasserhöhe war nur einen Schuh niedriger als 1845. In Dresden war die Fluth so hoch, daß man das Wasser von der Brücke aus mit der Hand erlangen konnte (Pötzsch, Prof. Hackel).

1675, Juni 21. Ist ein großes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz eingetreten, welches 4 Wochen dauerte und einen Schaden von etlichen Millionen verursachte (Schmid).

1682, Januar. Hatte die Elbe wieder eine gewaltige Fluth. Am 18. und 19. begann sie in Meissen, wo sie eine Höhe von 10 Ellen 2 Zoll erreichte; in Prag erlangte die Moldau ihr Maximum am 26. Jänner; am 28. Jänner stieg die Eger in Kaaden bis zu der ungeheueren Höhe von 19 Schuh über Normale (Pötzsch, (Theatrum europaeum).

1684, März 2. Eisgang der Elbe bei Leitmeritz; durch das starke Eis wurde die Brücke zerrissen und ruinirt (Schmid).

1698, Juli 22. War in Böhmen eine große Ueberschwemmung, bei welcher viele Menschen zu Grunde gingen und ein Schaden von mehreren Millionen verursacht wurde. Nach Vulpius war auch in Meißen, in Folge andauernder Regen eine solche Elbefluth entstanden, wie sie seit 113 Jahren kaum geschehen war (Pötzsch, Hammerschmid).

1712, April. Andauerndes Regenwetter verursachte ein plötzliches Hochwasser der Elbe, welches großen Schaden an Häusern, Mauern und Vieh in den am Flusse liegenden Dörfern veranlaßte und auch die Leitmeritzer Elbebrücke sehr beschädigte (Schmid).

1747, December 15. War ein so großes und hohes Wasser bei Leitmeritz, daß man hinter der Brücke nicht mehr fahren, sondern übersetzen mußte; alle Stadtmühlen ersoffen, so daß man 14 Tage nicht mahlen konnte (Schmid).

1748. In Folge der beständigen Regen in den Monaten October, November und December entstand bei Leitmeritz ein Hochwasser der Elbe, durch welches viel Floßholz weggeschwemmt wurde und die Gemeindemühle mehrere Wochen das Mahlen einstellen mußte (Schmid).

1750, Juli. Mehrtägige Regen und Teichdurchbrüche brachten eine große Ueberschwemmung der Elbe bei Leitmeritz hervor, welche vom 11.

bis 14. Juli andauerte und großen Schaden an Feldfrüchten und Floßhölzern anrichtete (Schmid).

1751, März 3. Eisgang der Elbe bei Leitmeritz. Das Eis blieb oberhalb des Wehres stehen und reichte bis Krzeschitz. Dadurch entstand ein bedeutendes Hochwasser, welches seinen Lauf bei Böhmisch Kopist durch die sogenannte Uhrze nahm und beim Wehre wieder in die Elbe einfiel. Am 5. ging das Eis glücklich ab, ohne großen Schaden verursacht zu haben (Schmid).

1760, Januar 27. Hob sich das Eis der Elbe und Eger gleichzeitig. Ein Theil desselben setzte sich in der Egermündung fest und hatte zur Folge, daß die Eger ihren Lauf durch die Uhrze nahm; ein zweiter Theil blieb zwischen der Insel und dem Jesuitengarten stehen und sperrte durch 2 Wochen die Elbe derart, daß kein Wasser zu den Mühlen gelangen konnte, was eine große Mahlnoth hervorbrachte (Schmid).

1761, Februar 11. Ist das Eis der Elbe bei Leitmeritz gebrochen und gegangen; den 20. bis 28. darauf trat ein Hochwasser ein, welches in dem zu Lobositz nahe an der Elbe gelegenen Magazin großen Schaden an Hafer und Heu verursachte. In Meißen dauerte diese Ueberschwemmung vom 12. bis 27. und erreichte eine Höhe von $8^1/_2$ Ellen (Pötzsch, Leitm. Mem. II.).

1767, November. Gegen Ende des Monates trat in Folge anhaltenden Regens Hochwasser der Elbe und Eger ein, welches alle Felder jenseits der Brücke überschwemmte, so daß die ganze Gegend einem See glich. Bei den Mühlen in Leitmeritz mußten die Bewohner auf Kähnen aus ihren Häusern fahren (Leitm. Mem. II.).

1768, Februar 24. Eisgang der Elbe, Eger und Moldau bei Leitmeritz, wobei ein Hochwasser entstand, wie es seit 40 Jahren nicht vorgekommen ist. Dasselbe verursachte durch Einreißen der Häuser in den Dorfschaften und Abschwemmen des Bodens von den Feldern einen unbeschreiblichen Schaden (Leitm. Mem. II.).

1769, Juli. Durch die seit dem 8. Juni fast täglich eintretenden Regengüsse sind die Elbe und Eger bei Leitmeritz so gestiegen, daß alles Heu von den Wiesen weggeschwemmt und das Getreide auf den Feldern vielen Schaden erlitten und nebstdem auch eine Menge Leute ertrunken sind (Leitm. Mem. II.).

1769, December. In Folge des steten Regenwetters wurden nicht blos alle Wege und Straßen ungangbar, sondern auch alle Wässer überschritten ihre Ufer; insbesondere in der Leitmeritzer Gegend verursachte die Elbe in allen Ortschaften in der Nähe des Flusses großen Schaden. Alle

Mühlen bei der Stadt sind ganz ersoffen, so daß durch lange Zeit kein Körnlein gemahlen werden konnte (Leitm. Mem. II.).

1771, März. Nach starkem Regen trat ein allgemeines Thauwetter ein und brachte eine große Elbeüberschwemmung hervor. In Sachsen fing sie am 16. März an, in Aussig drang am 18. das Wasser in die Stadt und in Prag erreichte die Moldau am 17. ihre Maximalhöhe von 6½ Ellen ü. N. (Pötzsch, Sonnewend, Schaller).

1783, Juni. In Folge heftiger Gewitter mit starken Gußregen und Wolkenbrüchen in Böhmen trat in Sachsen großes Hochwasser der Elbe ein, welches am 3. Juni in Dresden 4 Ellen 12 Zoll ü. N. betrug (Pötzsch).

1784, Februar 28. Durch die riesige Ueberschwemmung der Elbe in diesem Jahre wurde bei Leitmeritz ein unsäglicher Schaden angerichtet. Außer den 3 Mühlen wurden 57 Häuser ruiniret, viele Menschen ertranken und nur der aufopfernden Thätigkeit der Behörden war es zu danken, daß gegen 500 Personen aus den inundirten Gegenden auf Schiffen und Kähnen gerettet wurden. Die Wasserhöhe der Elbe betrug bei Leitmeritz im Maximum 20 Schuh 4 Zoll ü. N. (Pötzsch, Berthold, patr. ök. Gesellsch.).

1785, Mitte April. Ging das Eis der Elbe bei Leitmeritz; in Prag fing der Eisstoß am 16. an, doch war die Ueberschwemmung der Moldau nicht bedeutend; dagegen erreichte die Eger ihre vorjährige Höhe und führte der Elbe große Wassermassen zu. Am 23. hatte die Elbe bei Magdeburg ihren höchsten Stand von 5·64 Meter, den sie in der Zeit von 1731 bis 1830 je erreichte (Pötzsch, Sonklar).

1799, Februar 23. Bei Leitmeritz, Theresienstadt und in der ganzen Gegend verursachte das Hochwasser dieses Jahres besonders darum große Noth, weil diesmal die Eger ungeheure Wasser- und Eismassen der Elbe zuführte. Das große Wasser riß 4 Eisböcke weg, beschädigte 4 Brückenpfeiler und brachte selbst die Brücke in große Gefahr. Am 24. hatte diese Eisfluth ihre Maximalhöhe von 21 Schuh 8 Zoll erreicht und überschwemmte zu beiden Seiten der Elbe und Eger 14 Ortschaften, setzte den ganzen Theresienstädter Kessel unter Wasser und bildete einen ungeheuren See. In Leitmeritz standen die unter dem Dom gelegene Vorstadt und die Fischerei 2 bis 3 Klaftern hoch unter Wasser. Der Schaden, den dieses Hochwasser an Häusern, Mauern, Gärten und Feldern, namentlich in Krzeschitz, Trzebautitz, Mlikojed und Prosmik verursachte, war ungeheuer (Pötzsch).

1809, Januar 28. Brach bei Leitmeritz das Eis der Elbe bei sehr hohem Wasserstande, weil es zu Prag 3 Tage nach einander geregnet hatte. Die Moldauhöhe betrug bei der Thaufluth 10 Wiener Schuh, beim Eisgange aber nur 6 Fuß (Mem. d. Dechantei, Fritsch).

1814, März 24. Plötzlicher Eisgang der Elbe bei sehr hohem Wasserstande, wodurch die Eisböcke zertrümmert und die 3 mittleren Pfeiler sammt der Brücke zum Einsturze gebracht wurden und 4 Personen mit in's Wasser stürzten und ertranken. An 100 Personen, die auf der Brücke standen, hatten ihre Rettung nur dem Umstande zu danken, daß sie kurz vor der Katastrophe, durch die Nachricht von dem Ertrinken eines Hauptmannes auf der Theresienstädter Straße, auf das jenseitige Ufer hingelockt wurden (Berthold).

1815, Januar 1. Wurde die 1814 erbaute Jochbrücke beim Eisgange der Elbe vom Hochwasser fortgerissen (Mem. d. Dechantei).

1816, December 15. Ist die fliegende Brücke bei Leitmeritz durch den Eisstoß der Elbe fortgeschwemmt worden; ein Theil derselben wurde erst bei Dresden aufgefangen (Berthold).

1820, Januar 20. Eisgang der Elbe bei sehr hohem Wasserstande. Noch am 24. war das Wasser um 1 Elle niedriger als 1814 (Berthold).

1821, März 12. Erfolgte der Eisstoß der Elbe bei sehr hohem Stande des Wassers und verursachte in Trzebautitz, Krzeschitz, Podczapel u. a. großen Schaden. Wasserhöhe bedeutender als anno 1814 (David, met. Beob.).

1824, Juni 28. In Folge häufiger Regengüsse trat eine große Ueberschwemmung der Elbe bei Leitmeritz ein; der Wasserstand betrug 12 Wiener Fuß ü. N.; 1 Zoll höher als 1821. Der Schaden an Feldfrüchten war ungeheuer (Mem. d. Dech.).

1827, März 2. Eisgang auf der Elbe bei Leitmeritz; Maximalhöhe am 3. März 12 Grade am Gradmesser des Brückenpfeilers, 4 Schuh 8 Zoll niedriger als 1784 (Mem. d. Dech.).

1827, Juni 12. In Folge täglicher Gewitter und starker Regengüsse entstand ein bedeutendes Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz. Wasserhöhe 8 Grad am Brückenpegel (Mem. d. Dechantei).

1827, December 6. Durch rasches Aufthauen der Schneemassen trat bei Leitmeritz ein Hochwasser der Elbe ein, welches 7 Grad nach dem Brückenmesser betrug (Mem. d. Dech.)

1828, Januar 13. Eisgang der Elbe bei Leitmeritz. Wasserhöhe 6 Grad am Brückenpegel (Mem. d. Dech.).

1829. Waren 2 Hochwässer der Elbe; das erste am 19. April in Folge eines wolkenbruchartigen Regens; das andere in der Zeit vom 10. bis 12. Juni, welches 15 Zoll höher als ersteres war. Die Ursache des 2. Hochwassers scheinen die beispiellosen Niederschläge im Riesengebirge gewesen zu sein, welche da ein rapides Schmelzen des Schnees und Ueberschwemmungen hervorbrachten (Mem. d. Dech., Petrak, Riesengeb.).

1830, Februar 28. Bei dem Eisgange dieses Jahres wurden die 3 mittleren Eisbocke rasirt und der mittlere Pfeiler der Elbebrücke bei Leitmeritz stark beschädigt. Der Maximalstand des Wassers war am 2. März und betrug 17 Schuh 8 Zoll, also $^1/_2$ Elle niedriger als 1799, anderthalb Ellen niedriger als 1784 (Mem. d. Dech.).

1831, Februar 13. Eisgang der Elbe bei Leitmeritz; bei Czernosek thürmte sich das Eis berghoch auf und verursachte durch Rückstauung eine Ueberschwemmung. Erfolglos erwies sich die Beschießung der Eismassen mit Kanonen; am 4. März ging das Eis von selbst weg (Berthold).

1837, Mai 16. In Folge anhaltenden Regens traten die Elbe und Eger bei Leitmeritz über die Ufern und überschwemmten die Felder und Wiesen in der Umgebung der Stadt. Wasserhöhe $11^1/_2$ Schuh ü. N. (Hackel).

1838, März 3. Hob sich das Eis der Elbe bei Leitmeritz und ging bei einem Wasserstande von $13^1/_2$ Schuh ü. N. ab, sank dann auf 7 Fuß und erreichte am 8. wieder eine Höhe von 14 Schuh (Hackel).

1839, Februar 23. In Folge von öfteren Regen und Schnee erreichte die Elbe bei Leitmeritz eine Höhe von $10^1/_2$ Schuh ü. N. (Hackel).

1843, Januar 30. Brach das Eis der Elbe bei Leitmeritz und kam in Gang; am 1. Februar beschädigte die Eger die Ufern bei Doxan und Brnian. Wasserhöhe in Leitmeritz 8 Schuh ü. N. (Hackel).

1844, Mai 20. Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz; Wasserhöhe $7^1/_2$ Schuh, am 31. Mai Maximum 10 Fuß (Hackel).

1845, März 27. Erfolgte der Eisstoß bei mittlerem Wasserstande; am 28. und 29. stieg das Wasser rapid, am 30. März erreichte die Elbe die unerhörte Höhe von 3 Klaftern 5 Fuß über dem gewöhnlichen Stande, beinahe einen Fuß über dem Stande von 1784. Das Wasser bildete einen förmlichen See und überschwemmte die ganze Gegend zwischen den Leitmeritzer Vorstädten und der Berglehne des Dorfes Göblitz. Die Bewohner von Mlikojed und Prosmik wurden, Dank der Aufopferung mehrerer Menschenfreunde, nur mit großer Noth dem sicheren Tode des Ertrinkens entrissen (Berthold, pat. ök. Gesell.).

1846, Januar 23. Fing das Eis der Eger an zu gehen, am 24 kam das Elbeeis in Gang; der Wasserstand war ziemlich hoch, am 26 6 Schuh, am 27. 13 Schuh 2 Zoll und am 28. hatte es seine größte Höhe von 14 Schuh 2 Zoll (Hackel).

1847, Februar 19. Trat der Eisgang der Elbe bei Leitmeritz ein doch bald erfolgte eine Stockung des Eises, welche ein Steigen des Wasser bis auf 13½ Schuh hervorbrachte (Hackel).

1847, Mai 1. Hochwasser der Elbe bei Leitmeritz, welches am 4 seine größte Höhe von 10 Schuh ü. N. erreichte (Hackel).

1848, Februar 9. Erfolgte der Eisgang der Elbe bei einem Wasser stande von 2 Schuh, der vollständige Abgang des Eises trat aber erst be einer Wasserhöhe von 11½ Fuß ein (Hackel).

1850, Februar 4. Früh um 4 Uhr brach das Eis der Elbe be Leitmeritz; doch blieb es bis 10 Uhr stehen; darauf stieg das Wasser bis 12½ Schuh und brachte das Eis in Gang (Hackel).

1855, März 4. Begann das Eis der Elbe bei Leitmeritz zu gehen blieb aber bald stehen, worauf das Wasser bis 16½ Schuh stieg. Am 5 erst ging das Eis vollends ab und zertrümmerte den ersten Eisbock. Das ablaufende Wasser ließ am linken Elbeufer eine Unmasse von Eisschollen von 3 bis 4 Schuh Höhe liegen (Hackel).

1858, August 3. In Folge eines heftigen Regens stieg die Elbe be Leitmeritz und erreichte am 2. die Höhe von 5 Schuh, am 3. überschrit sie die Ufer und erreichte endlich den Maximalstand von 10 Fuß ü. N (Hackel).

1862, Februar 2. Große Ueberschwemmung der Elbe bei Leitmeritz Am 29. Januar trat sie über die Ufer, am 1. Februar überfluthete si die Insel, den folgenden Tag erreichte sie ihre Maximalhöhe von 20 Schuh 3 Schuh weniger als 1845; aber schon am 3. sank das Wasser um 5 Fu (Hackel).

1872, Mai. Am 25. brach in mehreren Gegenden Böhmens ei furchtbarer Wolkenbruch mit Hagelschlag aus, wodurch ein Schaden vo über 10 Millionen Gulden verursacht wurde. In Folge dieser große Niederschläge brachten die Moldau und Eger gewaltige Wassermassen, welch bei Leitmeritz ein Hochwasser veranlaßten; am 27. erreichte die Elbe ein Höhe von 12½ Schuh ü. N. und überfluthete die Fasaneninsel und eine Theil der Schützeninsel, setzte den Theresienstädter Kessel unter Wasser un schloß das Dorf Mlikojed ganz ein (Leitm. Zeitung).

1876, Februar. Am 18. bei einem Wasserstande von 3·6 Meter tra der Eisstoß der Elbe bei Leitmeritz ein, am 19. zeigte der Brückenpege

5·26 Meter und beim Eisgange der Eger stieg das Wasser bis auf 5·6 Meter. Dieses Hochwasser überschwemmte die Schützen-, Mühl- und Herzinsel, drang in die Mühlgasse ein und stand da über 30 Centimeter hoch, bei der Elberestauration war die Wasserhöhe fast 2 Meter. Mlikojed stand ganz unter Wasser und die Theresienstädter Straße war nur auf Kähnen passirbar (Leitm. Zeitung).

1881, März. Am 8., bei niedrigem Wasserstande, begann das Eis der Elbe und Eger zu gehen, am 9. stieg das Wasser auf 4·5 Meter und überschwemmte die Schützeninsel, trat in der Fischerei aus, umgab die Elberestauration, überfluthete den Theresienstädter Kessel und schloß das Dorf Mlikojed ein (Leitm. Zeitung).

1886, März 23. Nachmittags um 2 Uhr erreichte die Elbe bei dichtem Eisgange die Höhe von 2·8 Meter, das Wasser stieg fortwährend, am 24. kam das Egereis, worauf die Elbe bis auf 4·8 Meter anwuchs. Vom Damme der Eisenbahn bis zu den Wällen der Festung war ein See, Deutsch-Mlikojed glich einer Insel, so daß man nur auf Kähnen dahin gelangen konnte. Die tiefer gelegenen Häuser der Vorstadt, wie Elberestauration, Dampfmühle u. a. standen ganz im Wasser. Die Schützeninsel war ebenfalls überfluthet und bei der Mühlgasse erreichte die Elbe gerade die Straßenhöhe (Leitm. Zeitung).

Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie Nordböhmens.

Von Professor Franz Hübler.

2. Ignaz Ginzkey. [1])

Fährt man auf der Gebirgsstraße von Reichenberg nach dem gewerbfleißigen Gablonz und Tannwald, so ist das letzte große Gebäude Reichenbergs die rühmlichst bekannte, großartige Fabriksanlage von Johann Liebieg und Co. Der nächste Ort, welchen man nach kaum viertelstündiger

1) Fortsetzung des ersten Artikels in der ersten Nummer des 24. Jahrganges der „Mittheilungen". Außer mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Seite der Firma Ginzkey wurde benutzt: „Ignaz Ginzkey." Ein Culturbild von Dr. F. Mamroth. (Als Manuscript gedruckt.) Zweite Aufl. Reichenberg 1877. „Dorfchronik". Geschichte der Ortschaften Maffersdorf, Proschwitz und

Fahrt berührt, ist Maffersdorf, und hier ist wieder eines der erste in die Augen fallenden Gebäude die großartige Fabrik von Ginzkey zwischen Park- und Gartenanlagen versteckt, aus welchen die Dächer un schlanken Schlote emporragen. Der Ort, welcher sich längs der Neiss und der Gebirgsstraße dahinzieht, gewährt mit seinen malerisch im Thal und an den grünen Bergabhängen zerstreut liegenden hübschen, weißge tünchten und sauber gehaltenen Häusern und Häuschen, eingerahmt vo kleinen Obst- und Blumengärtchen, einen schönen Anblick und macht au den Fremden den günstigsten Eindruck. Man sieht, daß deutscher Flei und deutsche Reinlichkeit hier hausen, daß unausgesetzte lange Arbeit un Sparsamkeit das auge- und herzerfreuende Bild schufen.

Maffersdorf und das damit zusammenhängende Proschwit liegt zu beiden Seiten der Neisse und wird von zwei Kämmen: de Proschwitzer Kamme im Norden und dem Maffersdorfer Kamme im Süde eingeschlossen. Dadurch eingeengt konnte sich der Ort nicht in die Breit sondern nur in die Länge, den Neissestrom auf- und abwärts, ausdehne und wenn man auf der Gebirgsstraße von Reichenberg nach Gablon fährt, hat man Muße, den Ort in seiner ganzen Ausdehnung kennen z lernen. Der Proschwitzer Kamm ist ein schöner, isolirt dastehender Berg rücken, welcher von Südost nach Nordwest streicht und dessen höchste Punkt 592 Meter mißt. Sein äußerster nordwestlicher Ausläufer ist de sogenannte Wachberg vor Maffersdorf. Dieser Bergrücken schützt eine Theil von Maffersdorf, namentlich das südlich gelegene Proschwitz vor de rauhen Nordwinden, so daß der Obstbau, wenn auch nur in mäßige Umfange, noch mit Erfolg betrieben werden kann. Parallel mit de Proschwitzer Kamme und in derselben Richtung streicht der Maffersdorf Kamm, welcher sich von dem eine halbe Stunde von der Neisse entfernte 634 Meter hohen Kaiserstein oder Kohlstatter Spitzberge i

---

Neuwald von A. Jäger, Reichenberg 1865. Von demselben Verf.: „Mei Bildungsgeschichte", Separat-Abdruck der in den ersten 4 Heften des 1 Jahrganges der „Mittheilungen" erschienenen Artikel, herausgegeben v Dr. Ludw. Schlesinger. Prag 1874. Ferner: „Böhmische Dorfindustrie Mittheilungen IV. Jahrgang, 2. Heft. „Chronik der preußischen I vasion des nördlichen Böhmens im Jahre 1866" von A. Jahn Reichenberg 1867. „Beitrag zur ältesten Ortskunde der Her schaften Reichenberg, Grafenstein und Lämberg" von P. A. Ho mann im 11. Jahrgange der „Mittheilungen des Vereines der Naturfreun in Reichenberg". Nekrologe in der Reichenberger Zeitung Jahrgang 187 Nummern vom 4.—28. Juni, der deutschen Zeitung vom 28. Juli 187

nördlicher Richtung abzweigt. Zwischen den beiden Kämmen eingebettet, liegen theils auf dem Bergabhange, theils in der Thalsohle die beiden genannten Ortschaften Maffersdorf und Proschwitz. Während im Südosten das Thal durch die nahe herantretenden steilen Bergwände eingeengt ist, erweitert es sich im Nordwesten; die Bergabhänge treten etwas mehr vom Ufer der Neisse zurück, sind auch weniger steil und das Thal gewinnt hier eine Sohle bis zur Breite von hundert Schritten. Die Thalwände bestehen, wie beinahe das ganze Isergebirge, aus Granit. Die Thalsohle war vor Jahrtausenden ganz vom Wasser der Neisse eingenommen, denn man stößt allenthalben beim Graben in der Tiefe auf mächtige Bänke angeschwemmten Sandes, vermischt mit Muschelschalen und abgerundeten Kieselsteinen. Besteigt man irgend einen erhöhten Punkt der beiden genannten Kämme, so genießt man eine weithin sich erstreckende prächtige Rundschau, zunächst auf das zu unseren Füßen ausgebreitete, dicht bebaute Neissethal mit seinen zahlreichen Häuschen und stattlichen Fabriken, auf die in sanften Wellenlinien verlaufenden beiden Kämme, auf das gegen Nordosten und Osten dahinter sich aufbauende Iser- und Riesengebirge und auf das gegen Nordwesten streichende Lausitzer Gebirge mit dem Jeschken, welches fern am Horizonte sich mit den Ausläufern des Isergebirges verbindet und die breite Thalerweiterung bei Reichenberg, das Niederland genannt, abschließt.

Maffersdorf wurde von Slaven und Deutschen gegründet, indem hier, am Endpunkte des Reichenberger Thalkessels, die vom Norden den Neissestrom aufwärts ziehenden Deutschen und die vom Süden vorrückenden slavischen Ansiedler aufeinanderstießen. Die Neisse trennte die beiden Ansiedlungen. Die ältere Ansiedlung war die slavische, und hieß Wratislawitz (Wratislawicz). Sie befand sich am linken Neisseufer, jedoch nicht in der Thalsohle, sondern auf den Höhen und den Abhängen des Maffersdorfer Kammes. Als Ort mit einer Pfarrkirche wird Wratislawitz zuerst im Jahre 1359 genannt. In den Hussittenkriegen wurde der Ort sammt der Pfarrkirche völlig zerstört. Noch jetzt zeigt man den Platz, wo die erste Kirche gestanden sein soll und zwar auf einer Anhöhe des Maffersdorfer Kammes bei den sogenannten Lobelbirken (vormals ein schöner Hain) unweit dem ehemaligen Richterhaus Nro 116. Ein Feldplan unweit davon heißt noch jetzt „der Kirchhof". Die deutsche Ansiedlung erfolgte später und zwar, wie bereits erwähnt, vom Norden und Nordwesten her, indem, wie es auch naturgemäß war, aus dem Niederlande der Lausitz die deutschen Ansiedler stromaufwärts dem Laufe der Neisse folgten und theils über Zittau, theils über Seidenberg und Friedland in den Reichenberger Thalkessel vordrangen, wie man dies namentlich aus der Ver-

gleichung der hiesigen Ortsnamen mit denen der benachbarten Lausitz nach weisen kann. Wie heutzutage noch die deutschen Auswanderer in Amerika den Neugründungen die Namen ihrer Heimat geben, so war es auch damals; die Colonisten der Lausitz gaben den Neugründungen im Neissethal theilweise die Namen ihrer verlassenen Heimatsorte. Daher finden wir hier und in der preußischen Lausitz gleichnamige Dörfer, wie: Kunnersdorf, Heinersdorf, Berzdorf und Maffersdorf. Das letztere entspricht dem Meffersdorf in der preußischen Lausitz zwischen Neustadtl und Friedeberg, wurde früher Maeffersdorf und Meffersdorf geschrieben und ist jedenfalls eine Colonie des ersteren. Das Vorrücken der deutschen Ansiedlungen, das Neissethal aufwärts, erreichte in dem engen Thalkessel zwischen dem Maffersdorfer und Proschwitzer Kamme seinen natürlichen Endpunkt, da das jenseits der Neisse auf den Höhen liegende Wratislawitz, ferner Proschwitz, Radl und Gablonz bereits von Tschechen und zwar vom Iserthale aus angelegt waren. Als im Hussittenkriege, wie schon erwähnt, die beiden Ortschaften eingeäschert wurden, trat allmählig nach dem Wiederaufbau derselben der ältere Name Wratislawitz zurück, während die deutsche Dorfansiedlung am rechten Neissenfer die Oberhand behielt, so daß der Name Maffersdorf auch auf die ursprünglich slavische Ansiedlung am linken Ufer ausgedehnt wurde, was im Laufe des 16. Jahrhunderts erfolgte. Die ursprüngliche Trennung Maffersdorfs in zwei Gemeinden dauert übrigens bis auf den heutigen Tag fort, obwohl alle Gründe für eine Vereinigung der beiden Gemeinden sprechen würden, indem man gegenwärtig Maffersdorf rechts und links der Neisse unterscheidet. Dies hat darin seinen Grund, daß ursprünglich die beiden Thalseiten der Neisse zwei verschiedenen Herrschaften: Reichenberg und Böhmisch-Aicha, gehörten. Als nach Aufhebung des herrschaftlichen Unterthänigkeitsverhältnisses im Jahre 1850 beide Gemeinden in den Reichenberger Bezirk kamen, hätten sich dieselben leicht zu einer Gemeinde vereinigen können, wenn man die Vortheile einer solchen Vereinigung besser eingesehen hätte. Die im Hussittenkriege verbrannte alte Kirche wurde nicht mehr an derselben Stelle aufgebaut. Die gegenwärtige Pfarrkirche zur heiligen Dreifaltigkeit befindet sich auf der rechten Thalseite der Neisse innerhalb der deutschen Ansiedlung und stammt vom Jahre 1701, indem sie an Stelle der früheren hölzernen, wahrscheinlich im Jahre 1563 erbauten Kirche von dem italienischen Baumeister Marco Antonio Chianivalle aus Prag errichtet wurde. Das älteste und merkwürdigste Geräth der Kirche ist ein vom Jahre 1563 stammender Taufbrunnen aus Zinn, welcher auf einem steinernen Fuß sich erhebt und mit einem hölzernen Deckel versehen ist.

Die Bewohner Maffersdorfs lebten seit den ältesten Zeiten neben dem Landbau von der Leinweberei und Spinnerei. Das ziemlich rauhe Gebirgsklima, der unebene Kiesboden, aus welchem hie und da die Granitmassen zu Tage treten, sind der Landwirthschaft nicht günstig, so daß schon zur Zeit der ersten Ansiedlung, als die Bevölkerung noch dünn war, die Feldfrüchte zur Ernährung der Bewohner nicht hinreichten und das Fehlende aus dem fruchtbaren Flachlande bezogen werden mußte. Die Mittel zum Ankaufe mußten durch gewerbliche Thätigkeit gewonnen werden. Der erste und ursprünglichste Industriezweig des Ortes und der ganzen Gegend um Reichenberg war die Leinweberei, welche die Ansiedler aus ihrer Heimat mitbrachten.[1]) Man baute Flachs, spann denselben und wob aus dem Garne Leinwand, welche zum Theile an die reicheren Bauern des Flachlandes verkauft oder vertauscht wurde. Die Wiesen an der Neisse boten auch günstige Gelegenheit zum Bleichen. In der früheren Zeit traf man fast in einem jeden Hause, mit Ausnahme der Bauernhäuser, einen oder mehrere Webstühle. Die Weber hausirten auch als „Garnmänner" im Flachland das Garn zusammen, woraus für die Landleute um Lohn Hausleinwand gewoben wurde. Der Leinweberei der hiesigen Gegend wird auch in alter Zeit schon gedacht. Bereits im 14. Jahrhundert unter König Johann von Luxemburg giengen böhmische Linnen bis nach Hamburg. Im Jahre 1630 gab es in Maffersdorf 24 Weber. Die Linnenhändler dieser Gegend hatten im sogenannten Kotzengebäude zu Prag ihren Sitz. Einzelne Weber brachten es im Spinnen und Weben zu besonderer Kunstfertigkeit, so daß von den feinsten Strähnen vier durch einen Fingerring gezogen werden konnten und die daraus gefertigte Waare überall gesucht war. Manche verstanden es auch, das Garn für gemusterte Zeuge zu färben. Es ist eine Thatsache, welcher hier gedacht werden soll, die freilich beinahe schon vergessen ist, daß die Kunstweberei in Berlin durch einen Maffersdorfer Weber begründet wurde. Vor 100 Jahren, so erzählt A. Jäger in seiner Dorfchronik, hatte ein Maffersdorfer Weber in der Fremde die Damastweberei erlernt. In seinen Geburtsort zurückgekehrt, errichtete er einen künstlichen Webstuhl mit vielen Trittlingen, worauf er gezogene Tücher mit allerhand Figuren und Mustern wirkte. Da er jedoch damit in seiner Heimat nicht den rechten Wirkungskreis finden konnte, sehnte er sich wieder fort. Da hörte

1) In Ritter's geographisch-statistischem Lexicon 7. Auflage 1883 wird bei Meffersdorf im preußischen Regierungsbezirk Liegnitz die Leinweberei als Hauptbeschäftigung der Bewohner angeführt.

er, daß der preußische König Friedrich II. geschickte Gewerbsleute schät und gut entlohne. Rasch entschlossen verfertigte er ein kunstreiches Tafe tuch mit einer großen Zahl von Figuren und Zeichnungen und wander damit, begleitet von seinem Weibe, nach Potsdam, wo er sich dem Königi vorstellen ließ und ihm das Tafeltuch als Geschenk überreichte. Er hat sich auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Der König nahm ih huldvoll auf, belohnte ihn reichlich und bewog ihn, in Berlin sich niede zulassen und die Damastweberei zu errichten. Damit war sein Glück b gründet und so wurde von Maffersdorf aus die Damastweberei in Berli eingeführt.

Heutzutage ist die Leinweberei in Maffersdorf wie in Reichenbe beinahe gänzlich erloschen und durch andere Industriezweige verdräng Eigentliche Weberdörfer sind gegenwärtig nur noch Langenbruck u Jerschmanitz und andere Ortschaften, in welchen wegen Mangel a fließendem Gewässer keine Fabrik errichtet werden konnte. Außer der Lei weberei bürgerte sich auch frühzeitig in Maffersdorf und den benachbarte Ortschaften (Reichenberg gleichfalls) die Strumpfwirkerei ein, welch namentlich zu Anfang unseres Jahrhundertes, während der französische Kriege, einen besonderen Aufschwung nahm, da sie beträchtlichen Gewin abwarf. Später jedoch begann sie rasch wieder zu sinken und von de ehemals blühenden Strumpfwirkereigewerbe hat sich nur im nahen Pr schwitz und den nördlich davon gelegenen Ortschaften ein spärlicher Re erhalten. Einen weiteren erheblichen Erwerbszweig für Maffersdorf bi deten seit langem die Hilfsarbeiten für die Reichenberger Tuch industrie, indem auf Handrädern das Garn für die Reichenberge Tuchmacher gesponnen wurde. Wenn auch mit der Einführung der Ma schinen dieser Erwerbszweig aufhörte, so blieb doch dem Maffersdorf Thale eine andere Hilfsarbeit der Reichenberger Tuchindustrie fast aus schließlich erhalten, nämlich die Tuchleisten- oder Zwistenerzeu gung. Das Garn, wozu man überaus starkhaarige Wolle, wohl au Ziegen- und Kälberhaare nimmt, wird jetzt hauptsächlich auf Maschine seltener wohl auf Handrädern gesponnen und den Reichenberger Tuch machern für die Salbänder der Tücher geliefert, ja es wurde bis Görli Sorau und Cottbus sowie nach Brünn ausgeführt. Hiebei ist eine Theilun der Arbeit seit Alters eingeführt, indem die Männer den Einkauf d Wolle, das Färben und die Zwistenerzeugung vornehmen, während d Frauen die fertige Waare auf den Märkten der Umgebung, selbst in Pra meist aber im nahen Reichenberg absetzten. Doch kam es auch vor, da die Frauen das Färben und die Zwistenerzeugung gleichfalls besorgte

Endlich sei noch eines Erwerbszweiges gedacht, welcher in neuerer Zeit manchen Bewohner Maffersdorfs dem Webstuhle entzog und gegenwärtig viele Familien ernährt, nämlich das Steinmetzgeschäft. Das Gebirge und die Thalabhänge weisen in dem zu Tage tretenden Gestein einen feinkörnigen Granit auf, welcher zu Thürschwellen, Stufen, Fensterbänken und Platten verwendet wird. Außerdem sind, namentlich im oberen Neissethale, die Thalgehänge und Wiesen mit einer Unzahl von Granitblöcken bedeckt, welche von den betreffenden regsamen Steinmetzfamilien verarbeitet und in Geld umgewandelt werden.

Der Name von Maffersdorf ist jedoch erst in der neuesten Zeit über die engeren Grenzen der Heimat hinausgetreten, er wurde erst weltbekannt durch die von Ignaz Ginzkey gegründete großartige Decken- und Teppichfabrik,[1]) die größte dieser Art in ganz Oesterreich, wodurch nicht nur ein neuer bedeutender Industriezweig für Maffersdorf und dessen Umgebung geschaffen wurde, die hundert rührige Hände ernährt, sondern wodurch auch die raschere Entwicklung des Ortes selbst, der gegenwärtig zu den bevölkertsten des ganzen Bezirkes gehört (er zählt in 458 Häusern 4910 Einwohner und zwar 2503 rechts und 2407 links der Neisse), bedingt wurde.

Ignaz Ginzkey, der Begründer der genannten großartigen Fabriksanlage, und ein würdiges Gegenstück zu Johann und Franz Liebieg, wurde in Maffersdorf links der Neisse am 25. Juni 1819 im schlichten Weberhäuschen Nro. 212 geboren und in der Pfarrkirche daselbst getauft. Ignaz Ginzkey gieng, wie Johann Liebieg, aus bescheidenen Verhältnissen hervor; sein Vater Ignaz betrieb neben der Gärtnerei die Weberei und Tuchleistenspinnerei, während die Mutter Helena, eine geborene Kretschmer aus Maffersdorf, das Verkaufsgeschäft der erzeugten Waaren besorgte. Ignaz war von 6 Geschwistern, 3 Brüdern und 3 Schwestern, das vierte Kind. Anfangs etwas schwächlich, entwickelte er sich mit Beginn des Schulbesuches zu einem frischen, kräftigen Jungen. Den ersten Unterricht genoß er in der zweiclassigen Pfarrschule seines Heimatsortes, die er fleißig durch 6 Jahre besuchte. Unterrichtsgegenstände zu jener Zeit waren Religionslehre, Lesen, Rechnen, Recht- und Schönschreiben, als Schulbücher waren die Fibel, der Katechismus, die biblische Geschichte und das Evangelium in Verwendung. Obwohl nun zu jener Zeit das Schulwesen,

1) In Ritter's geographisch-statistischem Lexicon ist Maffersdorf zunächst selbständig angeführt mit der Bemerkung: „Viel Weberei, Streichgarnspinnerei und Teppichfabriken", ohne daß der Name Ginzkey erwähnt wurde, ferner unter Reichenberg nochmals aber unrichtig „Meffersdorf mit Shawlsfabriken." Shawls werden in Maffersdorf nicht erzeugt.

verglichen mit unseren gegenwärtigen Verhältnissen, auf einer sehr niedrige Stufe stand, so waren dennoch unter einem bedeutenden Bruchtheil de Bevölkerung Maffersdorfs gediegene Kenntnisse und namentlich, wie noc heutzutage sowohl hier wie in der ganzen Gebirgsgegend, viel Sin für Weiterbildung vorhanden. Dies hatte vornehmlich darin seine Grund, daß Maffersdorf eine der ersten Ortsgemeinden dieser Gegen war, welche im Schulunterrichte die Reformen der bekannten Schulmänner Felbiger und des Bischofs Kindermann, Edlen von Schulstein (gestorbe in Leitmeritz im Jahre 1801), einführte, wodurch das frühere nutzlos Formelwerk und Auswendiglernen beseitigt, die Denkthätigkeit des Kinde geübt, die Schüler nach Alter und Fähigkeit in Classen eingetheilt un der regelmäßige Schulbesuch verbindlich gemacht wurde. Auch Reichenber nahm damals an den fortschrittlichen Neuerungen einen lebhaften Antheil Graf Christian Philipp Clam-Gallas hatte im Jahre 1776 den um die Ver besserungen des Schulwesens verdienten und auch als pädagogischen Schrift steller bekannten P. Franz Scholz zum Director des gesammten Schu wesens auf seinen Herrschaften: Friedland, Grafenstein, Laemberg un Reichenberg eingesetzt. Jede Schule auf der gesammten Herrschaft besa Lehrer, welche in der Prager Normalschule ihre Prüfung abgelegt hatten Die von 1810—12 gebaute Altstädter Volksschule in Reichenberg war da größte und schönste Schulgebäude in ganz Böhmen. In Maffersdorf brac dem neuen Unterrichte Gottfried Pischelt Bahn. Er war 1781 i Kunnersdorf bei Friedland geboren (gestorben zu Maffersdorf 185 76 Jahre alt), hatte in Prag seine Prüfung als Hauptschullehrer al gelegt und kam im Jahre 1824 von Grafenstein nach Maffersdorf, w er das alte Lehrsystem der Buchstabirmethode beseitigte und di neue Lautirmethode einführte. Er sah bei seinen Schülern besonder auf eine schöne, gleichmäßige Handschrift und er erzielte auch im Unte richte die schönsten Erfolge, so daß sich seine Schüler rühmten, bei ih mehr als in anderen Schulen gelernt zu haben. So erzählt A. Jäger, daß, als nach einer Taufhandlung in der Maffersdorfer Pfarrkirche de Taufpathe vom Pfarrer gefragt wurde, ob er seinen Namen selber in d Taufmatrik einschreiben könne, der Gefragte antwortete: „Freilich kann i das, ich bin ja bei Pischelt in die Schule gegangen!" Gleichzeitig m Pischelt wirkte an der Maffersdorfer Schule von 1824—31 der Capla Stephan Sommer aus Oberberzdorf bei Reichenberg, ein Priester i des Wortes edelster Bedeutung und ein großer Kinderfreund, der auf We

1) Dorfchronik, pag. 202.

nd Steg stets von einem Schwarm Kinder umgeben war. Dieser Mann flanzte in der ihm anvertrauten Jugend, ja selbst in weitere Kreise, jenen Sinn für eigene Weiterbildung, der bis auf den heutigen Tag vorhanden t und welcher unter anderem die trefflichen und eigenartigen Schilde- ungen des Maffersdorfer Mühlenbesitzers Anton Jäger als edle Frucht itigte, Schilderungen, die zu den besten Leistungen ihrer Art gerechnet erden müssen.[1]) Aus eigenen bescheidenen Mitteln schaffte er eine Samm- ung von Volks- und Jugend-Schriften, z. B. von Christoph Schmidt und nderen an, welche er an Kinder und Erwachsene zum Lesen auslieh. on der kleinen Bibliothek Sommers wurde in der Gemeinde fleißig ebrauch gemacht, und allmählig begann man auch in einzelnen Familien n Wert eigener Büchersammlungen zu schätzen und nach Maßgabe der ermögensverhältnisse selbst Bücher anzuschaffen, eine Gepflogenheit, die ider und sehr zum Schaden unserer deutschen Literatur heutzutage selbst sehr reichen Familien noch nicht geübt wird, indem man lieber die hmierigen Bücher der Leihbibliotheken zu lesen vorzieht, statt eigene Bü- ereien, wie zum Beispiel in England, zu besitzen.

So waren die Schulverhältnisse beschaffen, als der junge Ginzkey n ersten Unterricht genoß und das Zusammentreffen dieser günstigen erhältnisse mag es auch erklärlich machen, daß Ginzkey in der Maffers- rfer Schule eine so sichere und ausgiebige Grundlage für in ganzes Leben erwarb, wodurch auch ein guter Theil iner späteren großen Erfolge bedingt wurde. In der Schule twickelte Ginzkey eine besondere Vorliebe für das Rechnen, worin er ch seine Mitschüler überragte. Auch in den vorgenommenen Gesell- haftsspielen that er sich hervor, indem er häufig im Spiele einen schlau gelegten Spaß einzuflechten verstand, wodurch demselben mehr Leben rliehen wurde. Als er die vorgeschriebene Schulzeit hinter sich hatte, urde er, wie es damals üblich war und selbst heute noch vorkommt, auf Jahr „ins Böhmische" geschickt, um die zweite Landessprache zu lernen. In das Elternhaus zurückgekehrt, erlernte er beim Vater die eberei und half auch der Mutter bei der Verfertigung und beim Färben s Zwistengarnes und trug mit ihr das am väterlichen Webstuhl Erzeugte die nahe Stadt.

Bald traf die Familie Ginzkey, welche in bescheidenen, aber doch räglichen Verhältnissen lebte, ein schwerer Unglücksschlag. Der großartige

1) So z. B. seine bereits angeführte Dorfchronik von Maffersdorf, sowie „Meine Bildungsgeschichte" (Mittheilungen, 12. Jahrg.). Er starb zu Maffersdorf am 19. Nov. 1872.

Aufschwung in der Schaf- und Baumwoll-Industrie des Auslandes in Fol der allgemeinen Einführung der Maschinen hatte für die österreichisc Industrie, die zu Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhundertes durcha noch Hausindustrie war, eine Reihe von schlechten Geschäftsjahr zur Folge, welche sich zwischen 1837—39 auf die gesammte Schafwol industrie erstreckten und in vielen Hütten des gewerbfleißigen deutsch Nordböhmen Noth und Elend brachten. Auch Maffersdorf wurde dadur hart getroffen und der Vater des Ignaz Ginzkey sah sich in Folge d allgemeinen Arbeitsstockung und eingetretener Zahlungsverlegenheiten i Jahre 1839 genöthigt, sein Besitzthum mit der Gartenwirthschaft seine ältesten Sohne Josef, welcher die Strumpfwirkerei betrieb, zu verkaufe Da sich die schlechten Geschäftsgänge auch auf die Strumpfwirkerei e streckten und diese immer weniger erträglich wurde, war auch er nic im Stande, das Verhängnis abzuwenden. Nach zweijährigem, vergebliche Ringen mußte das väterliche Grundstück gerichtlich verkauft werden. D Bruder überlebte diesen Schicksalsschlag nicht lange, er starb bereits a 25. April 1841. Wiewohl in der Vertragsbestimmung des Verkaufes d Familie Ginzkey das Wohnrecht im Hause zugesichert worden war, schi doch der kleine Hausstand den bittersten Entbehrungen entgegenzugehe weil die Gläubiger unaufhörlich drängten und die Großeltern durch d Unglück gebeugt, kaum im Stande waren, das Nöthige für den täglich Bedarf aufzubringen. Dies war für den jungen Ignaz eine kummerreic Zeit, eine rauhe Schule, welche jedoch bei ihm, wie bei allen gesund a gelegten Naturen, die Thatkraft anfachte und verdoppelte, den widrig Verhältnissen Trotz zu bieten. Da traf kurze Zeit darauf die Familie e zweiter Schlag: schon am 2. März 1843 folgte der Vater dem voran gegangenen Bruder ins Grab.

Nun war Ignaz im Alter von 24 Jahren das Haupt der Famil ihr Heimwesen war im Verein mit der Mutter seinem Fleiße und sein Umsicht anvertraut. Das Unglück und die schwere Zeit hatten seine Th kraft gestählt, er sah es als seine Hauptaufgabe an, die von den Elte übernommenen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten pünktlich zu erfüll und das verloren gegangene väterliche Besitzthum durch rastlose Arb wiederzuerlangen. Mit durchdringendem Verstand begabt, erkannte er ba daß das vorgesteckte Ziel nicht mit den gewöhnlichen Mitteln zu erreic und daß mit einem einzigen Webstuhle, an welchem bloß Wollzeug v fertigt wurde, nicht vorwärts zu kommen sei, daß daher neue Erwerb wege eingeschlagen werden müßten. Infolge dessen verfiel der jun Ginzkey auf die Idee „Teppiche" zu erzeugen, da er sah, daß in t

nittleren und selbst niederen Gesellschaftsclassen bereits das Streben vor-anden war, die Wohnräume bequemer einzurichten und sie durch Teppiche u zieren, welche infolge der massenhaften Erzeugung durch die Maschinen edeutend billiger geworden waren. Die Zeiten, wo beinahe $^9/_{10}$ der Bevölkerung zur Lagerstätte eine hölzerne Britsche und als Kopfpolster einen ölzernen Block hatten, wo die wenigsten Wohnungen einen Herd besaßen, tatt der Glasfenster hölzerne Läden oder in Oel getränktes Papier oder Tuchlappen und Flechtwerk verwendet wurden, wo selbst das Schlafgemach er Könige statt mit einem Teppich mit frischen Binsen oder Reisig belegt urde, wo der Besitz eines Hemdes oder eines Schnupftuches oder eines Paares Strümpfe als Luxus galt, waren eben vorüber. Wie wenige enken aber heutzutage daran, daß sie königlicher wohnen, als früher selbst ie Könige, daß anständige Arbeiterfamilien heutzutage sich besser kleiden, ohnen, schlafen und essen als die höchsten Adelsfamilien in Deutschland n 11. Jahrhundert! Gab es ja doch noch zu Anfang unseres Jahrhunerts in dieser Gegend viele Arbeiter- und Häusler-Wohnungen *ohne Fenster* und irgend welches Hausgeräth, Wohnungen, in welchen der Rauch vom Herdfeuer durch die Thür und die Ritzen der Wand sich Ausang verschaffen mußte und das Licht durch dieselben Oeffnungen Eingang und. Wie anders ist es heutzutage! Wie viele Arbeiterfamilien wohnen icht in hübschen aus Stein gebauten mit Schiefer gedeckten Häuschen, inter den Fenstern Vorhänge, hie und da auch Gypsfiguren, vor denselben Blumen, auch ein Gärtchen, das Innere nett und gut eingerichtet, mit, enn auch einfachen, Fußteppichen und Tischdecken versehen. Freilich at diesen Zustand verhältnismäßigen Wohlstandes in unserer von Natur us unfruchtbaren Gegend nur angestrengte, gewerbliche Arbeit hereigeführt, vermochte nur diese der bereits sehr dicht gewordenen Bevölkerung ihr Fortbestehen und ihre ungefährdete Entwicklung zu sichern, e zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuführen.

So gieng nun der junge Ginzkey in der richtigen Erkenntnis der erhältnisse seiner Zeit daran, *Teppiche* zu erzeugen und schon am 2. März 1843, demnach wenige Tage nach dem Tode seines Vaters, hen wir ihn im väterlichen Hause den *ersten* Teppichstuhl mit der ußerst sinnreich gebauten Jacquardmaschine aufstellen, dem noch im Herbste sselben Jahres ein *zweiter* folgte. Neben seinen beiden Teppichstühlen ellte Ignaz Ginzkey zwei Jahre später den ersten Stuhl zur Erzeugung *chafwollener Decken* auf. Das waren, wie bei Johann Liebieg, die einen und unbedeutenden Anfänge eines Fabricationszweiges, welcher später nen so glänzenden und bedeutenden Aufschwung nehmen sollte und welcher

zu der jetzt ausgedehnten großartigen Fabriksanlage führte, deren Erzeu
nisse sich den Weltmarkt eroberten und die den Namen „Maffersdorf" üb
den Ozean in ferne Länder getragen haben. Wenn auch hier, wie in all
Dingen der Anfang schwierig war, so war doch bald ein Aufschwung d
kleinen Geschäftes zu bemerken, und zu Allerheiligen des Jahres 18
bezog Ignaz Ginzkey zum erstenmale mit seinen selbsterzeugten Teppich
und Decken den Wiener Markt. Für den Anfang war es keine geri
Last, welche Ginzkey mit dieser Betriebserweiterung auf seine Schulte
nahm, doch verlor er nie seinen frohen Lebensmuth und seine Hoffnung
freudigkeit. Stets heiteren Gemüthes und liebenswürdig war er, wo
mit gutem Anstande geschehen konnte, namentlich an Sonntagen, heiter u
lebenslustig, und auf dem Tanzsaale beim „Maffersdorfer Scholzen", dama
der Mittelpunkt der besseren Gesellschaft aus Reichenberg und Umgebu
war er als „flotter Tänzer" gern gesehen. Trotz seiner heiteren, zu
Frohsinn geneigten Gemüthsart war Ginzkey in der Wahl seines Umgang
wählerisch und er war nicht jedermanns Freund. Er war bemüht, s
immer den besseren Gesellschaftskreisen seines Heimatsortes anzuschließe
und er überragte auch frühzeitig darin viele seiner Jugendgenossen, d
er im geschäftlichen Verkehre eine freiere Lebensanschauung und feine
Umgangsformen sich angeeignet hatte, als bei der Mehrzahl der damalig
Dorfjugend anzutreffen war. Neben den Sorgen, welche das neue Gesch
und dessen Erweiterung mit sich brachte, hatte der junge Ginzkey n
andere Sorgen zu tragen, die das Herz betrafen und die ihn nicht mind
schwer drückten. Er hatte sein Herz an Julie Bergmann, der blühend
Tochter eines angesehenen und vermöglichen Kaufmannes und Gastwirth
seines Heimatsortes verloren, welche ihrerseits die Bewerbung des tüchtig
und weit und breit beliebten Jünglinges mit freundlichen Augen ans
während der Vater von dieser Verbindung nichts wissen wollte, da er ein
auf Geld und Gut festgegründeten Hausstand als erste Bedingung ein
richtigen Ehe ansah, und da Ginzkey, wenn auch von Seite des streng
Vaters seinem Charakter und seinen Fähigkeiten volle Gerechtigkeit zu Th
wurde, als Anfänger doch nicht diese Bedingung zu erfüllen vermoch
Indem nun Joseph Bergmann in dieser Verbindung nach seinen Ansprüch
keine Versorgung seiner Tochter zu erblicken vermochte, verweigerte er sei
Einwilligung zur Schließung des Ehebundes und ließ es auch in die
Beziehung an deutlichen Winken für den Brautwerber und an streng
Rügen gegen seine Tochter nicht fehlen. Allein die muthigen Herzen d
Liebenden ließen sich dadurch nicht abschrecken, sie harrten aus, und d
Standhaftigkeit des jungen Paares gelang es endlich, allerdings erst n

Jahren, den starren Sinn des Vaters zu erweichen und seine Einwilligung zur Verbindung zu geben. Doch auch jetzt schien er noch nicht völlig ausgesöhnt zu sein, denn obwohl im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, gab er seiner einzigen Tochter (er hatte noch drei Söhne) nicht die geringste Mitgift mit, indem er vor der Hochzeit zu ihnen sagte: „Ich gebe euch nichts, ihr müßt euch kümmern!" Die Vermählung des jungen Paares, das endlich am Ziele seiner Wünsche angelangt war, erfolgte am 27. April 1847 in der Maffersdorfer Pfarrkirche, und damit war einer der wichtigsten Lebensabschnitte erreicht, von wo aus bei innigem harmonischen Zusammenwirken der beiden Theile Glück und Zufriedenheit für die Zukunft zu erwarten war. Die junge Frau wurde auch im edelsten und besten Sinne des Wortes seine treueste Genossin in Leid und Freud für das ganze Leben, mit ihr zog neues, frisches Leben in das Ginzkey'sche Haus ein, dessen guter Genius sie von der ersten Stunde an war. Sie fand sich bald in die neue, ungewohnte Arbeit des Geschäftes, und nachdem sie ihre hauswirthschaftlichen Obliegenheiten besorgt hatte, schaffte sie emsig am Spulrade, während der junge Ehegatte von jetzt ab mit verdoppeltem Eifer an der Hebung und Erweiterung seines Geschäftsunternehmens arbeitete. Freilich das Jahr, in welchem der junge Herd gegründet wurde, war hiefür kein günstiges, es war ein Noth- und Hungerjahr, welches durch die Kartoffelkrankheit eingeleitet und durch eine Mißernte vervollständigt wurde, und welches durch sein allgemeines Elend in Nordböhmen, seine Schrecknisse und Krankheiten allen jenen unvergeßlich blieb, welche es miterlebten. Infolge der ungeheueren Getreidepreise stieg allenthalben die Noth in's furchtbare. Eine Familie nach der andern setzte den letzten Sparpfennig zu oder erschöpfte ihren Credit; man stillte den Hunger mit Nahrungsmitteln, die sonst nur dem Vieh gereicht wurden, wie Kleienbrod, unreifem Obst und Fleisch von gefallenen Pferden, der Hungertyphus und die Ruhr stellten sich infolge dessen ein und wütheten vom Herbst bis gegen Ostern des folgenden Jahres mit furchtbarer Gewalt. Von einzelnen Familien in Maffersdorf und Umgebung blieb auch nicht ein Glied verschont, in manchem Hause lagen 8—10 Personen an der fürchterlichen Krankheit darnieder. Todesfälle gab es überall. In Reichenberg allein wurden an einem Tage 22 Menschen beerdigt. Aerztliche Hilfe war selten. Scharenweise durchzogen die Bettler die Dorfschaften der hiesigen Gegend. Als später der Staat durch Herbeischaffung von Nahrungsmitteln, wie Mehl und Reis, helfend eintrat, war das Schwierigste bereits überstanden. Freilich gar manche Familie war gänzlich aus dem Kreise der Lebenden verschwunden, viele waren an den Bettelstab gebracht. Wenn auch das junge

Ehepaar von den Wirkungen dieser schlimmen Zeit nicht unmittelbar betroffen wurde, so machte es sich doch im Geschäftsgange fühlbar, da infolge der allgemeinen Noth wenig Bestellungen eingiengen. Alle Widerwärtigkeiten der Zeit und alles Ungemach wurde jedoch von den beiden durch gemeinsame Thätigkeit und pflichttreue Arbeit besiegt und überwunden. Allein das Geschick brachte dem jungen Paare bald neue Prüfungen. Da Ignaz Ginzkey nach dem Tode seines Vaters vor allem bestrebt war, die Ansprüche der Gläubiger zu befriedigen und den väterlichen Besitz zurückzuerlangen, so wurden jetzt nach der Hochzeit die Gläubiger mit ihren Forderungen immer dringender und ungestümer, weil sie glaubten, daß der vermögliche Schwiegervater seinem Eidam zu Hilfe kommen und die Geldverbindlichkeiten übernehmen werde. Allein hierin sahen sie sich bei dem unbeugsamen Charakter Joseph Bergmanns völlig getäuscht. Dieser hielt sein Wort: „ich gebe euch nichts," so unnachsichtlich strenge, daß er, obwohl ihm der Schwiegersohn Woche für Woche bedeutende Mengen von Farbwaaren gegen stets baare Bezahlung abnahm, demselben nicht einmal einen diesfälligen geringen Credit gewährte, wodurch sich Ginzkey einigermaßen hätte Luft schaffen können. Von dieser Seite war demnach keine Hilfe zu erwarten. Dazu kam, da ja selten ein Unglück allein kommt, noch ein Trauerfall in der Familie. Die greise Mutter, an welcher Ginzkey mit kindlicher Liebe gehangen, starb nach kurzer Krankheit am 1. Mai 1847. Kurze Zeit darauf, am 10. August desselben Jahres, verkauften die Gläubiger, ohne Ginzkey's Wissen, das väterliche Haus an Franz Skolande aus Dörfel und zwangen ihn, dasselbe zu verlassen. Infolge dessen sah sich Ginzkey genöthigt, das Haus Nr. 111 zu miethen und er übersiedelte dahin im October 1847. Wenn es auch für ihn schmerzlich gewesen war, das Vaterhaus, die Stätte seiner Jugend, in dieser Weise verlassen zu müssen und wenn auch sein Plan, dasselbe zu erhalten, gescheitert war, so lag doch wieder in den nunmehrigen Verhältnissen der Vortheil, daß die väterlichen Gläubiger größtentheils befriedigt waren und daß diese Last von seinen Schultern genommen war. Er konnte sich nun mit ungetheilter Kraft der Vergrößerung seines Geschäftsbetriebes widmen. Im ersten Stockwerke des gemietheten Hauses Nr. 111 stellte er statt der früheren zwei, sechs Teppichstühle mit Jacquardmaschinen, sowie einen Deckenstuhl auf, errichtete im anstoßenden Nebengebäude, welches früher der Schafwollspinnerei mit Göppelbetrieb gedient hatte, eine eigene Färberei, welche er seinem jüngeren Bruder Wilhelm übertrug. Dieser hatte sich einige Zeit in Reichenau in Sachsen aufgehalten und in den dortigen Fabriken die Färberei gründlich erlernt. An ihm fand Ginzkey den bereitwilligsten und tüchtigsten

Mitarbeiter, unter dessen unmittelbarer Leitung das nicht unwichtige Färbereigeschäft bis zu seinem am 20. September 1885 erfolgten Tode verblieb. Es währte jedoch nicht lange, so trat der Eigenthümer des für die Färberei eingerichteten Gebäudes mit der Befürchtung an Ginzkey heran, daß durch den Qualm und die Ausdünstungen der Färberei das Gebäude Schaden leiden werde, weshalb er auf den Ankauf der Baulichkeiten drang. Um rascher zu seinem Ziele zu gelangen, scheute er selbst kleine Kniffe nicht, indem er einzelne Bestandtheile des für Ginzkey unentbehrlichen Nebengebäudes verkaufen wollte, so daß sich schließlich Ginzkey genöthigt sah, das Gebäude käuflich an sich zu bringen.

Nun kam das Jahr 1848, die Sturm- und Drangperiode der österreichischen Völker, der Völkerfrühling, wie es von der einen, das „tolle Jahr", wie es von der anderen Seite genannt wurde, mit der Entfesslung der gebundenen Geister, mit seinen überschwänglichen Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen. Wenn auch Maffersdorf den Ereignissen des Jahres 1848 nicht ohne eine gewisse Vorschulung entgegentrat, indem früher bereits, freilich auf Umwegen, verbotene politische Schriften des Auslandes, wie die gleichfalls verpönten deutschen Classiker, ihren Weg über die österreichische Grenze gefunden hatten und im Orte verbreitet worden waren, und wenn auch die damaligen Schlagworte „Preßfreiheit" und „Constitution" hier richtiger verstanden wurden als in anderen Gegenden, so führte doch auch hier der ideale Drang in's Gebiet des Unerreichbaren, glaubten ja viele junge Männer jener Zeit, daß nun das Heil der Welt angebrochen sei und das Glück und die Wohlfahrt der Völker für immer begründet wären. Im großen und ganzen verlief die Bewegung des Jahres 1848 in Maffersdorf in geordneten Bahnen, da gleich zu Anfang ruhige Elemente in dieselbe eingriffen und die Bevölkerung vor überstürzten Handlungen bewahrten. Für den friedlichen und ordnungsliebenden Sinn der Bevölkerung spricht vor allem die Thatsache, daß während der ganzen Zeit, da in anderen Landestheilen Gesetze und hergebrachte Gewohnheitsrechte aufgehoben zu sein schienen, in der Gegend keine Excesse und selten Eigenthumsverletzungen vorkamen. Mit Wärme hatte auch Ginzkey die neue Zeit begrüßt, allein er war ein viel zu klarer und ruhiger Kopf, um sich von dem allgemeinen Feuer hinreißen zu lassen. Er verfolgte mit ruhigem Blut die Bewegung dieses Jahres und hielt sich von den mitunter hochfliegenden und unausführbaren Anschauungen und Weltverbesserungsplänen seiner Heimatsgenossen fern, unterstützte jedoch das, was ausführbar war und für die Zukunft einen Wert zu haben schien. Daher trat er aus voller Ueberzeugung dem am 9. Juni 1848 in Maffers-

dorf gegründeten „politischen Lesevercin zur Verbreitung de Volksbildung durch volksthümliche Schriften" bei, weil dami wirklich etwas Ersprießliches für die Zukunft geschaffen werden konnt Jeden Donnerstag versammelten sich die freisinnigen und bildungseifrige jungen Männer des Thales beim Richter Anton Schäfer und besprache den Stand und Verlauf der politischen Ereignisse.

„Es war, wie A. Jäger treffend bemerkt, ein Club eifrigster, abe gutartiger Demokraten, die alle eine schwärmerische Begeisterung für Freihe und Menschenwohl hegten und von denen jeder gern das Seinige zu Weltverbesserung beigetragen hätte." Der Nationalgarde gehörte Ginzke wohl eine Zeit lang als Mitglied an, vermochte aber, wie Johann Liebie in den Leistungen derselben nichts Ersprießliches und Dauerhaftes zu sehe und trat aus derselben wieder aus, da er seine Zeit und Kraft nicht dam vergeuden wollte.

Als der Maffersdorfer politische Verein am 2. November im deutsch nationalen Vereine in Reichenberg, dem er als Mitglied angehörte, bean tragte: „es möge durch ein allgemeines Aufgebot der Landsturm organisi und mit diesem den Wienern zur Aufrechthaltung der Verfassung und de errungenen Rechte zu Hilfe geeilt werden," wurde von Seite Ginzkey' dieser Antrag als zu weitgehend und unausführbar bekämpft und er stimmt auch bei der Beschlußfassung dagegen. Zugleich war Ginzkey bemüht, de politischen Verein in eine praktische Richtung zu drängen, um näher liegend Ziele zu erreichen. So beantragte er, „der Verein möge dahin wirke daß die zu jener Zeit in Maffersdorf leidenschaftlich betriebene „Winke lotterie",[1]) welche gerade den ärmsten Leuten den letzten Kreuzer aus de Tasche locke, eingeschränkt oder ganz abgeschafft werde". Da jedoch vo Seiten des Vereines diesem Antrage keine Beachtung geschenkt wurde, j trat Ginzkey aus demselben aus. A. Jäger erwähnt freilich, daß b längerem Bestehen des Vereines auch in dieser Richtung Ersprießliche hätte geleistet werden können.[2]) Daß Ginzkey in der Zeit ideale

1) Noch heutzutage wird in Reichenberg und Umgebung von Seite der Arbeiter bevölkerung leidenschaftlich in die Lotterie gesetzt. An den Ziehungstagen kan man mitunter ganze Gruppen von Frauen, Kindern und Männern vor de Lotto-Collecturen Reichenbergs sehen, welche mit Eifer die gezogenen Nummer aufschreiben, um sie ihren Angehörigen zu Hause mitzutheilen.

2) Nach Verlautbarung des provisorischen Vereinsgesetzes vom 15. März 184 löste sich der politische Verein in Maffersdorf am 29. März freiwillig auf un der Erlös aus der Vereinsbibliothek wurde als Grundcapital für die Anscha fung einer Gemeinde-Feuerspritze angelegt.

Schwärmerei einen solchen Antrag stellte, einen Antrag, der ja noch gegenwärtig Jahr für Jahr in unserem Parlamente vergeblich gestellt wird und der ein rein praktisches, aber in volkswirthschaftlicher Beziehung heilsames Ziel verfolgt, ist gewiß für die Denkweise Ginzkey's charakteristisch. Während daher viele heißblütige und vertrauensselige Naturen nach dem Ende des Revolutionsjahres grausam in ihren Hoffnungen sich getäuscht sahen und mit Schmerz die zertrümmerten Phantasiegebilde betrachteten, blieb Ginzkey bei seiner nur auf das Vernünftige und Erreichbare gerichteten Denkweise vor diesen Enttäuschungen verschont. Zudem hatte er auch den größten Theil seiner Zeit angestrengter Arbeit und Thätigkeit gewidmet. In geschäftlicher Beziehung waren nämlich die Jahre 1848 und 49 für das gewerbliche Nordböhmen sehr günstig. Da die politischen und Kriegsstürme die hiesige Gegend nicht berührten, so hatte sie auch unter den Folgen derselben nicht zu leiden. Es liefen im Gegentheil für die Bedürfnisse der in Ungarn und Italien stehenden Armeen zahlreiche Bestellungen ein, so daß namentlich die Weberdörfer der hiesigen Gegend vollauf mit Armeelieferungen beschäftigt waren. Infolge dessen zog auch wieder in viele Hütten unserer Gebirgsgegend ein gewisser Wohlstand ein, „und wer im Herbste 1849," bemerkt A. Jäger in seiner Chronik, „von einem Berg die Gegend überschaute, der erblickte in den Ortschaften seines Gesichtskreises wenigstens die Hälfte der Häuser reparirt und mit neuen Dachungen versehen." Auch Ginzkey's Geschäftskreis hatte sich in dieser Zeit zusehends erweitert, und um den gesammten Betrieb noch zu erhöhen, trat er 1849 mit einem Reichenberger Fabrikanten „Franz Kofranek" in ein Geschäftsverhältnis, welches bei übereinstimmenden Anschauungen bezüglich der Fabricationsweise für beide vom größten Nutzen hätte sein können. Allein Kofranek und Ginzkey zeigten in dieser Hinsicht die schärfsten Gegensätze. Der erstere gieng von dem Grundsatze aus, sofort die vermehrte, gesammte Capitalskraft einzusetzen, das Unternehmen auf großen Fuß zu stellen und einen vollständigen Fabriksbetrieb einzurichten; der letztere war dagegen der Ueberzeugung, es dürfe nur nach Maßgabe der vorhandenen Mittel und des Bedarfes und mit Vermeidung aller unnöthigen Regie-Kosten gearbeitet werden, und es müsse stets darauf gesehen werden, den größtmöglichsten Nutzen zu erzielen. Dieser Gegensatz bezüglich der Geschäftsgebarung trat zwischen den beiden noch schärfer hervor, als Ginzkey eine Idee durchführen wollte, wodurch die nachmalige Größe des Hauses Ginzkey begründet wurde. Er verfiel nämlich damals zuerst auf den Gedanken, die riesigen Massen von Wollabfällen, welche in den Höfen der Tuchfabrikanten Reichenbergs als unbenutzter Ballast herumlagen, in der Fabrication zu ver-

werten. Sein Scharfblick hatte erkannt, daß durch die Verarbeitung dieser Wollabfälle ein bedeutender Nutzen erzielt werden müsse. Allein sein Geschäftsfreund wollte davon nichts wissen, er wollte seinerseits durch vortheilhaften Wolleinkauf sich den Nutzen sichern, welcher jedoch nach den Erfahrungen Ginzkey's meist zweifelhaft blieb, in keinem Falle aber so ausgiebig sein konnte, um die Fabrication concurrenzfähig zu machen und sie im großen Stile einzurichten.

Infolge dieser entgegengesetzten Ansichten löste sich im Jahre 1851 die Geschäftsverbindung sehr zum Vortheile Ginzkey's auf, weil dieser immer klarer einsah, daß er nur auf der vorgesteckten Bahn etwas Großes erreichen könne. Nach der Trennung arbeitete jeder in seiner Weise fort, Kofranek mit dem entsprechenden Capitale, Ginzkey mit seinen immer noch sehr bescheidenen Mitteln. Während aber Kofranek in kurzer Zeit mit der nach seiner Art betriebenen Fabrication zu Grunde gieng, nach mehreren verfehlten Speculationen, an Geist und Körper gebrochen, Reichenberg verließ, um nach Amerika auszuwandern, in Hamburg aber des fruchtlosen Ringens müde, gewaltsam seinem Leben ein Ende machte, hob sich Ginzkey in derselben Zeit aus bescheidenen Anfängen zu immer größerer Bedeutung empor. Er hatte vollkommen richtig geurtheilt, daß bei dem großen, schon bestehenden und von Jahr zu Jahr zunehmenden Wollverbrauch in Reichenberg und Umgebung die Verarbeitung der Wollabfälle zu einem wertvollen Erzeugnisse sich nicht nur lebensfähig, sondern auch sehr gewinnbringend gestalten müsse, und so richtete er seine Fabrication auf die Verwertung der bis dahin, wenigstens in dieser Weise, noch nicht benutzten Wollabfälle ein, und was Em. Tschinkel in Schönfeld bei Kreibitz mit der Cichorie, einem damals als wertlos angesehenen Gewächs unternahm, das führte Ginzkey mit den Abfällen der Wolle durch. Beide brachten den in volkswirthschaftlicher Beziehung so unendlich wichtigen Grundsatz, „daß auch die scheinbar wertlosesten Stoffe immer noch mit Nutzen zu verwerten seien", zur glänzendsten Geltung. Daß seit jener Zeit die Verarbeitung von Abfällen jeder Art einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat, indem die früher so verächtlich behandelten Abfallstoffe und Rückstände durch physische Kraftanwendung oder chemische Zersetzung der Theile und Formen, in eine andere Gestalt oder selbst in andere Stoffe umgewandelt werden, ist eine bekannte Thatsache, welche am deutlichsten den außerordentlichen Fortschritt der Industrie darlegt. Gegenwärtig bildet die Verwertung der riesigen Mengen von Abfallstoffen jeder Art bereits wichtige Industriezweige, an die man früher gar nicht dachte, und so sind diese scheinbar so wertlosen, ja lästigen Stoffe bereits für die Volkswirthschaft von hoher Bedeutung geworden.

In der Textilindustrie wird aus den schon erwähnten Wollabfällen und Wollumpen Kunstwolle erzeugt, indem durch besondere Maschinen, die sogenannten Wölfe, die Lumpen zerrissen, auf chemischem Wege entfärbt und neu versponnen werden. Die Kunstwolle wird nach ihrer Qualität Mungo genannt, wenn sie aus Tuch und Streichgarnwaaren, und Shoddy, wenn sie aus Kammgarn und langfasrigem Materiale erzeugt ist. In England gibt es besondere Abfallkrämer, welche Wollumpen sammeln, um sie an die großen Shoddyfabrikanten in Leeds, Dewsbury und Batley zu verkaufen.

Die Fabriken bringen alsdann die durch Mischung mit Kunstwolle und einem Theile frischer Wolle gewebten Stoffe unter verschiedenen Namen und Formen in den Handel, so daß die Lumpen als Garn das zweitemal den Weg in die Färberei finden. So kann es demnach der Zufall bringen, daß dieselbe Person die dem Kehrichthaufen entrissenen Wollabfälle eines vor einiger Zeit abgetragenen und bei Seite geworfenen Kleidungsstückes als „gutes Kleid" wenigstens theilweise wieder trägt. Die Erzeugung der Kunstwolle, im Jahre 1848 in England aufgekommen, 1850 in Deutschland eingeführt und 1854 von einem Salzburger Fabrikanten Matthias Gschnitzer zuerst in Oesterreich erzeugt, bildet heutzutage bereits eine neue Industrie von hoher Bedeutung. Es sei auch in Erinnerung gebracht, daß die von Franz Liebieg im Jahre 1863 in Dörfel errichtete Kunstwollfabrik eine der ersten in Oesterreich war und gegenwärtig eine Fabrik ersten Ranges ist.

Ginzkey trat frühzeitig mit Johann Liebieg, der bereits um diese Zeit in Reichenberg eine große Bedeutung erlangt hatte, in geschäftlichen Verkehr, indem er von diesem gegen einen mäßigen Preis die großen Massen der Abfallstoffe der Weberei und Spinnerei bezog, die für Liebieg selbst wertlos waren, welche aber von Ginzkey mit bedeutendem Vortheile auf den Handmaschinen rasch versponnen wurden. Da Liebieg in Ginzkey nicht nur einen tüchtigen Fabrikanten, sondern auch einen durchaus makellosen Charakter schätzen lernte, gewährte er ihm später einen unbeschränkten Credit. Aus dieser Geschäftsverbindung entwickelte sich nach und nach zwischen den beiden, in vielen Stücken gleichartigen, Männern ein reger persönlicher Verkehr, wobei sie vielfach ihre gemeinschaftlichen Ansichten austauschten, und schließlich eine aufrichtige Freundschaft, welche bis zum Tode Liebiegs währte. Ginzkey begann sich um diese Zeit immer mehr auf die Erzeugung von „Decken" zu werfen, eines Artikels, den damals nur wenige kannten. Es gab zu jener Zeit nur „weiße Decken", welche in Spanien erzeugt wurden. Einige österreichische Fabrikanten hatten wohl

schon den Versuch gemacht, sie herzustellen, aber es war ihnen nicht gelungen. Nun versuchte Ginzkey diesen Artikel nachzuahmen und sein Versuch war vom Erfolg gekrönt, in verhältnismäßig kurzer Zeit schuf er daraus einen Weltartikel. Da mit der Erweiterung der Fabrication auch eine dem entsprechende Vergrößerung der Räumlichkeiten nöthig wurde, miethete Ginzkey im Herbst 1852 ein dem Maffersdorfer Scholzen Ignaz Hauser gehörige Schafwollspinnerei mit 3 Satz Krempeln, in welcher 49 Teppichstühle aufgestellt wurden. Außerdem begann Ginzkey auch auswärts Spinner und Weber zu beschäftigen, er verlegte ferner um dieselbe Zeit einen Theil seiner Weberei nach Reichenau in Sachsen, wobei die daselbst gewebten Teppiche zurück nach Maffersdorf zur Appretur geschickt wurden. Doch wurde bei der bald darauf erfolgten Fabrikserweiterung in Maffersdorf dieser Geschäftsbetrieb wieder eingestellt. Dasselbe Jahr 1852 brachte eine vorübergehende Krise in der Deckenerzeugung. Es begannen nämlich plötzlich die Bestellungen für Decken immer spärlicher einzulaufen, um endlich ganz in's Stocken zu gerathen. Schon erwog Ginzkey den Gedanken, diesen Fabricationszweig wieder aufzulassen, als unerwartet aus Hamburg ein großer Auftrag für Amerika einlief, dem bald andere und bedeutendere nachfolgten. Die Decken- und Teppicherzeugung nahm infolge dessen wieder einen neuen und anhaltenden Aufschwung und dieser hatte wiederum die Vergrößerung der Fabriksräumlichkeiten zur Folge. Zu diesem Behufe brachte Ginzkey im November 1854 das erwähnte, gemiethete Schafwollspinnereigebäude käuflich an sich, erbaute dazu ein Gebäude für die Weberei und ein größeres Magazin und miethete außerdem kurze Zeit nachher die dem Ignaz Möller gehörige Fabrik im nahen Proschwitz, in welcher er 40 Stühle aufstellte. Für das stufenweise und vorsichtige Vorgehen Ginzkey's im Geschäftsbetriebe ist es bezeichnend und mag hier angeführt werden, daß er bis zum Jahre 1854 nicht einmal einen Buchhalter für sein Geschäft bestellt hatte, sondern alle Arbeiten bezüglich der Evidenzhaltung und Correspondenz selbst besorgte. Erst in diesem Jahre wurde ein Buchhalter aufgenommen und die Führung der Bücher systematisch eingerichtet, kurze Zeit nachher folgte ein zweiter Buchhalter nach. Da bei dem rasch zunehmenden Geschäftsbetriebe die Abfälle der Liebieg'schen Fabrik nicht mehr auszureichen begannen, knüpfte Ginzkey mit französischen Kammgarnspinnereien Verbindungen an und bezog, als erster in ganz Oesterreich, bedeutende Mengen von Wollabfällen aus Frankreich zu so günstigen Preisen, daß er beschloß, die bisherige Decken- und Teppicherzeugung fabriksmäßig umzugestalten und zum Betriebe im großen Maßstabe überzugehen. Hiezu luden nicht nur die günstigen Bezugsverhältnisse des Rohmateriales, sondern

auch die augenblicklichen Verhältnisse bezüglich der Räumlichkeiten ein. Der Eigenthümer der gemietheten Proschwitzer Fabrik sah sich nämlich wegen verschiedenen Reparaturen und Wasserrechts-Processen mit den Anrainern veranlaßt, sein Besitzthum zu verkaufen. Infolge dessen brachte Ignaz Ginzkey, in seinem Vorhaben durch den Rath Johann Liebieg's bekräftigt, den ganzen Besitz sammt Maschinen und Zugehör am 15. Jänner 1856 um den Kaufschilling von 16.000 Gulden C. M. an sich und führte die erwähnten Streitigkeiten mit den Anrainern in kurzer Zeit zu einem befriedigenden Abschlusse. Im Jahre 1858 erweiterte er die Fabrik durch einen Anbau, fügte 1861 einen zweiten hinzu, in welchem er die Färberei unterbrachte und eine Dampfmaschine von 20 Pferdekräften aufstellte. Diese Maschine hatte Ginzkey, statt wie Johann Liebieg rieth, aus England zu beziehen, bei Friedrich Völkelt in Harzdorf bei Reichenberg herstellen lassen. Sie erwies sich in der Folge als ebenso vorzüglich in Bezug auf die Leistungsfähigkeit und Dauerhaftigkeit, wie die aus England bezogenen Maschinen. Ginzkey gieng von dem Grundsatze aus, zunächst immer die heimische Industrie zu bedenken, wenn sie leistungsfähig war und nur in unabweislichen Fällen dem Auslande den Arbeitsnutzen zukommen zu lassen. Ein von B. Straßberger gezeichnetes Bild der Teppich- und Deckenfabrik von Ignaz Ginzkey im Jahre 1858 [1]) zeigt uns, verglichen mit der großartigen Fabriksanlage der Jetztzeit, noch sehr bescheidene Räumlichkeiten zunächst ein zweistöckiges, hohes Fabriksgebäude (die frühere Schafwollspinnerei) mit einem ebenerdigen, kleinen Anbau, von einem niedrigen Zaun umschlossen, worin sich ebenerdig die Dampfmaschine, eine Färberei mit 6 Bottichen und 2 Kesseln, eine Reinigungs- und eine Kunstwollmaschine, 2 Wölfe, 8 Satz Krempeln mit 5 Vorspinn- und 8 Feinspinnmaschinen befanden; der erste Stock enthielt 100 Handwebstühle mit Jacquard-Vorrichtung, der zweite Stock die Spulerei, Treiberei, Zwirnerei, Rauherei und Schererei nebst dem Musterzeichnungslocale. Unter dem Dache wurden die Garnvorräthe aufbewahrt. Das Nebengebäude enthielt ein Kesselhaus mit dem Dampfkessel von 20 Pferdekräften, ferner Räume für Webstühle und die Schwefelei nebst einer Werkführerwohnung. Als Motoren diente die bereits erwähnte liegende Dampfmaschine von Friedrich Völkelt, und ein unterschlächtiges Wasserrad von 12 Pferdekräften, welches in der Filial-Maschinenfabrik der Schweizer Firma Escher Wyß und Co. zu Leesdorf bei Wien erbaut worden war. Neben dem Hauptgebäude zeigt

1) In dem von Dr. F. Mamroth verfaßten, als Manuscript bei Stiepel in Reichenberg gedruckten Buche „Ignaz Ginzkey" Seite 64.

sich ein schupfenartiges Woll- und Waaren-Magazin mit Remisen un Stallungen und hinter diesem das einstöckige Wohnhaus des Besitzers, i welchem ebenerdig das Comptoir und ein Waarenmagazin, im ersten Sto aber die Wohnung des Fabriksbesitzers sich befand. Im ganzen arbeitete in der damaligen Fabriksanlage Ginzkey's 230 Personen, außer dem Hau wurden noch etwa 80 Familien bei der Spinnerei beschäftigt. Zwei Buch halter und ein Zeichner standen der Fabriksleitung zur Seite. Dies wa der Zustand der Ginzkey'schen Fabrik in dem genannten Jahre, wie ih auch Ginzkey selbst für den Londoner Ausstellungsbericht vom Jahre 186 angab.

Die nächsten großen Handels- und politischen Ereignisse, welche d Industrieplätze Europa's mehr oder weniger beeinflußten, berührten Ginzke in seinem Geschäftszweige wenig oder gar nicht. So gieng die gros Handelskrisis des Jahres 1857, welche die Industrie und Handels plätze Europas und Nordamerikas so schwer trafen, an ihm spurlos vorübe Der Krieg Oesterreichs gegen Italien im Jahre 1859 legte wohl für einig Zeit die Teppichweberei brach, dafür aber nahm die Deckenerzeugung eine gewaltigen Aufschwung, da Ginzkey für das Heer bedeutende Lieferunge übernommen hatte. Tag und Nacht mußten sämmtliche Arbeiter der Fabri schaffen, um die Bestellungen fertig zu machen. Der unerwartete Friedens schluß hatte freilich den Nachtheil für Ginzkey, daß mehrere tausend fü die Armee bestimmte Decken keine Uebernahme mehr fanden und Jahr lang in den Magazinen lagerten. Es war dies wohl für das Geschä kein Vortheil, aber Ginzkey hatte doch während der schlimmen Zeit de allgemeinen Geschäftsstockung seinen Arbeitern Beschäftigung gewähren könne während sehr viele Industrielle Oesterreichs zu derselben Zeit entwede feiern oder nur mit halben Kräften arbeiten konnten. Zu Beginn de fünfziger Jahre machte Ginzkey die ersten Versuche, seine Erzeugniss jenseits der heimischen Grenze zu verwerthen. Dieser Versuch war vor günstigsten Erfolge begleitet und bald wurde nicht nur in die verschiedene europäischen Länder wie: Oesterreich, Deutschland, Rußland, Spanien, di Türkei und England, sondern auch in andere Welttheile, nach dem Orien nach Westindien, Brasilien und Peru „Maffersdorfer Decken" ausgeführt. Di Teppiche fanden den größten Absatz in den österreichischen Kronländern während die Decken hauptsächlich in die überseeischen Länder ausgeführ wurden. Kurze Zeit darauf wurden auch die Teppiche, welche in den ver schiedensten Arten und Qualitäten, sowohl als einfache und doppelte wie auch als sammetartige Gewebe erzeugt wurden, mit gleichen Erfolge in fremde Länder ausgeführt. Das Hauptabsatzgebiet hiefür wa

der Orient und Konstantinopel, wo sie häufig als „echt orientalische" Erzeugnisse, als „persische" oder „Smyrna-Teppiche" an Nichtkenner verkauft wurden. Einen heiteren Beleg hiefür liefert folgende verbürgte Thatsache: Ein österreichischer Magnat, welcher den Orient bereist hatte, machte auf seiner Rückkehr in Konstantinopel einige Einkäufe, um seinen Freunden in der Heimat damit Geschenke zu machen. Unter den Einkäufen befand sich auch ein nach seiner Meinung echter „Smyrna-Teppich", welchen er nach seiner Rückkehr einem seiner Freunde schenkte. Wie groß war jedoch sein Erstaunen und auch seine Beschämung, als der mit dem echten „Smyrna Teppich" beschenkte ihn eines Tages auf das von ihm übersehene Firmazeichen in der Ecke des Teppiches aufmerksam machte, welches lautete: „Ignaz Ginzkey, Maffersdorf". Für die Ausdehnung der Decken- und Teppichausfuhr war die Betheiligung an der Londoner Weltausstellung im Jahre 1862 vom größten Werthe. Sie brachte ihm nicht nur für seine daselbst ausgestellten Teppiche und Decken die erste wohlverdiente Auszeichnung: die bronzene Medaille, seine Erzeugnisse erregten auch in England eine solche Aufmerksamkeit, daß sich ihm in dem Musterlande der Wollindustrie ein ganz bedeutendes Absatzgebiet erschloß. Ginzkey hatte gleichfalls persönlich die Ausstellung besucht und sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, sich in die englische Teppicherzeugung an Ort und Stelle einen Einblick zu verschaffen, was bei der bekannten vorsichtigen Abgeschlossenheit der englischen Fabriken nicht leicht möglich ist; selbst gewichtige Empfehlungsschreiben öffnen nicht immer die Säle berühmter Fabriken. Es kann als ein Zeichen besonderer Achtung, welche sich Ginzkey bereits als Fabrikant nach außen erworben hatte, gelten, daß er bloß durch Nennung seines Namens bei Crossley, dem ersten Teppichfabrikanten und Concurrenten in London, Zutritt zu dessen Fabriksräumen erhielt, eine Zuvorkommenheit, welche Ginzkey als Vertrauensbeweis ganz besonders erfreute.

In London erwarb Ginzkey einen neuen mechanischen Webstuhl zur Erzeugung von „Brüsseler Teppichen" und nach Hause zurückgekehrt, ließ er sofort mehrere solcher Stühle in seiner Fabrik aufstellen, um auch diese Teppichgattung in seine Fabrication einzubeziehen. Um jene Zeit errichtete auch Ginzkey im nahen Zittau in Sachsen eine Filiale, welche er bald darauf in einem eigens angekauften Hause unterbrachte. Auch in Reichenberg wurde im Jahre 1863 ein Haus in der böhmischen Gasse angekauft und daselbst die noch jetzt vorhandene Niederlage errichtet, während die Niederlagen im In- und Auslande, in Wien, Berlin und Hamburg bedeutende Erweiterungen erfuhren. Außerdem hatte Ginzkey kurz vorher in Maffersdorf mehrere Grundstücke und Häuschen angekauft,

worauf er unter gleichzeitiger Erweiterung der Spinnerei im Jahre 186
das erste große Webereigebäude aufführte. Diese Zeit stiller En
wicklung wurde weder durch die verheerenden Wirkungen der amerikanische
Baumwollkrisis von 1861—64, noch durch den Schleswig-Holstein'sche
Krieg des Jahres 1864 gestört. Nur der Krieg Oesterreichs mit Preuße
im Jahre 1866 verursachte durch die Besetzung Reichenbergs und der b
nachbarten Ortschaften am 24. Juli seitens der preußischen Truppen unte
dem Prinzen Friedrich Karl die erste und einzige Störung in dem rege
mäßigen Betriebe der Fabrik. Doch erstreckte sich die Störung nur a
die Dauer eines einzigen Tages. In Maffersdorf waren damals gege
4000 Mann einquartiert, 2 Infanterie-Regimenter nebst einer Abtheilun
Artillerie, welche der Magdeburger und Berliner Gegend angehörten und dere
Benehmen im allgemeinen zufriedenstellend war. Ignaz Ginzkey und Ign
Hauser hatten in Maffersdorf die stärkste Einquartierung. Während in kleine
Häusern wenigstens 10 Mann, in größeren 30—100 einquartiert wurde
mußten die Fabriken ganze Compagnien aufnehmen. In dieser schweren Ze
bethätigte Ginzkey zu wiederholten malen seine Einsicht und Thatkraft, in de
er überall, wo es zwischen der Bevölkerung und den kriegerischen Gäste
zu Verdrießlichkeiten zu kommen drohte, mildernd und vermittelnd eintra

Da der Krieg mit Preußen nicht lange währte, so begann bal
nach dem Friedensschluß eine neue Periode großer Geschäftsthätigkei
Denn wenn auch vor oder während eines Krieges der einzelne sich i
seinen Bedürfnissen auf's äußerste einschränkt und wenn auch durch d
Unterbrechung des Geschäftsverkehres die Industrie im allgemeinen Einbuß
erleidet, so zerstört andererseits der Krieg eine so ungeheuere Menge vo
Industrieartikeln, daß diese nach Schluß des Krieges wiederhergestellt werde
müssen, wodurch die verschiedenen Industriezweige, namentlich die Texti
industrie, vollauf beschäftigt werden. Ginzkey that kurze Zeit darauf eine
Schritt, welcher ihn auf fremde Pfade zu leiten schien. Er kaufte nämli
am 28. Mai 1868 in Maffersdorf eine Mahlmühle und richtete hier ei
ganz neues Mühlwerk nach amerikanischem System ein und stellte gleich
zeitig eine Dampfmaschine auf. Die Müllerei wurde jedoch nur kurze Ze
betrieben, weil das in derselben angelegte Capital sich nicht verzinste. A
Ginzkey diese Ueberzeugung gewonnen hatte, ließ er, ohne sich lange z
besinnen, die ganze kostspielige Mühleinrichtung aus dem Gebäude entferne
und richtete dasselbe zur Erzeugung von Kunstwolle ein, wodurch
dem Kranze seiner industriellen Erfolge ein neues Blatt hinzufügte.

Die Gefahr, daß Ginzkey sein Capital und seine geistige Kraft a
andere ihm fern liegende Industriezweige verwenden und vielleicht ze

plittern könnte, war bei der Klarheit, mit welcher er seine Unternehmungen beurtheilte, wohl nicht zu befürchten gewesen, doch war er mit diesem Versuche für immer von ähnlichen Versuchen geheilt, und er verlegte sich von da an mit dem Aufgebote sämmtlicher nun schon bedeutender Mittel nur auf die bisher mit Erfolg betriebenen Industriezweige und suchte sie nach allen Richtungen hin zu erweitern und zu verbessern.

Eine solche Erweiterung war nun die eigene Erzeugung der Kunstwolle. Ginzkey war unter den österreichischen Fabrikanten der erste gewesen, — und dies muß hier anerkennend hervorgehoben werden — welcher die Vortheile klar erfaßte, die aus der Verarbeitung der Kunstwolle für die Teppich- und Deckenerzeugung sich ergeben mußten. Obwohl es jetzt unwahrscheinlich klingt, so ist es doch Thatsache, daß damals nicht bloß in den industriellen Kreisen Böhmens und der übrigen österreichischen Kronländer, sondern selbst in Deutschland eine heftige Abneigung gegen diesen neuen Artikel vorwaltete, so daß Ginzkey auch in Deutschland wenig Concurrenten hatte, die gleich ihm die Bedeutung der Kunstwolle für die Fabrication so frühzeitig erkannt hätten. Daher war es auch nicht zu verwundern, daß Gschnitzer aus Salzburg, der erste Erzeuger von Kunstwolle in Oesterreich, als er mit seiner neuen Waare die Rundreise durch die österreichischen Industrieorte machte, überall mit dem seltsamen Erzeugnisse verlacht und abgewiesen wurde und nur in Ginzkey einen Mann fand, der demselben die gebührende Beachtung schenkte, dasselbe verarbeitete und durch lange Zeit seine einzige Kundschaft in Oesterreich blieb. Als dann später der Werth der Kunstwolle in der Fabrication sich dennoch Bahn brach und namentlich die Verarbeitung der besseren Sorten allgemeiner wurde, war es wiederum Ginzkey, der zuerst die Verarbeitung der minder beachteten Qualitäten der Kunstwolle begann und damit gleichfalls entschiedene Erfolge erzielte.

Da nun um diese Zeit, nach Beendigung des Preußisch-Oesterreichischen Krieges, bedeutende Aufträge eingiengen und beim raschen Wachsen seines Geschäftes der Bedarf an Kunstwolle ein immer größerer wurde, so gieng endlich Ginzkey, wie schon erwähnt, daran, selbst diesen Artikel zu erzeugen, so daß er thatsächlich auch mit Matthias Gschnitzer und Franz Liebieg zu den ersten in Oesterreich gehört, welche die Erzeugung der Kunstwolle hier begonnen haben.

Die Fabriksanlage Ginzkey's nahm nun in rascher Folge nach innen und außen zu, Bau reihte sich an Bau. Zunächst ließ Ginzkey durch den Reichenberger Baumeister G. Mikisch vom Jahre 1866—68 eine von freundlichen Gartenanlagen umgebene Villa errichten, da das frühere ein-

fache Wohnhaus doch nicht mehr allen Bedürfnissen entsprach, und bezog sie am 31. Juli 1868. Durch die mit ebensoviel Geschmack wie bedeutenden Kosten geschaffene Parkanlage hat Maffersdorf nicht nur ein ungemein freundliches Ansehen, sondern auch städtischen Charakter gewonnen. Außer dem errichtete Ginzkey in den nächsten zwei Jahren eine zweite große Weberei und ein Magazinsgebäude, welchem im Jahre 1872 ein neues Magazinsgebäude mit einem Comptoir, und im folgenden Jahre abermals ein großer Neubau folgte, in welchem die mechanische Weberei für Brüsseler Teppiche im großen Maßstabe eingerichtet und eine Dampfmaschine von 40 Pferdekräften aufgestellt wurde. Die so bedeutend erweiterte Fabriksanlage umfaßte demnach im Jahre 1874: 15 Satz Krempeln mit entsprechender Spinnerei und Zwirnerei, 30 mechanische und 400 Handwebstühle, eine Färberei, Walke, Rauherei und Scherercei, ferner die Kunstwollfabrik mit 8 Reiß- und den sonst dazu gehörigen Maschinen, nebst drei Dampfmotoren und zwei Wasserrädern von zusammen 230 Pferdekräften. Dazu kam in dem genannten Jahre selbst in einem Erweiterungsbau die Kammgarnspinnerei mit einer Wollwasch- und Trockenmaschine und im nächsten Jahre 1875 wurde die Elstner'sche Fabrik Nr. 78 rechts der Neisse erworben. Um den gesammten Besitz abzurunden und zugleich Wohnungen für die Beamten und das Aufsichtspersonal der Fabrik zu gewinnen, wurden an 13 Grundstücke und Bauernwirthschaften angekauft, darauf Neubauten aufgeführt und die öden Waldstellen mit geschmackvollen Baum- und Gebüschanlagen bepflanzt. Diesen Zustand der Ginzkey'schen Fabriksanlage zeigt uns ein zweites von Straßberger gezeichnetes Gesammtbild des Jahres 1877, welches von der Gebirgsstraße aus aufgenommen im ganzen acht große, meist zweistöckige Gebäude mit drei hohen Essen aufweist, und zwar zwei Gebäude für Streichgarnspinnerei, die Kunstwollfabrik, die Kammgarnspinnerei, die Kraft- und Teppichweberei, die Deckenweberei sammt Lager, die Färberei, das Comptoir mit den Magazinen, die Beamtenwohnungen und die von freundlichen Gartenanlagen eingeschlossene Villa.

Diese in einem kurzen Zeitraume nacheinander aufgeführten Neubauten beweisen zur Genüge, in welch' gewaltiger Weise sich der Geschäftsbetrieb erweitert hatte, insbesondere kann man diesen gewaltigen Aufschwung durch den Vergleich der oben angeführten von Straßberger entworfenen Abbildungen der Fabriksanlage vom Jahre 1858 und 1877 klar erkennen. Während das erste Bild noch eine Fabriksanlage von bescheidenem Umfang zeigt, ist diese auf dem zweiten Bilde nach einem Zeitraume von 19 Jahren zu einer Fabriksanlage im großen Maßstabe angewachsen, welche nach An-

einer Colonie sich mächtig vor unseren Augen ausbreitet. Naturgemäß hatte während der letzten Jahre auch die überseeische Ausfuhr der Ginzkey'schen Erzeugnisse an Umfang zugenommen. Namentlich mit einer gewissen Gattung von Decken war es Ginzkey gelungen, sich während dieser Zeit den Weltmarkt zu erobern, ja sogar, wie schon früher auch angedeutet wurde, auf englischen Plätzen in erfolgreicher Weise mit den gleichen Erzeugnissen Englands zu concurriren. Lobend muß auch hier darauf hingewiesen werden, daß Ginzkey seine Erzeugnisse unter seinem Namen in die Welt schickte, so daß seine Decken als „Austrian blankets" als „österreichische Decken" nicht nur in England, sondern auch in allen anderen Welttheilen als Erzeugnisse österreichischer Arbeit bekannt und geschätzt waren und sind; er würdigte sich nicht herab, wie es so manche vaterländische Fabrikanten thun, die selbst verfertigten Erzeugnisse beim Ueberschreiten der Grenze unter fremder, englischer oder französischer Flagge segeln, oder sie auch im Auslande mit Marken versehen, und als „ausländische Waare" wieder zu uns zurückkehren zu lassen — ein Verfahren, das gewiß der österreichischen Industrie nicht zur Ehre gereicht. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Denkschrift über die böhmischen Landesfinanzen vom Jahre 1618.[1])

Mitgetheilt von Dr. Vinc. Gaehlert.

Die böhmische Kammer hat vom gewöhnlichen Einkommen nichts als die Zölle, den Ertrag der Herrschaften und das Biergeld, was alles im Jahre kaum 200.000 Thaler beträgt, welche zum Unterhalte des königl. Hofes nothwendig in die königliche Hofkammer abgeliefert werden müssen. Nun haften darauf über drei Millionen Schulden; diese zu bezahlen, sind

1) Abschrift eines Documentes aus dem Archive der böhmischen Hofkanzlei (jetzt Ministerium des Innern). Dieses Document hat auf der Außenseite die Aufschrift, „Wie dem böhmischen hochbeschuldigten Kammerstaat zu helfen sei." In Gindely's Geschichte der böhmischen Finanzen (18. B. d. Denkschriften d. hist. Cl. d. k. Akademie d. W.) geschieht dieser Denkschrift nicht Erwähnung.

nur zwei Mittel. Das erste und gewisse, daß die Stände entweder di ganze Bürde über sich nehmen und, wie es Pfalz und Brandenburg gethan in gewissen Jahren durch dazu bewilligte Contributionen gezahlt werden oder daß die Contributionen dergestalt, daß sie unfehlbar 500.000 Thale betragen, auf sechs Jahre bewilligt würden. Wenn solches geschieht, kan die Kammer den Credit erhalten, die Interessen richtig zahlen und in Nothfalle Jr. k. M. mit Geld zu Hilfe kommen. Dieser Modus wäre der Hofstaat zuträglicher, als wenn die Stände die Schuld über sich nehmen denn sollen sie solches thun, so würden sie zu Jr. k. M. Hofstaat nicht contribuiren.

Wenn aber Gott, wie zu hoffen, einen Erben gäbe, wäre in aller wegen dahin zu trachten, daß die Länder die Schulden ganz auf sic nehmen, was nicht schwer zu erhandeln; man mache nur 100.000 Thale Schuld und theile diese unter die Länder.

Das andere und äußerste Mittel ist, daß man die wenigen übrige Herrschaften verkaufe und wird die Herrschaft Krumau auf 800.000 Th gesetzt, der jetzige Hauptmann alldort ist erbötig, bei jetzt verderbter Wirth schaft 30.000 Thaler jährlich herauszugeben, innerhalb zwei Jahren abe 36.000 Thaler.

Dem Herrn von Rosenberg hat sie 40.000 Thaler getragen. We aber Niemand im Lande solchen Kauf vermag, könnte man die Herrscha in drei oder vier Theile absondern; was in gleichem mit den übrige Herrschaften geschehen könnte. Möchte man blos außer den Tafelgüter die Herrschaften behalten, welche man Jr. k. M. auf Lebenszeit zu Genusse läßt. Daß aber die Kammer-Einnahmen so gefallen, sind di Stände selbst Ursache, welche alle Contributionen an sich gezogen, eigen Einnehmer darüber gesetzt und blos eine Liste von der Kammer begehr haben, wenn man Interessen zahlen solle, sie haben aber Niemandem gezahlt

Wie sie mit den Contributionen umgegangen, sollten ihre Einnehme billig Rechnung thun; sobald man aber von ihnen Rechnung fordert, ant worten sie darauf, warum man seit 15 Jahren keine Rechnung gefordert hätte; eine Hand wäscht die andere.

Derhalben wäre ein sehr heilsames Werk, wenn man mit Gewal durchdringe und von den Steuereinnehmern die schuldigen Rechnungen abfordere und sie wohl überprüfe.

Damit aber der König zu Böhmen sein eigenes Einkommen habe sind folgende Mittel. Weil Böhmen außer weniges [1]) kein eigenes Sal

1) Bei Schlau.

hat, wäre gar zuträglich, daß die Kammer alles Salz, so eingeführt wird, aufkaufte und in allen Städten Salzkästen hielte;[1]) da könnte man über 100.000 Thaler jährlich Gewinn haben. Dies wäre auch leicht, weil zu Budweis bereits ein Salzkasten aufgerichtet ist. Ob man wohl zum Verlag baares Geld bedarf, so kann man doch von den Städten die Nothdurft anticipiren. Es ginge auch den österreichischen Salzstätten und Salzfuhrleuten nichts ab und es wäre allein um das zu thun, daß das Salz Niemand als die Kammer verkaufen würde. Diesen Anschlag practiciren selbst der Papst, Venedig, Mailand, Litauen und Moskau; allein man muß es auf den Landtag vorbringen und gleich anfangen, das Salzamt richtig zu bestellen; die Hofkammer könnte es dirigiren.

Zum andern liegen die Bergwerke ganz und gar still und öde; diese wären leicht wieder zu heben, wenn ein verständiger Münzmeister vorhanden wäre. Zum Dritten könnte die Kammer an dem Münzschlagen unvermerkt jährlich ein paar Tonnen Goldes zum Besten haben. Man schlage nämlich zweierlei Münze, die kleine, so nur im Lande gilt, und die grobe, so auch außer Landes angenommen wird; bei der kleinen aber ist der Gewinn. Der König in Polen schlägt aus einem Thaler 18 Dutken, auch gar 20 Dutken. Jede Dutke gilt sechs Kreuzer, das bringt, wenn man 100 Thaler münzet, 50 Procent. Diese Dutken werden hier für das beste Geld gehalten, warum wollte man sie denn nicht auch hier schlagen? Es werden viele dawider sein, von denen wollte ich gern wissen, wenn einer den Böhmen wollte an Dutken 200.000 Thaler darleihen, ob sie es nicht annehmen würden. Warum sollte man dann den Gewinn nicht im Lande behalten? Wollte man die geringere Münze hier nicht schlagen, so thue man es in Schlesien oder in der Lausitz. Es ist ein Mittel, welches alle Könige practiciren. Das rechte Gewicht des Geldes schadet dem Lande, denn es wird von der Münze ausgewechselt, in leichtes Geld vermünzt, welches man nachher hereinbringt und den Wechsel dadurch treibt. Dieser Punkt muß auch auf den Landtag kommen. Derowegen ist der Kammer zu befehlen und durch den Ober-Münzmeister das Werk zu treiben.

Zum vierten wäre bessere Wirthschaft auf den Kammergütern zu treiben. Man deputire gewisse gute Wirthe zu Commissären, die auf alle Herrschaften ziehen, taxiren und Register aufrichten, die Meierhöfe und Teiche bestandweise überlassen, um Fr. k. M. ein gewisses Einkommen zu sichern.

Zum fünften könnte man von etlichen Herrschaften großen Nutzen durch Holzflößen anrichten, welches sonst verfault und um 12.000 Thaler

1) Einführung des Salz-Monopols.

jährlich für den Hofstaat erkauft werden muß. Die Herrschaft Presn hat 80.000 an Sailholz, der Sternberg hat dieselbe eingenommen n 60.000 Thaler; weil sie an Churſachsen grenzt, würde der Churfürst ge für 20.000 Sailholz 4.000 Thaler geben, wenn man noch drei abgeleger Dörfer dazu verkaufte. Es ist aber zu wissen, daß etliche eigennützig Leute unter dem Scheine, sie wären treue Patrioten, auf dem Landta rathen, man solle nicht fremden Fürsten Holz verkaufen, sie setzten dar den Fuß weiter ins Land; dadurch haben sie verursacht, daß sie die schö Herrschaft Komotau unter einander getheilt, die Wälder nicht recht b sichtiget und überdies das Holz fast umsonst angeschlagen. Einmal bewiesen, daß so viel Holz, als der Herzan und Gustav von Sternbe von der Kammer um einen halben Gulden gekauft, er keinen Kreuz anders als um drei Thaler gibt. Darum wird der Sternberg, welcher d Herrschaft gern an sich brächte, widerrathen, daß man die 20.000 Sailho dem Kurfürsten nicht verkaufen soll.

Zum sechsten ist Fr. k. M. in Kenntniß zu setzen, daß über Schlösser und Städte von Eger aus bis Nürnberg in die zehn Meil Länge der Krone Böhmen gehörig und um ein geringes Geld ablöslic Pfandschaften oder verschwiegene heimgefallene Lehen sind. Die halt theils Churpfalz, Pfalz Neuburg, Chur Brandenburg, Landgraf v. Leuchte berg, der alle seine Lehen verschwiegen, Stadt Nürnberg, die um gering Geld schöne Pfandschaften innehält; diese alle sind über zwei Million werth. Es wird aber alles versteckt, theils aus Unverstand, theils au Eigennutz und theils aus Faulheit.

Des Prager evangelischen Pfarrers M. D. Hänichen's († 161 Nekrolog.

Von Lic. Dr. **Georg Buchwald** in Zwickau.

Die Zwickauer Rathsschulbibliothek birgt in einigen hundert voluminös Bänden, welche Gelegenheitsgedichte und Predigten aller Art enthalten, ein noch wenig beachteten, längst noch nicht gehobenen werthvollen Schatz. B sonders ergiebig für biographische Studien sind die in großer Zahl vo handenen Leichenpredigten, denen nach der Sitte der Zeit regelmäßig e curriculum vitae beigefügt ist. Ohne Zweifel würde es eine lohnen Arbeit sein, zunächst einmal nur die Personen (nach den Städten geordne zusammenzustellen, deren Lebensläufe uns auf diese Weise erhalten sin

Wir theilen im Folgenden die Biographie eines Prager Geistlichen mit, welche wir der für denselben gehaltenen Leichenpredigt entnehmen. Diese ist betitelt: „Christliche Leichen-Predigt über den schönen Schwanen Gesang S. Pauli auß der 2. an Timoth. am 4. Verß 6. 8. Bey dem Ehrn-Begrebniß des Weiland Ehrnwürdigen, Hochachtbarn und wolgelehrten Herrn M. Daniel Hänicheus Senioris gewesten Schwanbergischen Hoffpredigers und der Löblichen Evangelischen Herren Ständen in Böhmen Theologi. Gehalten in der Deutschen Evangelischen Kirchen zur H. Dreyfaltigkeit der kleineren Stadt Prag, durch M. Casparum Wagnern, Augustanum, Pfarrern und Lutherischen Predicanten daselbst. Philipp. 1. 23. Ich habe lust abzuscheiden und bey Christo zu sein. Gedruckt in der Alt Stadt Prag bey Paul Selsen, im Jahr 1619." [1])

Auf Wagner's an die Kirchenpatronen gerichteten Vorrede folgt die Einladung des Rectors und Kanzlers der Prager Universität, Dr. Johannes Jessenius a Jessen, zur Theilnahme an den Begräbnißfeierlichkeiten. Der biographische Theil derselben hat folgenden Inhalt: „Vir Reverendus M. Daniel Haenichius prodiit in hanc lucem Zobelicii Missnae Oppido Anno 1566 Martii 13. Patre Casparo ibidem Theologo, acris ingenii homo, et in linguis, artibus, primaque Philosophia solide in tribus Academiis eruditus. Post plures functiones obitas in Electoris Saxoniae aulam accitus, per octennium ibi fuit a sacris Concionibus. Inde ante annum quasi ab Illustri Barone D. Petro de Ssvambergk Regni Boemiae supremo Curiae Judice, vocatus, ipsius rebus Ecclesiasticis fuit praefectus; ab omni Ordine ob mores commodos amatus. Non videbatur altum sapere, sed satis modeste de intellectis sententiam dicere. Unionem hinc institutam Concione publica collaudavit et in privato Colloquio quodam de rei totius summa fundamentaliter disserens, Mauritium Electorem Saxoniae magno religionem beneficio affecisse fatebatur, similiterque libertati Germaniae cavisse Christianum I. impediendo suo loco, ne qui inhiabat regno Galliae eo potiretur. Caetera pro contione funebri narrabuntur."

Den Schluß der Leichenpredigt bildet dann nun die folgende, ziemlich ausführliche Biographie, die es allerdings an überschwänglichem Lobe nicht fehlen läßt.

„Belangend nun unsern geliebten und in Gott selig rhuenden Herrn Mitbruder, den weyland Ehrnwürdigen, Achtbarn und wolgelehrten Herrn

1) Der Umstand, daſs dergleichen Druckschriftchen gegenwärtig selten geworden sind, dürfte den theilweisen Abdruck rechtfertigen. Anm. d. Red.

M. Daniel Hänichen, so heysts mit Jhm auch in der that, das wi
sein Nam ist, also ist auch sein Rhum. Dann erstlich war Er ein rechte
Daniel, als durch wellchen Got der Herr sein Kirchen-Gericht allhier auf
Erden geübet und verrichtet hat. Denn Daniel wird gedolmetzscht judicium
Dei, Gottes Gericht und urtheil.

Und ob wol sein Zunam etwas schwach und das diminutivum ist
vom Hanen, so hat doch diß Hänichen so stark und hell gekreet, das e
mit seinem löblichen Hanengeschrey weit und breit gehöret worden, da
man allenthalben von Jhme mit Ehren zu sagen weiß, und wird auch sei
Lob ewiglich bleiben. Denn wie die Hanen mit ihrem Geschrey den Ta
verkündigen, und die Verenderung deß Gewitter anzeigen: also war auch
unser Hänichen, nuncius lucis, deß Liechtes prediger, der da Christum
das warhafftige Liecht verkündigte, wellches alle Menschen erleuchtet, di
in diese welt kommen. So war Er auch kein Wetterhan, der sich nur nach
dem Wind gerichtet, und einem jeden gesagt hätte, was er gern hörte
nein traun: sondern Er lernte den Weg Gottes recht und scherpffet mit
gewalt neben der Gnaden Lehr deß H. Evangelii die Lehr deß Gesetzes
vom fluch und zorn Gottes wider die Sünde: als der leicht und bald
vermerckt, was für triebe Wetter umb der Welt undanck und Böβheit willen
an dem Himel umbgiengen, und ist sonderlich denckwürdig, dan ob sich wol
der Löwe, als ein behertzt und unverzagtes Thier sonst vor Niemand
furcht noch entsetzt, er dannoch ob dem Hanen und seinen Geschrey erschrickt
und die flucht gibet. Gleichergestalt hat unser selige Herr M. Hänichen
mit seiner Stimm auß Gottes wort, unsern Widersacher den Teufel als
einen Brüllenden Löwen, der umbher läufft und sucht, welchen er verschlinge
davon abgeschröckt und abgehalten, wie grimmig er sich auch durch sein
Werckzeug erzeigt und gestellet hat. Das dann allen rechtschaffnen Lehrern
inn allweg zu thun eignen und gebühren will. — —[1])

Sein Herr Vater war der weiland auch Ehrwürdig und wolgelert
Herr Caspar Hänichen, gewester Pfarrer zu Zöblitz, in einem alten
Bergkstädtlein in der Herschafft Lauterstein, nicht weit von Marien-
berg, im Land zu Meisen gelegen. Die Fraw Muter aber hieß Ursula
ein geborne Pfeifferin, von Hänichen.

Als unser liebe getreue Gott benannten personen unsern Herrn M
Danielem in ihrem Ehestand den 13. Martii A. C. 1566 beschert und
geben, haben sie zu pflichtschuldiger danckbarkeit denselben ihren Sohn Go
dem Allmächtigen nicht nur in der H. Tauffe wider gegeben, sondern ihn

1) Hier folgt ein längeres Citat aus Apostelgesch. 20.

nachmalen auch in der zucht und vermahnung an den Herrn jederzeit getreulichst aufferzogen und fleissig zur Kirchen und Schulen gehalten, wie Christlichen Elteren zuthun gebüret und obliget.

Und als Er in Schola patria zu Zöblitz seine Fundamenta gelegt, hat ihn sein lieber Herr Vater seliger nach Marienbergk und Freyberg verschickt, von dannen gehn Braunschweig und Hannover, in Sachsen, in welcher Schul Er drey Jahr lang fruchtbarlich studiret hat; biß Ihn sein Herr Vater auff die Universitet Leipzig verschickt hat, da er in die vier Jahr ein Churfl. Sächsi. Stipendiarius geweſt. Zu Wittenberg ist Er Magister Philosophiae worden: nach erlangtem Grade aber, gehn Helmstadt gezogen, von wellcher Academi Er in sein Vaterland zu einem Pfarrer, an seines verstorbnen Herrn Vaters stadt, ordentlich beruffen worden, Anno domini 1591 hat ihn aber ein Jahr hernach, ein Erbar Rath gen Marienberg vociret, da Er am Wort Gottes in die neun Jahr gedienet und zuvor auch, noch zu Zöblitz gefreyet und zur Ehe genommen hatt die Ehrn-Reiche und Tugendtsame Jungkfraw Elisabeth, deß Ehrenvesten und Fürnehmen Herrn Hans Fliehers, Bürgers und Rathsverwandten zur Mitweyde, Eheleibliche Tochter, mit welcher Er hernach in Sechs und Zwantzig halbe Jahr friedlich gehauſet und durch Gottes Segen zehen lebendige Kinder erzeuget hatt, Vier Söhne und Sechs Töchter: Davon noch zweene Söhne[1]) und zwey Töchter so lang Gott will, am Leben sind, die andern aber sind gestorben, und mit der Fraw Mutter im Herrn seelig entschlaffen, welche erst vor zwey Jahren zu Dreßden abgeleibet.

Im Jahr nach Christi Geburt 1600 ist unser seelige M. Hänichen von der Churf. Sächsi. Fraw Wittib zu Cholnitz, in ihrer Churfürst: Gna: Wittumb nach der Mitweyda beruffen, da Er zwey Jahr weniger 14 Wochen Pfarrer geweſen.

Darauff ist Er zu einem Superintendentem nach Annae-Bergk verordnet worden, welchem hohen Ambt Er mit sonder grossem fleiß vorgestanden, biß auff das Jahr Christi 1610 in welchem Ihn Ihre Churfürst: Gna: von Sachsen, Chur Fürst Christian der Andere, Christ Seeligster Gedächtniß, nicht nur mit sich hieher (neben andern Herren

1) Einer seiner Söhne, Namens Georg, wurde während des dreißigjährigen Krieges vertrieben. In Altwassers Tagebuch (auf welches wir wohl später an dieser Stelle ausführlicher zu sprechen kommen werden) ist die Notiz: Mochaw, in inspectione Oschacensi bey Döbeln an der strasse nach Lomnitsch Georgius Hänichen, exul Bohemus, Pastoris filinj.

Theologen) nach Prage genommen, allda Er in allen Vier Städten Cu
Laude geprediget, sondern gar zu einem Hoffprediger angenommen ha
da Er dann in die acht Jahr in der Schloß-Kirchen zu Dreßden a
Evangelio und Wort Gottes gedienet.

Und weil unser lieber Herre Gott seine Heyligen wunderlich führ
sonderlich seine getrewe Knechte selten an einem Ort gar zu lang lass
muste unser Herr M. Hänichen seelig vor einem Jahr wieder na
Praga kommen, da Er von Ihren Gnaden den Hoch- und Woll-Geborn
Herrn, Herrn Petervom Schwammbergk auff Raunspergk, Heyd
Gesterschan, Worlig und Klingenberg, Herr zu Wittinge
Grötzen, Rosenbergk und Libiowiss: König: Maye: zu Böhme
Rath, Cammerer und des Königreichs Böhmen Ober-Hoff- und Lehe
Richter, zu einem Hoff-Prediger bestellet worden.

Was für grosse Müh und Arbeit Er bey wehrendem seinem Minister
in die 29 Jahr lang gehabt, bevorn, weil Er Officii ratione vielmals ve
reisen müssen und auff unterschiedlichen Chur- und Fürstlichen Zusamme
künften, zu Jütterbergk, Nürnbergk, Frankfurdt etc. gewest,
leichtlichen zu erachten und abzunehmen.

Viel herrlich schöner Predigten, die sehr anmutig und wol zu lese
sonderlich weil Er drinnen beym Text geblieben, und den ordentlich explicir
hat, daß das Vornembst und Best an einer jeden Predigt ist, hat Er selb
publiciret und in offentlichen Druck außgehen lassen. Wer Ihn gehört, ha
Ihn lieb gewunnen; und müssen Ihm die Adversarii selber das Lob un
Gezeugnuß geben, daß Er ein Vortrefflicher Herrlicher Prediger gewes
ungeacht, daß Er ihrer nicht geschonet, sondern sich ihnen als ein behert
Hänichen, jederzeit im Lehren und Schreiben, getrost widersetzt und ih
falsche Lehr und Menschen Tand solide, auß Gottes Wort refutiret un
widerleget hat. Denn Er war ein recht Eyferiger und Bstandhaffter Lutherane
in dem kein Falsch gewest (wie der Herr von dem Nathanaele zeuget un
spricht: Siehe ein rechter Israeliter, in dem kein Falsch ist;) drumb hat E
Niemand geheuchelt, sondern die Warheit frey offentlich bekannt und nich
auff Menschen, sondern auff seinen lieben Gott gesehen, der Ihm das z
thun befohlen hat.

Und ob Er wol keinen allzugsunden Leib gehabt (welches fast ei
proprium ist aller Glerten, die fleißig Studieren und ihnen ihr Ambt eine
Ernst und angelegen sein lassen) so hat Er doch ein gsunde Seel in seiner
krancken Leib gehabt und behalten. Es steht zwar beydes wol beysammen
Si Mens sana in Corpore sano, wann ein gsunde Seel in einem gsunde
Leibe ist; aber wann man je eines entrathen und entperen muß, so ist

viel tausentmal besser einen siechen Leib, als eine Krancke Seele haben, wie das Exempel Lazari und des Reichen Mannes außweiset.

Hat demnach die Eusserliche Leibs-beschwärung unserem Seeligen Herrn M. Hänichen so gar an seiner Seele Heyl und Seeligkeit nicht schaden müssen, daß sie ihm vielmehr darzu nützlich und beförderlich gewest ist, dann sie ihn zu seinem End und Sterbstündelein einen starcken Fortschub gethan hat, darzu Er sich auch recht wol und Christlich bereitet hat, mit Empfahung des Wahren Leibs und Blutts Christi, nach gethaner seiner Beicht und darauff Empfangner H: Absolution und ist sonderlich zu gedencken, daß Er sein Glaubens-Bekentnuß seinem Testament und Letzten Willen mit folgenden Worten einverleibet: Ich bekenn mich von Hertzen zu den Prophetischen und Apostolischen Schrifften, Haubt-Symbolen, Ungeenderte Reiner Augspurgischen Confession, Lehr- und Streit-Schrifften Herrn Lutheri, wie dieses in dem Christlichen Concordien-Buch, dem Ich subscribieret, verfasset, darauff Ich auch mein Auditorium in meinen mündtlich gethanen und publicirten Predigten gewiesen. Hierbey ist Er auch biß in sein Letztes Ende hinein bestendiglich, durch Gottes Gnädige Hülff verblieben, hat auch jederman von Hertzen vergeben und darauff sein Leben in warer Furcht und Anruffung Gottes die 2. Novembris [1]) An. Chr. 1619 sanfft und seelig beschlossen, seines Alters im 54. Jahr." [2])

Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Franz Hübler.

43. Der Zaubergarten auf dem Libin.

In der Nähe von Prachatitz erhebt sich der Berg Libin. Auf dessen Gipfel ist der Zaubergarten, umgeben von den Ruinen der Burg darinnen noch eine Wendeltreppe sich befindet, die zu einer schönen Aussicht führt. Die Burg gehörte vor mehreren hundert Jahren einem Ritter, welcher bei einem nächtlichen Ueberfalle sammt seiner Familie ermordet wurde, worauf

1) Im Orig. Octobris ist Druckfehler.

2) Von Werken H.'s birgt die Zwickauer Bibliothek folgendes:
Scala Jacobi, ausgelegt und erklärt. Leipzig 1615.
Theses de peccato in Synod. Annamont. propos. Frib. 1608.
Capita ex secundo Act. Form. Conc. de Libero Arbitrio Frib. 1608.

die Burg zerstört ward. Hierauf erschien zuweilen in der Nacht ein weiße Gestalt, die Gemahlin des Ritters, welche durch die verödete Räume des verfallenen Schlosses irrte. Sie that aber Niemandem etwa zu Leide. Einmal verirrte sich auf die Höhe des Berges ein Kind. Da traf die weiße Frau, und huldvoll spielte sie mit demselben in dem ehe maligen Schloßgarten, indem sie Blumen pflückte und Sträußchen darau band. Endlich verlangte das Kind nach Vater und Mutter, und die weiß Frau nahm es an der Hand und führte es den Berg hinab bis an de Rand des Waldes, von wo es den alten bekannten Weg sah und fro nach Hause eilte. Aber welche Veränderung fand es zu Hause! Die Eltern die Geschwister und Jugendgespielen waren schon alle längst gestorben überall sah es fremde Leute, und die Häuser waren auch nicht mehr s wie früher und Niemand erinnerte sich seiner. Endlich ersah man au den Taufbüchern, daß schon hundert Jahre verflossen, seit das Kind von Hause sich entfernt hatte. Es war als verschollen eingetragen worden.

---

44. Das Kreuz am Wege von Prachatitz nach Hussinetz.

Wenn man von Prachatitz über die sogenannte Skalka, einen Quarz felsen, der sich im Norden über die Stadt erhebt, wandert, so gelang man auf dem beschwerlichen Wege, der bergauf, bergab geht, bei den Dorfe Altprachatitz vorbei nach Hussinetz. Rechts von dem Wege oder Fußsteige, beiläufig die Mitte desselben ausmachend, steht ein altes, scho verwittertes Kreuz. Wenn man von dem Hügel, der sich in der Näh befindet, zurücksieht, so erblickt man linker Hand den Friedhof der Stad Prachatitz, dessen alte Kirche, wie die Sage erzählt, der hl. Adalbert ein geweiht haben soll, während im Thale von Altprachatitz nur einige Häuse sichtbar sind. Vor mehreren hundert Jahren bedeckte die ganze Gegen undurchdringlicher Urwald, durch den von Baiern nach Prachatitz de bekannte „goldene Steg" führte, die einzige Verbindungsstraße zwischen Baiern und Böhmen; an mehreren Stellen kann man noch jetzt di Spuren dieses alten Handelsweges sehen. Obwohl zum Schutze der Han delszüge viele Burgen angelegt waren, so konnten sich dennoch in den dichten Wäldern Räuber und Wegelagerer aufhalten, da ihnen verborgene Schlupfwinkel Sicherheit boten. So trieb auch einmal eine Räuberbande in der Nähe von Prachatitz lange ungestraft ihr Unwesen; die Prachatitzer konnten derselben trotz aller Mühe nicht habhaft werden. Sie verbanden

sich deshalb mit den Pisekern und Winterbergern sowie mit der Landbevölkerung der Umgegend und unternahmen einen gemeinsamen Streifzug gegen die Räuber. Der Aufenthalt wurde erforscht und die ganze Bande gefangen genommen und hierauf gebunden nach Prag geführt. Dort wurden alle vom peinlichen Gerichte zum Strange verurtheilt. Als der Räuberhauptmann schon auf dem Schaffote stand, sagte er zu den Umstehenden, daß er mitten im Walde unter einer sehr hohen Eiche, deren Platz er genau beschrieb, eine Menge Gold und Kostbarkeiten verborgen hätte. Unter denen, die dies hörten, war auch ein Prachatitzer und dieser eilte nach der Hinrichtung sogleich nach Hause, forschte den beschriebenen Platz auf und fand wirklich die eingegrabenen Schätze. Er wurde dadurch zu einem reichen Manne, und seine Nachkommen leben noch jetzt und sind begütert. Seitdem ist der Urwald gelichtet worden, fruchtbare Felder dehnen sich jetzt hier aus, und an der Stelle, wo früher der Schatz gefunden wurde, steht jetzt das schon oben erwähnte einfache hölzerne Kreuz. Vorher befand sich daselbst ein in Lebensgröße aus Papiermaché gefertigter Christus, umgeben von Maria und Johannes, ebenfalls in Lebensgröße. Da aber die Figuren durch die Witterung zu viel litten, so wurden sie in die Prachatitzer Friedhofkirche gebracht, wo sie auf einem Seitenaltare links vom Hochaltare noch heute zu sehen sind. Statt dieses Kunstwerkes wurde an jener Stelle das hölzerne Kreuz aufgestellt.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Die **General-Versammlung** für das 24. Vereinsjahr 1885—86 wurde den 20. November l. J. um 7 Uhr Abends im „Deutschen Hause" (Graben Nr. 859—II.) abgehalten. Die bisherigen Ausschußmitglieder wurden wiedergewählt und Herr Dr. Franz Schmeykal zum Ehrenmitgliede ernannt.

Der löbliche Stadtrath Eger hat unserem Vereine anläßlich der Herausgabe der „Chroniken der Stadt Eger", bearbeitet von Heinrich Gradl, als III. Bandes der „Deutsche Chroniken aus Böhmen", eine Subvention von dreihundert Gulden gewidmet.

Neugegründet wurde die Vertretung in Tannwald, geleitet von Herrn **Ferdinand Thomas**, Bürgerschul-Director; neubesetzt wurde die

Vertretung in Reichenberg mit Herrn **Anton Fischer**, Magistrats-Rath
In Karlsbad wurde Herr **Alois Janetschek**, Musikvereins-Director un
Obmann des Richard Wagner-Vereins, zum alleinigen Vertreter ernannt

---

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 30. October 1886.

Stiftendes Mitglied:

Sr. Durchlaucht Herr **Max Egon Fürst zu Fürstenberg**, Großgrund
besitzer 2c. in Prag.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Böhm** Heinrich, Bürgermeister in Tannwald.
„ **Hajek** Johann, k. k. Grundbuchsführer in Tannwald.
„ **Hamburger** Wilhelm, Fabriks-Director in Deutsch-Schumburg.
„ **Jentsch** Julius, JUDr., Advocaturs-Concipient in Prag.
„ **Klauber** S., Kaufmann in Prag.
„ **Kohn** Leopold, JUDr., Advocat in Unter-Tannwald.
„ **Pahl** Otto, Fabriks-Director in Unter-Tannwald.
„ **Pick** Arnold, MUDr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.
„ **Priebsch** Robert, Fabrikant in Unter-Morchenstern.
„ **Ritschel** Robert, Kaufmann in Hohenelbe.
„ **Schwalb** Alfred, Banquier in Karlsbad.
„ **Soyka** Isidor, MUDr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.
„ **Stumpe** August, Fabriksbesitzer in Deutsch-Schumburg.
Löbl. Stadtgemeinde **Tannwald.**
Herr **Wagner** Adolph, k. k. Bez.-Ger.-Adjunct in Unter-Tannwald.
„ **Zahn** Franz, JUDr., Advocat in Ludiz.

Jene Herren Mitglieder, denen das letzte Heft der Mit theilungen durch einen Zufall nicht zugestellt worden sein sollte, werden höflichst ersucht, dasselbe bei der Geschäftsleitung (Annaplatz 188—I) gütigst reclamiren zu wollen.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag. — Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang. II. 1886/87.

Dr. E. Werunsky: Geschichte Karls IV. und seiner Zeit. II. Band, 2. Abth. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung. 1886.

Wenn zwischen der 1. und der vorliegenden 2. Abtheilung des II. Bandes von Werunsky's Karl IV. eine längere Unterbrechung stattfand, so wird sie damit erklärlich, daß dazwischen eine Forschungsreise nach Rom, und als unmittelbare Frucht derselben die Veröffentlichung seiner „Auszüge aus den Regesten Clemens VI. und Innocenz VI. zur Geschichte des Kaiserreiches unter Karl IV." liegen. Gleich wie die vorhergehenden Bände wollen wir, unserer Aufgabe gemäß, auch die vorliegende Abtheilung unseren Lesern zur Anzeige bringen, indem wir uns unser Endurtheil über das groß angelegte Werk unseres gelehrten Landsmannes bis zu dem Augenblick vorbehalten, bis zu welchem uns der Schluß desselben vorliegen wird.

In dem letzt erschienenen Halbbande wird im 7. Capitel (S. 325—374) die Gründung der Neustadt und der Universität Prags und des Königs deutsche Politik von 1350—1354 abgehandelt, das 8. (S. 375—484) beschäftigt sich ausschließlich mit dem politischen und socialen Zustand Italiens um die Mitte des 14. Jahrhunderts und das 9. (S. 484—613) erörtert Karls IV. italienische Politik und seinen Römerzug. Aus diesem Ueberblick über den Inhalt des Halbbandes ist ersichtlich, daß der Löwenantheil Italien und dessen Angelegenheiten zufällt.

Was das 7. Capitel betrifft, so wird Karls böhmische Königskrönung erzählt, hierauf die Gründung der Neustadt und der Universität mitgetheilt, sodann zeigt uns der Verfasser Karls Thätigkeit in den deutschen Angelegenheiten. Die brandenburgischen Händel sind noch lange nicht so weit gediehen, daß sie des Königs volle Aufmerksamkeit und ein energisches Eingreifen in Anspruch genommen hätten; dafür sucht er die Rechtsunsicherheit und die rohe Selbsthilfe durch Landfriedensbündnisse einzudämmen. Daß deren Aufzählung und die der Theilnehmer an denselben etwas ermüdend auf den Leser einwirkt, liegt in der Natur der Sache. In des Königs

Charakter lag es nicht den Tod seiner zweiten Gemahlin (2. Feber 1353) lange betrauern; kaum ist er Witwer geworden, so steht er auch schon in Unterhandlung um die Hand der Erbin von Schweidnitz und Jauer, die er den 27. Mai heimfüh Wer die weitere Thätigkeit Karls in Bezug auf Deutschland bis zu seinem Römerz näher kennen lernen will, den verweisen wir auf die Lectüre des 7. Capitels. D 8. ist, wie schon bemerkt wurde, Italien gewidmet. Der Verfasser verschafft uns ei genaue Einsicht in die politischen Verhältnisse der Halbinsel. Wenn auch die Ueb fülle der großen und kleinen bis herab zu den winzigsten politischen Existenzen, i sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts jenseits der Alpen bemerkbar machen, d Leser anfänglich verwirrt und die Aufzählung der oft recht kleinlichen Interessen d mannigfachen Parteien schier erdrückend auf ihn wirkt, so möge er sich doch ruh der Führung des Verfassers anvertrauen, der im Besitze der genauesten Kenntnisse d Verhältnisse, ihn durch das unentwirrbar scheinende Labyrinth der Parteienpoli sicher leiten wird. In dieses Getriebe der mannigfachsten Sonderinteressen wird Ka durch seinen Römerzug versetzt; er ist kein Fremdling auf diesem Boden, denn kennt die italienischen Verhältnisse von seiner Jugendzeit her und er hat sie, seitde ihn die deutsche Königskrone schmückt, auch nicht für einen Moment aus den Aug verloren. Seinem Zuge über die Alpen bis zur Siebenhügelstadt fehlt der blenden Glanz, der sich über die Römerzüge der Ottonen, Salier und Hohenstaufen au breitet, sein fluchtartiges Verlassen der ewigen Stadt nach Empfang der Kaiserkro obschon dem Uebereinkommen gemäß, das lange vorher mit dem Papste getroff worden war, verfiel dem Hohngelächter seiner Zeitgenossen, und sein Feilschen um d Geldsummen mit einer langen Reihe von Städten erzeugt noch heute eine abstoßen Wirkung. Trotzdem erreichte der schlaue Realpolitiker Karl IV. seine Zwecke, heimste ein, was er sich vorgesetzt hatte. Ihm ward die Kaiserkrone, ihm huldig Italien, und große Geldsummen, deren Werth der nüchterne Luxemburger richtig taxiren verstand, waren in seinen Geldbeutel geflossen. —n.

Jaroslav Goll: Historický rozbor básní rukopisu Královdvo ského: Oldřicha, Beneše Heřmanova a Jaroslava. (Historisch Analyse der Gedichte der Königinhofer Handschrift: Oldřich, Bene Heřmanov und Jaroslav.) Prag 1886. Selbstverlag.

Es muß recht schlimm bestellt sein um die Echtheit der Königinhofer Handschr (Kh. Hs.), daß, so oft neue Einwendungen gegen dieselbe gemacht werden, ein Th der Nationalen über die Urheber herfallen und nicht in wissenschaftlicher Weise n sachlichen Gründen, sondern mit wüstem Geschrei und Lärm sie bekämpfen. Wir hab in letzter Zeit Gelegenheit gehabt, uns hievon zu überzeugen: tschechische Gelehrte, d den Muth hatten, ihre Zweifel über die Echtheit der Hs. zu äußern, wurden au Vereinen ausgeschlossen, als Verräther der Nation gebrandmarkt, in öffentlichen Ve sammlungen wurde gegen dieselben Stellung genommen und in lächerlichster Wei die Echtheit der Hs. decretirt. Ja der nationale Terrorismus hat es soweit gebrac daß tschechische Buchhändler sich scheuen, Schriften, die Angriffe gegen die kostba Hs. enthalten, in ihren Verlag zu übernehmen. Dieses Schicksal theilt das u

vorliegende Büchlein, es mußte im Selbstverlage erscheinen. „Bei der Aufregung des Publicums — so äußerten die Verleger — sei die Herausgabe der Schrift schon aus Geschäftsrücksichten nicht möglich." Nicht einmal in eines der wissenschaftlichen Sammelwerke wurde die Arbeit aufgenommen (Vgl. Vorrede S. 2), und doch ist sie durchaus wissenschaftlich gehalten. Mit gewissenhafter Genauigkeit werden alle Möglichkeiten erwogen, selbst ganz unwahrscheinliche Einwürfe widerlegt und mit streng logischer Consequenz die Schlüsse gezogen. Wenn wir auch mit dem Verfasser übereinstimmen, daß gerade in diesem Streite die Bekämpfer der Echtheit der Hs. ihre Gründe möglichst erschöpfend vorbringen, um den Gegnern jegliche Ausflucht zu benehmen; so müssen wir anderseits die Forderung als zu weitgehend ablehnen, daß jedes einzelne Gedicht der Hs. sowohl vom historischen wie philologischen als paläologischen Standpunkte aus als unecht sich erweisen müsse, bevor man sagen könnte: nun hat der Streit ein Ende. Denn einmal braucht ein Gedicht, das z. B. der Historiker als unecht erwiesen hat, nicht gerade auch dem Grammatiker anstößig erscheinen und umgekehrt. Dann aber muß auch die Hs., wie sie uns vorliegt, als einheitliches Ganzes betrachtet werden: erweist sich auch nur ein Stück derselben als unecht, so fällt die ganze Hs. Winkelzüge, wie Jireček's Behauptung „das Lied auf dem Vyšehrad sei, wenn auch nicht dem Texte, so doch gewiß der Handschrift nach unecht", [1]) bedürfen keiner Widerlegung. Zu solch' unbegreiflichen Aussprüchen „hoeret ouch geloube zuo".

Der Verfasser untersucht den geschichtlichen Gehalt der drei Gedichte: Oldřich, Beneš Heřmanov und Jaroslav, freilich nicht alle drei gleich eingehend. Auf Oldřich entfallen 60 Seiten, auf Beneš H. 14, auf Jaroslav 20. Eine Vergleichung des Hauptgedankens in dem Gedichte Oldřich mit dem Chronisten Dietmar einerseits, mit Kosmas und Dalimil andererseits ergeben, daß das Gedicht jünger sein müsse als der Dalimil. Der Zeitgenosse Dietmar erzählt die Vertreibung der Polen in ungeschminkter Wahrheit: Jaromir wird von Heinrich II. nach Böhmen geführt. Als Boleslav Chrabrý vernimmt, daß Jaromir im Anzuge gegen Prag begriffen sei, verläßt er mit seinen Polen die Stadt ohne Kampf. Kosmas hat diese nackte Thatsache bereits poetisch ausgeschmückt, Dalimil erweitert offenbar auf Grund mündlicher Ueberlieferungen die sagenhaften Zuthaten und in dieser erweiterten Form finden wir auch in dem Gedichte der Kh. Hs. das Ereigniß der Eroberung Prags erzählt. Da sich jedoch hier Zuthaten finden, die auf eine weitere Fortbildung der Tradition schließen lassen, und die im Dalimil nicht vorkommen, so läßt sich mit Recht behaupten, daß das Gedicht jünger sein müsse als der Dalimil. Ueberdies denkt sich der Dichter im Gegensatze zu Kosmas und Dalimil die Prager Altstadt befestigt, mit der noch offenen Kleinseite durch eine Brücke verbunden. Diese Auffassung würde der Zeit zwischen 1235—57 entsprechen. Der Dichter aber zeigt in der Auffassung seiner Quellen eine solche Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, daß man genöthigt ist, noch weiter in der Zeit heraufzurücken. Die Brücke über die Moldau erscheint ihm nur am rechten Ufer mit Thurm und Thor befestigt, das linke Ufer ist ungeschützt; die Polen fliehen zuerst durch die Gräben, dann durch das Thor. Ein Dichter des 13. Jahrh. hätte in der Art der Befestigung besser Bescheid gewußt. Allerdings enthält das Gedicht zwei Thatsachen, die sich weder bei Kosmas noch bei Dalimil noch sonst einem historischen Schriftsteller bis zum 18. Jahrh. finden, nämlich einmal die Erwähnung, daß Jaromir

1) Jos. und Herm. Jireček, die Echtheit der Kh. Hs. S. 182.

nach der Vertreibung der Polen zum zweiten Male zur Herrschaft gelangt (wa
geschichtlich falsch ist), andererseits daß der polnische Usurpator nicht Mesco (Mečislav
sondern richtiger Boleslav heißt. Palacký und Tomek schließen daraus auf das hoh
Alter des Gedichtes. Nun wird jedoch nachgewiesen, daß Dobner (im 18. Jahrh.) de
erste war, der in ganz gleicher Weise wie der Dichter des Oldřich die Ereignisse i
den Jahren 999—1004 erzählt. Es ist nicht nöthig, daraus sofort einen Schluß au
die Abhängigkeit des Gedichtes von Dobner zu ziehen, aber für die weitere Beweis
führung bleibt es von Wichtigkeit. Die zahlreichen Uebereinstimmungen mit Háje
(16. Jahrh.) legen eine doppelte Fragestellung nahe: Benutzte Hájek das Gedicht ode
ist vielmehr der umgekehrte Fall anzunehmen? Eine eingehende Erörterung der Ab
weichungen, die sich daneben in beiden Werken vorfinden, ergibt, daß sich dieselbe
nur erklären lassen, wenn man annimmt, daß der Dichter den Chronisten benutzt ha
aber nicht umgekehrt. Hieher gehört auch die Erklärung des merkwürdigen Namen
Výhoň Dub. Statt dessen steht bei Hájek der unpoetische Name Berkovec. Hiemi
will er einen Sprößling aus dem bekannten Geschlechte des Berka von Duba be
zeichnen. Nun heißt aber Výhoň „Sprößling"; der Name bedeutet also in poetische
Umformung nichts anderes als Berkovec.

Uebrigens stimmen alle Abweichungen von Hájek mit Dubravius überein. Seh
bezeichnend ist auch der Nachweis, daß Swoboda in seiner historisch-kritischen Ein
leitung zur Ausgabe der Kh. Hs. (1829) seine Erläuterungen zum Oldřich au
Hájek entlehnt hat — natürlich ohne es zu gestehen. Nach einer Beleuchtung de
vergeblichen Bemühungen Nebeský's, die schon von Büdinger vorgebrachten Verdachts
gründe zu widerlegen, geht der Verfasser an die Analyse des geschichtlichen Stoffe
im Beneš H. Auch hier weisen zahlreiche Parallelstellen darauf hin, daß der Dichte
den Chronisten Hájek benutzt habe. Dieser erwähnt die Einfälle der Brandenburge
Sachsen und Meißner zu den Jahren 1279—83, weiß aber nichts von einer Ver
theidigung des Landes durch einen böhmischen Adeligen, vielmehr sei nach seine
Ansicht durch das Erscheinen Otto's von Brandenburg mit dem Fürsten Wenzel de
Verwüstung des Landes ein Ende gemacht worden. Der Name „Beneš Heřmanov
(Hermanns Sohn) gelangte durch eine Combination ganz eigener Art in das Gedich
Bei Hájek heißt es, daß die Bewohner in große Berge und Felsen sich geflüchtet un
dort gewohnt hätten. Dieser Gedanke wurde in das Gedicht hinübergenommen
zugleich aber der unbestimmten Ortsangabe der Sinn untergelegt, daß hiemit di
Gegend bei Groß-Skal gemeint sei, wo sich merkwürdige stadtähnliche Felsgebild
finden. Nun wurde nach einem Helden gesucht; er durfte natürlich nur aus der Näh
von Groß-Skal zu Hause sein. Da hier die Wartenberge ihre Besitzungen hatten
so wurde aus der Stammtafel dieses Geschlechtes ein gewisser Beneš, der in jene
Zeit lebte, aufgenommen. Der Name war leicht aus Paprocký's „Diadochus" (1602
zu finden. Als Nachkomme Hermanns von Ralsko bekam er das Attribut „Heřma
nov" (ein Sprosse Hermanns). Swoboda, der sich stets als richtiger Interpret de
Kh. Hs. erwiesen hat, entwickelt a. a. O. dieselbe Ansicht. Nun ist aber von Pa
lacký aufmerksam gemacht worden, daß seit der Mitte des 13. Jahrh. die adeligen
Geschlechter sich nach ihrem jeweiligen Wohnsitze benannten. Dieser Hermann sollt
also rechtmäßiger Weise den Beinamen „von Wartenberg" oder „von Groß-Skal
führen. Ein „Beneš" mit dem Geschlechtsnamen „Heřmanov" ist sonach ein historische
Anachronismus. Palacký freilich, der unter allen Umständen die Echtheit der Kh
Hs. vertritt, sucht die Sache in der Weise einzurenken, daß er die Einfälle in di

Zeit Přemysl Ottokars I. verlegt. Für diese Zeit kann er allerdings einen „Beneš Heřmanov" ausfindig machen. Gegen jegliches historisches Zeugniß construirt er einzig und allein auf Grund der Kh. Hs. ein neues geschichtliches Ereigniß.

Hájek war überhaupt die wichtigste Quelle für „Libušin soud" wie für die Kh. Hs. Mit Recht kann man den Worten des Verfassers zustimmen: „Hájek hat jegliches Ansehen als Geschichtsschreiber verloren, aber auch als Chronist fiel er der Vergessenheit anheim, was man jedoch, wenigstens in Betreff der Kh. Hs. und des Libušin soud bedauern muß. Vielleicht hätte eine bessere Bekanntschaft mit Hájek's Chronik zu rascherer Entscheidung des Streites beigetragen."

Was endlich das 3. Gedicht Jaroslav betrifft, so ist der 1. Theil desselben (Ermordung der Tochter des Tatarenfürsten) nach einer schlesischen Sage bearbeitet, wie sie in Klose's documentirter Geschichte aufgezeichnet ist. Auf eine überzeugende Beweisführung ist nicht eingegangen. Feifalik's Untersuchungen über dieses Stück [1]) fördert bessere Resultate zutage. Daß ein Gedicht aus „des Knaben Wunderhorn" den Anstoß zu der Darstellung in der Kh. Hs. gegeben hat, ist nach dem dort Gesagten zweifellos.

Für den zweiten Theil (Kampf der Russen gegen die Tataren) sind außer Hájek noch benützt M. Polos Million, die Alexandreis und Dubravius, der seinerseits wieder aus dem polnischen Chronisten Dlugoš schöpfte. Auch für den dritten Theil (Kampf der Ungarn und Polen mit den Tataren) bleibt Hájek Gewährsmann. Für den vierten (Kampf der Mährer mit den Tataren) tritt zu Hájek noch Cruger (sacri pulveres, zum 25. Juni 1669) hinzu. Die Beweisführung ist hier bei weitem nicht so eingehend wie bei Oldřich; es wird auch nichts wesentlich neues gefördert. Bekannt ist schon die Thatsache, daß es eine Schlacht bei Olmütz mit den Tataren nicht gibt, daß im Jaroslav vielmehr diese Schlacht, die angeblich 1241 geschlagen worden sein sollte, mit einer zweiten zwischen Přemysl Ottokar II. und Bela von Ungarn (1253) verwechselt wird. Interessant ist der Nachweis, wie diese angebliche Niederlage der Tataren im Jahre 1241 allmälig mit dem Namen Jaroslav v. Sternberg verknüpft wurde. Paprocký hat in diesem Werdeprocesse die Schlußredaction hergestellt und aus ihm schöpften die Verfasser. Seine Werke waren ihnen leicht zugänglich; sie befinden sich in der Prager Universitätsbibliothek. Sogar die Anregung, den Streitern ein Gebet in den Mund zu legen, das, wie Feifalik nachgewiesen hat, [2]) aus Psalm 7 und 26 zusammengeschweißt ist, hat der Dichter des Jaroslav aus Paprocký.

Man sollte meinen, daß durch diese Schrift jeder einsichtige, objectiv urtheilende Leser von der Unechtheit dieser drei Gedichte überzeugt sein müßte. Soviel wir jedoch die Vertheidiger der Hs. kennen gelernt haben, dürfte es doch noch immer nicht der Fall sein; aber begierig sind wir auf die neuen Ausflüchte derselben. Die Schrift lehrt auch, daß schon vor Jahren die deutschen Gelehrten Büdinger und Feifalik über die drei behandelten Gedichte zu ganz richtigen Resultaten gelangt waren, wenn sie uns auch nicht alle Details ihrer Untersuchungen vorgelegt haben.

Dr. Joh. Knieschek.

---

1) Ueber die Kh. Hs. v. J. Feifalik. Wien 1860. Seite 98 f.
2) A. a. O. S. 12 f.

Dr. von Hagen: Das Leben König Sigmunds, von Eberhard Windeck Nach Handschriften übersetzt. Leipzig, Franz Duncker. 188((Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Lieferung 79.)

Dr. v. Hagen hat nicht das ganze Werk Windecke's übersetzt; Capitel, in den anderweitig zugängliche oder wenig wichtige Actenstücke ꝛc. mitgetheilt werden, wurd ausgelassen. Dem Uebersetzer lag vor Allem an der Herstellung eines zuverlässig und lesbaren Textes, die Sprache wollte er in ihrer alterthümlichen Färbung b lassen. v. Hagen verbreitet sich in der Einleitung über das Verhältniß der Handschrift und über die Lebensverhältnisse Windecke's. Im Jahre 1395 ist Windecke in Eger, v wo aus er „mit einem großen Kaufmanne" Böhmen durchwanderte (C. 4). Seit 14 stand er in Diensten Sigmund's und fand beim Finanzwesen Beschäftigung; s 1425 ließ er sich in Mainz, seiner Geburtsstadt, nieder, wo er in den politisch Kämpfen zwischen den Zünften einerseits, dem Patriciat und der Geistlichkeit ande seits auf Seite der Ersteren eine Hauptrolle spielte, da er kluge Vorsicht mit dem gogischem Talente verband. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann, ein treuer A hänger Sigmund's und besaß eine gewisse Bildung. An dem „König Sigmund Buche", so wichtig es als Quelle ist, treten aber doch schwere Gebrechen auf. D Erzählung ist schwerfällig, ja geradezu confus in gewissen Partien, dabei begegn wir gar zu vielen Wiederholungen. v. Hagen behauptet, da nirgends ein beher schendes Princip für die Anordnung und Zusammenstellung der Einzelnheiten he vortritt, so stehe in dieser Hinsicht die formloseste Chronik höher als Windecke Werk. Aschbach, Droysen und Lorenz suchen dies zu erklären, und hier zeigt s Lorenz' Annahme, daß die Wiener Handschrift, die eine wohlgeordnete Erzählu enthält, nichts anderes als ein Auszug aus Windecke's Werk sei, als gerechtfertig Die „wüste Gestalt" des Werkes in den meisten Handschriften ist also die ursprün liche. v. Hagen hält dafür, daß die Eintheilung in Capitel die Darstellung bein trächtige, weil der Faden häufig abgerissen würde, ferner Windeckes Arbeit des Di tirens die Uebersicht über das Ganze verlieren ließe. Während Lorenz behauptet, wolle jedes Urtheil über Windecke's politische Gesinnung in der Schwebe lassen, b hauptet v. Hagen, der Zweck, den Windecke verfolgt, sei offenbar, den Kaiser gege die Angriffe zu rechtfertigen, welche er wegen seiner Politik in Deutschland reichli erfahren habe. Für die Bedeutung der großen kirchlichen Versammlung zeigt Windec kein Verständniß, noch weniger kann man sich einen Begriff von den Hussitenkriege nach seinem Werke machen. Anmerkungen unter dem Strich erklären und berichtige das Thatsächliche. Ein gutes Register erleichtert den Gebrauch des Buches.

L. Ch.

Heinrich Gradl: Geschichte des Egerlandes. Mit Abbildungen, Karte und Plänen. 1. Band. S. 1—24. Eger 1886. Druck und Verlag vo A. E. Witz.

Es ist ein sehr dankenswerthes Unternehmen, daß die Redaction der „Egerländ Zeitung" sich entschlossen hat, als Beilage zu ihrem Blatt eine vollständige Heimats kunde des Egerlandes aus der berufenen Feder Heinrich Gradls unter Mitwirkun vieler gelehrten Landsleute abwechselnd mit Heften der „Egerwellen" erscheinen z

lassen. Das Werk wird jetzt auch Nichtabonnenten zugänglich. Wir machen das Publicum auf dasselbe aufmerksam. Wie das erste Heft schon zeigt, findet sich viel Interessantes auf Grundlage tüchtiger, nicht leicht zugänglicher Forschungen in einer Darstellung, die sehr hohen Anforderungen entspricht. Der 1. Abschnitt erzählt den Zustand des Ländchens bis zum Auftreten der ersten Bewohner. Es ist ein großartiges Bild aus der Primordial-, Secundar-, Tertiarzeit und Quartarzeit. Leichtverständlich wird der Leser hier über die Bildung der Torfmoore und Mineralmoore belehrt. Der 2. Abschnitt gibt einen mustergiltigen Ueberblick über die Ansiedlungen der Ureinwohner, der Kelten und Germanen, über die ältere Steinzeit, die Renthierzeit und die jüngere Steinzeit, über die Bronze- und Eisenzeit. Hier liest der Lernbegierige anschaulich an einem bestimmten, ihm bekannten Landstrich jene Erörterungen, die ihm in wissenschaftlichen Werken wegen ihrer Allgemeinheit nicht so leicht verständlich werden. Die Culturarbeit der Kelten und Germanen wird treffend und auf Grund der Funde geschildert. Wir begrüßen diese Arbeit freudig und können nur wünschen, daß das Gebotene gern und willig aufgenommen werde und zwar auch von solchen Kreisen, die nicht der egerländischen Landsmannschaft angehören. Die Ausstattung in Großoctav ist sehr gut, der Druck correct und mit Illustrationen versehen. Eine genaue Angabe der benutzten Literatur gehört unbedingt zu den Vorzügen des Werkes. L. Ch.

Der Mineralreichthum Schlaggenwalds. (Zur Preisbewerbung.) Erzgebirgs-Zeitung VII. Jahrg. 5—8. Heft. S. 75 ff.

Artikel in populären Zeitschriften, welche bestimmt sind, wissenschaftliches Interesse im weiteren Kreise zu erregen, sind immer sehr dankenswerthe Leistungen, nur dürfen sie nicht so aussehen, wie jener, dessen Titel wir dieser Besprechung voraussetzten, der überdies noch als eine Concurrenzarbeit angesehen werden will. Der längstvergangenen Tagen angehörende Mineralreichthum Schlaggenwalds ist vor langer Zeit schon von Glückselig in seinen „Mineralien des Egerer Kreises“ und in Zepharovich's „Mineralogischem Lexicon der österr. Monarchie“ sehr genau und erschöpfend beschrieben worden, und der Verfasser hätte besser gethan, aus diesen beiden ihm unbekannt gebliebenen, aber so leicht zugänglichen Quellen zu schöpfen und so wenigstens grobe Fehler zu vermeiden, als sein eigenes Licht ziemlich trübe leuchten zu lassen. Von den 48 von Schlaggenwald bekannt gewordenen Mineralien führt der Verfasser nur 24 an, allerdings unter 36 Nummern, da mehrere Mineralien unter verschiedenen Namen zwei- und dreimal vorhanden sind. Dabei begnügt er sich nicht mit der Angabe des Vorkommens, sondern fügt den meisten Namen eine mangelhafte, aus Quenstedt's mineralogischem Handbuch (z. Th. wörtlich benützt!) ausgezogene Charakteristik bei, die manchmal gar nicht auf das Schlaggenwalder Vorkommen paßt. Von den vielen groben Druckfehlern (Natern statt Natron, Orthokles statt Orthoklas u. s. w.) wollen wir ganz absehen; auch sind nicht minder zahlreiche Schreibfehler zu rügen (das ἀπάτη liest der Verfasser apaty, Cali statt Kali, Nacrid statt Nakrit, Cassiterit statt Kassiterit, Wismuth (sic!) statt Wismuth kömmt vor). Weiter gebraucht der Verfasser das Wort „Producte“ zur Abwechslung für „Mineral“ und spricht von „regulärem Zinn“, wo er reguliniſches oder metallisches Zinn meint. Wo derselbe aber aus dem Borne eigener mineralogischer Kenntnisse schöpft, gibt er sich nicht minder arge Blößen.

Flußspath hat bei ihm „unebenen Bruch", der in Schlaggenwald vorkommen Lithionglimmer soll Kaliglimmer sein, Greisen, ein gemengtes Gestein, wird a Mineral aufgeführt, Gyps soll in rhombischen Säulen krystallisiren, Megoba (richtig Megabasit) soll verwitterter Karpholit sein, wiewohl darunter Wolfram verstehen ist u. dgl. m. — Diese Blüthenlese wird hinreichen zu beweisen, daß d mineralogischen Kenntnisse des Verfassers nicht weit her, kaum für den Hausgebrau geschweige denn für die Abfassung mineralogischer Artikel für die Oeffentlichkeit an reichen. Wir müssen uns auch fragen, wie die Redaction der Erzgebirgs-Zeitung si herbeilassen konnte, ein solches Machwerk, das gleichwohl seinem Erzeuger ein gewissen wissenschaftlichen Anstrich, ja sogar einen Ehrenpreis verschaffen soll, oh alle weitere Prüfung zu veröffentlichen, und möchten ihr im eigenen Interesse empfehle ein wenig kritischer bei Behandlung solcher Beiträge zu sein, die in ihrer Unfertigke besser für den Papierkorb als für die Veröffentlichung taugen. Lbe.

Schebek Edmund: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährige Kriege. (Separatabdruck aus der österr.-ungar. Revue 1886. Heft III

Fürst-Erzbischof Zbinko Berka von Duba und Lipa brachte die Kapuziner na Böhmen; der Verfasser erzählt deren Ankunft und Aufnahme unter der Führung de P. Lorenzo. Im Jahre 1602 wurde ihre Kirche auf dem Hradschin durch den Er bischof eingeweiht. Der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit lag im Predigen. Zur Zeit d Schwedenkrieges machten die Kapuziner einen so guten Eindruck auf Banèr, daß sie schützte. Der Verfasser erzählt Beispiele, wie in Brüx, Brünn, Iglau, Prag d Schweden den Kapuzinern überall mit Schonung begegneten und sie reichlich unter stützten; gerade in der schweren Zeit des 17. Jahrhunderts nahm der Orden in d böhmischen Provinz den größten Aufschwung. Im Jahre 1626 erstand dem Orde in dem lauretanischen Hause auf dem Hradschin ein hochangesehener Andachtsort. D Verfasser hat mit dieser kleinen Arbeit, die gleichsam als Span von seiner bekannte großen Arbeit über Wallenstein abgefallen sein mag, einen recht dankenswerthe Beitrag für jene Zeit geliefert. Erwig.

Reidl F. X.: Beitrag zur Geschichte von Dux. Dux, F. Scheithauer 188

Man würde irren, wollte man nach dem Titel eine genauere Behandlun irgend einer Partie aus der Geschichte der Stadt Dux erwarten. Der ziemli bunte Inhalt des Büchleins läßt sich überhaupt schwer mit kurzen Worten charakte risiren. Der Verf. erklärt im Vorwort: „Ich habe im Laufe der Jahre so Manche aus der Vorzeit meiner Vaterstadt erforscht, und damit diese von mir mit Müh gesammelten Notizen für die Zukunft nicht verloren gehen, habe ich dieselben drucke lassen." Dem entsprechend enthält der erste, größere Theil in Form einer Art Chron eine Reihe historischer, topographischer und besonders culturgeschichtlicher Nachrichte die sich freilich auf die verschiedenen Zeiten recht ungleichmäßig vertheilen; so ist da ganze 16. Jahrhundert auf kaum zwei Seiten abgethan. Die eigentlich historische Notizen leiden auch vielfach an sehr großer Unbestimmtheit. — Der zweite Theil brin auf 20 Seiten „Eintragungen aus dem Duxer Stadtbuche im Originaltext", u. zu

aus den Jahren 1390—1533, zum Schlusse ein Verzeichnis der Namen der Bürgermeister von Dux von 1390 an. — Der Verf. verwahrt sich dagegen, daß die Arbeit für „eine nach historischen Begriffen geschriebene Geschichte gehalten werde"; das entwaffnet die Kritik, die manche Bemerkungen zu machen hätte. Aber auch in einer solchen Schrift sollten Behauptungen vermieden werden, die geeignet sind, falsche Anschauungen von den factischen Verhältnissen zu verbreiten; so, wenn es heißt, daß um 1400 der Markgraf von Meißen der „Landesherr" von Dux war (S. 8 f.). Derselbe war nur Gutsherr seit dem Kauf von 1398, den übrigens der Verfasser nicht zu kennen scheint.

W. Hieke.

Dr. **Franz von Löher: Archivalische Zeitschrift.** X. Band. München, Theodor Ackermann. 1885. 320 Seiten.

Die Geschichte des fränkischen Archiv- und Kanzleiwesens ist in dem soeben genannten Bande der „Archivalischen Zeitschrift" besonders reichhaltig vertreten. Der verdiente Hohenzollern-Forscher Dr. Wagner bietet uns durch seinen Aufsatz „Kanzlei- und Archivwesen der fränkischen Hohenzollern von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts" eine Ergänzung und Erweiterung der im vorigen Bande erschienenen Abhandlung „Schicksale des Plassenburger Archivs". Er macht uns u. a. mit der Thatsache bekannt, daß sich schon seit dem 15. Jahrhunderte auch in Ansbach ein hohenzoller'sches Archiv befunden habe. — In das ältere „Archivwesen der Reichsstadt Nürnberg", das ein ziemlich complicirtes war, werden wir durch den königl. Kreisarchivsecretär Dr. Johann Petz eingeführt. — Die Einrichtung des Urkundenarchivs des fränkischen Hochstifts Würzburg im 16. Jahrhunderte lernen wir durch einen Aufsatz des Reichsarchivrathes Dr. Schäffler kennen, welcher in demselben das von dem um die fränkische Geschichte hochverdienten Archivar und bischöflichen Secretär Lorenz Fries († 1550) entworfene „Verzaichnuss der Schreine und Behaltern, so uf unser lieben Frawenberg ob Wirzburg in dem Gewelb steen" veröffentlicht. — Reichsarchiv-Assessor Dr. Wittmann theilt uns in seinem sehr lesenswerthen Aufsatze „Aus städtischen, geistlichen und Adelsarchiven Süddeutschlands" die summarischen Repertorien über die Archive der ehemaligen Reichsstädte Windsheim in Franken und Heilbronn in Schwaben mit. Der nächste Band wird eine Fortsetzung dieses Aufsatzes bringen.

In dem angezeigten Bande findet sich auch der Schluß des Artikels von Dr. Boos „Zur Geschichte des Stadtarchivs in Worms". Die Geschichte eines anderen Stadtarchivs nämlich jenes zu Freiburg im Breisgau behandelt A. Poinsignon, der sich um die Neuordnung desselben große Verdienste erworben hat. Ueber mehrere historisch werthvolle Manuscripte aus der Handschriftensammlung des kgl. bayerischen Kreisarchivs in Amberg berichtet uns Dr. Schneiderwirth. Eine von ihm erwähnte Handschrift, welche eine „Erzehlung von dem Bayrischen Krieg und sunderlich von der Sulzbachschen Belagerung der Behmen in Anno 1503" enthält, dürfte auch der Beachtung böhmischer Historiker werth sein.

Die neueste Geschichte des in Oesterreich als Musterarchiv bekannten steiermärkischen Landesarchivs enthält der Aufsatz des steir. Landesarchivdirectors Dr. von Zahn „Die Ergebnisse am steiermärkischen Landesarchive in dem Jahrzehnt 1873—1882". Den Bemühungen Zahn's ist es gelungen, viele kleinere steirische Archive für das Lan-

desarchiv zu erwerben und sie dadurch für immer vom Untergange zu retten; sogar ei Archiv aus dem Staatsbesitz, nämlich das in der k. k. Finanzprocuratur aufgestellt g wesene steirische Lehensarchiv hat Zahn für das Landesarchiv übernommen. Er motivi die Uebernahme dieser Archivalien mit folgenden für die österreichischen Archivszustän sehr bezeichnenden Worten: Da nämlich in Oesterreich nur Scartirungs- nicht ab systematische Conservirungsnormen für Staatsarchivalien bestehen, so wären die Acten eben in die Stampfe gewandert! Möchte die österreichische Regierung doch ba auf dem Verordnungswege eine Verbesserung dieser traurigen Archivsverhältnisse, welc für die Landesgeschichte unwiederbringliche Verluste herbeiführen können, veranlasse

Die Aufmerksamkeit deutscher und österreichischer Historiker möchte der Refere ganz besonders auf den Aufsatz des leider seither verstorbenen kgl. preußischen Staat archivars Dr. Göcke „Ueber das 17. preußische Staatsarchiv" hinlenken. Dieses Arch hat seinen Sitz in Wetzlar und birgt in sich den größten Theil des Archivs des eh maligen deutschen Reichskammergerichts. Für die Geschichte aller einst zum heil. röm schen Reiche deutscher Nation gehörig gewesenen Staaten ist dort noch viel bish unbekanntes Material zu finden.

Von noch allgemeinerem Interesse für den Historiker ist der sehr anziehe geschriebene Artikel des Universitätsprofessors Dr. Julius Pflugk-Harotung „Ueb Archive und Bibliotheken". Er theilt uns darin seine Beobachtungen und Erfahrung mit, die er auf seinen wissenschaftlichen Reisen in den Archiven und Bibliothek Deutschlands, Frankreichs und Italiens gemacht hat. Besonders für Gelehrte, d wissenschaftlicher Forschungen wegen die Archive und Bibliotheken Italiens zu besuch beabsichtigen, gibt er sehr wichtige Rathschläge und Fingerzeige. Zum Schlusse kom er zu dem interessanten Resultate, daß Deutschland nicht nur in Bezug auf die Za und Reichhaltigkeit, sondern auch auf die Benutzungssysteme seiner Archive und Bibli theken den romanischen Ländern weit überlegen ist. Daraus erklärt sich auch zu großen Theile die hervorragende Stellung und Bedeutung, welche gegenwärtig d deutsche Wissenschaft in der civilisirten Welt einnimmt.

Beiträge zur Geschichte des Archivwesens in Rußland liefern die Abhandlu des Stadtarchivars Dr. Schiemann in Reval „Das herzogliche Archiv in Mita und der Bericht von A. W. Gawrilow und A. N. Lwow „Ueber die Ordnung d Orenburger Gouvernementsarchivs." Das schwedische Archivwesen betrifft der Aufs des schwedischen Reichsarchivars G. G. Malmström in Stockholm „Ablieferung v Gesandtschaftsacten in Schweden im 17. und 18. Jahrhundert".

Für Sphragistiker und Heraldiker besonders bemerkenswerth ist der Aufsatz d königl. Reichsarchivsrathes Primbs „Eine Wanderung durch die Sammlung v Siegelabgüssen im kgl. allgemeinen Reichsarchiv zu München". Der Verfasser begin in diesem Aufsatze mit der Publication des Kataloges dieser auch für Adelsgeschich so wichtigen Sammlung, welche im nächsten Bande ihre Fortsetzung finden wird. D das Gebiet der Heraldik gehört der in diesem Bande begonnene Aufsatz des Herau gebers über „Bedeutung, Recht und Geschichte der Helmkleinodien". Jeder Fachman wird auch die in demselben enthaltene Fortsetzung der Artikelserie von Löher's „Ueb Einrichtung von Archiven" mit Freude begrüßen. Er bespricht diesmal vorerst d Inhaltsverzeichnung von Codices und Amtsbüchern, sowie die Verzeichnung und Ei theilung der Acten in den Archiven. Dann geht er zu der Erörterung über, wie m am besten Orts-, Personen- und Sachenkataloge und Repertoriensammlungen anleg Als praktische Beispiele gibt er eine Schlagwörterübersicht und drei Artikel aus de

historischen Ortslexicon für Bayern, welches auf Grund der in den bayerischen Staatsarchiven vorhandenen Urkunden einst der verstorbene (auch als Germanist berühmte) Reichsarchiv-Functionär Dr. Karl Roth angelegt hat. Der Literaturbericht bespricht einige neuere für Archivare besonders beachtenswerthe Bücher. Mit Recht werden darin die vom Oberarchivar Dr. C. A. H. Burkhardt verfaßten „Stammtafeln der Ernestinischen Linie des Hauses Sachsen" als eine genealogische Musterarbeit gerühmt. Aus den kleineren Mittheilungen, die diesen Band beschließen, sind für Fachmänner von besonderem Interesse die beiden Artikel „Repertorien-Veröffentlichung der französischen Archive" und „Ungarisch-kroatischer Archivsscandal".

Möchte es dem verdienten Herausgeber der „Archivalischen Zeitschrift", die mit diesem Bande ihr erstes Jahrzehnt abschließt, vergönnt sein, die wissenschaftliche Welt noch mit sehr vielen Bänden derselben von ebenso reichem und allgemein interessantem Inhalt zu erfreuen!

A. Mörath.

Dr. M. Friedrich von Maasburg: Die Proceß-Ordnung für Böhmen vom 23. Januar 1753. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Wien 1886. Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. S. VI, 77.

Die in Böhmen, Mähren und Schlesien um die Mitte des vorigen Jahrhundertes sich stets häufenden Beschwerden über Verschleppung der Civilprocesse und schlechte Parteienvertretung vor Gericht bestimmten die Kaiserin Maria Theresia am 27. Juni 1748 die k. Statthalterei in Prag zu beauftragen, von den böhmischen Landesstellen Gutachten abzuverlangen, wie den erwähnten Uebelständen abzuhelfen wäre, und sodann auf Grundlage dieser Gutachten einen Entwurf des zu erlassenden Gesetzes zu verfassen und der Hofkanzlei vorzulegen. Ueber diesen Entwurf fanden dann in den Jahren 1751 und 1752 im böhmischen Senate der obersten Justizstelle eingehende Berathungen statt, bei denen als Referent der Justizhofrath, nachmals Feldzeugmeister und Generaldirector der Artillerie Franz Graf (später Fürst) von Kinsky (geb. 1726, gestorben zu Prag am 18. December 1792) fungirte. Bei diesen Berathungen wurde daran festgehalten, daß es sich zunächst nur um die Beseitigung einzelner Mängel des Verfahrens sowie der schreiendsten Mißbräuche, die in dasselbe sich eingeschlichen hatten, keineswegs aber um Verfassung einer ganz neuen allgemeinen Gerichtsordnung handle. Der auf Grundlage dieser Berathungen von der obersten Justizstelle an die Kaiserin erstattete Vorschlag wurde von derselben zunächst dem ihr besonderes Vertrauen genießenden Vice-Präsidenten der obersten Justizstelle Otto Grafen von Frankenburg zur Abgabe eines Separatvotums mitgetheilt, welches Votum dann den Gegenstand neuerlicher Berathungen bei der obersten Justizstelle bildete. Der so endgiltig festgestellte Entwurf einer Proceßordnung für Böhmen wurde von der Kaiserin sanctionirt, am 23. Januar 1753 kundgemacht und trat am 1. August desselben Jahres in Wirksamkeit. — Durch die Herausgabe dieser Proceßordnung, einer Vorläuferin der noch gegenwärtig in Oesterreich geltenden allgemeinen Gerichtsordnung, hat sich nun der um die Geschichte der österreichischen Justiz im 18. Jahrhunderte bereits hochverdiente Verfasser neuerlich ein nicht geringes Verdienst erworben und zwar umsomehr, als er sich nicht mit dem bloßen Abdrucke des Gesetzes begnügte,

sondern jedem Artikel desselben eine eingehende, namentlich die von den oberst Gerichtsbehörden erstatteten Gutachten und die bei der obersten Justizstelle gepflogen Verhandlungen berücksichtigende Erläuterung beifügte. Diese Gutachten und Verhan lungen sind aber nicht nur für das volle Verständniß der einzelnen Bestimmung des Gesetzes von größter Bedeutung, sondern sie gewähren zugleich ein, allerdings ni sehr erfreuliches Bild der Justizverhältnisse Böhmens um die Mitte des vorigen Jah hunderts. Die Benützung derselben wird durch ein sorgfältig gearbeitetes Namen- u Sachregister wesentlich erleichtert. Dr. R.

Hans Lutsch: Verzeichniß der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesie I. Band. Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau. Breslau, Wilhel Gottlieb Korn. 1886. S. XIV und 260.

Vom Minister der Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten veranlaßt, v den Landesständen Schlesiens und der Oberlausitz unterstützt, hat der Verfasser unternommen eine Uebersicht über die für die Kunst und Technik des Mittelalte und der Neuzeit bedeutsamsten Denkmäler als eine Ergänzung zu den Urkunden u Regestenwerken zu liefern. Die Arbeit will keine abschließende sein, sie will blos einheitlichem Rahmen eine Anleitung zur Bestimmung des Werthes der Denkmäl für die Culturgeschichte bieten und überläßt ein endgiltiges Urtheil und eine ei gehende Würdigung der Zukunft. Der Verf., er ist Regierungs-Baumeister, läßt seinem verdienstvollen Buche die vorgeschichtliche Zeit und das 19. Jahrhundert u berücksichtigt, er schließt es mit den Schöpfungen der Gilly'schen Schule ab; er schlie auch die im Museum schlesischer Alterthümer und die in den Büchereien, namentli der Breslauer Stadt- und Universitätsbibliothek der Verschleuderung entzogenen Kun werke aus. Im vorliegenden 1. Bande werden die Kunstdenkmäler Breslaus au gezählt, und zwar in den ersten drei Capiteln des ersten Buches die kirchlichen Den mäler der Dom- und der Sandinsel, die Kirchen der vom Stadtgraben umgeben Stadt und die der Vorstädte; das 4. und 5. Capitel erörtert die Profanbauten. D 2. Buch bespricht die Ausstattung der Gebäude mit besonderer Berücksichtigung d Kleinkunst. — Die Bedeutung der mühevollen Arbeit für die Culturgeschichte Schl siens wird aus dem Mitgetheilten ersichtlich, man muß ihr den besten Fortga wünschen. Die Aufgabe, die sich der Herr Verfasser gesetzt hat, fällt in vielfach Beziehung mit der zusammen, die sich die „kaiserl. königl. Gesellschaft zur E forschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmäler" gesetzt und thei weise durchgeführt hat. —n.

Franz Hübler: Geschichte, Bedeutung und praktischer Werth der St nographie Gabelsbergers. Selbstverlag des Stenographen-Vereines Reichenberg.

Seit einigen Jahren ist das stenographische Leben in Deutschböhmen ein überau reges geworden, welcher Erfolg besonders dem Wirken des deutschen Stenographe Verbandes in Böhmen, der bereits weit über 1000 Mitglieder zählt, zu danken i

Unter den Vereinen, welche diesem Verbande angehören, nimmt der Reichenberger Verein Dank der trefflichen Leitung, deren er sich erfreut, eine der ersten Stellen ein, und es freut uns, hiemit ein Werkchen des langjährigen Vorstandes dieses Vereines mit verdientem Lobe anzeigen zu können. Auf blos 24 Seiten faßt es alles zusammen, was geeignet ist, den Laien mit der Bedeutung der Gabelsberger'schen Stenographie bekannt zu machen. Die einzelnen Capitel des verdienstvollen Werkchens führen folgende Ueberschriften: 1. Geschichte der Stenographie; 2. Geschichte und System Gabelsbergers; 3. die übrigen deutschen Kurzschriftsysteme der Gegenwart; 4. Verbreitung und gegenwärtiger Stand des Gabelsberger'schen Systems (aus diesem Capitel verzeichnen wir die bemerkenswerthe und erfreuliche Thatsache, daß die Gabelsberger'sche Stenographie 1870 nur von 163 Vereinen mit 4635 Mitgliedern gepflegt wurde, während ihr 1885 bereits 544 Vereine mit 14.145 Mitgliedern ihre Thätigkeit zuwendeten); 5. Bedeutung und praktischer Werth der Stenographie (dieses Capitel ist besonders lesenswerth); 6. die materielle Stellung der Stenographen auch dieses Capitel enthält viele beachtenswerthe Mittheilungen); 7. Schluß. Welches Kurzschriftsystem soll gewählt, wann und wie soll es erlernt werden? Die zuletzt aufgeworfene Frage wird unseres Erachtens ganz richtig dahin beantwortet, daß das Gabelsberger'sche System, selbst wenn es nicht das beste aller vorhandenen Systeme wäre, doch schon darum jedem anderen vorzuziehen ist, weil es das verbreitetste ist, indem jährlich in Deutschland und Oesterreich an 30.000 Personen nach Gabelsberger unterrichtet werden; daher ist es bei diesem System viel leichter, Personen zu finden, welche eine darin abgefaßte Niederschrift zu lesen im Stande sind, als bei den anderen Systemen, die wie z. B. die Faulmann'sche Phonographie höchstens 3—400 Anhänger aufzuweisen vermögen. Alles in allem kann Hübler's Schrift solchen, die sich für stenographische Fragen interessiren, nur wärmstens empfohlen werden. Th. Tupetz.

Kalenderschau.

Deutscher Volkskalender für 1887. Redigirt von Julius Lippert.

Dieses vortreffliche, von Julius Lippert wie bekannt ausgezeichnet redigirte Haus- und Familienbuch unserer deutschen Landsleute hat mit dem vorliegenden nunmehr seinen XVII. Jahrgang erreicht und bedarf nicht erst einer nochmaligen Empfehlung; es hat Freunde in den weitesten Kreisen gefunden, und daß es sie erhalten, ja die Zahl derselben immer erweitern wird, dafür bürgt der Herausgeber, der „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag", und der Name seines Redacteurs. — Der Jahrgang für das Jahr 1887 bringt nebst dem Kalendarium und den üblichen verschiedenen Tabellen und Registern in der Abtheilung „Belehrendes und Unterhaltendes" das mannigfaltigste und reichhaltigste Material, darunter einige nette Erzählungen von M. Waltraut und W. Wiechovsky, eine Geschichte der Prager Taubstummen-Anstalt aus der Feder des unvergeßlichen Dr. Alex. Wiechovsky, werthvolle ethnographische und culturgeschichtliche Bilder aus Deutschböhmen von unserem wackeren Gesinnungsgenossen Dr. Michael Urban in Saaz und noch eine Reihe diverser gemeinnütziger Winke und Aufklärungen. Lesens-

werth ist ferner die Skizze über Gustav Bohland, den Begründer der ersten mech nischen Werkstätte für Musikinstrumente zu Graslitz im Erzgebirge. Das „Gedenkbuch feiert in pietätvollen Worten den am 18. Juni 1886 zu Gießhübel dahingeschiedene Prof. Dr. Joseph Kaulich, Director des von Dr. J. Freiherrn von Löschner gegrün deten Franz Josephs-Kinderspitals in Prag, einen wackeren, verläßlichen Deutsche und tüchtigen, theilnehmenden Arzt. — Unseren Stammesgenossen am Lande dürf das Titelbild, welches das neue deutsche Theater, das Ergebniß der Opferwilligke aller Deutschen in Böhmen, in seiner zukünftigen Vollendung zeigt, eine willkomme Beigabe sein.

Neuer Prager Kalender für Stadt und Land auf das Jahr 188 Redigirt von Joseph Willomitzer.

Auch dieser altbewährte Kalender, der auf eine ehrenvolle Vergangenheit vo vier Decennien zurücksehen kann — der vorliegende Jahrgang ist der einundvierzigs — und der in unserem bekannten Humoristen Joseph Willomitzer einen umsichtige und tüchtigen Redacteur besitzt, behandelt das seiner Vollendung rasch entgegengehend neue deutsche Theater; dem anschaulich und erschöpfend geschriebenen Aufsatze vo Herm. Katz ist das Bild der künftigen Pflegestätte deutscher Kunst in Prag beig geben. Ein glücklicher Gedanke war es, die Geschichte und Bedeutung, Zwecke un Erfolge des „Deutschen Handwerkervereins" in Prag, die Dr. Carl v. Görner de Kataloge der von diesem Vereine veranstalteten Ausstellung als Geleitswort beiga zum Abdruck und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Gleiches gilt von de Artikel „Die Königinhofer Handschrift", der gewiß geeignet ist, ferner Stehende üb den immer noch währenden literarischen Streit zu orientiren. Der deutsche lan wirthschaftliche Central-Verband, das Verzeichniß der deutschen Mitglieder des böl mischen Landtages und der deutschen Reichsrathsabgeordneten aus Böhmen, chara teristische Skizzen über Bismarck, zeitgemäße Aufsätze über die Königin-Witwe vo Spanien, den König Ludwig II. von Bayern, den Volksschriftsteller P. K. Rosegge Prof. L. Pasteur bilden weiters den höchst interessanten Inhalt des Kalenders, d aber damit noch lange nicht erschöpft ist; denn wir finden außerdem noch eine Fül anregender, unterhaltender und belehrender Lectüre, so die hübsche Originalnovell „Die Badereise" von Hedwig Wolf, Humoristisches, Wortlaut des Landsturmgesetze u. s. w. Daß nebst dem Kalendarium auch die gewohnten Skalen, Tabellen u. dg nicht fehlen, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Einige der Kalende Sprüchlein sind originell und mögen hier angeführt sein: August: Sei deutsch m der Seele — Nicht blos mit der Kehle — Nicht blos mit den Lippen — Auch hint den Rippen. September: Soll ihn der Wenzel respectiren — Muß sich d Michel selber rühren.

Haase'scher Haus- und Wirthschaftskalender XVII. Jahrgang. Für da Jahr 1887. Redigirt von Joseph Willomitzer.

Dieser Kalender enthält zum Theil dieselben Aufsätze, die wir bei dem vor hergenannten hervorgehoben haben, zum Theil andere, so den mit Sachkenntniß ge

schriebenen, beherzigungswürdigen Artikel von Joseph Maraß: Ueber die allzugroße Studirlust auf dem Lande, eine Dorfgeschichte von demselben Verfasser, die Erzählung „Der Glücksfund" von Gustav Löffel, landwirthschaftliche Notizen u. s. w.

Haase'scher Minuzen-Kalender auf das Jahr 1887.

Es ist dies eine kleinere Ausgabe des Haase'schen Haus- und Wirthschafts-kalenders mit Johannisbad als Titelbild, einer gedrängten historischen Skizze dieses freundlichen Badeortes an der Hand des erst kürzlich im Buchhandel erschienenen Buches „Johannisbad" von Dr. Bernhard Pauer, der Humoreske „Auch eine Hochzeitsreise" von Karl Georges und dem übrigen bekannten Apparat eines praktischen Kalenders.

Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland und seine Freunde. Redigirt von Georg Gschihay.

Der siebenzehnte Jahrgang dieses Kalenders schließt sich würdig an seine Vorgänger an und sorgt in ausgiebiger und höchst befriedigender Weise für Kurzweil und Belehrung seiner Leser. Sofern diese eingeborene Egerländer sind, und wenn sie heutigentags zerstreut in der Welt lebend, den alten Dialect nicht verlernt haben, werden ihnen die mundartlichen Erzählungen und Lieder des Jahrbuches ebenso viele liebe Grüße aus der Heimat sein. Mit solchen haben sich diesmal eingefunden Dr. Michael Urban, dessen Novelle „Zu Hause — im lieben Egerlande" das Thema: Ueberall schön, aber zu Hause — im Egerlande — ist's doch am schönsten! sehr anmuthig variirt; in einer anderen Erzählung desselben Autors „Die alte Geiga-Aiva" betitelt, werden einige Zaubersprüche, Feuersegen, Krankheitsbeschwörungen u. dergl. als interessante Culturbeiträge der alten guten Zeit angeführt. Der Stoff aller übrigen Erzählungen und Sagen von M. Rieder, Joh. Dietl und Ernst Stirner ist der Vorzeit des Egerlandes entnommen, das außerdem M. Rieder und J. M. Brauner in begeisterten Weisen feiern, während Karl Iro einige andere formschöne Producte seiner sangsfrohen Muse beisteuert. Das Titelbild zeigt die älteste Ansicht von Schloß Kinsberg, über welche Ritterveste im vorigen Jahrgang des „Egerer Jahrbuches" eine eingehende historische Skizze enthalten war. Den Schluß bildet eine Abhandlung über die Geschichte und Entwicklung der Musikschule in Eger.

Kalender für das Egerland. Redigirt von Johann Wüst. Eger, A. E. Witz 1887.

Von diesem Kalender ist der IV. Jahrgang für 1887 erschienen. Unter seinen Aufsätzen verdient in erster Linie die Geschichte des Egerer „Sauerbrunns" von Heinrich Gradl genannt zu werden, der an der Hand verläßlicher Quellen und mit der diesem Historiker eigenen Gründlichkeit eine Geschichte des Badeortes Franzens-

bad entwirft. Dr. G. Habermann stellt in seinem Beitrage „Ruinen" betitelt, höch interessante Betrachtungen über Ruinen von Industrialien an, wie sie der gegen wärtigen Zeit eigenthümlich sind. Den weiteren Inhalt bilden die hübsche Skiz von Graf Clemens Zedtwitz-Liebenstein: „Der letzte einer alten Familie", eine Er innerung aus dem Lehrerleben vergangener Tage „Die erste Schulprüfung" vo Wilhelm Appelt, der Schwank „Landsknechts drei Wünsche" von Carl W. Gawe lovski, Egerländische Vierzeiler von Dr. Michael Urban, Sprüche, Gedichte, Humo ristisches und volks-, land- und hauswirthschaftliche Bemerkungen.

Deutscher Volkskalender für die Iglauer Sprachinsel. Geleitet vo Dr. Dagobert Löwenthal. Iglau 1887.

Mit der Herausgabe dieses Kalenders hat sich der „Deutsche Verein für Igla und Umgebung" unstreitig ein großes Verdienst erworben, und es steht zu erwarte daß dieses Unternehmen bald zu einem wirklich volksthümlichen sich gestalten un erfolgreich wirken werde. Die Redaction des ersten Jahrganges zeigt, mit welch Umsicht und richtiger Stoffwahl bei Zusammenstellung des Textes vorgegangen wurd Prof. Julius Wallner bringt eine Geschichte der Iglauer Sprachinsel, eine populä historische Arbeit, aus welcher wir ersehen, wie kräftig das Deutschthum in dies Gegend sich erhalten hat. Der Verfasser fußt wohl auf Schlesingers gelehrten Arbe „Geschichte der Entstehung der Iglauer Sprachinsel" hätte aber dieselbe insbesonde in Bezug auf die agrarischen und Bergbauverhältnisse noch mehr ausnützen sollen – allerdings unter Angabe der benutzten Quelle. Die Gesammtzahl der Deutschen in d Iglauer Sprachinsel beträgt nach dem Verfasser 37.178, denen nur 7207 Tschechen gegen über stehen. Er ruft den Bewohnern zu, fest und treu zu halten an der deutschen Sprach und Sitte „es ist das kostbarste Erbtheil Eurer Ahnen und Urväter, die unter diese Zeichen reich und mächtig geworden, die als deutsche Colonisten in's Land gekomme und mit ihrer Händearbeit den Boden für sich und ihre Enkel im feindlichen Kamp erobert!" — Der Ausschuß des „Deutschen Vereins für Iglau und Umgebung" er stattet Bericht über seine Entstehung und Thätigkeit sowie über die Zwecke des Ka lenders, ferner finden wir einen Bericht über „Die deutsche Volksbibliothek" i Iglau, eine Uebersicht der deutschen Vereine, ein Adressenbuch der Iglauer Sprach insel, Erzählungen, Gemeinnütziges u. s. w.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag. — Selbstverlag.

Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 10. Gründungstages im Jahre 1871. Prag, 1872. Gr. 8. $6^3/_4$ Bogen.
Mit wissenschaftlichen Abhandlungen von Dr. L. Schlesinger und B. Grueber. Preis für Mitglieder 50 kr. Ladenpreis 80 kr.

Caspar Bruschius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation von Adalb. Horawitz. Prag u. Wien, 1874. Gr. 8. $17^1/_2$ Bog. Preis für Mitglieder 2 fl. — kr. Ladenpreis 6 Mark.

Stadtbuch von Brüx bis zum Jahre 1526. Bearbeitet von Dr. L. Schlesinger. Mit einer lithogr. Beilage. Gr. 4. 31 Bog.
Preis für Mitglieder 3 fl. — kr. Ladenpreis 4 fl. 50 kr.

Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. Begründet von Ernst Martin. Herausgegeben vom Verein.

Band I. **Wilhelm von Wenden.** Ein Gedicht Ulrichs v. Eschenbach, herausgegeben v. Wendelin Toischer. Prag, 1876. Gr. 8. $16^1/_2$ Bg.
Preis für Mitglieder 1 fl. 50 kr. Ladenpreis 3 fl. — kr.

Band II. **Der Ackermann aus Böhmen.** Herausgegeben und mit dem tschechischen Gegenstück Tkadleček verglichen von Johann Knieschek. Prag, 1877. Gr. 8. $9^1/_4$ Bogen.
Preis für Mitglieder 1 fl. — kr. Ladenpreis 4 Mark.

Band III. **Das Leben des heil. Hieronymus** in der Uebersetzung des Bischofs Johannes VIII. von Olmütz, herausgegeben von Anton Benedict. Prag, 1880. Gr. 8. $19^1/_4$ Bogen.
Preis für Mitglieder 1 fl. 50 kr. Ladenpreis 3 fl. — kr.

Deutsche Chroniken aus Böhmen. Herausgegeben von Dr. L. Schlesinger im Auftrage des Vereins.

Band I. **Die Chronik der Stadt Elbogen.** (1471—1504) Bearbeitet von Dr. L. Schlesinger. Prag, 1879. Gr. 8. 14 Bogen.
Preis für Mitglieder 1 fl. 80 kr. Ladenpreis 3 fl. 60 kr.

Band II. **Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau** (1484—1601). Bearbeitet von Dr. L. Schlesinger. Prag, 1881. Gr. 8. $29^1/_2$ Bog.
Preis für Mitglieder 3 fl. 50 kr. Ladenpreis 5 fl. — kr.

Band III. **Die Chroniken der Stadt Eger.** Bearbeitet von Heinrich Gradl. Prag, 1884. Gr. 8°. 31 Bogen.
Preis für Mitglieder 4 fl. Ladenpreis 5 fl.

Von der periodischen Zeitschrift „Mittheilungen" sind bis jetzt XXIII Jahrgänge (I. Jahrg. zu 4; II. u. III. Jahrg. zu je 6; IV. Jahrg. zu 7. V. Jahrg. zu 6; VI. bis IX. Jahrg. zu je 8; X. bis XIII. Jahrg. zu je 6; XIV. bis XXIII. Jahrg. zu 4 Heften) erschienen. — So weit der Vorrath reicht, können frühere Jahrgänge (für Mitglieder gegen ermäßigte Preise) bezogen werden. — Von den einzelnen Jahrgängen sind **vergriffen:** I. Jahrg. Heft Nr. 2. 3., V. 1., VII. 1. 2. 3. 7. 8., VIII. 1. bis 6., XV. 1; die Geschäftsleitung nimmt diese Hefte mit wärmstem Danke und recht gerne gegen Entschädigung jederzeit zurück.

Außerdem sind aus den „Mittheilungen" folgende **Separat-Abdrücke** erschienen und zu beigesetzten Preisen zu beziehen:

Würdigung der Angriffe des Dr. Fr. **Palacky** auf die **Mittheilungen** des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Von Schlesinger u. Lippert. I. II. u. III. Ladenpreis 25 kr.

Die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Volksbanken in Böhmen Ein Beitrag zur Vereinsstatistik Böhmens von J. U. Dr. Vinz John. Gr. 8. 6½ Bogen.
Preis für Mitglieder 15 kr. Ladenpreis 25 kr.

Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen, Mähren, Schlesien und den angrenzenden Gebieten. Vo Bernh. Grueber. Gr. 8. 3½ Bogen. Ladenpreis 30 kr.

Beiträge zur Geschichte von Arnau. Von Dr. Karl Leeder. 1. u. 2 Abtheilung. Prag 1872—1873. Gr. 8. 6 Bogen.
Ladenpreis 60 kr.

Aus der Vergangenheit Joachimsthals. Von Dr. Gust. C. Laub Prag, 1873. Gr. 8. 2½ Bogen. Ladenpreis 50 kr.

Die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen. Vo Dr. jur. Friedrich Kleinwächter. Prag, 1873. Gr. 8. 1¼ Bo
Ladenpreis 30 kr.

Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrh. bis zu Gegenwart. Von Dr. Rich. Andree. (Mit einer Karte.) Pra 1873. Gr. 8. 1½ Bogen. Ladenpreis 50 kr.

Meine Bildungsgeschichte von Anton Jäger. Herausgegeben vo Dr. Ludw. Schlesinger. Prag, 1874. Gr. 8. 5¼ Bog. 2. Auf
Ladenpreis 50 kr.

Die Choden zu Taus. Ein Beitrag zur Geschichte der Unterthänigkeits Verhältnisse im Böhmerwalde. Von Dr. Matth. Pangerl. (M einer Karte des Chodenbodens.) Prag, 1875. Gr. 8. 4½ Boge
Ladenpreis 50 kr.

Ein böhmischer Teich- und Landwirth im 16. Jahrhundert. Biogr phische Skizze von Theodor Wagner. Prag, 1876. Gr. 8. 1⅞ B
Ladenpreis 50 kr.

Die ehemalige Judith-Brücke zu Prag, das erste große Ingenieu Werk in Böhmen. Von Franz Řiha. Prag, 1878. Gr. 8. 2⅜ B
Ladenpreis 40 kr.

Die Wallenstein-Literatur 1626—1878. Bibliographische Studie v Georg Schmid. Prag, 1878. Gr. 8. 5⅛ Bog.
Preis für Mitglieder 50 kr. Ladenpreis 1 fl.

Wallenstein und Arnim im Frühjahre 1632. Von Dr. Hallwic Prag, 1879. Gr. 8. 2¾ Bg. Ladenpreis 40 kr.

Ueber Wallenstein's Verrath. Ein Vortrag, gehalten zu Eger in d VIII. Wanderversammlung des Vereins. Von Dr. Hallwich. Pr 1879. Gr. 8. 1 Bog. Ladenpreis 40 kr.

Anton Fürnstein und seine Gedichte. Herausgegeben von L. Schl singer. Prag, 1880. Kl. 8. 5⅜ Bog. Ladenpreis 80 kr.

Prag 1886.
K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.
Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.
Fünfundzwanzigster Jahrgang. Drittes Heft. 1886/7.

Bonifatius,
der Apostel der Deutschen,
und die Slavenapostel
Konstantinos (Cyrillus) und Methodios.

Eine historische Parallele

von
Constantin R. von Höfler.

Vorwort.

Bei Gelegenheit der tausendjährigen Gedächtnißfeier des am 6. April 885 verstorbenen Erzbischofs von Mähren und Pannonien, Methodios von Thessalonike (Salonichi), wurde von Seiten des römischen Stuhles mit Fug und Recht auf die großen Verdienste hingewiesen, die sich sowohl Konstantinos der Philosoph (Cyrillus), des hl. Methodios früh verstorbener jüngerer Bruder, als dieser selbst um die Bekehrung der Slaven erworben und Beiden der ehrende Beiname der Slavenapostel zuerkannt. Damit war die Ansicht derer, welche sich in den Brüdern von Salonichi Träger des Schisma's anzusehen das eigenthümliche Vergnügen gemacht hatten, sie einer Kirche zuwiesen, die selbst die Rechtmäßigkeit der Taufe der lateinischen Kirche bestreitet, den „Misolatinismus" zur Seele ihres Bestandes macht, als völlig unhaltbar gekennzeichnet, und es wird, ohne sich nicht lächerlich zu machen, kaum mehr vernünftigen Männern gestattet sein, diese abgethane Doctrin wieder aufzufrischen.

Wenn aber nachher in uns näher liegenden Kreisen die Thätigkeit der beiden Slavenapostel insofern limitirt wurde, daß Method als der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen aufgefaßt und somit

zum Apostel der Tschechen umgewandelt wurde, wobei wieder das sagen
hafte Welehrad in Mähren in den Vordergrund geschoben ward, so wo
begreiflich, daß diese Anschauung starke wissenschaftliche Bedenken erregt
einen Widerspruch hervorrief und als eine Concession in nationaler B
ziehung aufgefaßt wurde, die auf der anderen Seite mehr Verwunderu
als Bewunderung erzeugen mußte.

Diese Auffassung eines so wichtigen Ereignisses der früheren Geschich
Böhmens und die daraus hervorgehende Zurückweisung dessen, was v
deutscher Seite im Karolingerzeitalter zur Bekehrung Böhmens gescha
ward Anlaß, die Frage noch einmal in Erörterung zu ziehen. Aber au
nur Anlaß, und da ich absichtlich der vorliegenden Schrift den Chara
ter einer historischen Parallele verlieh, ist damit von selbst ausgesproche
daß ihr jedwede polemische Tendenz gebricht.

Ich lege das Resultat von Forschungen, die eine Seite aufdeckte
welche bisher nicht beachtet worden war, vor. Mag man es annehme
so wird man der Wahrheit einen Dienst erweisen; wird man es verwerfe
so habe wenigstens ich meine Pflicht als Historiker erfüllt. Das Weite
wird mich wenig kümmern. Sollte man sich aufs neue Verdächtigung
erlauben, wie es schon einmal der Fall war, so werde ich ihnen wie früh
das Stillschweigen entgegenstellen, das sie verdienen. Ich begreife, d
namentlich der Paragraph: der methodische Betrug, mannigfaltige Uebe
raschung bereiten wird. Wir bewegen uns jedoch auf einem Boden, a
welchem man sich mehr als einmal starke historische Fälschungen gestatte
Sie ungescheut aufzudecken ist die nicht immer erfreuliche Aufgabe d
Wissenschaft, aber auch in manchen Fällen eine unabweisbare Aufgabe.

§. 1. Die Katastrophe im Anfange des VIII. Jahrhundertes.

Seit dem Untergange des westlichen Reiches der Römer und d
Ersetzung desselben durch die germanische Vielstaaterei schien kein Jah
hundert eine verhängnißvollere Katastrophe gleich in seinen Anfängen
bringen als das achte der christlichen Zeitrechnung. Nicht als wenn
bisher an Völkerverschiebungen und Umwälzung der Staaten gefehlt hätt
Mittel- und Westeuropa waren wiederholt dem Schicksale verfallen, Völ
auf Völker heranziehen zu sehen, die ihre Reiche nur deshalb begründ
zu haben schienen, um so rasch als möglich wieder zu verschwinden, u
bald war von den Rugiern so wenig mehr eine Spur vorhanden als v
K. Geiserichs Vandalen, von den Gepiden so wenig als von den Ostgoth
Man konnte sich fragen, ob die Langobarden sich besser erhalten würd
als Odoakers Heruler, Scyren und Turcelinger; ob ihre nördlichen Na

baren, die Bajuarier ihre Selbständigkeit besser vertheidigen würden als die Thüringer den Franken und Sachsen gegenüber, die Burgunder und Alemanen den Franken, die in Spanien eingewanderten Sueven den Westgothen gegenüber; daß aber ein großer Theil des erst seit C. Julius Cäsar und Octavianus Augustus dem römischen Reiche einverleibten Nordgebietes den Germanen dauernd zugefallen sei, konnte man ebenso wenig bezweifeln, als daß unter diesen die in Gallien eingewanderten Franken die Hegemonie erlangten, sich nicht nur die Kelto Römer unterwarfen, sondern auch bereits begonnen hatten, ein deutsches Volk nach dem anderen sich eigen zu machen und so ein deutsches Gesammtreich zu begründen, das damals nur im römischen (romäischen) Reiche von Constantinopel einen ebenbürtigen Gegensatz fand.

Anders aber wurde es mit dem Anfange des VIII. Jahrhundertes, als der Aufmarsch des arabischen Weltreiches in Asien-Afrika vollendet war, dessen beide langgestreckten Flügel Europa berührten, unter Walid I. das neue Weltreich seine größte Ausdehnung erlangte, mit Mühe das römische Reich durch seine größte Festung, die Hauptstadt, erhalten wurde, das große Westgothenreich aber, dieser entbehrend, den Folgen einer einzigen Niederlage 711 erlag. Zwei Jahrzehnte später standen die Sieger schon an der Loire und, obwohl dort zurückgeschlagen, im nächsten Jahre 733 an dem Rhone. Von dieser Zeit an bis zum ersten Kreuzzuge blieb das christliche Europa fortwährend von den Arabern blockirt; die europäische Inselwelt fiel in ihre Hände und die gesammte Südküste war ununterbrochen ihren Räubereien und Einfällen ausgesetzt, so daß deutsche Kaiser mit ihnen nicht minder zu kämpfen hatten als Normannenkönige und romäische Kaiser. Der Kampf mit dem Islam war ein bleibendes Uebel geworden, mit welchem man Jahrhunderte hindurch zu rechnen hatte, und nur darin lag ein Unterschied, daß anfänglich die Araber auf allen Punkten offensiv vorangingen und erst langsam und allmälig die christlichen Völker sich entschlossen, von der Defensive selbst zur Offensive überzugehen und diese endlich 1096 nach der Brücke zu tragen, die Asien mit Afrika verbindet.

Im gegenwärtigen Augenblicke zeigte sich aber, was ein einheitliches Reich vermag, das eine lang gesparte und lang gehütete, ebenso kriegerische als intelligente Nation wie im ersten Anlaufe gegründet hatte, als ihm ein wohl ausgedehnter, aber durch religiöse und politische Parteien innerlich gespaltener, zerrissener, von Avaren, Slaven, Persern beinahe bis zur Vernichtung bekämpfter, alternder Staat gegenüber stand. Aber auch mit dem neuen deutschen Reiche, das Anstalten traf vom alten Gallien aus einen Vereinigungs-Punkt germanischer Völker zu bilden, stand es sehr bald

um nicht viel besser, da rohe Kraft, List und Gewalt zur Erhaltung der Staaten, zur Begründung eines staatlichen Lebens nicht hinreichen. Schien doch das fränkische Reich unter den merovingischen Nachfolgern K. Chlodwigs keine andere Aufgabe zu kennen, als sich in Theile aufzulösen, und, wenn Glück oder Gewalt wieder Vereinigung der getrennten Bestandtheile herbeigeführt, den unseligen Proceß der Theilung und Schwächung, der Bruderfehde und des Bürgerkrieges von neuem zu beginnen!

Es gehörte nun zu den schlimmsten Dingen, daß gerade im Anfange des VIII. Jahrhundertes, kaum daß der lang andauernde Bürgerkrieg unter den Hausmaiern der drei Hauptbestandtheile des fränkischen Reiches durch die Erhebung Pippins II. zum Herzoge aller Franken beseitigt war, die inneren Zwistigkeiten unter seinem eigenen Geschlechte so rasch eintraten, als hätten sich die Pippiniden die unselige Politik der Merovinger zum Vorbilde genommen. Die Maßregeln zur Abwehr der Araber, der Verfall des Königthums der Merovinger, das für die nicht fränkischen Völker der fränkischen Monarchie den natürlichen Einheitspunkt gebildet hatte, drohten auch in der so schwierigen Uebergangsepoche von den Merovingern zu den Karolingern eine innere Zerrüttung, eine moralische Auflösung des fränkischen Gesammtreiches herbeizuführen, der die politische auf dem Fuße nachfolgen mußte. Was aber dann das Schicksal der germanischen Welt werden würde, von welcher Sachsen und Friesen noch im wildesten Heidenthum verharrten, während die Skandinavier sich berufen fühlten, noch lange nachher Mord und Brand nach den germanischen Ländern zu tragen, war unschwer zu errathen. Drohten doch noch im X. Jahrhunderte die spanischen Araber durch einen Querritt von Westen nach dem Osten Europa dem Islam zu unterwerfen! Mag man die Thatkraft Karl Martells, die sich in der Schlacht von Tours und Poitiers 732 bewiesen, noch so hoch anschlagen; es handelte sich nicht blos um den Bestand gegen einen auswärtigen Feind, der jeden Tag wiederkehren konnte, sondern um ein ganz ungemeines Culturinteresse, um die geistige und sittliche Hebung des Frankenreiches, dem die sittliche Führung der germanischen Welt, damit ihre ganze Zukunft, anvertraut war.

Allein die Deutschen waren damals noch weit entfernt, auch nur annähernd ein Ganzes zu bilden. Zerstreut im Süden wie im Westen gab es eine compacte Masse nur in der Mitte des aus Halbinseln bestehenden Erdtheiles. Aber auch diese Masse war gespalten, da der nördliche und nordwestliche Theil, Friesen und Sachsen die erklärtesten Gegner der christlichen Religion waren, die die südlichen Stämme bereits angenommen hatten, ohne jedoch jene Schulung erlangt zu haben, die in der so nothwendigen

Umwandlung von Sitte, Gebräuchen, Lebensanschauung und Lebensgestaltung bestand. Dieser schwankende und unfertige Zustand war aber um so mißlicher, weil, ehe die Germanen sich als Träger einer neuen Aera constituirten, hinter ihnen in zahllosen Stämmen und Schwärmen ein neuer Feind sich zeigte, welcher bis dahin seinen weltgeschichtlichen Beruf nur in der wildesten Betonung des aviten Heidenthums bethätigt hatte. Einerseits bemächtigten sich die Slaven der durch den Abzug der Germanen leergewordenen Sitze dieser Völker, deren Nachtrab sie zu bilden schienen. Sie machten sich in den früheren Sitzen der Markomannen in Böhmen breit, als hätten sie dort von Anbeginn gewohnt und seit Jahrhunderten Bürgerrecht erlangt. Wo Rugier und Quaden, wo Gothen, Gepiden und Langobarden gewohnt, alles gehörte ihnen, den ganzen deutschen Besitz nahmen sie für sich in Anspruch. Während aber die Vorläufer der germanischen Völkerwanderung, die Gothen sich mit den Römern zu stellen versuchten, römisch-gothische Reiche zu errichten, das in seinen Grundfesten wankende römische Reich durch gothische Kraft zu stützen strebten, Westgothen vereint mit den Römern unter Aëtius die Geißel des Abend- und Morgenlandes, den Hunnenkönig Etzel besiegten, verbanden sich die Slaven mit allen der römischen Civilisation feindlichen Stämmen. Selbst Knechte oder wie die Avaren sich ausdrückten, Jagdhunde ihres Chagans, reichten sie den Persern die Hand zur Eroberung und Zerstörung der Basilissa, K. Constantins großartiger Schöpfung, und ihr Verdienst war es nicht, wenn sich Constantinopel gegen den dreifachen Ring der Avaren, Perser und Slaven doch erhielt, als es vom asiatischen Ufer, auf europäischem Boden, zu Wasser und zu Lande belagert und bekämpft worden war.[1]) Ob christlich oder classisch, die Slaven hatten Sinn nur für sich und wohin sie kamen, brachten sie eben nur sich, aber keine Keime der allgemeinen Cultur mit. Siegte dieses Heidenthum so war die Welt verloren. Nur die Vollendung der Bekehrung germanischer Völker bildete eine Brücke, um auch die ungezählte slavische Welt, wenn auch langsam und allmälig, in den Kreis der christlichen Civilisation hineinzuziehen.

So gab es denn im Anfange des VIII. Jahrhundertes der schweren Aufgaben in Fülle und war die so nothwendige Umwandlung der merowingischen Monarchie des Frankenreiches und seiner deutschen Dependenzen, so schwierig sie an und für sich war und so sehr sie bedeutender Persönlichkeiten bedurfte, wenn nicht ebenso nothwendig, doch nicht minder schwierig als die Reform, welche auf dem geistigen Gebiete des Völkerlebens sich als

1) Höfler, die Epochen der slavischen Geschichte. Wien 1881. S. 35.

unabweisbar darstellte. Es mußte sollte eine gründliche Besserung der Dinge möglich werden, der innere Zwiespalt der deutschen Nation getilgt und die Vereinigung der deutschen Stämme Centraleuropa's auf dem kirchlichen Gebiete durchgeführt werden. Es war bei dem Verfalle der Merowingerherrschaft ebenso nothwendig dem Verfalle der kirchlichen Zucht und des kirchlichen Lebens im Frankenreiche wirksam zu begegnen, damit die neue Ordnung der Dinge nicht nur auf Gewalt, sondern auch auf bleibendem ethischen Grunde beruhe. Es war endlich nothwendig, dem Heidenthume, das vom Norden nach dem Süden, vom Osten nach dem Westen sich gewaltsam vorwärts schob, Grenzen zu ziehen, wo sich dasselbe zeigte, und nicht minder der großen Offensivstellung des Islams gegenüber, im Westen und Süden Europa's eine *große christliche Defensivmacht* zu begründen, wie im Osten das romäische Reich, welches wir uns thörichter Weise als byzantinisches zu bezeichnen gewöhnt haben, gerade im achten Jahrhunderte durch die Noth der Zeit getrieben, unter den wilden Isaurern, den bilderstürmenden Kaisern, sich zu einer solchen Rolle aufraffte, während andererseits ihr militärischer Despotismus zur Ausscheidung Italiens aus dem Reiche führte, das seinen lateinischen Charakter seitdem mit dem griechischen (romäischen) vertauschte.

Besäßen wir *eine* Geschichte der deutschen Gesammtnation, ehe sich diese nicht blos in verschiedene Staaten, sondern auch in Deutsche und Romanen schied, so wäre längst eine der größten Entwicklungsstadien zum Gemeingute unseres Volkes geworden. Ich meine die Thatsache, daß es eine große und ziemlich langdauernde Periode unserer Geschichte gab, in welcher sich die verschiedensten deutschen und selbst nicht deutschen Stämme als Glieder *eines großen Ganzen* fühlten, gemeinsame Institutionen, Kirche, Schule, Dynastie und Monarchie besaßen, damit eine *gemeinsame Vergangenheit und Geschichte*, so daß die Heroen jener Tage ebenso den Deutschen als den nachherigen Franzosen angehören und selbst die Slaven, wenn sie einen Gesammtfürsten, nicht einen ihrer Nationalherzoge bezeichnen wollten, ihn nach dem ersten deutschen Kaiser, dem großen Träger einer universalgeschichtlichen Periode — Kaiser Karl = Kral nannten.

Damit aber diese gemeinsame Periode ermöglicht werde, mußte spätestens im VIII. Jahrhunderte und Mitten unter den großen Veränderungen und Umwälzungen desselben der ethische Grund gelegt werden, ohne welchen es wohl wie in Constantinopel auch auf germanischem Boden zu einer rohen und gewaltsamen Militärdespotie gekommen wäre, nicht aber zu dem völkervereinigenden Kaiserthum des Jahres 800.

§. 2. Der Angelsachse Wynfrith (Bonifatius).[1]

Weder die Persönlichkeit noch die Wirksamkeit des Wohlthäters und Apostels der Deutschen ist ein Gegenstand der Controverse. Es kann kein Streit darüber entstehen, welchen Völkern er das Licht des Heiles angezündet, welcher Schrift er sich bedient, welche Sprache er gesprochen, welche Länder er besucht, welche Fürsten seine Bemühungen unterstützt, mit welcher Vollmacht er ausgerüstet seine Mission antrat, welche Einrichtungen er getroffen. Sein Andenken schwand so wenig mit seinem Tode, als seine Wirksamkeit, da, was er begründet, durch die Art und Weise, wie es geschah, nicht etwa ephemerer Natur war, sondern in seinen Schülern, in seinen Einrichtungen, in seinem Geiste fortlebte. Seine Einrichtungen umfaßten nicht einzelne Stämme und schloßen nicht andere aus, sondern alle Stämme ein und derselben großen Nation, die er durch gleichmäßige Institutionen geistig einigte und denen er auch einen bleibenden Mittelpunkt zu ihrer politischen Einigung, wie mit prophetischem Blicke die Zukunft beherrschend, in Mainz gab. Indem er aber seine ganze Thätigkeit an den gemeinsamen Mittelpunkt aller christlichen Völker anknüpfte, vermied er nicht nur jede nationale Spaltung, sondern eröffnete er auch der deutschen Nation den universellen Ueberblick, den sie in ihrer Geschichte bethätigte und der sich im deutschen Reiche, das aus so vielen Nationen sich zusammensetzte, abspiegelte. Seine uns erhaltenen Briefe führen in das Geheimniß seines Lebens ein und machen dasselbe späteren Geschlechtern offenbar; seine Schüler bemühten sich in seinem Geiste zu leben und zu wirken. Sein Grab, keine leere Tumba, die die Phantasie des Beschauers nach Belieben ausfüllen mag, ist bis zum heutigen Tage Gegenstand der größten Verehrung und die Geschichte, jeden Mythus ferne haltend, der bei Andern die Stelle beglaubigter Thatsachen ersetzen soll, aber nicht ersetzt, weist ihn unbedingt den bedeutendsten Persönlichkeiten, den opfermuthigsten Charakteren zu, den wahren Gründern einer neuen Epoche. Worin bestand aber nun die Wirksamkeit des heiligen Bonifatius und wie unterschied sie sich von der, welche die Slavenapostel im Bezug auf die slavische Nation ausübten?

Lange vor dem Jahre 682, in welchem, der Tradition zufolge, im heutigen Kirton in Devonshire Wynfrith, der Sohn angesehener Eltern geboren wurde,[2] hatte die große Verschiebung der deutschen Völker vom Osten nach dem Westen ihr Ende erreicht, hatten zuletzt auch

1) Ueber die Schreibart siehe Dr. Cornelius Will, Bonifacius, eine etymologisch-diplomatische Untersuchung. Histor. Jahrb. 1881. Heft 2.

2) Corn. Will, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe. I. S. III.

die Langobarden sich Italiens bemächtigt, ohne jedoch wie die Ostgothen die ganze Halbinsel sich unterwerfen zu können, und hatten im ehemaligen Britannien die Angelsachsen jene eigenthümliche Stellung unter den Deutschen erlangt, die ihnen ein geistiges Uebergewicht sicherte. Von den Stammesgenossen auf dem Continente, den Altsachsen, durch das stürmische deutsche Meer — mare germanicum — getrennt, gaben die Sachsen in Saxonia maritima das Gefühl ihrer nationalen Zusammengehörigkeit nie auf, wenn auch der große Unterschied, daß die Altsachsen wüthende Vorkämpfer des blutdürstigen germanischen Heidenthums blieben, die Meersachsen aber ihrem Herzen nach Rom zugewandt waren, von wo ihnen Abt Augustin die Lehre des Heiles gebracht, die ursprüngliche nationale Gemeinschaft stark in den Hintergrund drängte. Der geniale Wurf P. Gregor des Großen, während er selbst in Rom von den Langobarden bedrängt ward, gleichsam über ihre Köpfe und die anderen germanischen Stämme hinweg, die Eroberer Britanniens für das Christenthum zu gewinnen, hatte das germanische Heidenthum zwischen zwei Feuer gebracht, und da nun, seit Theodor von Tarsos, ein Grieche, Erzbischof von Canterbury geworden war, unter den Neubekehrten auch der Sinn für allgemeine Bildung rege wurde, das Bestreben, einen edlen classischen Ausdruck für seine Empfindungen zu gewinnen, Hand in Hand mit jener strengen Lebensweise ging, die der Orden des h. Benedict übte, so bildete sich in Mitten der Kämpfe der angelsächsischen Könige des Südens der Mitte und des Nordens um die Herrschaft, eine geistige Richtung aus, die sich mit unwiderstehlicher Kraft der Besseren bemächtigte. Die tief-christliche Ueberzeugung, daß die Völker für einander geschaffen sind nicht in gegenseitiger Ausschließung, sondern in der Wechselwirkung ihre geschichtliche Aufgabe beruhe, kam früh bei ihnen zum Durchbruche.

In unseren Tagen, in welchen an jeden Denkenden die Aufgabe herantritt, sich mit den christlichen Ideen auseinanderzusetzen und gleichsam Stellung zu ihnen, für oder gegen sie, auf Zeit und Ewigkeit zu nehmen, kann man sich nur schwer eine Vorstellung von der Kraft der damals die Welt beherrschenden Gegensätze zwischen dem Heidenthum und dem Christenthum machen. Sie standen einander im VII. und VIII. Jahrhunderte in vollster Schärfe als zwei Mächte gegenüber, die mit einander rangen und von denen die eine ebenso entschlossen war, es zum blutigsten Kampfe kommen zu lassen, als die andere, alle Kraft der Entsagung der persönlichen Aufopferung, die Entfaltung aller christlichen Tugenden aufzubieten, um den gewaltigen Feind durch Bekehrung der Einzelnen zu

vernichten. Mehr als 30 Kirchen, klagt Bonifatius in einem seiner letzten Briefe Papst Stephan III., hätten die Heiden verwüstet und verbrannt. Jeder Theil kämpfte mit den ihm zugänglichen Waffen. Da fühlte sich jede bedeutende Persönlichkeit innerlich gedrungen, an diesem Weltenkampfe sich zu betheiligen, sich von dieser Frage nicht auszuschließen. Wie wir uns nun von der Schärfe der großen Gegensätze der Zeit kaum eine Vorstellung machen, so können wir uns auch nur schwer in jene muthige Zuversicht, in jene Begierde, welche die Besten beseelte, einen Kampf auf sich zu nehmen, in welchem täglich das Leben gewagt wurde, und in jene Mischung von Besonnenheit und Verwegenheit versetzen, die schon früher britische Geistliche zum Missionszuge nach den deutschen Niederungen, nach dem Rhein und den Alpen bewogen hatte, im „Meeressachsen" aber unter den Schülern Abt Augustins um so stärker hervortrat, als es sich um verwandte Stämme handelte. Nichts war natürlicher, als daß, nachdem England eine Burg des katholischen Glaubens geworden war, von hier aus, wie vom archimedischen Punkte eine gesteigerte Thätigkeit nach dem germanischen Süden erfolgte und zwar vorerst in der Art, daß versucht wurde, an verschiedenen Seiten anzuklopfen, bis sich der rechte Mann fand, der mit genialem Blicke die schwächste Seite der Gegner bemerkend, den Keil in das Centrum seiner Schlachtordnung trieb und dann wie ein erfahrener Feldherr zum allgemeinen Kampfe überging. Das war Wynfrith.

Nachdem Wynfrith früh in der Benedictiner Abtei zu Exeter Aufnahme verlangt und gefunden, verflossen die ersten 30 Jahre seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit, im Studium der Kirchenväter und in jener strengen Asceſe, welche er auch noch später den Seinigen zur Pflicht machte. Zum Priester geweiht, wollte er sich der Bekehrung der Friesen zuwenden, als er zum Abte seines Klosters gewählt wurde. Bereits hatte er sich aber für die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden entschieden und wandte er sich deshalb, dem Beispiele Wilbrods, des Apostels der Friesen folgend, an P. Gregor II., von diesem persönlich die Ermächtigung zur Bekehrung der deutschen Völker zu erlangen.[1]) Am 15. Mai 719 begann er, mit jener Autorität ausgerüstet, die allein ihn dazu befähigen konnte, das gewaltige Werk, welches er unter Gregor III., Zacharias und Stephan III. fortsetzend, 74jährig -- 130 Jahre vor dem Tode des Slavenapostels Method — als Märtyrer unter den Streichen der Friesen beendete.

---

1) ad inspiciendos immanissimos Germaniae populos directus est. Willibaldi vita S. Bonifatii c. V. Ad inluminationem gentis Germaniae circum quaque in umbra mortis morantibus populis. Gregorius III. Bonifatio coepiscopo.

Zuerst wurde und zwar nach Anordnung P. Gregors II. der große Bergwald Thüringens, um welches Sachsen und Franken gekämpft, zum Ausgangspunkte der Mission gewählt, um von da aus zu den Hessen und Altsachsen überzugehen und diejenigen Völker zu gewinnen, die die Nordgrenze der germanischen Welt, theilweise die Nachbarn der Wenden bildeten, in deren Barbarei sich der Nordosten endlos verlor.[1]) Er konnte bereits im J. 739 berichten, daß es seinen Bemühungen gelungen war 100.000 Deutsche zu bekehren.[2]) Die „entsetzlichen" Germanen hatten sich ihm gefügig erwiesen. Er hatte das Mittel gefunden, auf sie einzuwirken.

Die eigentlich fruchtbare und großartige Thätigkeit begann jedoch erst seit dem 30. November 722, als er von P. Gregor II. zum Bischof geweiht worden war; sie wurde aber noch erweitert und gesteigert, als er zehn Jahre später vom P. Gregor III. nicht bloß die erzbischöfliche Würde über ganz Germanien erlangte, sondern auch als apostolischer Legat der Papst selbst in Germanien und im fränkischen Reiche der Karolinger 36 Jahre lang vertrat.[3]) Nur dadurch allein war es möglich, einerseits in den dem Christenthum gewonnenen, dunkeln Winkeln germanischer Völker[4]) bleibende Einrichtungen zu schaffen, andererseits in dem Herzogthume Bajuarien und unter Galliern und Franken, im eigentlichen Karolingerreiche die so nothwendige Reformation mit Unterstützung des neuen Königsgeschlechtes durchzuführen. Zur Krönung des Ganzen erfolgte so dann, aber erst in den letzten Jahren seines Lebens die Erhebung von Mainz zur Metropole Deutschlands als Mittelpunkt des kirchlichen Lebens als Sitz seines Erzbischofs. So hat sich langsam und allmälig im Laufe weniger Decennien durch unermüdliche aufreibende Thätigkeit von kleinen Anfängen mühsamer Bekehrung Einzelner, dem siegreichen Beweise hoher geistiger Kraft, der die ungeschlachten Germanen lehrte, zwischen dem Geschöpfe und dem Schöpfer zu unterscheiden und die Nichtigkeit ihrer eigenen Götter, ihre vollständige Machtlosigkeit zu erkennen, ein persönliches Ansehen herausgestellt, wie es weder vor noch nach ihm Jemand besessen. Ausgezeichnet durch seine Lehrgabe, seine Hingebung und Geduld, seinen Ernst und seine Würde gewann er Viele, weil er jeden Einzelnen gewann. Selbst von dem gewissenhaftesten Pflichtgefühle erfüllt, nur seinem Berufe und zwar mit einer Hingebung lebend, die ihm den Beinamen des sanctissimus ver-

1) Wenedi quod est foetissimum et deterrimum genus hominum. Epist. ad Aethilbaldum, regem Mercionum. Jaffé p. 172.

2) Epist. 38. Jaffé p. 104.

3) Bonifatius Stefano III. ep. 106. Jaffé p 259.

4) tenebrosos angulos Germanorum gentium.

chaffte, womit die Päpste ihn in ihren Briefen zu benennen pflegten reitete er Schritt für Schritt seine Thätigkeit über die nördlichen wie über ie östlichen deutschen Völker aus und während er die heidnischen Ger- nanen bekehrte, reformirte er diejenigen, die das Christenthum bereits an- enommen die Bewohner Franciens und Bajuariens. Diese doppelte Thätigkeit schuf einen geistigen Ring, der die Deutschen umschloß, und damit ie dauernde Grundlage des Karolingerreiches. Ja sie erwies sich selbst o mächtig, daß, was er begründete, nicht bloß das Karolingerreich über- auerte, sondern auch das Fundament des nachfolgenden deutschen Reiches ildete. Selbstverständlich wird auch Niemand die Wirksamkeit Wynfriths ach jenen kleinen und bescheidenen Kirchlein bemessen, die mit der Axt ezimmert, im Thüringerwalde entstanden, den Neubekehrten zum ersten Male einen regelmäßig abgehaltenen Gottesdienst zeigten und in denen ie selbst den Unterricht erhielten, welcher ihnen die Nichtigkeit ihrer „Idole" wies. Welch ein elendes Klösterchen war nicht anfänglich auch ieses Fulda (744), aber mit richtiger Erfassung der Zukunft an der Grenze von 4 Nationen gebaut, in weiter Oede, so arm, daß Bonifatius en Mönchen [1]) wohl Brod als Nahrung verschaffen konnte, zum Trinken Wasser, aber in Betreff der Kleidungsstücke fremde Mildthätigkeit in An- pruch nehmen mußte. Und doch ist aus dieser bescheidenen Gründung ene Schule Deutschlands hervorgegangen, die Gelehrsamkeit und Bildung, Licht und Leben weithin verbreitete. Wo finden wir in slavischen Ländern twas Aehnliches, wo eine Einrichtung von so nachhaltiger Bedeutung? Auch bei der Wahl der Bischofsitze zeigt sich die vorsichtige Klugheit, mit welcher die Zweckmäßigkeit jedes Schrittes berechnet wurde. Die Bischof- itze wurden absichtlich an namhafteren Orten eines schon bestehenden Verkehres gegründet, wie es mit den agilolfingischen Abteien im heutigen Oesterreich auch der Fall war: Thüringen, von 3 Bisthümern eingeschlossen, von welchen Erfurt die nördliche, Würzburg die südliche Grenze bildete. Was aber zunächst deutschen Stämmen zu Gute kommen sollte, kam in en nächsten Generationen schon den slavischen zu Gute, die rastlos sich urch die endlosen Wälder nach dem Westen verschoben und den Main und essen Nebenflüße bereits erreichten. In dem Herzogthume Bajuarien gab s bereits vier Bisthümer, von denen dann auch Salzburg später selbst zum Erzbisthume erhoben wurde. Sie theilten sich nicht bloß in die Bekehrung und Schulung der zur Gewaltthat geneigten Bajuarier, sondern eröffneten

1) viros strictae abstinentiae, absque carne et vino, absque sicera et servis, proprio manuum suarum labore contentos. Ep. 79.

sich auch einen weiteren Wirkungskreis nach dem slavischen Osten, der ei halbes Jahrhundert nach Wynfrith seine trotzigen Reihen durchbrochen sah, daß die bajuarischen Bisthümer und Würzburg[1]) nicht minder, das slavisch Apostolat sich früh zur Lebensaufgabe machten. Wer aber ist im Stand dem geistigen Impulse, der wunderbaren Anziehungskraft geistig überwä tigender Naturen Grenzen zu ziehen und die Gebiete zu bezeichnen, a welche ein hervorragendes Beispiel nachhaltig einzuwirken vermag? Lie nicht in rastloser zielbewußter Arbeit eines Mannes, der dem Höchst zugewandt, nimmermüde vorwärts schreitet, etwas Ansteckendes und Bewäli gendes, so daß, wer einer höheren Empfindung theilhaftig ist, sich fo gerissen von dem unwiderstehlichen Impulse, gerne anschließt, und d Persönlichkeit, die das Centrum bildet, bald sich von einem Kranze ur geben sieht, der selbständiges Leben gewinnt und dasselbe wieder Sphären hinüber trägt, die dem Urheber der ganzen Bewegung auch n zu erreichen, geschweige zu durchdringen nicht vergönnt war. Und welch Arbeit und welcher Mühen bedurfte es nicht in jenen Jahrhunderten, d der Hilfsmittel späterer Zeiten so sehr entbehrten, wo die persönliche Kra hundertfache Steigerung erforderte, und welche Diejenigen nicht als finste bezeichnen sollten, die selbst sehr an persönlicher Erleuchtung gewännen, wei sie sich die Mühe gäben, den Unterschied der Jahrhunderte und dadurch d Fortschritt der Zeiten kennen zu lernen?! Doch das ist die Domäne de kender Köpfe und die Anzahl derselben ist in allen Zeiten nie eine große gewesen.

Zwei Momente traten nun bei Wynfrith ganz besonders hervo Anfänglich nur Missionär, nimmt er auch die ganze Bürde dieses müh vollen und gefährlichen Amtes auf sich. Er unterhandelt mit den Fürst der Thüringer, er unterweist Andere, er bildet sich Gefährten und baut n ihnen die ersten kirchlichen Niederlassungen, er fällt persönlich die heili Eiche bei Geismar, er setzt sich überall den größten Gefahren bei Hess und Thüringern aus. Er handelt unter dem Bewußtsein, daß jetzt f die deutsche Nation der Zeitpunkt gekommen ist, in die Reihe der chri lichen Völker einzutreten, ihm selbst aber die Mission zu Theil wurd aus zerstreuten Stämmen kirchliche Gruppen zu schaffen, die allmälig d verschiedenen deutschen Stämme unter einander verknüpfen. Der Legat es aber sodann, der ihnen durch die kirchliche Salbung Pippins zu Soisso 751 oder Anfang 752 ein gemeinsames Oberhaupt gibt, das kar

1) Wirtzaburg in confiniis Francorum atque Saxonum atque Slavoru Siehe Seiters, Bonifatius S. 301.

lingische Königthum begründet; wenige Jahrzehnte später vereinigt sie das wiederhergestellte römische Kaiserthum. Jetzt handelte es sich zunächst um die Reformation der Disciplin, um die geistige Vereinigung der Zerstreuten, um Gewinnung einer gemeinsamen Grundlage, durch welche eine bleibende Verständigung angebahnt, dem Ueberwuchern nationaler Gegensätze gesteuert, jedem Einzelnen und Allen zusammen ein gemeinsames Lebensziel vorgezeichnet und dadurch geräuschlos ein Bau begründet werde, mächtig genug trotz aller zersetzenden Bestrebungen der späteren Jahrhunderte immer wieder, wenn das deutsche Volk zur Besinnung zurückkehrte, zum gemeinsamen Sammelpunkte zu dienen. Wenn in den Tagen Wynfriths noch genau unterschieden wurde zwischen Langobarden und Römern und bald nachher die römische Bevölkerung Mittelitaliens durch K. Pippins Schenkung sich unter den Päpsten national und politisch constituirte; wenn die Westgothen Spaniens mit einem Male von den Arabern überritten, für Jahrhunderte verurtheilt waren, zur gerechten Strafe für das Versäumte den Kampf um das Dasein zu führen und noch vier Male in größeren oder kleineren Pausen das Schicksal abwehren mußten, das im Jahre 711 über sie gekommen war; wenn man im fränkischen Reiche in den Tagen Wynfriths noch Franken und Gallier unterschied, ein Jahrhundert später aber aus beiden Bestandtheilen ein romanisches Volk geworden war, bei einem Theile der Burgunder dieselbe nationale Veränderung stattfand, und die Langobarden sich noch im XI. Jahrhunderte romanisirten; wenn ferner noch 1066 der Ruin der Angelsachsen durch die romanisirten Normanen erfolgte: so tritt die großartige Bedeutung Wynfriths, der die deutschen Stämme auf der Nordseite der Alpen in verhängnißvoller Zeit kirchlich einigend, national erhielt auch in dieser Beziehung maßgebend hervor. Gerade dasjenige, was uns sonderbar erscheint, daß er sich nicht begnügte, Apostel der Thüringer oder der Hessen zu sein, sondern seine Thätigkeit den Bajuaren und Franken ebenso gewidmet war, wie anderen deutschen Stämmen, bildet das Charakteristische und Segensreiche seiner Wirksamkeit und macht ihn zum Apostel der Deutschen, ihrem allgemeinen Wohlthäter — Bonifatius, wie er mit ahnungsvollem Rechte in Rom genannt wurde. Wir werden noch später auf den wesentlichen Unterschied zwischen ihm und den sogenannten Slavenaposteln, zu sprechen kommen, die in das bereits bekehrte Mähren berufen, unter Völkern wirkten, die sich andern gegenüber durch ihren gegenseitigen Haß kenntlich und bemerkbar gemacht hatten [1]) und die zu vereinigen es ihnen selbst bei dem redlichsten Streben an Mitteln gebrach. Weit

1) ἔθνη μισάλληλα wie die Byzantiner sie deshalb hießen.

entfernt aber, sich in fremde Ernte hineinzusetzen und, wo Andere gesä den Schnitter zu machen, ging Bonifatius an denjenigen Pflanzstät germanisch-christlicher Bildung, welche ihr Entstehen der Missionsthätig irländischer Glaubensboten verdankten, entweder vorüber, so daß alemannischen und rheinischen Bisthümer von ihm nicht berührt wurd Mainz und Köln nur inwiefern die Deutschen ostwärts vom Rhe dazu gehörten, oder er setzte sich mit ihnen friedlich auseinander. And war es jedoch mit den bajuarischen [1]), wo Emmeran, Bischof von Rege burg, ermordet 652, Rupert, Bischof von Salzburg, gestorben 718, C binian, Bischof von Freising, gestorben 730, durch ihren Tod schwere V wirrungen widerwillig hervorgerufen. Da war ein unmittelbares Eingreif um dem Verfalle zu steuern, nothwendig. Von den thüringischen Bisthüm Erfurt, Buraburg bei Fritzlar und Würzburg erhielt sich nur das letzt welches bei dem Vordringen der Slaven an Bamberg später ein Vorn erhielt, während die beiden ersteren, als das Sachsenland bekehrt, gleichf die bischöfliche Nordgrenze mehr hinausgeschoben wurde, sie der veränder Lage der Dinge nicht mehr entsprachen, eine Kette neuer bischöflicher V lande erhielten. Hingegen vermittelte die Gründung von Eichstädt den ge lichen Zusammenhang zwischen den Donaubisthümern Passau, Regensb und denen des Maines. Der eigentliche Knotenpunkt aber war und bl hier Regensburg.

Damit streifen wir aber schon die slavischen Verhältnisse.

Der Aufenthalt in Baiern als päpstlicher Legat steht der Wirksam in Thüringen nicht nach, übertrifft ihn vielleicht noch an Bedeutung. Bo fatius war schon nach dem Tode Korbinians von Freising nach Bai gekommen. Seine Hauptthätigkeit fällt aber in die Regierungszeit H. T tilo's 735—748. Sein Sohn und Nachfolger, der unglückliche Tassilo war bei dem Tode des Vaters unmündig. Handelte es sich auch n zunächst um die Neubegründung von Bisthümern, so war es doch nothwen falsche und eingedrungene Bischöfe und Priester, Verkündiger ihrer, a nicht der apostolischen Lehre, zu entfernen, geeignete Priester heranzuziel die Diöcesen abzugrenzen, die kirchliche Verfassung ebenso zu ordnen die christlichen Familien, und der trägen Masse einen neuen Geist ein hauchen, sie um ihr Seelenheil besorgt zu machen und den engen K

1) Ueber die Thätigkeit des hl. Bonifatius in Baiern gibt Eberl, Studien Geschichte der zwei letzten Agilolfinger (Neuburg a. d. D. 1881) vortreff Aufschlüsse. Ich folge vor Allem den Forschungen Will's (Regesten zur Gesch der Mainzer Erzbischöfe. Bd. I.) Vergl. auch Seiters.

heidnischer Anschauungen durch die Aufschlüsse zu erweitern, die die christliche Religion für Zeit und Ewigkeit eröffnet. Es ist aufgezeichnet worden, daß in etwas mehr als einem Jahrzehent in Baiern mehr Klöster gegründet wurden als in Ostfranken während eines vollen Jahrhundertes [1]). Eine ungeheuere Veränderung ward dadurch an der Schwelle der slavischen Welt angebahnt, die größte, welche überhaupt die Geschichte der einzelnen Völker kennt. Zu der kriegerischen Beschäftigung des Adels und der Freien gesellte sich jetzt eine andere, an der alle Theile des Volkes Antheil zu nehmen berufen waren, die Erkenntniß einer Lehre, die dem Leben eine höhere Weihe geben sollte. Die Heilighaltung der Ehe und das Verbot, Blutsverwandte zu heiraten, wodurch die natürliche Stärke erhalten wurde; die Weihe des Eintrittes in das Leben wie des Austrittes aus demselben durch den Gebrauch der Sacramente; das Verbot des Verkaufes von Sklaven außer Land, die Sicherung der Stellung der Freigelassenen. Die Urkunden zeugen, wie die Einzelnen es offen aussprachen, daß sie an das Heil der Seele dachten, an die Gewinnung des ewigen Lebens, an die Verbreitung des Glaubens, an die Begründung von Schulen. Es war das schönste Zeugniß seiner Wirksamkeit, als P. Gregor III. seinem Legaten schrieb, mit zum Himmel erhobenen Händen danke er Gott für seine unter den Bajuariern erzielten Erfolge. Wie wir dir befohlen haben, so hast du es vollführt. [2]) Der gegebene Impuls zeigte sich, als 769 Herzog Tassilo II. Innichen und näher bezeichnete Gebiete dem Abte von der Scharnitz schenkte, um das ungläubige Slavenvolk auf den Pfad der Wahrheit zu führen. Sieg des Christenthums und Sieg der christlichen Cultur, das waren die zwei großen Aufgaben, welche H. Oatilo, der Zeitgenosse und Förderer aller Bemühungen des hl. Bonifatius und sein ihm gleichender Sohn Tassilo auf ihre Fahnen geschrieben. „Neben dem Domstifte erhob sich in den bischöflichen Sitzen die Domschule; um das Kloster wurde die Wüste zum Saatfelde, zum Garten die Wildniß umgewandelt. Eher als im Frankenreiche hat eine rege literarische Thätigkeit im Baiernland am Saume der Slavenländer begonnen. Bevor noch Karl d. G. die Barbarei seiner Gelehrten durch Alcuin bekämpfen ließ, schrieb ein Aribo in Freising in einer Weise, daß man sieht, Baiern hat das Frankenreich weit überholt. [3]) Der gelehrte Abt Sturm von Fulda, der Schüler des hl. Bonifatius und der Erzbischof Arn von Salzburg, der große Förderer der slavischen Mission

1) Dr. Eberl S. 13.
2) Ep. 38.
3) Eberl S. 86.

waren Baiern." Zehrte später im Reiche der geistliche Reichsfürst den Bischof auf, jetzt trat der Bischof und zwar in jener vollen Thätigkeit hervor, die ihr Ziel so lange nicht erreicht zu haben glaubte, als es noch ein germanisches oder slavisches Heidenthum gab. Dieses Episcopat ist die segensvollste Frucht der Bemühungen des heiligen Bonifatius.

Nun darf der Deutsche nicht vergessen, daß es sich um die Zukunft der letzten Stämme seines Volkes handelte, die sich in Centraleuropa angesammelt hatten und hinter denen, nicht angeführt von Herzogen oder Königen auf Tausenden von Waldwegen über Sumpf, und Moor, Fluß und See sich die Slaven nachdrängten, die die Romäer wegen ihrer raschen Vermehrung als die unzählbaren bezeichneten. Die Stockung in der Völkerwanderung war eingetreten und die Germanen, die nun in bestimmten Wohnsitzen erscheinen, behaupten diese auch im ganzen Laufe der deutschen Geschichte. Aber wie viele von den deutschen Stämmen waren seit Tacitus Heerschau über sie gehalten, spurlos untergegangen? Wenn nicht jetzt die Ueberlebenden, aus dem allgemeinen Schiffbruche der Ihrigen Geretteten sich constituirten, nicht mehr, wie es Gepiden und Langobarden und so viele andere gethan, an ihrer gegenseitigen Vernichtung arbeiteten, sondern das Princip der modernen Geschichte, das im gegenseitigen Wetteifer begriffene Nebeneinanderbestehen der Völker als ihre Lebensaufgabe lernten und erkannten, so war es rettungslos um die Zukunft der Deutschen geschehen.

Und in diesem entscheidenden Augenblicke der deutschen Geschichte in die ganze Entwicklung des germanischen Volkes constituirend eingegriffen zu haben, unterscheidet ja Bonifatius von seinen Vorgängern auf deutschem Boden, wie von den gottbegeisterten Männern, die den Slaven das Christenthum mundgerecht zu machen suchten.

Es gehört nun nicht zum Plane dieser Schrift, weitläufiger zu erörtern, welche Verdienste sich Bonfatius um das fränkische Reich erwarb, in welchem bei dem Uebergange von den Merowingern zu den Karolingern Sitte und Religion in nicht geringere Verwirrung gerathen waren als das königliche Ansehen. Er verfügte als päpstlicher Legat mit einem Ansehen ohne Gleichen auf dem vom Herzog Karlmann, dem Fürsten der Franken, berufenen Concil des Jahres 742. Er gab dem Frankenreiche an der Stelle verkommener Metropoliten bessere Hirten der Völker und traf Anstalten, die seit 70 Jahren eingerissene Zerrüttung unter dem fränkischen Clerus durch geordnete Zustände zu ersetzen. In ähnlicher Weise wurde 743 und 744 zu Liftinä und Soissons an der Ausrottung der Ueberreste

des Heidenthums bei dem Volke und des uncanonischen Lebens in dem neustrischen Theile von Francien gearbeitet.

War zu allen Zeiten die Ehrfurcht vor Recht und Sitte, vor göttlichem und menschlichem Gebote die Bedingung gedeihlichen Völker- und Staatenlebens, so war dieses vor Allem in der schweren Uebergangszeit des VIII. Jahrhunderts der Fall. Das nachfolgende Karolingische Zeitalter mit seiner für jene Tage beträchtlichen Höhe geistiger Entwicklung wurzelte auf der Basis, die unermüdlich Wynfrith gelegt, und die sich im Norden, Osten und Westen gleich sehr bewährte. Er hat nachfolgenden Heidenbekehrern den Weg gewiesen, der auch für andere Völker als die germanischen nicht blos in Betreff ihrer Bekehrung, sondern auch in Bezug auf ihre nationale und politische Constituirung die meisten Erfolge aufwies.

Wenn in Betreff der Heiden sein leitender Gedanke war, sie aus Feinden Christi so weit er konnte in getreue Anhänger des Heilandes umzuwandeln, ihnen den Weg des Heiles zu zeigen, so mußte er sich doch sagen, daß ohne den Schutz des Fürsten der Franken er weder das Volk zu leiten noch Clerus oder Mönche zu schirmen vermöge, er ohne seine Unterstützung außer Stande sei, den Götzendienst und heidnische Sitte in Deutschland zu unterdrücken. Er selbst floh den Hof „wie Gift" und gebrauchte das Ansehen, welches ihm als päpstlicher Legat und Erzbischof zukam, in Bajuarien wie im Frankenreiche nur dazu, Bischöfe und Geistliche auf das kirchliche Gebiet zurückzuführen, sie darauf zu beschränken und Priestern und Mönchen die freie Ausübung ihrer apostolischen Pflichten zu sichern. Schon Gfrörer hat seiner Zeit aufmerksam gemacht, welchen Einfluß auf die spätere Begründung des deutschen Reiches die Erhebung von Mainz zur Metropole der Franken 747 und Bonifatius zum Erzbischofe derselben hatte. Als der neue Erzbischof dann Pippin zum Könige salbte, knüpfte sich an Mainz die Tradition des deutschen Königthums an, wenn es sich auch vorderhand vor Allem um Verkündigung des Evangeliums handelte. Jetzt war der rechte Mittelpunkt gefunden, dem zunächst unter dem Stellvertreter des Papstes Zacharias die Bisthümer Tongern, Cöln, Worms, Speier und Utrecht untergestellt wurden. [1]) War damit der entscheidende Wurf erfolgt, daß die deutschen Völker [2]) an Mainz einen gemein-

1) Bei der Begründung des Mainzer Stuhles sind Eichstädt und Straßburg die südlichsten deutschen Bisthümer, deren Inhaber genannt werden. Ladewig Regesta episcop. Constant p. 24. P. Zacharias schreibt an 13 deutsche Bischöfe, daß er ihnen Bonifatius zum apostolischen Legaten gebe. Will. 71.

2) omnes Germaniae gentes quas tua fraternitas per suam praedicationem Christi lumen cognoscere fecit. Zacharias papa Bonifatio.

samen Mittelpunkt für ihr kirchliches Leben erhalten sollten, so war damit auch die Möglichkeit gegeben, daß diese Vereinigung in der ganzen kirchlichen und politischen Entwicklung der deutschen Nation eine bleibende Gestaltung schaffe. Ihn selbst aber, der noch in seinem letzten Schreiben an P. Stefan III. sich auf das unter 3 vorhergehende Päpste bekleidete Amt eines apostolischen Legaten beruft,[1]) hinderte die neue Würde nicht, hochbetagt seinen Lieblingswunsch zu erfüllen und seine Missionsthätigkeit da zu beschließen,[2]) wo er sie begonnen, in Friesland. In Demuth hatte er sie begonnen, glorreich endete er sie, den Seinen die Gegenwehr wehrend bei Dokkum, nachdem er erreicht, Allen Alles zu sein, ein treuer Diener des Erlösers der Welt, nach dessen Worten er sein Leben gestaltet, festhaltend an den Traditionen der Väter und das Evangelium verkündigend, treu bis zum Tode, unter den Streichen der Friesen 5. Juni 754. den Glaubensboten aller Zeiten ein herrliches Vorbild, der deutschen Völker geistiger Vater und Wohlthäter.

So reichhaltig auch verhältnißmäßig die Quellen über sein ereignißvolles Leben fließen, so fehlt uns doch jede Nachricht, die uns in Stand setzte, den Apostel der Deutschen uns vorzustellen, wie er leibte und lebte, in welcher Gestalt wir uns ihn zu denken haben; nur von körperlichen Beschwerden, die ihn verhältnißmäßig früh trafen, besitzen wir einige Kunde. Beinahe noch mehr ist zu bedauern, daß die ihm mit vollster Hingebung zugethanen Schüler und Gefährten keine Zeit fanden, ein Itinerar aufzuzeichnen und dadurch der späteren Zeit ein getreues Bild der Wanderungen zu geben, die über Berg und Thal, durch Wälder und Sümpfe, über reißende Flüsse und durch trostlose Wildnisse drei Jahrzehnte statt fanden. Wie dankbar wäre die Nachwelt, für eine derartige Aufzeichnung; aber wie konnte sie unternommen werden, da die Wildniße keinen Namen hatten, erst die von Bonifacius gebauten Kirchen und klösterlichen Colonien topographische Anhaltspunkte gewährten, und, wie wir aus dem Leben des Abtes Sturm wissen, Tage lang der Wanderer einherzog ohne eine menschliche Behausung zu treffen, die wilden Thiere allein die Oede be-

---

1) Er war derselben nicht beraubt worden, sondern sie erlosch von selbst mit dem Tode des Papstes, der sie ihm ertheilt und bedurfte somit einer Erneuerung.

2) Jam enim instat resolutionis meae dies, et tempus obitus mei adpropinquat. Jam enim deposito corporis corpusculo aeternae retributionis reverta ad bravium. Bonif. ad Lullum. Oelsner Jahrbücher des deutschen Reiches unter König Pipin, Excurs VI. Das Todesjahr des Bonifaz. Richter Annalen der deutschen Geschichte I. Ich folge Witt, u. 133.

lebten, wohl aber es Grauen erweckte, wenn man dann zufällig den noch heidnischen Slaven begegnete?

Nur sein geistiges Bild können wir entwerfen. Gott ergeben aus dem innersten Grunde des Herzens, des göttlichen Wortes eifrigster Vollstrecker und Verkünder und nur seinem hohen Berufe lebend, würdig sich an die ersten Verkündiger des Heiles anreihend, fand er Trost und Hilfe in der unversiegbaren Quelle, im Studium der heiligen Schrift, die der innere Antrieb seiner Mission wurde. Geduldig, demüthig und anspruchlos, aber auch ebenso unerschrocken, wo es galt, die Wahrheit zu bekennen, und sie auch den Päpsten nicht vorenthaltend, unnachsichtlich gegen sich, aber auch diejenigen meidend, die, wenn gleich in hoher Stellung er als Verletzer göttlicher Satzungen erkannte, ein Prüfer und Kenner menschlicher Seelen, besaß er eine bewunderungswürdige Fähigkeit auf sie bleibend einzuwirken, die Gabe, mit klarem Blicke zu erkennen, worauf es ankam. Zu dem Mittel stets seine Zuflucht nehmend, das allein helfen konnte, unverwandt das höchste Ziel im Auge fassend und diesem Alles und vor Allem sich aufopfernd, nie sich Ruhe gönnend und nie der Ruhe bedürfend, war er nicht blos eine hervorragende Erscheinung, sondern gemacht, Allen, die ihm näher traten, einen unvergeßlichen Eindruck zu hinterlaßen, sie mächtig, sie unwiderstehlich anzuziehen. Ihm aber erschien, was er war, nur als Nebensache; daß das bleibe, was er geschaffen, daß das dauere, was er zum Heile der Anderen gegründet; daß der Sieg des Kreuzes über das Heidenthum vollständig werde; daß eine neue Aera, die christliche, in Germanien beginne, war das Ziel seines Lebens und diesem opferte er auch das eigene Leben. Nur nach einer so großartigen Thätigkeit pflegt das irdische Dasein sich so harmonisch abzuschließen. Was er schuf, verging nicht wieder.

§. 3. Von dem Tode des heiligen Bonifatius bis zum Auftreten der Slavenapostel.

Man war allmälig im Westen vor einer großen Thatsache angelangt. Nicht blos in politischer Beziehung schied sich im VIII. Jahrhunderte der Westen von dem Osten; er bildete auf die Grundlage der lateinischen Sprache trotz aller Verschiedenheit der Nationen ein kirchliches Ganzes und überwand hiedurch die große Gefahr nationalreligiöser Spaltung, die den christlichen Orient schwach gemacht, Secten hervorgerufen, eine armenische, syrische, koptische Kirche veranlaßt und zuletzt das Uebergewicht der Araber über diese nationalkirchlichen Bruchtheile entschieden hatte. Erhob sich aus der politischen Scheidung des romäischen Reiches und des Abendlandes, als

dieses unter den Karolingern politisch geeinigt dastand, auch die so lange widerstrebenden Altsachsen bezwungen und zur Annahme des Christenthums genöthigt waren, mit einer Art von Naturnothwendigkeit das abendländische Kaiserthum, so war dieser Einheit eine andere, der lateinischen Kirche vorangegangen. Hier gab es weder Franken noch Alemannen, weder Alt- noch Neusachsen — nicht Burgunder oder Westgothen, nicht Bajuarier oder Langobarden; überall herrschte derselbe Ritus, dieselbe Kirchensprache, dieselbe Einheit des Gottesdienstes, die Allen dasselbe Gepräge verlieh und jede Spaltung ausschloß.

Man ersieht aus den Briefen, die Bonifatius aus seiner Heimat (Meersachsen) erhielt, wie sehr man sich daselbst einer schönen Latinität befliß und in abgerundeter Stilwendung erging. Mögen diese Ausdrücke vor unseren Philologen vielleicht keine Gnade finden, sie machten doch Anspruch auf Eleganz und zeigten das Bemühen darnach. Indem aber der Priester sich einerseits der Volkssprache, andererseits der lateinischen Sprache bediente, wurde er selbst ein Glied der großen Kette derjenigen, welchen sich mit dem lateinischen Idiom die Kenntniß einer doppelten Literatur und eines doppelten Ideenkreises aufschloß. Hinter der slavischen Sprache gab es weder die eine noch die andere, und wenn noch so viele Bücher in das Altslavische übersetzt worden wären, der antike Ideenkreis war den Slaven dadurch so wenig aufgeschloßen als der christliche, den sich der deutsche Priester durch seine Kenntniß des römischen Idioms aus den Werken Augustins, Hieronymus, Gregor des Großen u. A. erschloß. Der deutsche Priester wurde nicht dadurch gelehrt, daß er deutsch verstand. Er mußte auch noch mehr lernen und dadurch, daß er eine Weltsprache lernte, wurde und blieb er auch der natürliche Lehrer des Volkes, das in seinem Clerus nicht blos die Priester, sondern auch den verehrte, welcher durch seine Standesbildung den Layen Jahrhunderte hindurch überragte und an welchen der Laye nicht blos in religiösen Dingen untrennbar angewiesen war. Bonifatius war auch in dieser Beziehung seiner Zeit vorangegangen. Er war Dichter und Grammatiker, behandelte die Regeln der Metrik und verstand die Runen[1]) und wenn später der Erfinder einer slavischen Schrift, Konstantinos von Thessalonike, den Beinamen des Philosophen erlangte, so verdiente diesen Bonifatius vielleicht in gleichem Grade. Nun gab es aber nichts Schwierigeres als die zum Unterrichte, zum Selbststudium und eigener Förderung nothwendigen Bücher und Geräthschaften zu erhalten und die Briefe des Bonifatius beweisen hinlänglich, mit welchen Schwierigkeiten er

1) Will, Regesten I. S. III.

in dieser Beziehung zu kämpfen hatte und wie unermüdlich er sie zu bewältigen suchte. Als Hrabanus Maurus Kloster Fulda zum Sitze einer großen literarischen Thätigkeit umwandelte, ersehen wir aus einem Briefe des Bischofs Freculf von Lisieux an ihn,[1]) daß der Bischof in seinem Bisthume weder die Bücher des alten noch des neuen Testamentes vorfand, geschweige Erklärungen derselben. Kaum war der Mönch Hrabanus Erzbischof von Mainz geworden 847 so wurde auch schon auf Grund einer Synode von Mainz und von Tours vom Jahre 813 bestimmt, daß jeder Bischof Homilien haben solle, mit den für Layen nöthigen Ermahnungen.[2]) Jeder Bischof solle auch Sorge tragen, daß dieselben deutlich (aperte) in die Volkssprache — in rusticam Romanam linguam aut Teotiscam — übersetzt würden, damit Alle das Gesagte um so leichter verstehen könnten.[3])

Es war zum Gedeihen des in Deutschland begonnenen und mit siegreicher Anstrengung durchgeführten, kein geringes Moment, daß sich die früher aus Irland nach dem Continente gekommenen Missionäre vollkommen mit denen des hl. Benedict verstanden, die, wie seiner Zeit Ozanam so schön nachgewiesen, mit ihrer christlichen Colonien flußaufwärts zogen und dafür sorgten, daß auch in die entferntesten Thäler das Licht des Evangeliums drang. Die Gemeinsamkeit der Mittel war bei der Gemeinsamkeit des Zweckes und desselben Glaubens unschwer herzustellen, wie dieses Friedrich in seiner deutschen Kirchengeschichte unwiderleglich darthat. Man wird auch nicht irre gehen, wenn man in den Tagen des hl. Bonifatius den Abt Pirmin, Begründer von 12 in den verschiedensten Theilen Deutschlands liegenden Klöstern, als den bedeutendsten Repräsentanten der ersten Richtung annimmt. Aber auch Pirmin hatte selbstverständlich die Vollmacht für seine Mission sich am Grabe des hl. Petrus erholt wie der angelsächsische Apostel der Deutschen. Beide Männer verständigten sich im J. 747 im Pirmin'schen Kloster Hornbach über die feste Begründung der Kirche und des christlichen Volkes in Deutschland.[4]) Die Pirmin'schen Klöster gaben sich eine festere Organisation als die des hl. Benedict nach Außen besaßen; ihre Mönche nannten sich peregrini, deren Heim in der auswärtigen Begründung des Christenthums lag. Es ist aufgezeichnet, daß die Bibliothek von Reichenau, der großartigen Stiftung Abt Pirmins, vorzugsweise grammaticalische Handschriften besaß. Zu den Klöstern der peregrini gehörte auch Niederaltaich,

1) Kunstmann, Hrabanus Magnentius Maurus. S. 160.
2) Von den wichtigen der Prager bischöflichen Kirche (Saec. XI.) wird weiter unten die Rede sein.
3) Dümmler, Gesch. des ostfränk. Reiches. I. p. 305.
4) De stabilitate ecclesiae populique christiani. Friedrich II. 1. S. 141.

dem Ludwig des Deutschen getreuer Herzog Pribina sein Eigen zu Salapinga an der Szala in Pannonien vermachte (860),[1]) nachdem schon 30 Jahre früher Altaich auf ehemals avarischem Boden ein Besitzthum erlangt. Am 16. Juni 863 erhielt es von K. Ludwig auch die Villa Nabarvinida und die Bestätigung des Eigenthums von pannonischen Orten, die K. Karl dem Kloster gegeben. Da im J. 860 Tacholf (Thaculf oder Trachulf), Graf vom Böhmerlande,[2]) seine Landschaft bei Böhmen, Saröwe, dem Kloster Fulda schenkte, letzteres wie die hochverehrte Abtei Sct. Emmeran in Regensburg slavische Grundholden hatte,[3]) der hl. Gotthard Abt von Niederaltaich in den frühesten Zeiten in Böhmen verehrt wurde, kann man mit Fug annehmen, daß unabhängig von dem, was zur Bekehrung der Slaven von Würzburg,[4]) Fulda und Sct. Emmeran (Regensburg) geschah und geschehen war, die peregrini von Altaich auch eine ganz besondere Thätigkeit zur Bekehrung der Slaven entwickelt haben. Man würde sich sehr täuschen, wenn man in dieser Beziehung nur auf die verhältnißmäßig wenigen Daten Rechnung tragen würde, die von der Thätigkeit der Bischöfe von Regensburg, Passau,[5]) Salzburg berichten. Wie wenig pflegt noch heutigen Tages bei ganz anderen Communicationsmitteln über die geräuschlose und doch so nachhaltige Thätigkeit segenbringender Missionäre in die Oeffentlichkeit zu dringen![6])

Die große karolingische Monarchie war auf dem Wege der Vereinigung sämmtlicher deutscher Völker — der letzten von so vielen der früheren Zeit, muthig vorangeschritten. Ehe die Sachsen vollständig bezwungen worden und die Gleichberechtigung mit den Franken erhalten, hatte es die Langobarden, dann die Bajoaren getroffen, mit Beseitigung ihrer Könige oder Herzoge lebensvolle Glieder des einen großen germanischen Reiches

1) Dümmler, I. S. 618.
2) Erben Reg. n. 30.
3) Kunstmann, S. 27.
4) Erben n. 26.
5) Lachner, Memoriale Altahae inferioris. Passav. 1775 f. 63 a. Constat, quo Altacha episcopatui Laureaco. Pataviensi in sua prima fundatione subiect fuerit.
6) Wir werden an diese vereinzelten Thatsachen später noch anknüpfen. Karl R Raumer hat in seiner lehrreichen Schrift über die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache wiederholt hingewiesen, wie sehr Rücksicht genommen wurde, dem Volke in seiner Sprache zu predigen und wenn im VIII. Jahrh. hiebei der deutschen und romanischen Sprache (lingua barbara) besonders gedacht wurde, so geschah dies im IX. Jahrh. selbstverständlich auch mit der slavischen, wenn man auf Slaven einwirken wollte.

zu werden, das aber die Scheidung von Deutschen und Romanen schon in seinem Schoße barg.* Es erlangte im Osten slavische Bestandtheile; an den überwundenen Avaren selbst avarisch christliche, die gegen ihre früheren Unterthanen, nunmehr ihre Todfeinde, geschützt wurden. Slaven auf dem Reichsboden galten als tributär. Wer aber zu dem Reiche gehörte, war dem Christenthum verfallen, wenn auch Alcuin, K. Karls Vertrauter, weise rieth, bei den Slaven nicht mit dem Verlangen des Zehenten zu beginnen und dabei in die Fehler zu verfallen, die bei Bekehrung der Sachsen gemacht worden waren. Nicht blos, daß jetzt, als Salzburg zum Erzbisthum erhoben, und die bajuarischen Bisthümer zu Suffraganen erhielt, die Bekehrung der angrenzenden Slaven mit besonderem Nachdrucke von Seite der Bischöfe unternommen wurde, der Kaiser selbst ordnete testamentarisch den Bau von 14 Kirchen an, um auf die Bekehrung der Main- und Regnitzwenden einzuwirken und dadurch die Position des Christenthums nach dieser Seite zu stärken. Da schon 817, wo nicht früher, das Land der Boemanen als Bestandtheil des Reiches angesehen wurde,[1]) wie Carentanien und Avarien, die bajoarischen Klöster Innichen, Kremsmünster, Mondsee, Schlehdorf, um von anderen nicht zu reden, ihre Missionsthätigkeit „um das ungläubige Geschlecht der Slaven auf den Weg der Wahrheit zu leiten“ [2]) weithin eröffnet hatten, so sprach Alcuin offenbar nur die Meinung seines kaiserlichen Herrn aus, wenn er den Erzbischof von Salzburg zur Bekehrung der Slaven ermunterte. Unwiderleglich aber ist die Thatsache, daß es das fränkische Reich als Vorkämpfer des Christenthums, für seine Hauptaufgabe ansah, auf die Bekehrung der östlichen Nachbarn einzuwirken, die noch im Schatten des Todes saßen, und zu diesem Zwecke namentlich auch an der Gewinnung der einzelnen Fürsten und Oberhäupter gearbeitet wurde. Man konnte die Bischöfe der Salzburgerprovinz als geistliche Markgrafen bezeichnen, die, wie die weltlichen die Grenzen zu schützen, die große Handelsstraße zu wahren und den Handel mit den Slaven zu beaufsichtigen hatten, so von Regensburg nach Böhmen, von Passau nach Mähren, von Salzburg nach Carentanien die christlichen Pfade zu bereiten hatten. Eben deshalb ist auch die bekannte Thatsache, daß sich 14 böhmische Großen (ex ducibus) mit ihren Leuten, also eine erhebliche Anzahl, nach Regensburg wandten und dort am 13. Januar 845 nach dem Wunsche K. Ludwigs von dem Bischof von Regensburg die Taufe empfingen, nicht als vereinzelt

1) Bajoariam et Carentanos et Beheimos et Avaros atque Sclavos qui ab orientali parte Bajoariae sunt. Charta divisionis.

2) Monum. Schled. ad. 769.

aufzufassen, wenn sie auch von dem Annalisten als das wichtigste Ereigniß unter so vielen andern minder wichtigen mit Recht hervorgehoben wurde.

Sie enthält aber nichts Geringeres, als daß die vornehmen Tschechen, welche nach Regensburg kamen, um dort in der Octave des hohen Festtages Epiphanie die Taufe zu erhalten, selbstverständlich auch den Bischof als ihren Diöcesan anerkannten und diesem sich unterwarfen.

Umgekehrt, nachdem 14 Vornehme, die doch in ihrer Heimath schon den Unterricht empfangen haben mußten, nun in Regensburg sich taufen ließen, war auch der Bischof von Regensburg berechtigt, ihre Heimath als seine Diöcese anzusehen, wie denn auch kein einziges Zeugniß vorhanden ist, daß sich irgend Jemand anders als Bischof von Böhmen benahm, geschweige sich als solchen bezeichnete. Wir wissen, was auch auf anderen Gebieten damals geschah. Der Bischof von Passau hielt in Mähren Synoden, der Erzbischof von Salzburg gründete zwischen 82[illegible] und 836 das Bisthum Neitra, das eine Burg des lateinischen Ritus war und blieb. Als der aus Mähren vertriebene Fürst Privina Christ wurde, übergab ihm K. Ludwig sein bisheriges Lehen zum freien Eigenthum. Sein Sohn Fürst Kocel, der Erbauer der Moosburg (Szalavar) galt als besonderer Förderer des Christenthums. Als er daselbst die prächtige Basilica baute, die als Hauptkirche angesehen wurde, sandte Erzbischof Liupram von Salzburg Maurer, Tischler und Maler dahin, sie zu bauen und auszuschmücken, und weihte sie dann, als sie vollendet war, selbst. Hat nach dem Ausspruche des Mainzer Concils im J. 853 das Volk der Mo[illegible]rhanen noch keine großen Fortschritte im Christenthum gemacht,[1]) so lautet es wenige Jahre später doch schon anders, es habe bereits dem Götzendienst entsagt und wünsche das christliche Gesetz zu bewahren und schien es nur noch einiger Nachhilfe zu bedürfen. Es ist undenkbar, daß jetzt mit einem Male alle Anstalten zur Bekehrung der Tschechen stille standen, und nur hier sich ein Rückschritt gezeigt hätte, wenn auch kriegerische Ereignisse eine vorübergehende Störung herbeiführen konnten. Was mit so großer Energie begonnen war, ließ sich nicht mehr aufhalten.

Gerade jetzt (5. Juli 846) bestätigte Ludwig der Würzburger Kirche die 14 zur Bekehrung der Slaven erbauten Basiliken.[2])

---

1) Rudis adhuc christianitas gentis Marahensium. Ginzel S. 31. n. 3.

2) Erben Reg. n. 26.

§. 4. Die Slavenapostel bis zum Tode Konstantins (Cyrillus) 14. Februar 869 (868).

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der mährische Herzog Rastislav, ein beharrlicher Gegner der Karolingerherrschaft, sich von dem romäischen Kaiser Michael (862. März) einen Lehrer erbat, der das mährische Volk zu unterrichten und im Glauben zu befestigen vermöge.[1]) Welche Nebengedanken hiebei Rastislav vom politischen Standpunkte aus hegen mochte, von einem Schisma und dessen Begünstigung konnte hiebei nicht im Entferntesten die Rede sein, wenn auch die Thatsache feststeht, daß durch die Berufung der Slavenapostel der Ausbreitung des lateinischen Ritus Schranken gezogen wurden und dieser selbst unter den Mährern in Abnahme gerieth.[2]) Allein ehe sich Rastislav an den romäischen Kaiser wandte, hatte er sich, wie aus dem Briefe Adrians II. an die Mährenfürsten Rastislav, Svatopluk und Kozel hervorgeht, deshalb an den römischen Stuhl gewendet, und die Absendung des Philosophen Konstantinos und seines älteren Bruders Methodios, geborene Thessalonicenser, deren Vaterstadt gleich Mähren einst zum römischen Sprengel gehörte, bewies nicht minder, daß hiebei an eine Begünstigung des Schismas nicht im Entferntesten gedacht werden konnte. Konstantinos,[3]) ein frühreifer Geist von seltenen, bewunderungswürdigen Anlagen, hatte sich rasch durch seine Gelehrsamkeit nicht minder als durch seine christlichen Tugenden ungewöhnliches Ansehen erworben. Es war ein Act großer Unerschrockenheit, als er den Patriarchen Photios, den Begründer des orientalischen Schisma's, bisher seinen Freund, laut tadelte, daß er durch seine Irrthümer, die er gleich Pfeilen unter das Volk geworfen, die aufgeregte Menge verwundet habe. Die traurige Geschichte des Schisma's und des daraus hervorgegangenen Misolatinismus — des blinden Lateinerhasses der griechischen Welt, — hat seinen Ausspruch nur zu sehr gerechtfertigt. Grieche durch Geburt, Erziehung und Familienverbindung glaubte er seinem Vaterlande den größten Dienst zu erweisen, selbst aber die höchste Lebensaufgabe zu erfüllen, wenn er sich der Bekehrung der heidnischen Völker zuwende, die das romäische Reich, diese Stütze des Christenthums im Osten, befehdeten. Es ist angezweifelt worden, ob er an der Bekehrung der Bulgaren gearbeitet, jenes hunnischen Volkes, das bei seiner Einwanderung in das

1) Ginzel, Geschichte der Slavenapostel S. 33.
2) Vilescere coepit.
3) Geb. 827.

romäische Reich selbst auf zahlreiche Slavenniederlassungen stieß und zuletzt von diesen national bewältigt wurde; sicher ist, daß Konstantinos und Methodios sich der Bekehrung der Chazaren zuwandten und bei dieser Gelegenheit die irdischen Reste des nach Cherson verbannten und daselbst verstorbenen Papstes Clemens auffanden. Sie nahmen sie, als sie ihre Mission vollendet, mit, und ihre Absicht war zweifellos, sie zum Grabe des hl. Petrus zu bringen, als Konstantinos und sein Bruder vermocht wurden, die Bekehrung der Mährer auf sich zu nehmen. 863.

Hier beginnt nun die Controverse, die sich ebenso sehr auf die Berechtigung der beiden Brüder zu ihrer Mission als auf dasjenige bezieht, was sie wirklich unternahmen. Von letzterem wird nachher die Rede sein.

Man wird gut thun, vor Allem das Auftreten des Konstantinos von dem seines Bruders zu trennen. Was wir über sein früheres Leben erfahren, trägt den ausgesprochenen Charakter eines ungewöhnlichen Mannes, einer seltenen Persönlichkeit, die gleich Bonifatius nur ein Ziel vor Augen hatte, Gott zu dienen. Daß er eine einflußreiche Stellung, eine vortheilhafte Heirat ausschlug, um Priester zu werden und dann diesem Amte sich mit vollster Seele widmete, beweist, mit welcher Energie er dasselbe verfolgte; wie die Ernennung zum Bibliothekar der Hagia Sophia in Constantinopel und die Verwendung zu Missionen, die große Gelehrsamkeit, Sprachenkenntniß, Scharfsinn und Gewandtheit verlangten, darthun, welches Vertrauen seiner ungewöhnlichen Begabung und seiner Geschicklichkeit namentlich in der religiösen Controverse ihm geschenkt wurde.

Ob dem Auftrage Michaels III., aus der phrygischen Dynastie der Amorrhäer (820—867), eine große Bedeutung zuerkannt werden muß dahin gestellt werden. Jedenfalls ungleich weniger als dem Auf Patriarchen Photios, gegen den sich zu erklären Constantinos denken trug. Ich fände es vollständig begründet, wenn dem Bü Thessalonike, dessen Traditionen mit Rom auf das Engste zusamme der von Photios aufgewühlte Boden zu heiß wurde und er ihn ge dem römischen vertauschte. Sein und seines Bruders Gedanke n gewiß nicht, die theuren Ueberreste des hl. Papstes Clemens in Con nopel zu belassen, sondern sie nach Rom zu bringen, und die Rom mit der er sein Leben beschloß, war sicher lange, ehe er sie antrat, das seiner Wünsche und nicht die Reise nach Mähren, wohin er von Rom nicht wieder zurückkehren wollte.

Nun war die Bekehrung Mährens und Pannoniens, wie wir w wissen, von deutschen, selbst von italienischen und griechischen Geistlich

unternommen,[1]) von deutschen Bischöfen und dem Erzbischofe von Salzburg, ebenso als ihre kirchliche Aufgabe wie als Reichssache angesehen und behandelt worden.[2]) Fortwährend, wie wir dieses aus der Denkschrift der deutschen Bischöfe vom J. 900 wissen, hielten aber auch die bajuarisch-fränkischen Bischöfe an dem Satze fest, daß die dem Christenthum von ihnen gewonnenen Länder und Völker auch dem deutschen Reiche gewonnen seien und daraus ging dann eine sehr weitreichende Controverse hervor.

Eine zweite entstand in Bezug auf die Berechtigung der slavischen Sprache nicht blos zur Predigt, das war selbstverständlich, sondern auch zum Gottesdienste. Wenn in dieser Beziehung auf die Controverse gewiesen wird, welche Konstantinos in Rom mit dem Papste und den Cardinälen gehabt haben und in welcher er Sieger geblieben sein soll, so vergißt man, daß diese Sache im fränkischen Reiche durch das berühmte Capitular des J. 794 zu Frankfurt principiel entschieden war, das da sagte: „daß Niemand glaube, man dürfe Gott nur in 3 Sprachen (hebräisch, griechisch, lateinisch) anbeten. Denn Gott wird in jeder Sprache angebetet und der Mensch wird erhört, wenn er nur das Rechte betet".[3]) Kam dieses Capitular auch zunächst der deutschen und romanischen Sprache zu Gute: so galt es doch überhaupt für die lingua rustica oder barbara, also auch für das Slavische so gut als für das Deutsche oder Romanische.

Mit welchem Eifer nun in Deutschland gearbeitet wurde, eine deutsche Kirchenliteratur zu Stande zu bringen und wie sehr sich hiebei einzelne Klöster wie z. B. Sct. Gallen auszeichneten, und was in dieser Beziehung schon vor Otfrieds Evangelienharmonie geschah, ist eine bekannte Thatsache, welche eine unermüdliche, ununterbrochen fortgesetzte Wirksamkeit eröffnet. Und es war unstreitig der richtige Weg, wenn zur Bekehrung der Slaven dieselben Mittel in Anwendung gebracht wurden, die bei der Bekehrung der Deutschen sich so wirksam erwiesen. Nur waren vielleicht die Schwierigkeiten noch größer, da, was in Francien an vielen Orten und von vielen Personen in Angriff genommen wurde, die Abfassung deutscher Bücher zum Gebrauche des Gottesdienstes und der Bekehrung, die Uebersetzung der Psalmen und der nothwendigen Homilien, in Betreff der Slaven von einem einzigen Manne ausging, der Alles aus dem Stegreife schaffen und denen, die er sich zu seinen Werkzeugen auswählte, nicht blos die geeigneten Schriften, namentlich die Homilien und Predigten verfassen, sondern auch in einer erst zu erfindenden Schrift niederschreiben mußte; er hatte

1) Ginzel, Pannonische Legende.
2) Büdinger, Gesch. Oesterreichs I. S. 191.
3) Raumer S. 248.

geradezu Alles neu zu schaffen. Eine andere Frage aber war, ob die Messe oder einzelne Theile derselben slavisch zu halten seien [1]) und diese muß genau von dem unterschieden werden, was Konstantinos unternahm, um den Lehrern und Belehrten Schriften in die Hand zu geben, die die einen und die anderen bedurften. Das allein war schon eine Riesenaufgabe. Dazu kam noch vieles Andere.

Die genauen Abgrenzungen der modernen Diöcesen machen es unmöglich, daß fremde Priester, Unbekannte, die aus der Ferne kommen, Jahre lang ohne Ermächtigung des Bischofes kirchliche Functionen ausüben. Aber auch die Einrichtungen früherer Jahrhunderte und Synodalbeschlüsse regelten bereits diese Verhältnisse und schieden sehr genau den unberechtigten Eindringling von demjenigen, der vorschriftsmäßig die Vollmachten bei dem Diöcesan sich erholt. Das Auftreten eines unbekannten Griechen in Mähren zu einer Zeit, als große Dissidien die lateinische Kirche von der griechischen zu trennen begannen, die Erfindung einer unverständlichen neuen Schrift, in welcher die in das Altslavische übersetzten Kirchenbücher geschrieben wurden, mehrten den Verdacht, und wenn, was ich trotz der Behauptung der Legenden für undenkbar erachte, Constantinos sich nach eigenem Ermessen herausnahm, ohne Wissen des Papstes die lateinische Messe in eine slavische umzugestalten, so gab es Gründe genug, das Verfahren „des Griechen" nicht blos als eine Neuerung sondern auch als eine gänzlich unberechtigte Anmaßung anzusehen.

Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß Konstantinos mit jenem Tacte und jener Vorsicht auf fremdem Boden einherschritt, durch welche störende Conflicte vermieden, aber nicht gefördert werden sollten; daß er die Zeit, welche er bis zu seiner Romfahrt in Mähren zubrachte, dazu verwandte, die Glagoliza zu erfinden, jene Schrift, die Šafařik als eine sehr vexatorische bezeichnete und die sich auch nicht zum Range einer Volksschrift erschwang, noch behaupten konnte. Es ist zweifellos, daß es vieler Zeit und großer Mühe bedurfte, sich in die neue Schrift einzuüben und sie Anderen zu lehren; daß Konstantinos mit einer Sprache zu kämpfen hatte, der es an Ausdrücken gebrach, um namentlich den so schwierigen Inhalt des neuen Testamentes richtig wiederzugeben; daß es viele Zeit bedurfte, um die nothwendigsten Kirchenschriften zu übersetzen; viele

1) Mit Recht hat Raumer aufmerksam gemacht, daß während das Mögliche aufgeboten wurde die Deutschen im Glauben zu unterrichten, sich in den Capitularien Karls d. G. und in den Concilien seiner Zeit keine Spur des Versuches sich vorfindet, die Messe deutsch zu halten. S. 242. Es ist auch gar nicht denkbar, daß Konstantinos auf eigene Autorität so weit gegangen wäre!

Zeit und großer Mühe, um wenigstens einige verlässige Schüler heranzuziehen. Es ist dem Charakter eines strengen und ascetischen Mannes viel angemessener, nachdem er beides so weit als möglich gefördert, sich die Autorität zu einer durchgreifenden Veränderung der Liturgie da zu erholen, wo sie allein erholt werden kann, als, wie die Legende will, sie im Kampfe mit Anderen durchzusetzen und zuletzt auch den Papst zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Man darf dabei nie vergessen, daß das Ziel des Thessalonicensers Rom war, und als er die Reliquien des hl. Clemens daselbst in Sicherheit gebracht, er sein Tagewerk auch für beendigt ansah. Statt als Bischof zurückzukehren und nun das Werk der slavischen Mission recht in Angriff zu nehmen, leistet er auf Würde und Amt eines Bischofs, ohne welche die Neuerungen nicht durchgeführt werden konnten, Verzicht. Seine Kraft war früh gebrochen. Glücklich sein irdisches Tagewerk vollendend, wich er auch den unausbleiblichen Conflicten aus, unter welchen 15 oder 16 Jahre nach ihm sein Bruder (885) zusammenbrach. Die Rechtfertigung seines Verfahrens den Bischöfen der Salzburger Erzdiöcese gegenüber beruhte einfach darin, daß er, wie die Mährenfürsten überhaupt, an dem Satze festhielt, Pannonien und Mähren wie alles, was einst zur syrmischen Diöcese gehörte, unterstünde von Rechtswegen direct dem hl. Petrus, gehöre unveräußerlich (hereditarie) dem römischen Stuhle. Dadurch war ihm der Vorwurf eines Eindringlings benommen; da es aber ausdrücklich hieß, er habe nichts gegen die Canonen unternommen,[1]) darf man auch überzeugt sein, daß er sein weiteres Verfahren erst der Approbation des römischen Stuhles unterstellte und in keiner Weise eigenmächtig vorging, wie die Legenden ihn handeln lassen.

Der Bibliothekar des römischen Stuhles, Anastasius, wußte sehr wohl, was er sagte, wenn er Konstantinos als einen wahrhaft großen Mann, als einen Lehrer des apostolischen Lebens bezeichnete, somit als einen Mann der größten persönlichen Selbstaufopferung. Daß aber ein Mann von so seltenen Tugenden, ein Priester, der die Mönchsgelübde dem bischöflichen Amte vorzog, es wagte, zur lateinischen und griechischen Kirchensprache unberechtigt die Messe in einer dritten zu halten, was in Deutschland kein Bischof zu unternehmen den Muth gehabt hätte, ist psychologisch undenkbar. Dem Thessalonicenser mußte aber sehr wohl bekannt sein, daß erst die alterstürmenden Kaiser dem römischen Stuhle seinen Sprengel, zu dem auch Salonichi gehörte, geschmälert hatten, und alte Traditionen ihm Pannonien

1) Hi autem cognoscentes apostolicae sedi hereditarie obvenire vestras partes, extra canones nihil fecerant.

und Mähren zuwiesen. Dann war es ein großer Unterschied, sich zur Bekehrung der Slaven slavischer Schriften, die zu diesem Zwecke von ihm aus den allgemein üblichen Kirchenschriften ausgewählt und übersetzt wurden, zum Unterrichte zu bedienen und die Messe slavisch zu halten, wozu sie selbst, wie zu ihrem ganzen Auftreten der Autorität des römischen Stuhles bedurften. Konstantinos war nach Allem, was wir wissen, gar nicht der Priester, der sich eine Vollmacht anmaßte, zu der ihm die Berechtigung fehlte, und sein Ende in Rom, ferne von den schismatischen Bewegungen in Constantinopel beweist unwiderleglich, wie wenig er an das dachte, was die Legende ihn thun läßt, sich in einen Gegensatz zum römischen Stuhle zu setzen. Wenn man aber glauben sollte, daß dem Kaiser Michael III. ein besonderer Einfluß hiebei zuzuschreiben sei, so befände man sich im größten Irrthume. Michael, über dessen Leiche im J. 867 sein früherer Stallknecht, Stallmeister, Oberstallmeister, Cäsar und Gemal der kaiserlichen Geliebten Eudoxia, der angebliche Slave Basilios,[1]) zuletzt Michaels Mitkaiser, den Thron des romäischen Reiches bestieg, war ein Fürst ohne alle Würde und Pflichtgefühl, der nur für Theater, Pferde und Wettrennen Sinn hatte, ein Trunkenbold, der mit seinen Gesellen die heiligsten Mysterien des Glaubens verspottete und verhöhnte und den Zonaras mit Recht den schlechtesten Kaisern des Reiches beigesellte, das in die Wette von seinen Autokraten bedrückt und mißhandelt wurde. Da seine Unthaten mit den Jahren zunahmen, es in Constantinopel immer unheimlicher wurde, als Wissenschaft (Philosophie), wie Zonaras sagt, beinahe vollständig erloschen war, ist es sehr begreiflich, wenn der Philosoph Konstantinos 4 Jahre, vor dem Tode des erbärmlichen Imperators nach dem Westen zog. Der Impuls, den Michael gab und geben konnte, bestand nur in der Nichtswürdigkeit seiner Person und der allgemeinen Verlotterung der Zustände, die daraus hervorging, in dem gerechten Wunsche sich dem Schisma und der allgemeinen Erbärmlichkeit zu entziehen.

Durchgehen wir nun den Inhalt der Legenden, deren Alter zu erforschen nicht zum Endzwecke dieser Schrift gehört. Uns genügt es, innere Widersprüche hervorzukehren.

Nach der italischen Legende seien die Einwohner jener Stadt, die die *nicht* zu benennen weiß, als sie hörten, die Brüder brächten die Reliquien des hl. Clemens mit und Konstantin *habe* das *Evangelium* auch

1) Man hielt den Nachfolger des Makedoniers, Leo, für den Sohn Michaels und der Eudoxia und nur insoferne für den Sohn des Basilios, als der Grundsatz galt: pater est quem nuptiae demonstrant.

ihre Sprache übersetzt — also ehe sie nach Mähren gekommen — den Brüdern freudig entgegengezogen, diese aber hätten die kleinen Kinder unterrichtet, christliche Aemter (als wären sie Bischöfe) eingerichtet, vier und ein halb Jahre in Mähren zugebracht und dort alte Schriften, die zum Kirchendienste nothwendig gewesen, zurückgelassen, dann aber auf Einladung des Papstes Nicolaus sich nach Rom verfügt. Die mährische Legende aber läßt erst Konstantin, dessen Gelehrsamkeit und Ansehen seinen Bruder in den Hintergrund drängt, ehe er nach Mähren kommt, die Bulgaren bekehren, den mährischen König, der also noch ein Heide gewesen sein mußte, taufen, sein Volk bekehren, Vieles aus Latein und Griechisch in das Slavische übersetzen und die canonischen Stunden und die Messe in slavischer Sprache halten. So sehr sich aber P. Nicolaus über die Bekehrung der Bulgaren und Mährer und über die Auffindung der Reliquien des hl. Clemens freute, so war ihm doch die Einführung slavischer Horen und Messen zu viel. Er citirte deshalb Konstantin nach Rom, und da der Papst vor seiner Ankunft, 13. Nov. 867, starb, stellten sein Nachfolger P. Adrian und die übrigen Regierer der Kirche Konstantin deshalb zur Rede; dieser aber habe Papst und Regierer zu seiner Meinung bekehrt, so daß sie den slavischen Ritus gestatteten, er selbst aber habe die bischöfliche Würde ausgeschlagen, sei Mönch geworden, was er wohl schon früher war, und habe seine Würde seinem Bruder übertragen. Viele Unrichtigkeiten auf einmal. Auch die böhmische Legende erwähnt, daß Cyrillus erst die Bulgaren bekehrte, gebraucht selbst im Uebrigen die Worte der italischen, erwähnt jedoch, daß slavische Messen und Horen noch jetzt in Bulgarien und mehreren anderen slavischen Ländern im Gebrauche seien. Ein Ausdruck[1]) der auf die spätere Abfassung der übrigens sehr unbedeutenden Legende hinweist.

Die pannonische Legende vom hl. Methodios hat es nur vorübergehend mit dem Philosophen Konstantin und dem ihm von Kaiser Michael ertheilten Auftrage zu thun, den Bitten Rastislavs mit Svatopluk dem Fürsten der Slovenen entsprechend, mit seinem Bruder, dem Abte Methodios, da beide als Thessalonienser slavisch verstanden, nach Mähren zu reisen. Gott habe Konstantin die slavischen Buchstaben gelehrt. Beide seien aber nach 3 Jahren wieder zurückgekehrt, nach vielen Tagen aber habe Konstantin sterbend seinen Bruder aufgefordert, das Werk der Bekehrung wieder aufzunehmen!

1) Usque hodie in Bulgaria et in pluribus Slavorum regionibus observatur. Merkwürdig, daß diese böhmische Legende nicht sagt: usque hodie in Bohemia. Sie wußte eben nichts davon, daß Method der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen war.

Die bulgarische Legende legt den Nachdruck auf die Bekehrung Bulgariens durch die beiden Brüder. Sie übersetzen, nachdem sie die bulgarischen Schriftzeichen erfunden, Schriften aus dem Griechischen in das Bulgarische, wobei die Bulgaren auch als Slaven bezeichnet werden, sie ziehen den Gorasdus, Clemens, Naum, Angelarius und Sabbas heran. Die Brüder aber begeben sich nach Rom, um dem Papste ihre Interpretation der Schriften vorzulegen; werden dort ungemein freundlich empfangen, Method Bischof des Pannonischen Morabos, Cyrill aber Mönch und wird in der Kirche des hl. Clemens begraben.[1]) Später kommt der Verfasser noch einmal auf die Bekehrung der Bulgaren durch Cyrill und Methodius zurück, für diese sei die Schrift erfunden worden, in ihrer Sprache die Uebersetzung geschehen, durch sie habe das bulgarische Volk den Weg des Heiles gefunden. Von Böhmen ist nirgends die Rede.

Fragt man sich nun um die Quintessenz des Ganzen, so wird die Berufung der beiden Brüder ebenso allgemein behauptet, als daß Konstantinos der Erfinder der sogenannten slavischen oder Bulgarischen oder slovenischen Schrift, der Uebersetzer der nothwendigsten religiösen Schriften war, daß er mit seinem Bruder einige wenige Jahre als slavischer Missionär thätig war, dann mit diesem nach Rom ging, dort Mönch wurde und (in San Clemente) beerdigt wurde.[2]) Somit handelt es sich von der Ankunft im J. 863 an bis zu Cyrills Tode 14. Febr. 869, nach Anderen 868, um nicht ganz fünf Jahre.

Controverse ist, wohin sich die beiden Brüder zunächst begaben, ob nach dem jetzigen Mähren, ob nach Pannonien, ob sie erst die Bulgaren bekehrten, was auch nicht im Fluge geschah, ob ihre Hauptthätigkeit den Bulgaren oder den Mährern gegolten, oder ob sie nicht die fünfthalb Jahre bei dem Fürsten Kozel in der Moosburg zugebracht,[3]) um dort in Ruhe die nöthigen Vorarbeiten zu treffen.

Controverse ist, welche Schrift Konstantinos erfunden, ob die Kyrilliza ob die Glagoliza; Controverse, ob die Erhebung Konstantins zum Bischof

1) Quasi enim ad eum finem manere in carne ei concessum esset, ut inventionem literarum et translationem scripturarum efficeret. Postquam hoc praestiterat divinae voluntati ab eo, qui ipsi Dei cognitionem tradiderat, ad sumitur. Ginzel. codex p. 35.

2) Card. Hergenröther, Photius II. pag. 35. Cyrills Reliquien wurden übrigens vom Vatican nach S. Clemente gebracht.

3) Wie Šafarik, Prof. Jireček und der griechisch-katholische Domcustos Antoni Petruszewic in Lemberg (in Slovno) behaupten. Diese Ansicht hat dadurch, daß auch Cardinal Hergenröther sich dafür aussprach (Photius II. p. 617) nicht wenig an Bedeutung gewonnen.

der Fortführung der slavischen Mission gegolten; Controverse, ob er slavische Messe und Horas auf eigene Faust und ohne Ermächtigung eingeführt; Controverse, welche Ermächtigung er überhaupt vor seiner Romreise zu seinem Apostolate besessen; Controverse, mit welchem Rechte er sich in ein fremdes Feld eingedrängt, über welches K. Michael ganz und gar nicht verfügen konnte; Controverse, welche Schriften er in das Altslavische übersetzte; Controverse, wie er sich zum Erzbischof von Salzburg, dem Bischof von Passau gestellt; Controverse, wie er, wenn er die Bulgaren nicht bekehrt, sondern nur vier und ein halbes Jahr an einem uns nicht näher bekannten Orte in Pannonien oder Mähren saß, Apostel der Slaven genannt werden konnte; Controverse, ob er in Rom auf die bischöfliche Würde resignirend Mönch wurde und nicht schon früher Mönch war; Controverse ob er 868 oder 869 starb. Controverse, ob er überhaupt Bischof wurde.[1]) Keine Controverse endlich, daß, wenn die beiden Brüder ihre ursprüngliche Mission erfüllend, die Reliquien P. Clemens nach Rom brachten, der feierliche Empfang nicht ihnen, sondern vor Allem den Ueberresten eines Papstes galt, der sein Leben ruhmvoll im Exile beendet hatte. Keine Controverse ist, daß Cyrillus im Vatican am Grabe des Apostelfürsten starb, ein treuer Sohn der römischen Kirche.[2])

Somit ist die Frage, welche slavische Völker Konstantinos (Cyrillus) bekehrte, gar nicht so leicht zu beantworten. Wir überlassen sie auch Anderen und bleiben nur dabei stehen, daß die Unterstützung, welche der elende Kaiser Michael dem Patriarchen Photios verlieh und die erst mit dem Tode des Kaisers aufhörte, die eigentliche Ursache gewesen sein dürfte, warum er und sein Bruder sich veranlaßt sahen, den Weg nach Rom über Mähren anzutreten. Sicher ist, daß Cyrillus die Tschechen nicht bekehrte, und wenn sein Bruder Methodius in seinen Pfaden wandelte, diese auch ihn nicht nach dem Lande der Beheimen führte. Das ist doch wohl unbestreitbar.

Wenn aber dadurch seine Wirksamkeit als Apostel der Slaven eingeschränkt zu werden scheint, so ist dieses doch nur scheinbar. Die Welt kannte als sein Wunderwerk die Erfindung der neuen Buchstaben an. Erfand er aber dieselben, so mußten denn doch seine Schüler erst lesen lernen, während er die Bücher übersetzte, die uns nur im Allgemeinen gegeben werden, Theile des alten und des neuen Testamentes, Psalmen und Homilien. Es war eine geradezu aufreibende Arbeit, in einer

1) Ginzel, Die Slavenapostel S. 48, n.
2) Hergenröther l. c. n. 39.

Sprache ohne Literatur, in einer Schrift, die erst erfunden werden mußte deren Richtigkeit und Gebrauch noch nicht erprobt war, die keine Vergangenheit besaß, treu und richtig den Ausdruck für die großen inhalt schweren Gedanken der heiligen Bücher zu finden. Nur derjenige, welcher sich mit dergleichen Arbeiten vertraut gemacht hat, vermag hierüber ein richtiges Urtheil zu fällen.

Immer war es aber von Cyrill ein großartiger Gedanke, eine Nation, die aus so vielen einander feindlichen Stämmen bestand, an den kirchlichen Lehrbüchern einen gemeinsamen Sprachschatz, ein gemeinsames Fundament christlicher Zusammengehörigkeit und Vereinigung zu gebe und von diesem Standpunkte aus verdient er vollkommen de ehrenden Namen eines Apostels der Slaven. War es, wie e scheint, die Absicht P. Adrians II. das westliche Illyricum wieder enge a das römische Patriarchat anzuschließen, die alte Metropole Sirmium, de Stuhl des hl. Andronicus, als pannonisches Erzbisthum wieder au zurichten, für die Christianisirung der slavischen Lande eine festen Mittelpunkt, ein kirchliches Bollwerk gegen die beiden römische Kaiserthümer zu schaffen, das an den Stuhl Petri fest gekettet bleibe sollte [1]) — so konnte man zu diesem Zwecke sich keine tüchtigere, reiner aufopferndere Persönlichkeit vorstellen als die Konstantins. Nur bedurf es dazu auch des Entgegenkommens slavischer Fürsten und Völker; u das eben blieb aus. Der Sturz Rastislavs brachte einen Mann empo den zwar die Legende sehr als Beschützer des beabsichtigten Neubau verehrt aber nicht die Geschichte. Offen bleibt dabei immer die Frag ob die Sache, wenn sich Cyrill nicht freiwillig dieser Bürde entzogen hät nicht zu früh gestorben wäre, nicht unter ihm zu einem besseren Gedeih gelangt wäre? Nicht minder auch eine zweite, ob der Abzug der Brüd von Thessalonike aus Constantinopel nach Rom nicht in directe Causalzusammenhange mit dem römischen Concil (April 86 stand, das Photius und alle seine Genossen jeder geistlichen Würde verlus erklärte [2]) und den durch kaiserlichen Terrorismus gestürzten Patriarch von Constantinopel, Ignatius, als rechtmäßigen Patriarchen anerkannt

Mir scheint es, daß beide Fragen sehr wohl erwogen werd dürften. Ihre Beantwortung mag das ohnehin zweifelhafte Ansel mancher Legenden mindern, nicht aber die historische Bedeutung des „P losophen Konstantinos".

---

1) Wie Card. Hergenröther II, S. 36 die Sache so richtig auffaßte.
2) Hergenröther I. S. 52.

§. 5. Methodios, Erzbischof von Mähren und Pannonien.

Man konnte sich kaum eine schwierigere Lage vorstellen, als die Methods, den P. Adrian II. zum Erzbischofe von Mähren und Pannonien consecrirt hatte. Nicht blos deshalb, weil er bei seiner Rückkehr Herzog Rastislaw im offenen Kampfe mit K. Ludwig dem Deutschen fand, der zuletzt sich des Mährenfürsten bemächtigte und an seiner Stelle Swatopluk einsetzte. Seines Bruders beraubt, dessen moralisches Ansehen ihn selbst bisher gedeckt hatte, erschien Method als natürlicher Feind der bestehenden kirchlichen Ordnung. Er griff als Erzbischof von Mähren, das sich selbst nach Pannonien an die March, Donau und Gran erstreckte, in die Gerechtsame von Passau, als Erzbischof von Pannonien in die von Salzburg ein und erschien als Störer dessen, was seit mehr als 70 Jahren auf dieser Seite aufgebaut war. Der leitende Gedanke des Papstes war unzweifelhaft kein anderer als ihn zum Erzbischof der Slaven zu machen, ohne ihm vorderhand sei es Laureacum, sei es Sirmium zum Wohnsitze zu bestimmen, die ja beide zerstört waren; daher auch die Empfehlungen an verschiedene slavische Fürsten, die er erhielt. Er befand sich als Erzbischof auf altem Grund und Boden des hl. Petrus, die deutschen Bischöfe auf Grund und Boden des ostfränkischen Reiches, den Slaven abgerungenen oder ihnen nur zugestandenen Besitzes, und ihrer nach dem Osten in's Unbestimmte reichenden Diöcesen. Ob Methodius, der nun die zu Diaconen geweihten Schüler mitbrachte, die ihm nach Rom gefolgt waren, jetzt slavischen Gottesdienst einführte oder nicht; der Conflict bestand bereits in seiner Person als Erzbischof und war somit unvermeidlich, ob er den slavischen Gottesdienst hielt oder nicht. Die slavischen Fürsten, an die er empfohlen war, konnten ihn nicht schützen, wenn er sich auf dem deutschen Reichsboden befand — der Sturz des Rastislaw 870 führte auch den Seinen herbei. Den Bischöfen der Salzburger Erzdiöcese wollte es nicht eingehen, daß ihre ganze Thätigkeit auf slavischem Boden ungiltig sei. Der Gedanke mußte um so ferner liegen, als der lateinische Gottesdienst wohl factisch dem neuen slavischen weichen konnte, aber nirgends gesetzlich aufgehoben ward. Aber diese Frage trat in den Hintergrund vor der Rechtsfrage, bei welcher K. Ludwig selbst betheiligt war. So entstand nun jenes gerichtliche Verfahren, bei welchem Method sei es als Gefangener, sei es freiwillig zur Rechtfertigung vor dem Könige und dem Salzburger Episkopate [1]) gezogen wurde und wobei er weder persönlicher Mißhandlung

1) Martinovic S. J. St. Méthode apôtre du Slaves et les lettres des souverains pontifes conservées au british Museum. (Revue des questions hist. 1880. 1 Bd.)

noch zuletzt harter Gefangenschaft [1]) entging. Die Bischöfe behandelten ihn als Eindringling, wandten sich mit einer Klageschrift an den Papst, ihre Rechte zu vertheidigen und ihre fruchtbaren Bemühungen um die Bekehrung der Slaven darzulegen, Aber auch Method fand Gelegenheit eine Rechtfertigung seines Benehmens nach Rom gelangen zu lassen und nun erfolgte was vielleicht besser gleich anfänglich am Platze gewesen wäre, die Sendung des Bischofs Paul von Ancona, den Streit als päpstlicher Legat zu schlichten. Method wurde nach 3 Jahren [2]) in Freiheit gesetzt, die über ihn verhängte Absetzung aufgehoben, die Bischöfe von Freising und Passau welche am stärksten gegen ihn aufgetreten, wurden für so lange Zeit suspendirt, als Method im Gefängniß zugebracht, die neue Erzdiöcese wurde als dem römischen Stuhle unmittelbar unterstehend bezeichnet, Method zu Swatopluk geleitet.

Die ersten 3 Jahre der erzbischöflichen Wirksamkeit Methuds, in welche Zeit Palacky unbegreiflicher Weise die Taufe des Böhmenherzogs Borivoj versetzte (871), verstrichen also theils in den unerquicklichsten Conflicten, theils im Gefängnisse. Unterdessen starb P. Adrian II, Nov. oder Dec. 872, und sein am 14. December geweihter Nachfolger, P. Johann VIII bestand zwar auf dem Anrecht des römischen Stuhles an Pannonien Mähren, ließ aber die Frage über die Residenz des neuen Erzbischofes unentschieden — weshalb wieder von Welehrad gar keine Rede sein kann, sondern verbot ihm auch geradezu, durch einen ihm durch Bischof Paul zugekommenen Erlaß, die Messe in lingua barbara das heißt, in slavischer Sprache zu celebriren. Da sich der Papst in seinem spätern Schreiben vom 14. Juni 879 hierauf ganz bestimmt bezieht, [4]) kann darüber kein Zweifel obwalten, wenn auch, wie Ginzel in seiner sehr fleißigen Monographie auseinandersetzt, Methud fortfuhr, die Messe slavisch zu halten?! Der neue Papst nahm die Ordnung der slavischen Verhältnisse selbst in seine Hände hielt im J. 874 eine Synode in Ravenna, wobei er der slavischen Unsitte nach Belieben die eingegangene Ehe zu trennen und andere Frauen zu

1) colaphis caedentes heißt es von den Bischöfen. Selbst noch ärgeres geschah

2) Siehe die Instruction an den Legaten Paul. Höfler, die Epochen der slavischen Geschichte. Wien 1881. S. 44.

3) Ausdrücklich sagt auch Cardinal Hergenröther II. S. 616 der Sprengel Methuds habe noch keinen bestimmten Metropolitansitz gehabt, weshalb er sich hauptsächlich in dem Gebiete des Kozel aufhielt.

4) prohibuimus te in barbara h. c. sclavina lingua, sacra missarum solemnia celebrares.

nehmen,[1]) auf das Schärfste tadelt, an den „Grafen Kocel" schrieb und die-enigen, welche davon nicht abließen, mit dem Banne belegte. Es gelang hm den Ausgleich mit K. Karlmann zu treffen und das neue Erzbisthum oem römischen Stuhle zu vindiciren. Damit war die eine Controverse beseitigt und handelte es sich nur mehr um das Maß des Gebrauches der slavischen Sprache bei dem Gottesdienst in Mähren-Pannonien. Die Thätigkeit Papst Johanns VIII. war vorzugsweise den orientalischen An-gelegenheiten, den Conflicten mit Photius, und der Bekehrung der Bul-garen und Kroaten, der Serben und Dalmatiner zugewandt.[2]) Aber in Betreff Methuds war ein neuer Conflict ausgebrochen, nachdem ihm be-reits gestattet worden war, in dem, dem Papst zurückgegebenen Erzbisthum Pannonien nach altem Brauche alle bischöflichen Amtsverrichtungen unge-hindert auszuüben. Seitdem erfolgten erst weitere Klagen über seine Rechtgläubigkeit und machte sich der Mährenfürst Swatopluk, der seinen Oheim Rastislav entthront hatte, selbst zum Organe der deshalb erhobenen Klage, so daß Papst Johann den Erzbischof auf-forderte, ungesäumt zu seiner Rechtfertigung nach Rom zu kommen. Ihn begleitete einer der Getreuen Swatopluks, der dem Papste seine und seines Volkes Begierde ausdrücken ließ, wie seine Vorfahren dem hl. Petrus — und nicht der deutschen Kirche — unterworfen zu sein. Der Schwabe Wiching, gleichfalls nach Rom gesandt, sollte bei dieser Gelegenheit zum Bischofe von Neitra consecrirt werden. Er war selbstverständlich Ver-treter des lateinischen Ritus.

So wurde denn in Rom unmittelbar die Frage über die Recht-gläubigkeit Methods auf einer Synode untersucht, der Erzbischof schließlich als vollkommen rechtgläubig in seiner Würde bestätigt und der Entscheid dem Mährenfürsten kundgegeben, Methud aber in vollster Aner-kennung, daß die wider ihn erhobenen Anklagen ungegründet seien, zur weiteren Amtsführung zurückgesandt.

Hatte P. Johann erst dem Erzbischofe sein Mißfallen ausgedrückt, daß er die Messe in slavischer Sprache statt in lateinischer oder griechischer Sprache, da ihm nur Predigt und Volksunterricht slavisch zu halten gestattet hatte, es aber bei dem Erstaunen darüber bewenden gelassen, daß er höre, er belehre dem Volke Irrlehren, und gleichzeitig (14. Juni 879) Swatopluk

1) Sie war noch im XI. Jahrhunderte nicht ausgerottet, weshalb Bischof Severus den Böhmen sagte: vestra connubia quae hactenus habuistis ut lupanaria brutis animalibus communia, a modo sint privata. Cosmas.

2) Hergenröther II. S. 604 ff.

die Mittheilung von der an Methud erfolgten Citation nach Rom gemach
so enthält das päpstliche Schreiben ein Jahr später (Juni 880) di
vollste Rechtfertigung des, sei es von deutscher, sei es von slavischer Seit
unrechtmäßig Angeklagten.[1])

Die oberstrichterliche Entscheidung, die Swatopluk von P. Johan
selbst mitgetheilt wurde, beruhte in Folgendem:[2])

Erstens wurde den Mährern aufgetragen den Erzbischof, der sich i
Allem rechtgläubig erwiesen, als ihren rechtmäßigen Oberhirten zu ehre
der die Sorge für alle geistlichen Dinge habe.

Zweitens weihte der Papst nicht blos Wiching zum Bischofe, sonder
solle auch noch der Erzbischof einen zweiten (Priester oder Diacon) na
Rom senden, den der Papst zum Bischofe consecriren würde. Mit dies
zweien vom Papste consecrirten Bischöfen sollte nachher für geeignete Or
der Erzbischof andere Bischöfe ordiniren. Alle Priester, Diaconen, Clerike
Slaven oder Nichtslaven innerhalb der neuen Kirchenprovinz sollten sämmtli
dem Erzbischofe gehorchen, diejenigen, die ein Schisma herbeiführen wollte
seien gemäß der dem Erzbischof mitgegebenen Bestimmungen (capituli
geradezu auszuweisen.[3])

Der Sinn dieses zweiten Punktes war klar. Der Erzbischof u
seine 2 Suffragane wurden in Rom und nicht in Deutschland ordini
Sie ordiniren dann für neue Bisthümer neue Bischöfe. Die ganze Kirche
provinz untersteht dem Papste, Deutsche oder Slaven, Lateiner oder Nid
lateiner, die neue, von Salzburg und dem deutschen Reiche völlig getrenn
Erzdiöcese ist aufgerichtet und ihre Einrichtungen trennen sie davon „f
ewige Zeiten".

3. Die slaviniſtische Schrift und Bücher Konstantins — und d
wird als das Missionswerk des einstigen Philosophen von dem Papste
zeichnet — litterae slaviniscae a Constantino quondam philosop

---

1) Mir will es bedünken, daß die Anklageschrift der deutschen Bischöfe dem frühe
Conflicte angehöre und es jetzt sich nur um die Swatopluks handelte, be
nicht verwechselt werden dürfen.

2) Ginzel codex S. 59. Ueber den dogmatischen Theil der Controverse möge n
die gründliche Erörterung des Card. Hergenröther II. S. 623 ff. nachsehen

3) Dieser letzte Spruch wiederholt sich, aber offenbar nicht zu Gunsten Meth
in dem P. Stephan VI. zugeschriebenen (apocryphischen) Erlasse. Von einem
bischöflichen Sitze ist auch jetzt keine Rede, noch viel weniger von Böhmen,
ja nie zum römischen Patriarchate gehört hatte.

repertae — in welchen Gottes Lob ertöne, werden gut geheißen, da es nicht blos in 3 Sprachen, sondern in allen Zungen gepriesen werden solle.[1])

4. Weder im Glauben noch in der christlichen Lehre ist etwas dagegen, in der slavischen Sprache Messen zu singen, das heilige Evangelium oder die Lectionen des alten oder neuen Testamentes, wenn sie nur gut übersetzt und erklärt würden, zu lesen (psallere) oder die Horen zu halten.

5. Die Abhaltung des slavischen Gottesdienstes war jedoch nicht etwa geboten, sondern nur gestattet, Swatopluk aber und seinen Richtern (judicibus tuis) durchaus freigegeben, wenn ihnen die lateinischen Messen besser gefielen, sie sich in lateinischer Sprache halten zu lassen.

6. War durch letzteres klar geworden, daß der slavische Gottesdienst unmöglich ein Bedürfniß des mährischen Volkes sein konnte, wenn der Herzog, dessen weites Gebiet euphemistisch als ein Großreich (imperium) und der selbst als König bezeichnet wurde, und seine Vornehmen, die Richter des Volkes, keine Begierde darnach hatten, so gesellte sich zur Erlaubniß der slavischen Messen noch eine besondere Bedingung. Es sollte in allen Kirchen, wo diese gesungen würden, das Evangelium zuerst in lateinischer Sprache und dann für diejenigen, die es nicht verstanden, slavisch gelesen werden. Der Zweck war klar. Niemand solle glauben, daß er, wenn er dem slavischen Gottesdienste beiwohne, deshalb aufhöre, der lateinischen Kirche anzugehören.

P. Johann VIII. ertheilte im Juni 880 seine Zustimmung zu einem Experimente, das glücken, aber auch mißglücken konnte. Vorderhand war Eines erreicht. Die neue Erzdiöcese mit ihren nach Bedürfniß zu vervielfältigenden Bisthümern war kirchlich vom fränkischen Reiche getrennt und wenn Swatopluk der rechte Mann war, so konnte sich auf dieser Basis auch ein vom deutschen Reiche ganz unabhängiges selbständiges Reich erheben. Wenn später der römische Stuhl dem Kroatenfürsten eine Königskrone sandte, der Magyare Stephan durch P. Sylvester eine Königskrone erlangte, von dem Polenkönige nicht zu reden, warum sollte nicht auch in dem vom deutschen Reiche kirchlich getrennten Mähren, sobald auf diesen Grund auch die politische Trennung siegreich erfolgt war, eine päpstliche Königskrone das Gebäude krönen? Ist doch bereits von König Swatopluk die Rede. Nun hatte aber die neue Organisation der slavischen Kirche von Anfang den Nachtheil, daß sie im Gegensatze zu dem fürstlichen Cultus

1) Damit war das obenerwähnte carolingische Capitular von dem Papst sanctionirt. Was die Legende Cyrill in den Mund gelegt, erweist sich umgekehrt als päpstlicher Ausspruch.

der Karolinger war, den auch unter den Slaven herrschenden Traditionen des großen Karl und seinen Nachfolgern nicht entsprach. Der lateinische Ritus war der Ritus des königlichen und kaiserlichen Hofes und wer es diesem gleich thun wollte, durfte nicht zu dem Volksritus herabsteigen, den Method einführte. Dieses Moment, das so ganz übersehen wird, war von großer Bedeutung und diese nahm noch durch den Umstand zu, daß ja im Schoße des neuen Episcopates keine Einheit war. Der Bischof von Neitra blieb bei dem lateinischen Ritus, Swatopluk und seine Richter wie es scheint, nicht minder und der slavische Gottesdienst litt durch die lateinische Verkündigung des Evangeliums, welche auf einen höher berechtigten Ritus hinwies, vor dem sich der slavische beugen mußte.

Die Bischöfe des Salzburger Sprengels schienen aber die dem ostfränkischen Reiche aus diesen Verfügungen drohende Gefahr wohl erkannt zu haben und hielten um so fester daran, daß „die Slaven im Osten" Theile des deutschen Reiches seien. Die Tschechen aber arbeiteten ihnen in dieser Beziehung im J. 895 selbst in die Hände.

Wenn nun von allen Forschern darauf hingewiesen wird, daß erst der Streit mit dem deutschen Episcopate, der die erste Zeit der Wirksamkeit Methods nach seiner ersten Rückkehr aus Rom 869 –873 erfüllte, dann der erneute Streit und zwar um seine Rechtgläubigkeit und die Bedingungen und Cautelen des slavischen Gottesdienstes, die eine zweite Reise nach Rom 879 – 880 zur Folge hatten; endlich die großen Kriege Rastislavs und Swatopluks mit dem ostfränkischen Reiche eine ununterbrochene und gesegnete Thätigkeit Methods in Mähren nicht aufkommen ließen, so steht doch die Thatsache fest, daß seine Wirksamkeit unter den Kroaten und den Slaven am Küstenlande ungleich größer gewesen sein muß, da ihre Spuren noch heutigen Tages sichtbar sind. Wir können bei dem Mangel an Quellen auch hier die Jahre nicht angeben, wohl aber mit Bestimmtheit sagen, daß für eine Wirksamkeit nach dem Norden über Mähren hinaus in dem Rahmen der Chronologie kein Raum vorhanden ist, sondern im Gegentheile Pflicht und Beruf ihn stets nach dem Süden drängten, wo keine Conflicte stattfanden. Und wenn nichts desto weniger auf angebliche Gründungen Methods in Mähren in den Jahren nach 873 hingewiesen wird, so muß ich schon hier mich auf das Zeugniß des gelehrten Abtes Dudik berufen, der geradezu sagt, daß, aus den eilf Jahren von 874—885, in welche seine größte Wirksamkeit als Erzbischof fallen mußte und fiel,[1]) nicht ein einziges

1) Allg. Geschichte Mährens I. p. 227 Ginzels Darstellung S. 89 n. 14. 15 läßt sich dagegen nicht behaupten.

bewährtes Zeugniß seiner kirchlichen Thätigkeit auf unsere Zeit kam.

Wir wissen nicht, was er in dieser Zeit in Mähren, nicht was er in Pannonien that,[1]) geschweige, daß er, wie eine Legende sagt, nach Constantinopel ging.[2]) Da ist dann freilich ein weites Feld eröffnet für Hypothesen aller Art und wenn ihn nichtsdestoweniger Historiker nach Belieben dahin oder dorthin reisen lassen, so mögen sie ihm auch die Fahrgelegenheiten zahlen! Es ist eine Nachricht vorhanden, daß er zuletzt aus Karentanien vertrieben, sich nach Mähren wandte.[3]) Wir kennen aber so wenig als den Namen seines bischöflichen Sitzes so den des Ortes, wo er starb, wohl aber, daß der Haß der deutschen Bischöfe, welche in ihm die Ursache erblickten, warum der mährische und pannonische Theil ihrer Sprengel ihnen entzogen wurde, mit den Jahren eher zu als abnahm. Es war ihm nicht gelungen, in seiner Erzdiöcese den slavischen Ritus zum herrschenden, zum einzigen zu erheben; er hatte weder Pannonien noch viel weniger Mähren kirchlich geeinigt, im Gegentheile es war ein Dualismus geschaffen, der das von Konstantin wie von ihm begonnene Werk schon bei seinen Lebzeiten untergrub. Wieder ist es ein Brief P. Johanns VIII., der uns hierüber belehrt (23. März 881).[4]) Es ist ein Trostschreiben über die Widerwärtigkeiten, die den Erzbischof betroffen und von welchen dieser dem Papste Mittheilung gemacht hatte. Es enthält zugleich die Erklärung, daß der Papst an den Fürsten Swatopluk keine anderen Briefe geschrieben habe als jene, in welchen er ihn der Rechtgläubigkeit des Erzbischofs versicherte und ebenso wenig habe er dem Bischofe (Wiching?), von dem Method geschrieben, offen oder in geheim einen Auftrag gegeben, geschweige ihm den Schwur (des Stillschweigens) abgenommen. Der Erzbischof möge daher jedes Bedenken aufgeben. Was aber die großen Vergehen betreffe, welche gegen ihn stattgefunden und die der ungenannte Bischof sich gegen sein Amt erlaubt, so werde der Papst, sobald Method (nach Rom) zurückgekehrt sei, beide Theile vernehmen und die Sache so gut zu Ende führen, daß fremde Verwegenheit dem Gerichte nicht entgehe. Der Brief, der schließlich den Erzbischof tröstet, wirft ein Licht auf Zer-

1) Wann soll er aber in Pannonien gewesen sein, wenn nicht in dieser Zeit?!

2) Auch die Vollendung der Bibelübersetzung wird ihm zugeschrieben. Je weniger man Sicheres von ihm weiß, desto mehr bemühte sich die griechische Legende des hl. Clemens ihm Thaten anzudichten.

3) Tandem fugatus a Karentanis partibus intravit Moraviam ibique quievit. De conversione Carentanorum.

4) Codex p. 62.

würfnisse, die er mehr andeutet als erörtert, die aber eine neue Romreise benöthigten. Es ist das letzte echte Document, das wir über die Wirksamkeit Methods besitzen. P. Johann starb 882, zwei Jahre später sein Nachfolger Marinus und nun ward wohl von Stefan VI., der auf Marinus folgte, ein Schreiben an den König Zwentopolk bekannt gemacht, in welchem Method des Aberglaubens und der Streitsucht, ja selbst des Meineides beschuldigt wird, da er über dem Körper des heil. Petrus geschworen, Messe und Gottesdienst nicht in slavischer Sprache zu halten und doch es thue. Wiching habe sich, obwohl von Method mit dem Anathem belegt, in Rom gerechtfertigt. Der Papst befiehlt endlich dem König Swatopluk die ungehorsamen und Aergerniß gebenden aus seinem Reiche zu vertreiben.

Gerade das letztere dürfte abgesehen von den vielen Gründen, die der gelehrte Verfasser des Lebens des Patriarchen Photius als Beweise der Unechtheit dieses Schreibens P. Stephans anführte, später zur Rechtfertigung des gewaltsamen Vorgehens gegen die Schüler Methods dienen, die 200 an der Zahl Swatopluk nach dem Tode des Erzbischofes aus Mähren vertrieb. Die unverholen feindselige Haltung Swatopluks, der weit entfernt dem großartigen Plane Adrians II. gemäß, dem slavischen Interesse, Vorschub zu leisten, dem lateinischen Ritus der ostfränkischen König huldigte, war nicht geeignet, Method den Aufenthalt in einer Herzogsburg genehm zu machen, in welcher die slavische Sprache nur zur Erbauung einfältiger Leute gebraucht werden sollte.[1]) Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Hauptkirche, in welcher er starb, die einst von Salzburger Handwerkern in der Sumpfstadt erbaute war, er hier am 6. Juli 885 sein Leben beschloß. Sein Werk endigte in Mähren mit ihm. Seine Schüler zerstreuten sich;[2]) die nach Bulgarien flüchteten, verfielen dem Schisma. Mähren selbst anstatt der Mittelpunkt einer großen christlichen Slavenmacht, ein slavischer Zwischenstaat zwischen dem ostfränkischen und romäischen Reiche zu werden ging im Magyarensturme wie in einer Versenkung unter. Die Bestrebungen des römischen Stuhles, das Erzbisthum aufrecht zu erhalten — aber nicht Gorazds, dem von Method zum Nachfolger bezeichneten, die erzbischöfliche Würde zukommen zu lassen, fanden, als Volk und Reich verschwanden keine Basis mehr; im Anfange des X. Jahrhundertes gab es auch in ganz

1) Ad simplicis populi et non intelligentis aedificationem. Angebliches Schreiben P. Stephans VI.

2) Daß Einzelne auch nach Böhmen kamen, wird Niemand bestreiten wollen. Gerade jetzt wäre der richtige Moment gewesen, wenn Method der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen gewesen wäre, einen seiner Schüler zum Bischofe zu erhalten. Aber auch hievon keine Spur.

Pannonien nicht eine christliche Kirche mehr. Das Andenken Methods ward nur noch in Bulgarien gefeiert, wohin sich seine Schüler gewendet. Es dauerte nicht lange und es hieß in Dalmatien, er habe die gothischen Buchstaben erfunden. Er habe viel Lügenhaftes in slavischer Sprache geschrieben, er sei ein Häretiker. Jahrhunderte verstrichen, ohne daß man seiner gedachte. Er verdiente ein besseres Schicksal.

§. 6. Methodios oder Emmeran von Regensburg.

Die Traditionen der mährischen Fürsten knüpften an eine Zeit an, in welcher ihr Land, das ja nach Pannonien reichte, dem römischen Stuhle oder wie sie sich ausdrükten, dem hl. Petrus unterworfen war. Diese Traditionen, an welchen die Päpste festhielten, führten, wie wir gesehen haben, zu der Begründung eines eigenen Erzbisthums Mähren-Pannonien und zur Trennung dieser Länder von dem Erzbisthume Salzburg; wie wir gleichfalls gesehen haben, zu einem Conflicte mit dem lateinischen Ritus des ostfränkischen Reiches, bei welchem sich der mächtigste Fürst der Mähren auf die Seite der Gegner seines Erzbischofes stellte.

Die Traditionen der Mähren waren aber nicht die Traditionen der Boemannen d. h. der verschiedenen Stämme derselben, deren Namen und Wohnsitze noch 1086 urkundlich unterschieden werden. Unter ihnen findet sich keine Spur von ähnlichen Traditionen vor. Wohl aber heißt es, als es sich um die Begründung eines eigenen Bisthums handelt, und das Kloster S. Georg für Benedictinerinen begründet wurde, das solle nicht geschehen nach dem Ritus oder der Secte des bulgarischen oder russischen Volkes oder der slavischen Sprache.[1]) Nicht blos, daß sich der Name des Abtes Emmeran in Böhmen vorfindet, Boleslav I. läßt sogar seinen Sohn Strachkwas in der Abtei des hl. Emmeran in Regensburg erziehen und wenn der im Jahre 1125 verstorbene Chronist Cosmas von Prag von der Taufe der 14 böhmischen Herzoge in Regensburg nichts berichtet, so ist dies nur ein neuer Beweis der vielfachen Unzuverlässigkeit jenes Schriftstellers des XII. Jahrhundertes, dem von Franz Palacký, in dessen erster und bester Schrift, der Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber, eine so herbe Zurechtweisung sowohl in Betreff dessen was er verschwieg, als was er sagte, zu Theil geworden ist.

Nichtsdestoweniger soll eine Angabe eben dieses so unzuverlässigen Chronisten des XII. Jahrhundertes, der 240 Jahre nach Method starb, nicht blos allgemeine Geltung verdienen, sondern auch die Ansicht be-

1) Cosmas ad a. 967.

stätigen, daß Method der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen gewesen sei.

Sie ist uns in zweifacher Form, jedesmal zum Jahre 894 überliefert. Einmal versichert Cosmas, es sei in diesem Jahre H. Bořiwoy getauft worden (anno dominicae incarnationis 894 Boriwoý baptizatus est primus dux (Boemorum) sanctae fidei catholicae, was ein Cosmas ganz gut sagen konnte, da er von den Vorgängen des J. 845 absolut nichts weiß oder nichts sagen wollte. Dabei ist ihm aber die Unannehmlichkeit widerfahren, das Jahr 894 anzugeben, in welchem Bořiwoy nicht mehr lebte, wodurch von selbst die Nachricht sich als irrig und unzuverlässig darstellt. Das hindert aber Cosmas nicht, nochmal auf die Sache zurückzukommen und wieder zum Jahre 894 anzugeben, Bořiwoy sei in diesem Jahre von dem ehrwürdigen Bischof Method in Mähren getauft worden. (Hostivit genuit Boriwoy qui primus dux baptizatus est a venerabili Metodio episcopo in Moravia 894.) Nicht genug also, daß Bořiwoy damals nicht mehr lebte, auch Method, nicht Bischof, sondern Erzbischof, war damals und zwar seit 9 Jahren todt; ein Beweis der Leichtfertigkeit oder Unwissenheit des Cosmas, die alles Maß übersteigt. Ein Todter hätte somit einen Todten getauft. Aber das bringt Cosmas in keine Verlegenheit. Er könnte Näheres berichten, will es aber nicht, weil es schon von Andern berichtet worden wie das Christenthum in Böhmen zugenommen. Ausdrücklich aber sagt er, die Taufe sei geschehen in der Zeit Kaiser Arnulfs[1]) und des Mährenkönigs Zwatopolk 894. Es war nun bisher das erste Erforderniß historischer Kritik, namentlich bei Angaben, die sich nur bei einem einzigen und späteren Schriftsteller vorfinden, sich in Betreff der Zuverlässigkeit des Gewährsmannes, ob er Zeitgenosse war, welchen Glauben er verdiene, ins Reine zu setzen; nicht minder die Angabe der Zeit, des Ortes und der Personen zu erörtern. Nun wird Cosmas gerade von denjenigen, welche ihm in Betreff der widerspruchvollen Angabe folgen zu müssen glauben, als höchst unzuverlässig bezeichnet und während er selbst die Zeit Kaiser Arnulfs und des Königs Swatopluk angab, vereinigen sich die Commentatoren beinahe sämmtlich darin, daß dieses zum J. 894 erzählte angebliche Factum, wenn überhaupt, in einem anderen Jahre statt gefunden haben müsse; Wir haben aber mindestens 10 verschiedene Hypothesen in Betreff des Jahres, wobei die Commentatoren nicht bemerkt zu haben schienen, wie sehr sie die Glaubwürdigkeit der Angabe selbst untergraben, wenn sie die zum J. 894 und unter Kaiser Arnulf und König Swa-

1) Arnulf wurde aber erst am 27. Febr. 896 Kaiser.

topluk angeführte Thatsache als so absolut unmöglich, in ein anderes Jahr versetzen, selbst aber sich dabei in zehn, wo nicht in mehrere Widersprüche verwickeln. Die einfachste Kritik würde unter diesen Verhältnissen gar nichts Anderes verlangen, als die drei- und vierfach irrige Angabe eines späten und nachgewiesener Maßen unzuverlässigen Schriftstellers, welche für sich allein dasteht und in Betreff der Zeit und der angeführten Personen von allen Forschern zugegebene handgreifliche Irrthümer enthält, von keinem Zeitgenossen bestätiget wird, einfach als eine Fabel, als eine der vielen Unzuverlässigkeiten des Cosmas anzusehen und mit Stillschweigen zu begraben.

Leider haben ganz unwissenschaftliche Motive, auf welche näher einzugehen ich mich nicht berufen fühle, es gerathener erscheinen lassen, den Weg der Logik und der Kritik zu verlassen und einen anderen, höchst gewagten einzuschlagen, der von Hypothese zu Hypothese führend, mit jeder zu neuen Phantasiegebilden anwachsend, zuletzt aus dem Erzbischofe von Mähren und Pannonien geradezu einen Apostel Böhmens entstehen ließ, als ob die Doppeldiöcese, welche der römische Stuhl ihm genau angewiesen und die Zerwürfnisse, die daraus entstanden, ihm nicht hinreichende Beschäftigung gegeben und seinen Wirkungskreis nicht canonisch beschränkt hätten!

Der eigentliche Urheber dieser historischen Extravaganz, die jetzt zu einer Art von nationalem Evangelium geworden ist, ist aber derselbe Gelehrte, welcher am schärfsten die Unzuverlässigkeit des Cosmas hervorhob. Dieses sein eigenes wissenschaftliches Verdienst in Frage stellend, behauptet er nicht blos die Taufe Boriwoys als sichere Thatsache, sondern führt auch aus, daß „trotz dem Schweigen der ältesten Quellen es nicht zu bezweifeln sei, (?) daß Method selbst nach Böhmen kam — um das so glücklich begonnene Werk der Heidenbekehrung mit Wort und That zu fördern. Oder sollte der apostolische Mann, der den größten Theil seines Lebens in Reisen zur Verbreitung des Christenthums zubrachte, nur die kurze und gefahrlose Fahrt aus Mähren nach Böhmen gescheut haben, um sich des Gedeihens der von ihm selbst gepflanzten ersten Keime des Heiles bei einem zahlreichen Volke zu versichern?! [1]) Kurz vorher führte derselbe Gelehrte an, daß seit 845 ein großer Theil der Tschechen und darunter einige der mächtigsten Fürsten des Landes das Christenthum angenommen hatten. Diese Bekehrung fand jedoch unabhängig von Method und jedenfalls lange vor einer seiner imaginären Fahrten nach

1) Gesch. Böhmens I., S. 136. Vergl. Ginzel. S. 36 n.

Böhmen statt. Dann wird das Jahr 871 als die Epoche der Taufe Borîwoys bezeichnet, was ganz unmöglich ist, und hinzugefügt: Ob der Taufact in Böhmen oder in Mähren stattgefunden habe — Cosmas sagt aber ausdrücklich in Moravia — muß unentschieden bleiben! Offenbar war es die nur anfänglich nicht klar genug ausgedrückte Meinung Palackys, daß Method damals zum ersten Male und später um sich zu überzeugen, ob der von ihm in Böhmen (!) ausgestreute Samen aufgegangen sei, zum zweiten Male nach Böhmen kam. Da aber die Quellen für das erste Mal so wenig vorhanden sind als für das zweite Mal, müssen wir eigentlich froh sein, daß der böhmische Historiograph nicht auch von einer dritten oder vierten Fahrt oder gar vom bleibenden Aufenthalte Methods in Böhmen berichtete! Das ist selbst noch etwas stärker als die Entdeckung von dem böhmischen Gegenpapste in den Tagen P. Innocenz IV., der auch so lange gläubig zugestimmt wurde, — in Prag, London und St. Petersburg, — bis ich in den Mittheilungen des deutsch-historischen Vereines[1]) bewiesen, daß der fragliche Gegenpapst in Bosnien aufgestellt worden war. Wundern wir uns, wenn, nachdem der Historiograph aus eigener Vollmacht, wo die Quellen schweigen, angibt, was sie hätten berichten sollen, und weil er es so für gut hält, annimmt und berichtet, die Epigonen — jedenfalls mit gleichem Rechte — Method zum eigentlichen Begründer des Christenthums in Böhmen erhoben?!

Man kann, wenn alle Regeln der Kritik beseitigt werden, sehr Eigenthümliches und selbst Widersinniges behaupten; aber man kann zuletzt der Kritik, für welche der Satz: er hat es gesagt, also muß es so sein, nicht gilt, doch nicht entgehen.

Viel vorsichtiger als der Historiograph Böhmens behandelte der von Mähren die heikele Controverse, obwohl man gerade bei diesem (Abt Dudik) eher eine Vorliebe für die unbedingte Anerkennung der von Cosmas so seltsam zusammengestellten Angabe erwarten sollte. Er bezeichnet sie als ein zwar bestrittenes, aber noch nicht entkräftetes Factum,[2]) das er aber selbst in jene Zeit versetzt, aus welcher, wie er früher gestand, wir über Methods kirchlicher Thätigkeit auch nicht ein einziges bewährtes Zeugniß besitzen,[3]) zwischen 878 und 880.

„Obwohl er Kirchen und Altäre geweiht und für selbe Consecrations-„briefe verfaßt haben mußte, diese Kirchen und Altäre bestiftet und beschenkt

1) VII. Heft 5. 6. Höfler, Kritische Wanderungen durch die böhmische Geschichte I. Palacky's böhmischer Gegenpapst vom Jahre 1244.
2) S. 271.
3) S. 227.

„worden sein mußten, was Donationsurkunden verschiedener Art zur Folge „hatte, so besitzen wir nichts von Alle dem; selbst das populär „gewordene Factum, daß Böhmens Herzog Bořiwoy an Swatopluks Hofe „(Cosmas sagt: in Moravia) durch Method getauft wurde, selbst „dieses Factum (?) unterliegt einigen, nicht ganz zu lösenden „Schwierigkeiten, ja sogar das Andenken an unseren heiligen „Apostel war bis zum XIV. Jahrh. in Mähren und Böhmen so „gut wie verschwunden." Er kommt dann in der Note I. S. 230 zum dritten Male auf diesen Gegenstand zurück und sagt: Daß überhaupt Bořiwoy durch den hl. Method getauft wurde, steht wohl mit Hinsicht auf Cosmas fest (d. h. behauptet Cosmas). „Die Hauptschwierigkeit beruht „aber in der Festsetzung der Zeit, wann die Taufe stattfand. Cosmas, die „älteste Quelle über dieses Factum (?), nimmt das Jahr 894 an, welches „jedoch, da damals weder Method noch Bořiwoy mehr am Leben waren, „gewiß unrichtig ist." Ich entscheide mich, fügt der gelehrte Historiograph Mährens hinzu — wenn überhaupt das ganze Factum zugegeben werden kann, für das Jahr 878—880. — Aber gerade in diesen Jahren befand sich Method theils in Rom theils in den größten Zerwürfnissen mit Swatopluk, an dessen Hofe angeblich — wie eine Legende meint — gleich nach dem Essen, ohne Unterricht und Vorbereitung, Method den Bořiwoy — natürlich erst 894, getauft haben soll!

Es ist unnöthig, ein Wort mehr darüber zu verlieren. Wer noch auf das Zeugniß des Cosmas die Taufe Bořiwoys annimmt, wird kaum dem Verdicte entgehen können, daß er dadurch auf die Berechtigung verzichte, in strittigen historischen Dingen, wo Kritik und Logik allein entscheiden, gehört zu werden. Es sei mir gestattet, ehe ich fortfahre, hier einige Momente aus der Geschichte Regensburgs im IX. Jahrhunderte hervorzuheben.

Wenn auch das ostfränkische Erzbisthum in Salzburg seinen Sitz hatte, so war der Mittelpunkt der politischen Bewegung der alte agilolfingische Herrschersitz Regensburg, nicht mehr eine herzogliche Residenz, sondern eine königliche, „ein Mittelpunkt, wie ihn die anderen Stämme enbehrten.[1]) Hier baute K. Karls Enkel Ludwig der Deutsche eine Marienkapelle nach dem Muster der Aachener; hier hielt er 861 eine Reichsversammlung, nahm er 865 eine Reichstheilung vor. Hier erhielt schon früher der Slavenfürst Pribina seinen karentanischen Besitz (Zalavar) zum freien Eigenthum. Hier wurde selbst Erzbischof Theotmar von Salzburg 874 consecrirt. Barfuß zog K. Ludwig der Deutsche mit der Procession durch die Stadt zum Grabe des heiligen

1) Dümmler I. S. 21.

Emmeran. Frömmigkeit und Macht, antike Herrlichkeit und das königliche Ansehen der Karolinger vereinigten sich, Regensburg zur Metropole Ostdeutschlands zu machen, zum Mittelpunkte aller kriegerischen und friedlichen Bestrebungen, um auf die Slaven einzuwirken. Hieher kamen die zahlreichen Gesandtschaften slavischer Volksstämme, die den Karolingern Contingente zu ihren Römerzügen stellten.[1] Feierte K. Arnulf daselbst Weihnachten, so kamen mit Ostfranken, Sachsen, Thüringen und Alemannen auch in großer Zahl Slaven hin.[2] Hieher wurden die Siegeszeichen aus der großen Normannenschlacht an der Dyle[3] 891 gebracht. Namentlich aber wuchs unter K. Arnulf die Verehrung des hl. Emmeran, dem der König 893 seine Rettung gegen Swatopluk zuschrieb.[4] Hier erfuhr er, siegreich aus Italien zurückgekehrt, den Tod dieses seines mächtigen Feindes, den Bischof Wiching bereits verlassen hatte, um in K. Arnulfs Dienste zu treten. Wie in den Tagen Karls des Großen das fränkische Reich auf seinen Kaiser als den Hort des Glaubens blickte, schaute jetzt das Reich auf den „weisesten Fürsten", den frommen Vertheidiger der Kirche, K. Arnulf, wie er auf der Synode von Tribur 895 hieß. Als Aspert Bischof von Regensburg und Kanzler K. Arnulfs starb, erlangte seinen Einfluß und seine Stellung der vertriebene Bischof Wiching von Neitra.[5] Es ist dadurch ein weites Feld für historische Combinationen eröffnet. Wir beschränken uns auf die Thatsache hinzuweisen, daß, als K. Arnulf Mitte Juli 895 die Reichsversammlung zu Regensburg hielt, „aus Sclavania alle Herzoge der Boemannen, welche einst Swatopluk aus der Verbindung und der Macht des Bajoarischen Volkes mit Gewalt herausgerissen, zu dem Könige kamen und sich diesem unterwarfen."[6] War, solange die Uebermacht Swatopluks über die tschechischen Herzoge dauerte, auch eine politische Trennung erfolgt, die kirchliche Eintracht mit Bajuarien bestand sicher seit 845 durch die Bekehrten selbst. Jetzt, ein Jahr nach der angeblichen Taufe Bořiwhos, 895 war sie vom ganzen Volke angenommen. Das Jahr 845 hatte über die christliche Zukunft Böhmens für immer entschieden.

---

1) Z. B. 877 K. Karlmann.

2) Magna parte Slavanorum. Ann. Fuld. 888.

3) 1. Nov. 891. In diesem Jahre erfolgte auch die große Feuersbrunst, die die Stadt in Asche legte.

4) Speciali tuo patrono Emmerammo pro gratiarum actione contulit totum palatii ornatum. Arnoldus de Emmeranno. Script. IV 551.

5) Dümmler, Gesch. II. S. 401.

6) Dümmler II. S. 411 macht hiebei aufmerksam, daß Palacky willkürlich den Namen des zweiten böhmischen Herzogs Wityla in Wrastislav änderte (n. 58.)

Die Stellung des Bischofs von Regensburg war unter den wechselnden Verhältnissen immer die gleiche. Sie war eine gegebene, ob nun ein oder alle böhmischen Herzoge nach Regensburg zogen. Er war ostfränkischer Reichsbischof und schloß sich als solcher an die Proteste des Salzburger Erzbisthums an, in wie ferne das Reichsrecht durch päpstliche Verfügung gekränkt, die kirchliche Ordnung durch eine eingedrungene verletzt schien. Allein nirgends findet sich ein Protest gegen Eingriffe Methods in seine eigenen Diöcesanrechte, während der Bischof von Passau wiederholt Klage auf Klage stellt wegen Verletzung seiner Diöcesanrechte und daß seine Diöcese zuletzt fünffach getheilt werden sollte.

Man vergißt gänzlich, daß dieses Schweigen sehr beredt ist. Method hat sich in die böhmischen Diöcesanverhältnisse nicht eingemischt, er ist nicht nach Böhmen gekommen, er hat dem Bischofe von Regensburg in Betreff Böhmens keinen Grund zur Klage gegeben. Nur in Betreff der Rechtgläubigkeit des unbekannten Griechen und seines Eindringens in Mähren-Karentanien, in den Passauer und Salzburger Sprengel, schließt er sich an die Klagen seiner Mitbischöfe an.

Nun haben wir aber noch eine andere und sehr wichtige Frage zu beantworten. Wissen wir denn gar nichts von dem Unterrichte, den die Beheimer erhielten, ehe sie zur Taufe, sei es in Regensburg, sei es in ihrer Heimat zugelassen wurden? Welches war ihre Glaubens-, welches ihre Sittenlehre? Können wir darüber Aufschlüsse geben und weisen diese auf Method hin? Die Antwort ist entscheidend. Sie lautet: „alle unsere Traditionen, ob kirchliche, ob herzogliche und somit přemyslidische, weisen auf deutsche Glaubensboten, nicht eine auf Method hin.“ Wir besitzen aber in dieser Beziehung die unverwerflichsten Zeugnisse, die man freilich, wenn man es über sich bringen kann, ignoriren mag, die aber für wahrheitliebende Leute überzeugend sprechen. — Das erste ist dem Homiliar des Prager Bischofs aus dem eilften Jahrhundert entnommen, das ich vor einem Vierteljahrhunderte auffand und in den Sitzungsberichten der kais. Akademie 1861 besprach und das dann Dr. Hecht in Prag mit einem lehrreichen Commentar herausgab.[1]) Die Quelle ist authentisch. Spricht sich der Bischof, welcher die Traditionen der Prager Kirche und des Christenthums in Böhmen sammelte und niederschrieb, für Method aus, so ist jede Discussion unnöthig und abgethan. Spricht er sich nicht für ihn aus, übergeht er ihn mit

1) Saec. XII. ist hiebei ein lapsus calami.

Stillschweigen, so ist die Wucht dieses Argumentes auch unwiderstehlich. Folgen wir ihm.

Das Homiliar enthält nun zwei für unsere Erörterung höchst merkwürdige Momente. Zuerst die Anleitung, wie bei der Bekehrung der Tschechen verfahren werden sollte; was bei der Taufe abzuschwören, was zu glauben, was zu üben ist, die Glaubens- und die Sittenlehre für die Neubekehrten. Es ist das somit die Grundlage der Bekehrung, das Symbolum, das im christlichen Böhmen angewendet wurde und zwar nicht etwa das der Apostel der Slaven, sondern des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, wie Jedermann sich aus der Homilie mit der Ueberschrift ammonitio sive praedicatio S. Bonifacii episcopi de abrenuntiatione baptismatis — der Absagung bei der Taufe — überzeugen kann.[1])

Nicht ein Formular Methods, nicht die Glaubens- oder Sittenlehre der Thessalonicenser wurde in Böhmen zu Grunde gelegt, sondern die im ostfränkischen Reiche angenommene Anweisung des heiligen Bonifatius, darnach wurden die Tschechen getauft. Das zweite ist folgendes

Wir haben wiederholt auf die Bedeutung der Abtei St. Emmeran in Regensburg hingewiesen. Hier ist der Ort, um anzuführen, daß statt Method's der im J. 652 als Märtyrer verstorbene Bischof Emmeran in der Prager bischöflichen Kirche als Patron Böhmens, als heiligster Vater[2]) und Fürsprecher, als unser Emmeran bezeichnet und verehrt wurde. Er war ein Zeitgenosse des Wendenkönigs Samo (des Franken) und befand sich eben auf der Fahrt zu den Avaren, um diesen das Christenthum zu predigen, als Herzog Theodo I. von Bajuarien — der Agilolfinger — zur Bekehrung der Heiden ihn in Regensburg zurückhielt. Man kann freilich versuchen, auch die in der Prager Kirche gebrauchten Ausdrücke Sanctissimus pater et protector noster, praeclarus et pius praedicator etc., der herrliche und fromme Verkündiger des Wortes Gottes, der uns von den Irrthümern des Heidenthums wegzuführen sich gewürdigt hat — auch so lange zu deuteln und zu düpfeln, bis das Entgegengesetzte heraus kommt. — So lange aber noch eine Wahrheitsliebe vorhanden ist, man der wissenschaftlichen Kritik nicht ganz entsagt, bleibt die Thatsache unanfechtbar, daß die Prager Kirche und die Prager Bischöfe den hl. Emmeran als den Verkündiger des Christenthums, als den Patron und Protector Böhmens verehrten und nicht Method.

---

1) Haec est fides quae paucis verbis tenenda in symbolo novellis christiani datur. S. 66.

2) S. 50.

Dazu gesellt sich aber noch ein schwerwiegendes Moment.

Das herzoglich přemyslidische Kloster St. Georg auf dem Hradschin, welches nach seinen ältesten Aufzeichnungen den Vater des hl. Wenzel als fundator primus canonicorum et matronarum hujus ecclesiae und Boleslaw den Frommen als zweiten Fundator anführt[1]), gewährt ganz überraschende Aufschlüsse über diejenigen Heiligen, die von Seiten der herzoglichen Familie verehrt wurden. Da möchte man doch vor Allem vermuthen, daß in den Calendarien, welche handschriftlich auf uns kamen, in den Codices, die sich auf die Aebtissin Kunigundis, † 1321, die Tochter Ottakars II., beziehen, irgend eine Andeutung in Betreff Methods und Cyrills, namentlich in Betreff der Taufe Bořivoys durch Method vorkomme. Die hl. Ludmilla nnd ihre translatio ist erwähnt, der hl. Wenzel, Adalbert und Prokop. Erst ganz spät hat eine Hand des XVI. Jahrhundertes mit unverkennbaren Zügen dieser Zeit und einer ganz anderen Tinte Cyrill und Method hineingeklext. Mit den unverkennbaren alten und gleichmäßigen Zügen der früheren Jahrhunderte finden sich aber im Calendar, sowie in den älteren Litanien fast alle Heiligen aufgezeichnet, die sich an dem großen Missionswerke des VIII. und IX. Jahrhunderts, ja auch noch der früheren Zeit betheiligt, an ihrer Spitze S. Emeranus episcopus et martyr, Sanctus Bonifacius und zwar Letzter einmal für sich und ein zweitesmal mit seinen von den Friesen erschlagenen Gefährten. Noch mehr. Er folgt in den Litaneien, welche durch ihre große Einfachheit ihr hohes Alter beurkunden, unmittelbar nach den ersten Päpsten Linus, Cletus und Clemens; der hl. Emeranus gleich nach Sixtus, Cornelius, Cyprianus und Blasius, und das ihm gewidmete Gebet war dasselbe wie das zum hl. Clemens, dessen Cultus unabhängig von Cyrill oder Method dasteht, und auch der späteste unter den Codices S. Georgii enthält noch die ganze Oratio an ihn und die Worte, die er sterbend geäußert.[2]) Es ist merkwürdig, daß noch Niemand aufmerksam machte, welch eigenthümlicher Eindruck hervorgerufen wird, wenn am Grabe der hl. Ludmilla, die auf Befehl ihrer Schwiegertochter Drahomira ihr Leben verlor, Jahr für Jahr und Tag für Tag der ganze Verein deutscher Heiliger angerufen wurde, Martin von Tours und Gothart von Altaich, Willibald von Eichstätt, Kilian von Würzburg, Magnus von Füßen, Corbinian von Freising, der Bischof und Märtyrer Emmeran von Regensburg, Bonifatius ohnehin, Wolfgang von Regensburg und Pirmin (episcopus et confessor), der Freund und

1) Cod. Univ Prag. XII. D. und XII G. 20.

2) De. S. Emerano oratio et de S. Clemente.

Meister Wynfriths, Willibrot der Apostel der Friesen, die Aebte Othmar und Columban, Gangolf, dessen Andenken in der Twr, der slavischen Vorstadt Bambergs (der Turstadt), noch heutigen Tags verehrt wird, und St. Valentin, Ulrich der Bischof von Augsburg und St. Goar von Cöln, Rupert von Salzburg, St. Gallus und die hl. Afra von Augsburg wie die alemannische Odilia und Walpurgis von Eichstätt. In dem einen Codex, dessen Anfang in das XII. Jahrhundert reicht, fanden sich zu den ersten 9 Psalmen altdeutsche Glossen von zierlicher, ich möchte glauben, weiblicher Hand [1])

Es sind hier zwei christliche Weltalter miteinander verknüpft, das urchristliche apostolische mit Kirchenvätern und den ältesten Ordensstiftern der gemeinsamen Kirche, und die germanisch christliche Welt die sich auf slavischem Grund und Boden wiedergefunden hat und sich ebenbürtig an die erste anreiht. Da ist kein Platz für die beiden Griechen aus Thessalonike und wenn sie nichtsdestoweniger hineingeschrieben wurden so ist das ein aufdringlicher Versuch, eine ungeeignete Störung durch eine Hand, die sich nicht einmal die Mühe gab, die Schrift der früheren Jahrhunderte nachzuahmen und durch ihre dreiste Plumpheit auffällt. Alles trägt den vollen Stempel des Sieges deutscher Bemühungen, die Tschechen den

1) Cod. Univ. Prag. XIII. E. 14. d. membr. mit Miniaturen. Saec. XIV.

Psalterium

1. Beatus vir.
   Dīsen salm̄ David tihte
   damit er daz goth dienst rîhte·
2. Quare fremuerunt gentes.
   Den salm̄ sprich vber rôbaere
   und vber dîebe, daz si got
   vervvandele.
3. Beati sunt.
   Diesen salm̄ sprich ob dir
   îemen mit gewalte din gṽt nême.
4. Cum invocarem.
   Disen salm̄ sprich so dîu
   den nivven mânen séhest.
5. Verba tua
   disen salm̄ sprich dn sêlen.
6. Domine ne in furore
   den sprîch den sîechen.
7. Domine Deus meus
   den sprich dinem wertlichen
   friont daz in got dvrh
   siner mârter êve von sinen
   svnden bechêre.
8. Domine Deus noster
   daz dir niht gevverre an
   dinen wertlichen eren
   noh dhein vnlivnt so
   sprich die dri salm̄
   taegelichen
   domine deus noster in
   te speravi.
   Confitebor tih domine
   In domino confide
   So dy dih niderlegest
   so sprich domine quot
   multiplicati.

Confitebor (p. 14)
   Einem geweltigen manne
   din wâsch heiles in̄
   eren mit disem salme.

In domino confido (p. 20)
   Den sprich umbe die
   sele daz si got des
   helle — wizzes vberhêre.

erblichen Irrthum der Abgötterei zu entreißen. Es ist der Sieg des Kreuzes, wie er sich im neunten und zehnten Jahrhunderte durch die geistigen Eroberungen der kurz vorher noch als ungezähmt bezeichneten Germanen herausstellte, ein glorreiches Denkmal der älteren deutschen Geschichte und die freudigste Anerkennung erfolgreichster, von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzter Wirksamkeit.

Wir müssen, ehe wir zum Schlusse gelangen, noch einer Thatsache gedenken.

Die Handschriften, welche man bisher *nicht* zu befragen pflegte, liefern *noch* einen indirecten Beweis. P. Alexander II. (1061—1073), der Vorgänger P. Gregors VII., unterstellte die herzogliche Collegialkirche des Wissehrads, auf dem Hügel an der rechten Moldauseite, ehe sie nach Prag einlenkt, dem Schutze des hl. Petrus. Sie wird bei dieser Gelegenheit bezeichnet als sacrosancta ecclesia, als totius provinciae caput, als metropolis Bohemiae, als omnium terrae illius civitatum quasi mater et domina. Von einer mit so großen Prädicaten ausgerüsteten Kirche sollte man doch vermuthen, daß sie Traditionen zu bewahren wußte und welchen Nachdruck verlieh nicht ein von ihr stammendes Zeugniß für Methodius! Nun besitzen wir unter den Cymelien der Prager Universitätsbibliothek den berühmten Wyschehrader Codex, ein Perikopenbuch, das von Herzog Sobieslav um 1131 der sacrosancten Kirche, der Metropole, geschenkt wurde und sich durch eigenthümliche Miniaturen auszeichnet, von welchen ich aber auch eine ganz ähnliche in einem Codex von St. Georg fand. Zu den Sonn- und festtäglichen Evangelien gesellte sich daselbst auch das in nativitate S. Wenceslai zu gebrauchende und daneben von *allen Heiligen nur Einer*, der hl. *Martin von Tours*, Apostel der Gallofranken und hochverehrt von den Karolingern. Es findet sich auch hier, wie in den Calendarien von St. Georg von Method keine Spur! Wohl aber besitzt der Wissehrad von alten Zeiten her eine noch im Gebrauche stehende St. *Martinskirche*. Der Westen, wie der Osten *Deutschlands* und nicht der Orient wiesen Böhmen seine kirchliche Stellung an. „Wir finden in den ältesten Zeiten und so hoch hinauf unsere Quellen reichen, in Böhmen, in der böhmischen Kirche nur die in *Deutschland üblichen rituellen Formen* reproducirt," wie Dr. Hecht in der Einleitung zum Prager Homiliar unwiderlegt nachgewiesen hat. Wie wäre dieses denkbar, wenn Method wirklich der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen gewesen wäre? Wie hätte dann sein Andenken *für ein halbes Jahrtausend* abhanden kommen können?

§ 7. Der methodische Betrug.

Dem „Durchechter der Christenheit", wie man K. Karl IV. nannte, da er Alles veränderte, überallhin seine Neuerungen trug, dem großen Sammler von Reliquien, unter denen sich auch die Ruthe Aarons und der Stein befanden, von dem der Versucher verlangte, daß er in Brod umgewandelt werde, dem königlichen Verfasser von Homilien war es vorbehalten, der Welt mitzutheilen, „daß der hl. Hieronymus die hl. Schrift aus dem Hebräischen in das Latein und in das Slavonische übersetzt habe, woraus dann das Idiom des Königreichs Böhmen vorzugsweise seinen Ursprung genommen." Und als er nun das Kloster Emaus für den Cultus in der slavischen Sprache aus Ehrerbietung für den hl. Hieronymus neu begründete, bezeichnete er am 21. Nov. 1347 die jungfräuliche Mutter des Herrn, Hieronymus, Cirullus, Methudius, Adalbert und Procopius als Patrone von Böhmen.[1]) Am 15. Nov. 1350 aber gibt er noch eine Erläuterung, da er sagt, daß das Benedictinerkloster Emaus oder, wie er sich ausdrückt, monasterium sancti Jeronymi Slavorum ordinis S. Benedicti nove fundationis nostre mit dem Namen des heiligen Hieronymus und der anderen Patrone, nämlich Procopius, Adalbertus, Cirullus und Methudius geziert war.[2])

Es war dieses in der vorherrschend slavischen Periode Karls, in welcher er noch „von der Süßigkeit und Anmuth der slavischen Sprache[3]) wie berauscht erscheint." Man möchte glauben, er habe selbst Cirullus und Methudius für Slaven gehalten.

Es war wirklich ein etwas seltsames Unternehmen, nachdem Böhmen ein halbes Jahrtausend nichts davon gewußt, daß Cyrill und Methud das Christenthum daselbst begründet hätten und sie die Apostel Böhmens gewesen seien, mit einem Male mit dieser Kunde hervorzutreten, ein eigenes Officium für die Feier ihres Gedächtnisses zu veranstalten und damit mit einem Schlage das Andenken an jene verdienstvollen Männer zu beseitigen, deren bisher unbestrittenes Verdienst es war, Böhmen der Nacht des Heidenthums entrissen zu haben. Man mußte sich daher um historische Beweise umsehen, um der Zeit klar zu machen, warum man so lange sich um die neuentdeckten Apostel nicht gekümmert habe, und dann blieb noch immer übrig, den kühnen Sprung zu wagen und aus ihnen, deren Wirksamkeit doch notorisch

1) Pelzel, Urkb. n. 83.

2) Quorum vocabulo exstitit insignitum. Pelzel, Urkb. 94.

3) Natalis linguae dulci et suavi mansuetudine heißt es im Schreiben aus Eisenach. 18. Jan. 1349. l. c. n. 90.

jenem Mähren zugewandt war, das sie 500 Jahre vergessen hatte, Apostel der Böhmen und dann Patrone von Böhmen zu machen. War das Erste gelungen, so ergab sich das Zweite von selbst. Das Officium sorgte für beides.

Durchgehen wir die historische Auseinandersetzung, wie sie in den 8 Lectionen des Officiums vor uns liegt. Ich lege die für Sct. Georg bestimmte Reinschrift zu Grunde. [1])

Man kann den Grad der Glaubwürdigkeit des Officiums, mit welchem für weitere 500 Jahre Cyrill und Methud als Apostel von Böhmen eingeführt wurden, gleich aus dem Eingange erkennen, der die beiden Brüder, die in Salonichi wurzelten, aus dem griechischen Alexandria abstammen läßt. Dies wird bereits bei der Vesper (dem Tag vor dem Feste) mit großem Jubel verkündet und mit dieser Unwahrheit die nachfolgende noch größere eingeführt. Dann wird im ersten Nocturn in einem Athemzuge erzählt, P. Nicolaus habe beide mit dem Körper des hl. Clemens empfangen — es war aber Adrian II. — und habe Cyrill (der Name Konstantinos kommt nicht vor) auf sein Erzbisthum Verzicht geleistet, was wieder nicht wahr ist, dann sei ihm sein Bruder im Erzbisthum Welegrad, das gar nicht existirte, nachgefolgt und genau genommen, sei er ihm substituirt worden, und beeilt sich die Antiphone zu erwähnen, Method sei vom Könige Swatopluk freundlichst aufgenommen, habe bei einer Mahlzeit den Herzog Bořiwoy mit 30 der Seinen getauft, dann gelehrt und ihm Priester zur Bekehrung seines Volkes gegeben.

Daß die Taufe nicht nach einem Festgelage, sondern nur zu bestimmten festlichen Zeiten ertheilt wurde, auch die Täuflinge nicht erst getauft und dann unterrichtet wurden, auch Methud erst Geistliche haben mußte, ehe er sie absenden konnte, und zwar doch wohl zuerst nach Pannonien und Mähren, Böhmen auch gar nicht seinen Sprengel bildete, weiß heutigen Tages wohl Jedermann. Der Verfasser des Officiums setzt sich über solche Kleinigkeiten hinweg. Böhmen muß eben die beiden Brüder aus Alexandria zu seinen Aposteln gehabt haben. In der ersten Lection wird nun „aus den Geschichten sehr vieler Heiligen und verschiedenen Chroniken" dargethan, daß die Brüder aus dem griechischen Alexandrien und aus Sclavonien nach Mähren kamen als Pilger und einfache Geistliche, worauf sie den heidnischen König Swatopluk und das ganze Volk tauften. Swatopluk aber sorgte nicht blos, daß in seiner Haupt-

1) Cod. membr. S. Georgii XIII. E. 4. a. Wie ich höre, enthält auch ein Wittingauer Codex Saec. XIV. dieses Officium.

stadt ein Erzbisthum gegründet wurde, sondern auch sieben Suffragane in „Ungarn und Polen," Cyrill aber wurde erster Erzbischof und hielt nun Messen und Gottesdienst in slavonischer Sprache. Ob die sieben fabelhaften Bischöfe ihn consecrirten oder er sie, ist leider nicht angegeben. Er handelt gleich einem Papste, wie er es für gut findet, ohne Rücksicht auf das Kirchenrecht, bis ihn endlich, als er nach Rom gewallfahrt, der Papst heftig tadelt. Allein Cyrill zieht einen Psalter heraus und rechtfertigt sich vollkommen, bei welcher Gelegenheit man auch erfährt, daß er zum Unterricht des hartnäckigen Volkes Uebersetzungen aus dem Griechischen oder Lateinischen in das Slavonische veranstaltet habe. Natürlich haben Papst und Cardinäle nichts anderes zu thun als seiner weisen Auseinandersetzung Bewunderung zu zollen (lectio II III). Man sollte meinen daß es sich wohl von selbst verstand, daß er zur Bekehrung sich der dazu nothwendigen Schriften bediente und zur Abhaltung slavischer Messen seine eigene Autorität nicht hinreichte.

Die Lection V schildert nun den freudigen Empfang des Körpers des hl. Clemens in Rom. Cyrill resignirt auf das Erzbisthum zu Gunsten seines Bruders, stirbt in S. Clemente und wird dort begraben. Nun aber erfolgt die Hauptsache, ein „staunenswürdiges Wunder." Methud erhebt mit Zustimmung des Papstes, jedoch heimlich, den Körper seines Bruders, um ihn nach Mähren zu bringen; aber nach einigen Tagereisen kann er ihn nicht mehr fortschaffen und nachdem Methud gefastet und gebetet, um den Willen seines Bruders zu erfahren, so erhebt der Todte seine Rechte, zeigt nach Rom und verlangt wieder dort begraben zu werden, worauf wieder Papst und Clerus entgegengehen und die Leiche in der früheren Begräbnißstätte beisetzen. Methud aber wird von Swatopluk feierlich empfangen und in seine Kirche geführt, verkündet bei dem Gastmahle den unter dem Tische sitzenden Borîwoj die nachfolgende Größe Böhmens, das alle slavischen Könige übertreffen werde, wie es auch bis zum heutigen Tage sich erfüllte, — ein Beweis der späten Abfassung dieser Legende — worauf der Herzog mit 30 der Seinen sich taufen läßt und nach Hause gekehrt dafür sorgt, daß seine Gemahlin, die hl. Ludmilla, und das ganze Volk der Böhmen getauft werden. Nicht blos daß Cyrill und Methud die Bekehrer fast des ganzen slavischen Volkes wurden, waren sie vorzugsweise die Apostel des böhmischen und mährischen Volkes.

Es gehört nun zum Ganzen, daß, nachdem in Rom Cyrill die Ausübung seiner Neuerungen zugestanden worden, er auf seine Bitten zurückkehrte (lectio IV.), sich dann nach der Meeresinsel Terson (Cherson) und in die daselbst von Engeln erbaute Kirche begab. Dort fand er den

Körper des hl. Clemens und den Anker, mit welchem der Heilige in das Meer versenkt worden war. Er nahm den Körper mit sich nach seiner Kirche Welegrad und blieb dort lange Zeit. Erst da ihm geoffenbart worden, daß Mähren zerstört werden würde, bringt er den Körper zu Papst Nicolaus nach Rom, wo er dann in St. Clemente seine Ruhestätte fand.

Dieser Zug ist dem Officium ganz eigen und beweist mehr als alles übrige die vollständige Unglaubwürdigkeit, da er sich an ein Factum anlehnt, das wir auf das Genaueste kennen. Man sollte meinen, daß diese kolossale Lüge einer Rückkehr von Rom nach Velehrad, der Reise von hier nach der Insel Terson und von da wieder nach Velehrad, von Velehrad zum zweiten Male nach Rom auch diejenigen längst von der allgemeinen Verlogenheit des Officiums hätte überzeugen müssen, die das zu Hilfe gerufene stupendum miraculum noch nicht überzeugen konnte, zu welchen Mitteln man damals griff, um die neuen Patrone von Alexandrien und Slavonien an die Stelle der Deutschen, der wahren Bekehrer der Tschechen, zu setzen. Und dennoch fand die Sache heutigen Tages Glauben und sah man in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhundertes über die so wichtige Frage der Bekehrung Böhmens klarer als — im XIX., das zu der abenteuerlichen Darstellung eines Unbekannten, vielleicht Kaiser Karls IV. selbst, wahrscheinlicher eines Welehraders, zurückkehrte. Mag damals das Gaude Velegrad et tota gens Bohemorum de adventu istorum praesulum Beatorum Cyrilli et Methodii, a Deo tibi concessis de Alexandria progenitis aus voller Kehle ertönt haben; nur kehre jetzt die Fabel vom Erzbisthum Welehrad nicht wieder, da die Thatsache, daß Method keinen bestimmten Sitz hatte, er Erzbischof von Mähren und Pannonien, aber nicht von „Velegrad" war, unwiderleglich ist, auf dem Zeugnisse der Päpste beruht. Lassen wir damals in wunderbarster Weise die slavischen Völker bekehrt werden, ja trotz ihrer ausgesprochenen Hartnäckigkeit im Fluge, mit dem Handumdrehen, nach der Mahlzeit — nicht nur inter pocula! Man hatte Eile. Weniger Cyrill und Methud, als der Verfasser des Officiums, der die Seinigen zur würdigen Feier des Festes der Apostel der Böhmen auffordert, nachdem dieselbe, wie es heißt, so lange Zeit vernachlässigt worden war. „Verehren wir diese glorreichen Fürsten (principes, mit der Nebenbedeutung der Urheber, Anfänger, Begründer) und unsere Patrone, Cyrill und Methud, die sieben Suffragane unter sich hatten, ihren Sitz in Welehrad zum Heile schmückten und die Apostel und Bekehrer jenes Volkes (der Mährer) und unsere (Apostel und Bekehrer) waren." Dazu die oratio: piissime Deus.

Also nicht genug, daß Methud, der nachweisbar nie seinen Fuß nach Böhmen setzte, Urheber des Christenthums und Bekehrer Böhmens war, auch Cyrill muß es gewesen sein! Beide hatten nicht weniger als sieben Suffragane unter sich — der einzige, den Methud hatte, Wiching, machte ihm bekanntlich schon mehr als genug zu schaffen. Nicht blos Methud, auch Cyrill hatte seinen Sitz in Welehrad, wie man jetzt 500 Jahre nach ihnen herausbrachte, und sie waren die Apostel von Mähren und Böhmen; ein Gewebe von trivialen Unwahrheiten, mit denen der Autor sich und leider auch Andere belog.

Die Angabe von den sieben Suffraganbisthümern hat jedoch eine komische Seite. Sie scheint auf einer Verwechslung aus jener Bulle P. Eugens 824—7 an die Suffragane des Erzbischofs Urolf von Laureacum[1]) zu beruhen, in welcher gesagt ist, daß es in der Zeit der Römer und Gepiden sieben Bisthümer (septem episcoporum parochiae) gegeben habe! Unter den angeführten Suffraganen gab es aber auch einen Methodius, Bischof von Speculum Julium. Da lag es für eine so kritisch angelegte Natur, wie der Verfasser des Officiums war, sehr nahe, nicht blos aus den sieben Kirchen der Gepidenzeit sieben slavische Suffragane Cyrills und Methods zu machen, sondern auch jenen Methodius mit dem von Thessalonike zu verwechseln.

Die Rolle, welche K. Karl dem hl. Hieronymus zuerkannte, gibt auch einen Anhaltspunkt in Bezug auf einen anderen blühenden Unsinn, die beiden Slavenapostel zu Alexandriner zu machen. Bekanntlich übersetzte Bischof Johann von Olmütz, bis 1374 Karls Kanzler, das Leben des Hieronymus in das Deutsche, eine Schrift, die große Verbreitung fand,[2]) und in der Cyrill, Bischof von Alexandrien, eine hervorragende Rolle spielt. Die Briefe Augustins an Cyrill, Cyrills an Augustin wurden gleichfalls von Bischof Johann in das Deutsche übersetzt. Was war natürlicher, als wenn von Cyrill die Rede war, an Alexandrien zu denken! Wenn man für das IX. Jahrhundert ein Ungarn und Polen construirte, sieben gepidisch römische Bisthümer zu Suffragane Cyrills machte, darf man sich nicht wundern, wenn der Anonymus Cyrill und Methud zu Alexandrinern stempelte, da es dort einen Cyrill gegeben!

An der ganzen historischen Behauptung ist nur das Eine wahr, daß die Feier dieser Slavenapostel in Böhmen so lange Zeit vernachlässigt

1) Erben, Reg. n. 21.

2) Dr. A. Benedict hat sich durch Herausgabe und Commentirung des Lebens des hl. Hieronymus ein großes Verdienst erworben. Bischof Johann widmete es der Schwägerin K. Karls, der Markgräfin Johanna von Mähren.

war, d. h. nicht stattgefunden hatte, bis der Mythus fertig geworden war. Sie war nicht das einzige Märchen, mit welchem das erfindungsreiche XIV. Jahrhundert, das Novellenzeitalter, seine Zeitgenossen beglückte.[1])

Man sieht deutlich den Grund des Irrthums; man schob das nähergelegene Böhmen statt Pannoniens ein und die Legende von der Taufe Bořivoys vermittelte dabei den Uebergang. Mähren erhielt zu seinem Antheil das Erzbisthum Welehrad, Böhmen Cyrill und Method als Heidenbekehrer, Pannonien fiel bei dem Ausgleiche durch und Regensburg nicht minder. Die Fabel war fertig und an dankbarem Publicum fehlte es nicht.

---

1) Ich theile hier das Wichtigste aus dem Officium mit:

Officium. Ss. Cyrillo et Methudio. Ad Vesperas.

Adest dies gloriosa Pontificum beatorum Cyrilli et Methudii germanorum de Alexandria Graeciae genitorum.

Resp. Gaude Welegrad et tota gens Bohemorum de adventu istorum praesulum BB. C. et. M. a Deo Tibi concessis de Alexandria Graeciae progenitis laudaque Deum in excelsis. Hymnus.

Festa celebria pandit ecclesia in vocis jubilo dulcis simphoniae vehitque ad regnum Christus sempiternum Cyrillum cum Methudio.

Digne fert homini dulcis memoria in Christum dominum quem tunc Moravia credidit laetanter cum fide constanter haec probant luminaria.

Adsint coelicolis inclita gaudia et nostris incolis festa celebria quorum simphoniis se pia tota societ plebs in Bohemia.

Clemens obseqiis talibus affore dignetur dominus clementi amore in fide strenuos nos suos servulos servans per cuncta saecula.

Ad Magnificat antiphone. Quibus Papa Nicolaus cum clero et populo Romano occurrit et corpus St. Clementis Romam cum ipsis adduxit indulgentiasque magnas omnibus adsistentibus donavit et Deum cum omnibus ob adventum tanti thesauri laudavit.

Invitator. Sonora voce et mentis jubilo iubilemus altissimo in sanctorum C. et. M. nostrorum patronorum natalitio.

In primo nocturno antiph.

Papa Nicolaus corpus allatum S. Clementis Romam in ecclesiam intulit dudum in honorem ipsius constructam et honorifice sepelivit. — Ibique B. Cyrillus Archipraesulatui cedens monachum se fieri obtinuit et in eodem loco datis miraculis vitam finivit. — Cui frater suus S. Methudius in sede Welegrad substituitur remuneratusque a Papa multis gratiis ad sedem praedictam remittitur. — Beatus vir Methudius de Roma remeans a Rege Suatopluck et sua gente gratulanter suscipitur et eis laetitia magna ex adventu suo cumulatur. — Iste Beatus ducem Bohemorum Borzovium in quodam convivio Regis Suatopluck convertit et cum triginta suis baptizavit et de fide catholica edocuit. — Sacerdotesque eis adjunxit qui gentem suam in Bohemia regnantem (degentem) ad fidem Christi converterent et ad baptismi gratiam perducerent.

Mir ist eine dreistere Fälschung der Geschichte nicht vorgekommen. Aber es ist eine merkwürdige psychologische Erscheinung, daß sich nichts rascher verbreitet, als — eine tüchtige Unwahrheit; nichts wird leichter geglaubt, an nichts beharrlicher festgehalten. Nichts bricht sich schwerer Bahn, als die Wahrheit im Kampfe mit einem inveterirten, landläufigen und liebgewordenen Irrthume.

Lectio (I.) Quemadmodum ex historiis plurimorum Sanctorum et ex chronicis diversis colligitur, B. Cyrillus et Methudius fratres germani de Alexandria Graeciae et Sclavonia venerunt ad terram Moraviae Domino Deo concedente ad salutem gentis illius in forma peregrinorum ac sacerdotali gradu sine titulo insigniti. Quibus Rex Suatopluck terrae Moraviae paganico ritui deditus cum gente sua occurrit et reverenter eos suscepit qui tandem gratia Dei largiente ipsum cum tota gente sua ad fidem Christi converterunt et ad baptismi gratiam perduxerunt.

Resp. Cum B. Cyrillus Papae et Cardinalibus esset delatus quod in Sclavica lingua missas et divina officia decantaret, multum de hoc est per eos reprehensus. Versus. Sed ille Davidicis et Apostolicis autoritatibus se digne excusavit.

Lectio (II) Qui Suatopluck Rex procuravit pro augmento fidei christianum sedem Archiepiscopatus in Welegrad Ecclesia quam idem fieri ordinaverat et ubi sedes regni sui erat, et septem episcopi suffraganei sub ipsa sede ordinati in Polonia et in Ungaria fuere. Sm. quoque Cyrillum in Archipraesulem obtinuit ordinari, cui magnifice B. Cyrillus praesidens multos in fide Christi roboravit et per ejus sanctam doctrinam multorum animae ad coelum transierunt. Resp. Cujus rationibus Papa cum collegio Cardinalium sibi assistente acquievit. Et ut slavice in partibus suis missa et divina cantarentur approbavit. Vers. Quodque in partibus Sclavonicis ad haec tempora observatur.

Lectio (III.) Et cum B. Cyrillus missas et divina officia sclavonice decantaret et Romam causa orationis venisset, delatus fuit summo Pontifici et dominis Cardinalibus quod in lingua prohibita hoc faceret contra St. patrum instituta. Propter quod vocatus fuit ad D. Papam, qui veniens suo se conspectui praesentavit causam suae vocationis requirens. Quem D. Papa cum indignatione magna reprehendit cur in lingua vetita missas et divina officia praesumeret celebrare illo humiliter satisfaciente et eos volens mitigare arrepto psalterio versum Psalmigraphi in medio recitavit videlicet: omnis spiritus laudet dominum et ait cur patres electi prohibetis missarum solemnia decantare in lingua sua sclavonica et verba graeca seu latina transferre in Sclavonica: nam nisi hoc facerem nullo modo possem genti per me conversae subvenire quia gens durae cervicis est et idiota et ignara viarum Dei. Solum hoc salutare eis reperi Deo inspirante per quod multos illic acquisivi. Qua propter ignoscite mihi patres et domini mei. Resp. Omnes qui aderant sunt admirati S. Spiritus dona tanta ei donata qui tot et tantis autoritatibus eis superesset! Vers. Quibus per eum victi acquievere.

Wir haben zum Schlusse noch einen wichtigen Punkt zu berühren. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß sich Methods Schüler nach seinem Tode überall hin (πανταχοῦ) zerstreuten — daß sie auch nach Böhmen kamen, ist unzweifelhaft — nicht minder, daß die Glagoliza — die von Cyrill erfundene Schrift — hier geübt und zweifelsohne auch gelehrt

---

Lectio IV. Siquidem et B. Paulus Apostolus inquit, loqui diversis linguis nolite prohibere. At illi hoc audientes admirantes tantam viri Dei fiduciam et meritum, autoritate sua statuunt et confirmant sclavicam linguam in precibus illis missarum solemnia ceterasque horas canonicas decantari. — Demum S. Cyrillus ad preces suas rediens Spiritu Sancto edoctus ad Terssonam insulam marinam properat et mari siccato divinitus ecclesiam dudum per angelos ibi constructam ingreditur et corpus S. Clementis Papae et martyris cum anchora invenit quod multa tempora fuerat ibi projectum. Quod reverenter recipit et illud ad ecclesiam suam Welegrad deportat et ibidem multo tempore retinuit. Sed in spiritu praevidens terrae Moraviae destructionem futuram suscepto corpore S. Clementis Romam illud detulit et Papae Nicolao nunciat quod tantum thesaurum Romam deferat.

In secundo nocturno. Antiph. S. Methudius praedixit ore prophetico duci Borzivoi, quod si fidem Christi assumeret maior ipse et sui posteri linguae Slavicae fierent. Antiph. Quod ab illo tempore est verificatum et usque hodie impletum quia principes et reges Bohemiae majores sunt totius linguae Slavicae. Ant. Hoc testantur sacrae historiae et cum multorum sapientia dictatae chronicae. Antiph. Qui totius quasi Slavicae linguae ad fidem Christi conversores fuerunt Apostolique eorum mirifici extiterunt. Ant. Praecipue tamen gentis Bohemicae et Moraviae Apostoli fuerunt isti et ad fidem conversores Christi. Ant. Hi beatum namque Clementem Apostolicum de Crisone insula marina sustulerunt mirificum.

Lectio (V.) D. Papa cum clero et toto populo Romano cum ingenti gaudio occurrit et illud corpus in ecclesia S. Clementis quae ante multa tempora fuit fabricata honorifice sepelivit. Ubi Sus. Cyrillus episcopatui renuncians monachum se fieri obtinuit et ibi miraculis (cor) uscans in Domino quievit et per D. Papam in eadem ecclesia tumulatur, cui fratrem suum S. Methudium substituit in locum archipraesulatus quem multis gratiis remunerans ad ecclesiam suam Welegrad remittit qui benedictione Papali recepta rogat ut fraternum corpus secum posset deferre pro augmento devotionis gentis Moraviae et fidei christianae per eos susceptae confirmatione. Resp. Laetare felix Cyrille qui meruisti convertere Regem Moraviae Suatopluck cum gente sua incredula et ad fidem Christi perducere.

Lectio (VI.) Cujus petitioni Papa voluit annuere Sanctus tamen Methudius clam pro tempore stetit Romae et tandem nocturno tempore ingrediens ecclesiam S. Clementis corpus S. Cyrilli occulte recepit et secum illud versus Moraviam deportat et cum aliquot dietas cum eo fuisset tandem in loco amoeno cum eo requievit et cum ab illo loco illud vellet

wurde, wie die glagolitischen Fragmente bezeugen, die ich auffand und Šafařik commentirte und herausgab. Wir haben im Leben des hl. Wenzel, des Abtes Prokop, um von anderen Dingen nicht zu reden, unumstößliche

---

deferre, nulla ope seu oratione hoc facere potuit et abinde relevare. Resp. Gloriosos principes nostros Cyrillum cum Methudio digno honore veneramur qui sub se septem praesulatus habuerunt. Et Welegradensis ecclesiae regni Moraviae Archipraesules fuerunt. Vers. Nam et apostoli gentis illius extiterunt.

Lectio (VII.) Et cum orationibus vigiliis ac jejuniis S. Methudius insisteret petens sibi divinitus revelari utrum vellet Moraviam vel demum Romam deferri qui manu dextera elevata ostendit multis videntibus quod Romam deberet reportari. Papae hoc nunciatur qui cum clero et populo Romano ei occurrit et illo recepto ad ecclesiam S. Clementis illud defert et honorifice in eadem in tumulo in quo prius jacuerat recondit. Resp. Magnificemus salvatorem omnium qui meritis praesulum BB. Cyrilli et Methudii convertit gentem Bohemorum.

Lectio (VIII.) Post haec veniente S. Methudio ad suam ecclesiam in Welegrad Rex Suatopluck cum gente sua ei occurrit et usque ad suam ecclesiam conducit. Qui in Christi fide subditos suos informans tandem in quodam convivio facto per Regem Suatopluck principibus plurimis ducem Borzivoi Bohemorum qui sub mensa Regis in detestationem suae perfidiae locatus in convivio fuerat convertit, praedicans ei ore prophetico, quod si baptizaretur ipse et sui successores principes et reges majores omnibus principibus et regibus linguae sclavicae fierent. Quod verifice est impletum usque in hodiernum diem, cujus verbis dux Borzivoi consentiens post refectionem petiit baptizari cum suis omnibus numero triginta qui tunc ibi secum aderant et eis baptizatis de fide Christi edoctis et sacerdotibus secum receptis liberis et aliis ad propria revertitur et uxorem suam S. Ludmillam cum tota gente Bohemorum procurat baptizari, qui in fide Christi viventes post multa tempora animas Christo reddiderunt sancta exempla post se relinquentes suis posteris usque in hodiernum diem ad laudem et gloriam Deo omnipotenti cui est laus et gloria per infinita saecula saeculorum. Amen.

Resp. Studio hic consumato in sanctis virtutibus et agone terminato coelorum agminibus fine jungit beato Sus. Praesul.

Ad: Benedictus — antiphone. Festa veneranda ad haec tempora per nos neglecta digne solemnissimo officio Cyrilli et Methudii beatorumque nostrorum Apostolorum, qui gentem Bohemorum de statu damnatorum suis dignis operibus angelorum agminibus sociare meruerunt, quemque consortem adjungamus et nos eorum patrocinio.

Ad Magnificat. Gloriosos principes et patronos nostros digno honore prosequimur BB. Cyrillum et Methudium qui sub se septem suffraganeos episcopos habuerunt sedemque suam salubriter ornaverunt Apostolique et conversores gentis illius et nostri fuerunt. Oratio: piissime Deus. Somit nicht Method allein, sondern auch Cyrill!

Beweise, daß die von Cyrill ausgegangene Bewegung an Böhmen nicht spurlos vorüberging. In Betreff des Maßes und des Umfanges kann eine Controverse sein; keine, in Betreff des Glaubens, destomehr in Betreff der Zeit, der Personen und ihrer Berechtigung. Gesetzt aber, es sei Alles irrig und unhaltbar, was wir vom Standpunkte objectiver Kritik gegen die Taufe Bořivoys durch Method und die daraus gezogenen Folgerungen einwenden mußten; gesetzt — und zwar, „trotz des Schweigens aller Quellen" — Method habe Böhmen als seine Kirchenprovinz wiederholt besucht; gesetzt selbst, er sei Erzbischof von Mähren-Böhmen und nicht von Mähren-Pannonien gewesen, wofür wir den Beweis dem Verfasser des Officiums überlassen wollen — was wäre das Ergebniß, das Ende von Allem diesen? Daß sich spätestens 10 Jahre nach seinem Tode sämmtliche Herzoge der Böhmen dem Bischofe von Regensburg als ihrem Diöcesan unterwarfen und dasjenige thaten, was 845 bereits 14 gethan hatten. Wir besitzen keine Nachrichten, ob an dem herzoglichen Hofe, wenn überhaupt dieser Ausdruck statthaft ist, der slavische und nicht der lateinische Gottesdienst stattfand. Kaum wird aber Jemand behaupten, daß er nach dem Jahre 895 noch fortbestand! Ist es nun denkbar, doß eine so große Umwandlung, ein so allgemeiner Abfall von Method stattgefunden hätte, wenn es ihm gelungen wäre, das tschechische Volk zu bekehren?! Ganz genau wissen wir aber, daß im Schooße der herzoglichen Familie der Streit auf Leben und Tod nicht sowohl um den Ritus entbrannte, als vielmehr um die Frage, soll Böhmen christlich werden oder heidnisch bleiben?! Deutsch und christlich waren aber damals so viel als identisch.

§. 8. Schluß.

Wir konnten bei dem Apostel der Deutschen hinweisen, wie der geistige Bau, den Bonifatius aufgeführt, sich allmälig zur festen Grundlage des karolingischen Königthums gestaltete, wie aus diesem selbst das karolingische Kaiserthum hervorging. Im Gegensatze hiezu gehen die Bestrebungen Cyrills und noch mehr Methods in das excidium Moraviae über, in den Untergang der mährischen Herrscher, die es nicht verstanden, die zur Aufrichtung eines großen slavischen Staates ihnen von Rom aus gereichte Hand zu ergreifen. Die Traditionen des Apostels der Deutschen erwiesen sich auch in Betreff Böhmens in eigenthümlicher Weise wirksam. Kirchlich an Deutschland geknüpft, blieb Böhmen in enger Verbindung mit dem Kaiserreiche, als dieses sich unter den Sachsen erneute. Vom tributären Herzoge erhob sich

unter dem Schutze des deutschen Königs und Kaisers der Herzog zum Reichsvasallen, zum Könige, zum Churfürsten, zum Kaiser, so daß es noch im XVII. Jahrhunderte hieß, die römische Kaiserkrone gehöre auf die böhmische!

Man mag auch diese Thatsache verkennen, ignoriren, ableugnen. Die Wahrheit ist jedoch glücklicher Weise unabhängig von denen, die sie nicht erkennen *wollen*. Die größte Strafe dieser besteht aber darin, einem wirksamen Irrthume überlassen zu bleiben und, in der eigenen Verblendung herumtappend, die selbst geschaffene Finsterniß für Licht zu erachten.

Christiansthal.

Von Dr. L. Schlesinger.

Die wilden und rauhen Kämme des Isergebirges bieten für menschliche Ansiedlungen wenig Verlockendes. Dichte Waldungen, sumpfiger Moorboden, unwirthliches Klima hielten das an sich schwer zugängliche Gebirge lange menschenleer, und durch Jahrhunderte hausten vereinsamt im wildreichen Forste die Jäger des großen Grundbesitzes. Die durch die Granititformation bedingte wilde Zerrissenheit und felsige Zerklüftung der zur Plateaubildung sich wenig neigenden Oberfläche erschweren noch heute die Anlage von Verkehrswegen, denen überdies der gleichfalls durch den geologischen Aufbau des Gebirges erklärte Wasserreichthum hinderlich entgegensteht. In Folge dessen gestaltet sich die Abfuhr des Holzes zu einem mühsamen Geschäft, und finden die üppigen weiten Waldstrecken in ihrer Unzugänglichkeit natürlichen Schutz gegen übermäßige Ausbeutung. Neuestens erst, gefördert durch das rührige Streben des Iser-Jeschkengebirgsvereins dringen Fußwanderer in größerer Zahl auf die in der That lohnenden Aussichtsgipfel des Taubenhauses, Sichhübels u. a. vor. An die Erzählungen von den Reisen edelsteinsuchender Venetianer vor ehedem vermag ich nicht zu glauben, in solange nicht stichhältige Beweise dafür erbracht werden. Die sogenannten Opfersteine, von denen einer der interessantesten auf dem Schwarzenberge — unter dem Namen Teufelssitz bekannt — unweit Christiansthal gelegen ist, ergeben sich als nichts Anderes, denn als Gebilde der ewig schaffenden und wieder zerstörenden Natur.

Vereinzelte ältere Ansiedelungen slavischen Ursprungs lassen sich an den Paßübergängen des Isergebirges nachweisen. Die zahlreichen Industrieorte am Fuße und in den Thälern desselben aber sind Zeugnisse deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Kraft. Glas und Tuch waren die Losungsworte der hieher dringenden Vorkämpfer einer höheren Cultur. Die Triebkräfte der zahlreichen mit reißendem Gefälle vom Gebirge herabstürzenden Wasserläufe, und der Holzreichthum der mächtigen geschlossenen Waldungen bildeten die natürlichen Vorbedingungen für die mit jugendlicher Frische emporblühenden Industriezweige. Der Reichenberger Tuchmacher und der Gablonzer Glashändler eroberten sich allmälig den Weltmarkt. Die Textilindustrie breitete sich naturgemäß im Thalgelände aus, die Glaserzeugung aber erklomm dem billigen Holze nachgehend an den Rinnsalen aufwärts die höchsten Kämme des Gebirges. Erst als man begann, in den Glashütten auch die Kohlenfeuerung in Anwendung zu bringen, und die Holzpreise sich vertheuerten, zogen die Glasmeister allmälig wieder thalabwärts. Die alten Hütten von Friedrichswalde, Neuwiese, die Karlshütte am Plattneiflüßchen u. a. sind in Folge dessen eingegangen; nur wenige, wie die von Neuwelt, Wilhelmshöhe und Christiansthal stehen noch heute im Betrieb.

Gelegentlich eines Sommeraufenthaltes in dem freundlichen Christiansthal nahm ich Einblick in handschriftliches Materiale über die Geschichte der lieblichen Ansiedelung. Auch die Untersuchung kleiner historischer Stoffe vermag einen gewissen Anreiz zu bieten besonders durch die Beziehungen zur lebendigen Gegenwart. Das kleinste Lebewesen gewinnt an Bedeutung in der Erforschung seines bestimmten Verhältnisses zur großen organisch gegliederten Natur. „Willst Du Dich am Ganzen erquicken — so mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken." Wer die Menschengeschichte recht verstehen will, dessen Auge darf nicht haften bleiben am Glanze der Throne oder dem Gefunkel der meteorenhaft auftauchenden Helden der Staatskunst und des Schlachtfeldes, dessen Blick darf sich nicht ausschließlich bannen lassen in den Machtkreis der Herrscher im Reiche des Schönen und der Wissenschaft. Auch der Historiker nehme das Mikroskop zur Hand und forsche dem Kleinsten nach; erst dann wird er ein echtes Bild erlangen von der Entwicklung des so unendlich fein und mannigfaltig gegliederten Lebens und Webens unseres Geschlechtes.

Am Fuße des Schwarzenberges (1084 Meter) im oberen Winkel des Zusammenflusses der großen und kleinen Kamnitz blinkt dem von Neuwiese kommenden Wanderer mitten aus dunklen Waldungen ein frischgrüner Wiesenabhang entgegen, eine kleine, weltabgeschlossene Lichtung, die Oase

von Christiansthal (798 Meter).[1]) Blaue Rauchsäulen kräuseln dem Himmel entgegen aus dem emporragenden Schornstein der Glashütte, einer mächtigen Baulichkeit verwickelter Art, mit An- und Zubauten mannigfacher Gestaltung — des allmälig angewachsenen Werkes eines Jahrhunderts, geschaffen von mehreren Generationen einer und derselben Familie. In der geräumigen bis unter das Dach reichenden Halle des Hauptgebäudes flammen drei Feueröfen, aus deren „Hafen" die leichtgekleideten Arbeiter das flüssige Glas entnehmen, um es in lange Stangen zu formen — das Rohglas, das alsdann an die Schleifereien und Druckereien zur Bearbeitung der tausenderlei kleinen Artikel zum Verkaufe gelangt. Die schönsten Farben spiegeln sich in dem Stangenglas, dessen Composition ein alter Arbeiter — ein Empiriker im wahrsten Sinne des Wortes — in seinem „Laboratorium" geheimnißvoll besorgt. Nach Ost und West von der Ofenhalle greifen gleich den Armen eines Polypen lang hin sich erstreckende hölzerne überdachte Gänge aus, bestimmt zum Ausziehen der hohlen Stangen, aus denen die Glasperlen im Wege der Hausindustrie „geblasen" werden. In einem südlichen Anbau poltert geräuschvoll das Pochwerk, in einem nördlichen zerkleinert mit durchdringendem Gekreisch eine Kreissäge die auf einem weiten Platze aufgespeicherten massigen Holzvorräthe. Wieder in anderen Vorbauten befinden sich Magazine und Vorrathskammern und endlich die Schreibstube, von welcher aus der erfahrene Verwalter den Gang der Fabrication mit Umsicht und Erfolg überwacht und Soll und Haben verbucht.

Die Hütte ist der Mittelpunkt aller Interessen des kleinen nur acht Nummern zählenden zur Orts- und politischen Gemeinde Friedrichswalde, das über eine Stunde entfernt liegt, gehörigen Niederlassung. Drei Holzhäuser an der kleinen Kamnitz, von denen das tiefst gelegene ehemals Mahl- und Sägemühle war, beherbergen die Hüttenarbeiter. Nordwärts von der Hütte erhebt sich das aus zwei Nummern bestehende „Herrenhaus", die Schule und das gräflich Clam'sche Försterhaus. Freilich eine einfache

---

1) Nach der Vermessung von 1843 ergab sich daß Flächenmaß von Christiansthal mit 24 Joch 205□° u. zw.

Wiesen	18	Joch	1272 Kl.
Oeder Grund	1	„	1459 „
Aecker	1	„	1129 „
Wege	—	„	1264 „
Bauarea	—	„	718 „
Hutweiden	—	„	676 „
Gärten	—	„	87 „

Topographie. Wenn der Lehrer des Ortes den Instructionen für die Methode der Heimatskunde entsprechend von der Betrachtung des Standortes seiner Schule ausgehend gewisse geographische Grundbegriffe erklären soll, so dürfte er manchmal in gelinde Verzweiflung gerathen — gerade aus dem entgegengesetzten Grunde wie der Lehrer der Großstadt, von dessen kleinen Schülern ein vorgesetzter Pädagog die Aufzeichnung des Stadtplanes verlangte. Abgesehen von den rein topographischen Begriffen aber ist der Lehrer des Dörfchens noch weitaus im Vortheile gegenüber seinen Fachgenossen in der Hauptstadt, da er vom Schulfenster aus Berg und Thal, Quelle und Bach, Wald und Wiese, Moor und Haide, Regen und Nebel, Sturm und Gewitter, Felsensturz und Lawinen u. s. w. seinen wißbegierigen Zöglingen in Natura vorführen kann.

Das „Herrenhaus," der alte Wohnsitz der „Glasmeister" von Christiansthal, ist ein eigenthümliches Gebäude. Mit seinen vielen Ecken und Vorsprüngen und dem in der Mitte der Dachung aufsitzenden Thürmchen sammt Uhr macht das im Blockwerk ausgeführte ansehnliche Holzgebäude auf den ersten Blick den Eindruck eines Jagdschlosses, wie man dergleichen öfter im Gebirge sieht. Bei näherer Betrachtung tritt allerdings der Charakter des behäbigen bürgerlichen Familienwohnhauses hervor. Und wie bei der Hütte macht man auch hier wieder die Wahrnehmung, daß das Ganze nicht aus einem Guß, nicht nach einem einheitlichen Plane errichtet worden ist, sondern daß der jeweilige Nachfolger im Besitze vergrößerte und erweiterte, an-, zu- und umbaute je nach Bedürfniß und Geschmack. Geschmack müssen übrigens die Bauherrn alle besessen haben; denn die verschiedenen Bestandtheile fügen sich gut zusammen, und man merkt allenthalben das Bestreben, das Spätere mit dem Früheren in passender Weise zu verbinden. Der ältere Theil ist offenbar der nach Südosten gewendete Bau. Zwischen diesen und der nach West gerichteten späteren Anlage liegt im ersten Stockwerke das Heiligthum des Hauses, eine niedliche Kapelle mit vollständiger Ausrüstung bis zur Orgel und dem Glockenthurm. Das Innere des Hauses aber heimelt uns durch seine eigene Art von Wohnlichkeit und durch eine seltene Ausnützung des Raumes an. Wir kommen uns wie in einem sehr großen Schiffe vor. Große, kleine und kleinste Kajüten mit sichtbarem Gebälke an den niedrigen Decken und zahlreichen winzigen Fenstern, schmale Gänge, enge Treppchen verknüpfen sich in sinnreicher Weise vom Erdgeschoße bis unter das Dach hinauf. Und all die Räume und Räumchen findet man wohl eingerichtet mit älteren Möbeln und alterthümlichem Hausgeräthe, wie sie die Vorfahren benützten. Verblichene Bilder an den Wänden, darunter Familienporträts kunstvoller Art

erinnern an ein verflossenes Jahrhundert, und in der nicht fehlenden kleinen Bibliothek erfreuen Dich neben unsern Classikern die Albums, Zeitschriften und Leseromane vergangener Zeiten. Der gegenwärtige Eigenthümer, der seit einigen Jahren thalabwärts seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, bewahrt in pietätsvollem Sinne das Stammhaus seiner Vorfahren mit dem überkommenen Geräth und Schmuck in netter Ordnung und stäter Wohnlichkeit. Gegenüber vom Herrenhause und, wiewohl mit besonderer Conscriptionsnummer versehen, eigentlich zu diesem gehörig befindet sich die sogenannte „Pfarrei", ein für den seiner Zeit hier stiftungsgemäß waltenden katholischen Geistlichen errichtetes kleines Wohnhaus. An dasselbe schließen sich Stallungen und Schupfen an.

Die Glaserzeugung im Isergebirge knüpft sich seit einem Jahrhundert an den Unternehmungsgeist des Geschlechtes der Riedel, und die gegenwärtig in zwei Hauptlinien verzweigte Familie dieses Namens beherrscht mit ihren Hütten noch heute diesen Industriezweig. Christiansthal ist die ureigenste Schöpfung der Riedel'schen Arbeitskraft, und die Geschichte dieser kleinen Ansiedelung von seiner Entstehung bis auf den heutigen Tag ist lediglich ein Stück aus der Familienchronik der Riedel selbst. [1])

In das Isergebirge kamen die Riedel aus der Gegend von Böhmisch-Leipa, wo bekanntlich seit älterer Zeit die Glasindustrie in besonderer Blüthe sich entwickelt hatte. In Pablowitz auf der Herrschaft Neuschloß lebte um das Jahr 1700 der Glashändler Johann Christoph Riedel. Er gehörte zu jener Art von Händlern, welche mit ihren schwer beladenen Karren aller Herrn Länder aufsuchten, um die aus der Heimat mitgebrachten Waaren in einfacher Weise zu verschleißen und Bestellungen entgegenzunehmen. Diese wandernden Kaufleute führten ein beschwerliches

1) Die nachfolgenden Daten sind zum großen Theil entlehnt der Christiansthaler Hauschronik: „Christiansthal und seine merkwürdigen Tage nebst beigefügter Abstammung der Familie Riedel, insoweit selbe bekannt aus den Schriften der Vorfahren zusammengetragen durch Herrn Carl Jos. Riedel, Besitzer der Glashütte in Christiansthal; chronologisch geordnet von Mathias Hofman, ersten Schullehrer in Christiansthal, im Jahre 1849." — Hofman führte die Chronik bis zum Jahre 1858 fort. Sein zweiter Nachfolger im Schulamte Joseph Melzer trug in dasselbe Buch die bemerkenswerthen Ereignisse bis zum Jahre 1869 ein. — Anderes handschriftliches Materiale stellte mir in freundlicher Weise Herr Leopold Riedel, der gegenwärtige Besitzer von Christiansthal, zur Verfügung. — Denselben Quellen entstammen die Nachrichten über Christiansthal in dem trefflichen Buche P. Joseph Nessels „Geschichte der Kirche und Schule in Gablonz und einiger Kirchen und Schulen der Umgebung mit einem Anhange über das Gablonzer Armenwesen" (Gablonz 1879).

abenteuervolles und mitunter recht gefährliches Leben. Die interessante Autobiographie eines solchen Glasreisenden, des Georg Franz Kreybich aus Steinschönau (1662—1736) habe ich seinerzeit in diesen Blättern zur Veröffentlichung gebracht. Kreybich war es vergönnt, nach vielen und weiten Fahrten in ganz Europa seinen Lebensabend in seiner Heimat beschließen zu können. [1])

Nicht so glücklich war sein Zeit- und engerer Fachgenosse Johann Christoph Riedel. Von einer seiner Geschäftsreisen kehrte er nicht mehr heim. In Polen, so verlautete es, soll er meuchlings ermordet worden sein. Er hinterließ drei Söhne, Johann Christoph, Jeremias und Johann Karl. Ersterer ließ sich in Plottendorf nieder, wo er am 10. Mai 1769 starb. Von Jeremias haben sich keine weiteren Nachrichten erhalten. Der dritte am 13. August 1701, wahrscheinlich noch in Pablowitz geborene Sohn Johann Karl, welcher die Glasmalerei und Vergoldung erlernt, und sich im Dorfe Falkenau auf der Herrschaft Kamnitz angesiedelt hatte, wurde in seinem Dorfe als rechtschaffener, kluger und menschenfreundlicher Mann hoch geachtet, und die Gutsherrschaft berief ihn am 21. Juli des Jahres 1739 zum Vertrauensposten des Gemeinderichters. Seit 1723 war er mit Anna Elisabeth (geborne Grohmann) vermählt, und ein reicher Kindersegen entsproß dieser Ehe. Nicht weniger als 19 Nachkommen schenkte Frau Anna Elisabeth ihrem geliebten Ehegemahl. Freilich war es den Eltern beschieden, nur zwei ihrer Kinder groß zu ziehen, die Söhne Johann Leopold, den Gründer von Christiansthal, und den weit jüngeren Franz Anton. Der Vater Johann Karl erreichte ein hohes Alter. Im Jahre 1753 zog er mit seiner Frau und dem erst 10 Jahre alten Franz Anton von Falkenau auf die Hütte nach Antoniewald, die sein Sohn Johann Leopold in Pacht genommen hatte. Der Vater unterstützte seinen Sohn im Geschäfte, die Mutter stand bis zum Jahre 1759, in welchem sie starb, dem Haushalte vor. Johann Karl aber erlebte noch die Freude der Gründung von Christiansthal und verbrachte in demselben seine letzten Lebensjahre, bis ihn der Tod am 10. November 1781 ereilte. [2])

Genannter Johann Leopold ist die hervorragendste Gestalt unseres kleinen Gemäldes. Geboren am 22. April 1726 zu Falkenau wurde er frühzeitig in der Kunst des Glasmalens und Vergoldens der gelehrige

1) Mittheilungen VIII. 220 flg.

2) Von Johann Karl Riedel hat sich ein eigenhändig geschriebenes Büchelchen mit Recepten für Glasfarben und mit Familiennotizen erhalten.

Schüler seines Vaters. Im zwanzigsten Lebensjahre nahm ihn sein Vetter, der Glasmeister Johann Josef Kittel, in die altehrwürdige und berühmte Glashütte von Falkenau als Hüttenschreiber auf.[1]) Als solcher erwarb er sich durch unermüdeten Fleiß und Eifer das vollste Vertrauen seines Meisters, und als dieser im Jahre 1752 die sogenannte Zenknerhütte in Antoniewald[2]) pachtete, nahm er keinen Anstand, dem jungen Johann Leopold die Verwaltung und nachher den selbständigen Betrieb dieser Hütte zu übertragen. Voll freudiger Hoffnungen begab sich der junge Glasmeister in Gesellschaft des erfahrenen Glasmachers Johann Josef Dreßler auf den Schauplatz seines neuen Wirkungskreises im fernen Isergebirge. Indeß die Prüfung des Unglücks sollte dem Anfänger nicht erspart bleiben, und es war bedeutsam, daß er gleich im Beginne seiner Selbständigkeit den schweren Kampf ums Dasein kennen lernte. Höchst ungünstige Zeitverhältnisse für das Glasgeschäft waren eingetreten, die Preise sanken jeden Tag, und der Absatz gestaltete sich immer schwieriger. Ueber eine nachhaltige Capitalskraft verfügte Riedel nicht, und Vetter Kittel, der selbst bei der allgemeinen Geschäftsstockung schwer litt, vermochte nicht helfend einzugreifen, so gerne er es gethan hätte. Mußte doch Kittel den Betrieb in seiner eigenen Hütte einstellen und dieselbe gänzlich auflassen.[3]) Rasch im Hoffen und Verzweifeln, faßt die Jugend ihre Entschlüsse. Riedel kämpfte. Aber an der Stätte seiner Hoffnungen gähnte der Abgrund des geschäftlichen Unterganges. Da beschloß er, um mit den Chronisten zu reden, „die Glashütte, deren Uebernahme ihm so unendlich viel Vergnügen gewährt, und ruhige, heitere, sorgenfreie Tage versprochen, die Hütte, in der er so gerne verweilte, zu verlassen und — im Stillen davon zu gehen." Hundert Schritte von der Hütte auf der Brücke über die Kamnitz begegnete den Reisefertigen der erwähnte Glasmacher Dreßler. Riedel vermochte nicht dem getreuen Leidensgenossen gegenüber seinen verzweifelten Entschluß zu verheimlichen. Da sprach Dreßler: „Zu voreilig haben Sie nach meiner Meinung diesen Ihren Entschluß gefaßt. Wo wir keine Hilfe sehen, kann Gott noch helfen; auf ihn vertrauen Sie, und er wird Ihnen Mittel und Wege zeigen, durch welche es Ihnen möglich werden kann, sich aus dieser traurigen Lage zu helfen."

---

1) Die ums Jahr 1530 von Paul Schürer gegründete Hütte überging 1732 in den Besitz des Johann Kittel aus Blottendorf, des Vaters des Johann Joseph Kittel. (Vergl. Schebek Böhmens Glasindustrie und Glashandel S. 4 flg.)

2) Diese ums Jahr 1730 von Elias Zenkner erbaute Hütte war durch Kauf in den Besitz des Grafen Defours gelangt.

3) Schebek, Böhmens Glasindustrie und Glashandel S. 6.

Des braven Glasmachers Rede versagte ihre Wirkung nicht. Riedel schöpfte wieder Hoffnung. Noch hatte er nicht an den Morchensterner Amtsverwalter Namens Czerny, der ihm zugethan war, gedacht. Zu diesem eilte er nun und schilderte ihm aufrichtig und wahrheitsgetreu seine trostlose Lage. „Wohlan," erwiderte dieser, „wenn Sie in Ihrer Verwandtschaft keinen Freund haben, so will ich Ihr Freund sein und Sie mit dem, was ich habe, unterstützen. Ich habe hier 500 fl. müßig liegen. Diese nehmen Sie von mir als ein kleines Darlehen ohne Zinsen so lange an, bis Sie bei geregelter Wirthschaft im Stande sein werden, es mir wieder zurückgeben zu können." — Belebt von neuem Muthe ergriff Riedel wiederum das Steuer seines schon verloren gegebenen Schiffleins, und diesmal gelang es ihm, dasselbe in den sicheren Hafen zu führen. Die allgemeine Geschäftslage hatte sich wesentlich gebessert. Der Glasmeister konnte seine Schuld bei Czerny abtragen, und schon im nächsten Jahre 1753 berief er in der Freude seines Herzens seine Eltern und seinen Bruder Franz Anton zu sich in ein geordnetes und aufblühendes Geschäft. Zu einer nicht unbedeutenden Erweiterung seines Unternehmens wurde der strebsame Glasmeister veranlaßt durch die Stürme des siebenjährigen Krieges. Die Stadt Zittau hatte 1756 stark gelitten, und der dortige Glasermeister Christoph Lehnert hatte Hals über Kopf zu thun, alle die zertrümmerten Fensterscheiben in den Häusern seiner Mitbürger wieder zu ersetzen. Er schloß mit der Antoniewalder Hütte bedeutende Lieferungsverträge ab, und Riedel erzeugte nun zum erstenmal in der Gegend, in welcher bis jetzt nur kleine runde Scheiben fabrizirt worden waren, Fensterscheiben größeren Umfanges, wie sie Lehnert bedurfte. Durch 17 Jahre lang bis 1774 wurde der Glasbedarf Zittaus durch Riedel gedeckt.[1])

Im Jahre 1759 am 1. Juli hatte Johann Leopold den Tod seiner Mutter zu beklagen, die seit 1753 seinem Haushalte eine treue Vorsteherin gewesen. Der verwaiste Hausstand drängte den nunmehr dreiunddreißigjährigen Mann zur Verehelichung. In Anna Franziska geb. Erben fand er ein treu liebendes Weib und eine vortreffliche Hauswirthin. Indessen nahm das Glasgeschäft einen immer größeren Aufschwung, und die Antoniewalder Hütte konnte den andrängenden Aufträgen nicht mehr genügen. Riedel pachtete daher 1761 die sogenannte Karlshütte[2]) und 1766 von

1) Lehnert sandte an Riedel eine aus der Beschießung Zittaus stammende Kanonenkugel, welche als Gewicht an einer seit dem Jahre 1729 in der Familie befindlichen Uhr verwendet wird.

2) Die Karlshütte war im Jahre 1758 am linken Ufer des Plattneibaches von Anton Weber aus Kreibitz erbaut worden, schon nach drei Jahren aber an

seinem Vetter Johann Josef Kittel die Hütte in Neuwiese.[1]) In drei Hütten entfaltete nun der unternehmende Glasmeister einen großartigen Geschäftsbetrieb. Er selbst blieb in Antoniewald, sein noch rüstiger Vater übernahm die Verwaltung der Hütte von Neuwiese, während dem Bruder Franz Anton die Leitung der Karlshütte übertragen worden war. Letzterer hatte sich mit einer Tochter des mehrgenannten Johann Josef Kittel (Maria Anna) vermählt, und um nun diesem seinen Bruder zur Selbstständigkeit zu verhelfen, kam Johann Leopold im Jahre 1769 für den Kaufschilling von 6500 fl. auf, für welchen Johann Josef Kittel seinem Schwiegersohne das Gut Friedrichswalde, zu welchem die Neuwiesner Glashütte gehörte, abtrat.[2]) Da nun Franz Anton nach Neuwiese übersiedelte, erklärte sich Vater Riedel bereit, die Leitung der Karlshütte zu führen. Der so geregelte Geschäftsbetrieb hielt bis zum Jahre 1774 an.

In eben dem genannten Jahre wurde Johann Leopold Riedel zu bedeutungsvollen Entschließungen gedrängt. In einer mit der Morchensterner Herrschaft ausgebrochenen Holzstreitigkeit konnte keine Einigung erzielt werden. Riedel mochte und konnte aus geschäftlichen Rücksichten nicht auf entfernt liegende Holzschläge, die ihm das Forstamt anwies, eingehen, zumal schlagbare Bestände noch in der Nähe der Hütten vorhanden waren. Da sowohl der Glasmeister als auch der Forstbeamte (Oberjäger Meschayda) ihren Standpunkt hartnäckig vertraten, kam es zum Bruche, und die Herrschaft kündigte dem Industriellen sowohl die Karlshütte, als auch die in Antoniewald. Und mit solchem Ungestüm vertrat die Forstverwaltung ihre feindliche Haltung gegenüber der „wälderverniehtenden" Glasindustrie, daß sie die Herrschaft zur vollständigen Auflassung und sofortigen Niederreißung der Karlshütte veranlaßte, von der heute nur noch geringe Ruinen sichtbar sind. Riedel, noch vor Kurzem der gebietende Fabrikant in drei mächtig fördernden Hütten, hatte sein Heim, seine industriellen Werkstätten mit einem Schlage verloren. Doch wie schwer er auch unter der hereingebrochenen Katastrophe litt, in jene hoffnungslose Ergebung, in welche er 1852 verfallen war, gerieth er heute nicht. Er war ein gereifter Mann geworden, ein erfahrener Industrieller, er verfügte über gute Verbindungen und reichliche Mittel, den Lohn seiner rastlosen Thätigkeit. Der verhängnißvolle Holzstreit mit der Morchensterner Herrschaft wies ihn auf

---

die Herrschaft Morchenstern (Defours) gelangt, von welcher sie Riedel in Pacht nahm.

1) Die Glashütte in Neuwiese wurde 1756 von Johann Josef Kittel erbaut.

2) Als Franz Anton Riedel i. J. 1780 verstarb, gelangte die Hütte wieder an Johann Leopold (um den Kaufpreis von 15·0 fl.) zurück.

den richtigen Weg. Höher hinauf ins Gebirge, wo noch Holz in Hülle und Fülle, war die Losung des scharfsichtigen und rasch handelnden Glasmeisters. An der steinigen Kamnitz aufwärts begannen die dichten Waldungen des Clam'schen Isergebirges, in mitten welcher ja bereits die Neuwiesner Hütte fröhlich dampfte. Auch für die Karlshütte hatte Riedel schon von der Clam'schen Herrschaft Holz bezogen und wohl hiedurch die Bekanntschaft mit dem gräflichen Wirthschaftsinspector Wenzel Johann Paul in Reichenberg gemacht. Dieser bot ihm gerne die Hand zur Errichtung einer selbständigen Hütte auf gräflich Clam'schen Grund — denn an Holz, meinte er, „haben wir keinen Mangel". Demgemäß schritt man denn, um mit dem Chronisten zu sprechen, „im Spätherbste des Jahres 1774 unter Anrufung des Himmels um seinen Beistand zur Abhauung des Holzes, um einen hinreichend freien Raum für den bestimmten Ort zu gewinnen, welcher von zwei Seiten von den beiden Kamnizen begrenzt wird und 50° 48′ 30″ n. Br. und 32° 53′ 45″ ö. L., $3^3/_4$ Stunden nordöstlich von Reichenberg entfernt und um 1397 pariser Fuß höher als dieses liegt, nämlich 2483 pariser Fuß über der Meeresfläche mit der mittleren Barometerhöhe von 25″ 3‴ pariser Maß, westliche Abweichung 16·6°. Und im Frühjahre 1775 begann Johann Leopold Riedel unter der Regierung Ihrer Majestät der römischen Kaiserin Maria Theresia, unter dem Schutze des Christian Philipp, des heil. röm. Reiches Grafen von Clam und Gallas zu Schloß Campo und Freinthurn, Herrn der Herrschaften Friedland, Reichenberg, Grafenstein, Lämberg ꝛc., unter dem Inspectorat des Herrn Wenzel Paul, unter der Amtsverwaltung des Anton Rückert und dem Oberforstmeister Friedrich Krause auf seine Unkosten den Bau des Ortes, welcher nach dem Grafen den Namen Christiansthal erhielt."

Die Bedingungen, unter welchen die Neugründung vor sich gehen sollte, waren mit der Herrschaft vereinbart worden, und am 1. Juni 1775 setzten Graf Christian und seine Beamten einerseits Riedel und sein Bruder Franz Anton (als Zeuge) andererseits ihre Unterschriften unter den abgeschlossenen Vertrag — die Locationsurkunde von Christiansthal. Der Graf verleiht dem Johann Leopold Riedel ein Stück Dominicalwald auf der Reichenberger Herrschaft im Hinterfriedrichswalder Forste „zwischen den zweien Flössseln Kamnz" von ungefähr 30 Strich oder 45 niederöst. Metzen Aussaat zum Roden — zur Erbauung und Einrichtung einer vollkommenen Glashütte sammt den dazu gehörigen Wohnungen, Stallungen, Schuppen und Holzplatz und die erforderliche Graserei zur Erhaltung des nothwendigen Melkviehs. Er genehmigt den vorgelegten Plan der neuen

Anlage, welche nach ihm den Namen Christiansthal führen solle. Nebst de Hütte und dem Wohnhause Riedels können noch zwei Arbeiterhäuser un eine eingängige Mahl- und Brettmühle errichtet werden. Außer dem Mahl rechte werde dem Gründer auch das freie Schlachten und Backen verliehe Riedel verpflichtet sich alle Baulichkeiten auf eigene Kosten herzustellen un zu erhalten; nur das nothwendige Bauholz (das für die Mühle ausge nommen) wird ihm aus den herrschaftlichen Waldungen unentgeltlich an gewiesen. Ebenso habe der Gründer die Brücke über die Kamnitz und di der Glashütte wegen anzulegenden Holzzufuhrwege herzurichten und i Stand zu halten, wozu ihm gleichfalls herrschaftliches Holz zur Verfügun gestellt wird.

Riedel erhielt seinen Besitzstand als Zinsgrund, über welchen di grundobrigkeitlichen Rechte der Herrschaft vorbehalten wurden. So wurd insbesondere bestimmt, daß der Verbrauch von Bier, Branntwein und Sal in Christiansthal nur durch das Reichenberger Wirthschaftsamt zu bedecke sei, wobei gegenüber den für Neuwiese festgesetzten Preisen noch eine Herab minderung eintreten sollte. [1]) Bezüglich der Gebäude bedang sich die Herr schaft das Vorkaufsrecht aus. An jährlichen in zwei Raten zu zahlende Zinsungen, für deren pünktliche Entrichtung Riedel mit seinem Vermöge und Baulichkeiten haftete, wurden vereinbart:

Grund- und Hüttenzins	7	fl. 30	kr.
Mahl- und Brettmühlzins	5	„ 50	„
Wiesenzins	22	„ 30	„
Von zwei abseitigen Wohnhäuseln à 22½ kr. .	—	„ 45	„
	35	fl. 55	kr.

Kühe im Walde auf den vom Forstamte angewiesenen Plätzen z weiden, wurde sowohl dem Hüttenmeister, wie dem Müller gestattet un zwar gegen einen jährlichen „Hütungszins" von 30 kr. von einem Rind

Von Wichtigkeit waren die Bestimmungen über den Bezug des Holzes des Lebenselementes der damaligen Glaserzeugung. Die günstig gelegene Waldbestände zwischen den beiden Kamnitzen einerseits und jene am Schwar zenberg bis an die Vogelberge andererseits, sollten für je die Hälfte de Bedarfes als Bezugsquelle dienen. Und zwar sollte der Hüttenmeister fü

1) Das Faß Bier für Christiansthal wurde um 1 fl. billiger als für Neuwies und um 2 fl. billiger als für die Landschenker vom Bräuhaus geliefert. De Branntwein hatte der Brenner per Seidl um 1 kr. billiger, als er ihn selbs ausschenkte, abzulassen. Für das Fassel Salz wurde der patentmäßige Prei von 7 fl. 40 kr. festgestellt.

jeden „zu 3 Schocken mäßigen Scheitern gerechneten Kasten" nebst der Amtsaccidenz 7 Kreuzer für das Holz aus den Kamnitzbeständen, 4 Kreuzer aber für das vom Schwarzenberge entrichten, und für den Spalter- und Zufuhrlohn aufkommen. Das Forstamt wurde angewiesen, einen gewissen Turnus in den Holzschlägen einzuhalten, so daß gleich in den ersten Jahren nicht bloß naheliegendes, sondern auch entfernteres Gehölze zur Verwendung gelange.

Ausdrücklich aber behielt sich die Herrschaft vor, in allen des Hüttenholzes wegen anzulegenden Schlägen Holzmärkte abzuhalten und das Klötzer-, Schindel-, Faß-, Siebläuft- und Zunderholz an den Meistbietenden zu vergeben. Dem Hüttenmeister soll es unbenommen bleiben, an der Versteigerung sich zu betheiligen. Strengen Bedingungen unterwarf sich der Hüttenmeister zur Vorbeugung jeglicher Unregelmäßigkeit oder Unterschleifes beim Holzbezug. Er mußte sich verpflichten, die doppelten Preise zu entrichten, wenn er vor der ämtlichen „Auszählung" Holz abrücke, und eine Strafe von 10 Reichsthalern erlegen, wenn er aus nicht angewiesenem und erkauftem Holz oder Abraum Zunder oder Waldasche brenne. Gar bedenklich war endlich die Klausel, vermöge welcher der Hüttenmeister „für alle in dortiger Gegend, sonderlich in seinem Holzschlag für das etwa entwendete Gehölz gut zu stehen und dasselbe im doppelten Werthe den Amtsrenten ohnweigerlich zu vergüten habe".

Noch eine Formalität hatte unser Riedel zu vollziehen. Er mußte sich aus der Unterthänigkeit der Böhmisch-Kamnitzer Herrschaft loszählen lassen, da Graf Christian den Vertrag nur mit einem „freien ehrbaren" Manne abschließen mochte. [1])

Noch im Jahre 1775 waren die Baulichkeiten in Christiansthal so weit gefördert, daß Riedel, der bis dahin mit seiner Familie bei seinem Bruder in Neuwiese Unterkunft gefunden hatte, im Spätherbste in sein neues Heim einziehen konnte. Gehobenen Gefühles mochte er die Schwelle des Herrenhauses überschreiten, der selbstgeschaffenen wirklichen Heimat, aus der ihn Niemand mehr verdrängen konnte. Tage unermüdlicher Arbeit begannen. Am Tage der heiligen drei Könige wurde unter Anrufung des himmlischen Beistandes die erste Glasschmelze in der jungfräulichen Hütte eröffnet, und am 17. Jänner 1776 konnte sich der Hüttenmeister an dem fertig gewordenen Erstlingsglas von Christiansthal stolzen Herzens erfreuen. Bald erlangte das Christiansthaler Erzeugniß einen ausgezeichneten Ruf,

1) Der diesbezügliche Losbrief wurde vom Fürsten Franz Ulrich Kinsky am 28. Februar 1776 gezeichnet.

und Riedel schaltete wieder mit Rüstigkeit im immer weiter sich aus dehnenden Geschäfte. Tage großer Aufregung und Besorgniß überstand di junge Ansiedlung im Sommer des Jahres 1778. Friedrich II. von Preuße war in Folge des baierischen Erbfolgestreites in Böhmen eingebrochen, un ein starkes preußisches Corps besetzte am 11. August Reichenberg. Von hie drangen einzelne Abtheilungen der feindlichen Truppen bis auf die Höhe des Isergebirges vor. In Neuwiese fand am 8. September eine solch Abtheilung bewaffneten Widerstand an österreichischen Scharfschützen. Di Preußen, welche die Glasmeister des Gebirges in Verdacht hatten, au eigenem Antrieb die Scharfschützen herangezogen zu haben, erklärten, sämmt liche Hütten des Gebirges in Brand stecken zu wollen. In Christianstha hatte man alle Ursache zu zittern. Riedel beherbergte überdies ansehnlich Gäste aus Reichenberg, die sich zu ihm vor den Preußen geflüchtet hatten unter ihnen die Familie des befreundeten Inspectors Wenzel Paul. De Himmel hatte ein Erbarmen. Ein echtes Isergebirgsregenwetter trat ei und verhinderte den weiteren Vormarsch der Feinde, die übrigens bal darauf aus Böhmen abzogen.

Zu seiner Unterstützung hatte Riedel von allem Anfang an seine weitgereisten Vetter Johann Christoph Riedel, der schon in Antoniewald i seinen Diensten stand, nach Christiansthal als Hüttenschreiber aufgenommen Dieser bewährte sich als wackerer Arbeitsgenosse, besonders als Johann Leopold von schwerer Krankheit ergriffen wurde. [1]) Im Jahre 1794 erlit

1) Dieser Johann Christof Riedel war ein Enkel jenes Johann Christof au Pablowitz, der in Polen umgekommen sein soll. Sein Vater, gleichfall Johann Christof, war in Plottendorf am 10. Mai 1769 verstorben. Von unserm Cyristiansthaler Hüttenschreiber hat sich ein Tagebuchblatt, von eigene Hand geschrieben, erhalten, das wir als einen kleinen Beitrag zur Geschicht des Lebens und der Reisen der böhmischen Glashändler mittheilen wollen:

„Soli Dei Gloria. 1739 den 16. Juni bin ich Johannes Christof Riede in Plottendorf geboren und getaufet worden. 1751 den 2. December bin ic von Hause nach Mayland in Italien verreiset. 1752 den 17. Januari bin ic in Mayland ankommen. Dieses Jahr den 25. May bin ich in der Maylände Domkirchen gefirmet worden. 1756 zum Anfang des Jahres sind von Ihr päpst. Heiligkeit etwelche Feiertäge dispensieret worden. 1756 den 24. Jun bin ich in Genova gewest. 1758 den 4. u. 16. May bin ich in Reggio d Modena gewesen. 1763 den 10. u. 24. Juni und 8. December bin ich i Torino gewesen. 1764 den 2. October bin ich von Mayland abgereiset Dieses Jahr den 17. November bin ich in Plottendorf ankommen. Dieses Jahr den 3. December bin ich in die Antoniewalder Glashütten ankommen 1769 den 10. May ist mein Vater gestorben und den 12. begraben worden i Plottendorf. 1771 den 17. Mai bin ich Johann Christof beschrieben (?) worden

dieser nämlich einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr recht erholen konnte. Er verschied am 18. März 1800. Ihm im Tode vorangegangen waren längst schon sein Bruder Franz Anton, der Glasmeister von Neuwiese († 1780, November 26.) und der hochbetagte Vater Johann Karl († 1781, November 10.).

„Es hieße die edelste Seite im Charakter der böhmischen Glasleute in Schatten stellen, würde nicht ganz besonders ihres sittlich-religiösen Geistes gedacht werden. Was ihr frommer Sinn in den Gemeinden Kreibitz, Falkenau, Langenau, Blottendorf, Steinschönau, Bürgstein, Haida u. s. w. zu kirchlichen und Wohlthätigkeitszwecken gespendet, findet sich zum Theil schon in verschiedenen Schriften verzeichnet." Für die Wahrheit dieser Worte Schebecks [1]) spricht denn auch die Chronik von Christiansthal. Der wahrhaft fromme Sinn des Gründers, der sich auch auf seine Nachkommen vererbte, verewigte sich in der Gründung der Christiansthaler Kapelle. In der Stiftungsurkunde sagt er: „Ich Leopold Riedel . . . habe in Erwägung gezogen, daß dem Menschen nichts anderes als seine guten Werke in jene Welt nachfolgen, und daß unter denselben wohl keine nützlicheren können gestiftet werden, als an welchen mehrere gottesfürchtige fromme Christen Theil haben, und zu deren Seelenheil alle Erleichterung geschaffet werden kann." In seinem weltabgeschiedenen Heim, das besonders in der langen Winterszeit fast unzugänglich war, mochte Riedel um so stärker das Bedürfniß empfinden, zur Befriedigung des kirchlich-religiösen Sinnes seiner selbst, seiner Familie und seiner Arbeiter an Ort

Dieses Jahr von Juni bis Juli war in Böhmen ein Strich Korn böhm. Maß vor 16 fl., dann vor 1 kr. 4 Loth Hausbrod. 1772 im Anfang seind etwelche Feiertäg von Ihrer päpstl. Heiligkeit aufgehoben worden. 1775 den 11. Januari bin ich auf die Neuwieser Glashütten kommen. Dieses Jahr den 20. bis 27. Martii haben die Bauern die Schlösser ausgeraubt. 1776 den 15. Januar bin ich in die Christiansthaler Glashütten kommen. Dieses Jahr den 31. Mai ist mein Bruder Anton in Plottendorf gestorben und darauf begraben worden den 3. Juni 1776. 1779 den 23. Martii ist meine Mutter Veronika gestorben und den 27. Martii begraben worden. 1793 den 24. December ist meine Schwester Maria Theresia gestorben in Friedrichswald und den 26. December in Johannesberg begraben worden. 1801 den 7. September starb Johann Josef Riedel in Lübeck und den 11. September in St. Peter begraben worden. 1804 den 20. Juli ist mein sel Bruder Josef gestorben in Oberarnsdorf und den 22. Juli in Plottendorf begraben worden. 1804 den 13. November ist mein Bruder Franz gestorben um 11 Uhr vormittag in Plottendorf u. den 16. November begraben worden." Johann Christof selbst starb am 17. Juli 1812.

1) Böhmens Glasindustrie und Glashandel S. LXIII.

und Stelle die geeigneten Einrichtungen zu schaffen. Schon im Sommer de Jahres 1778 zur Zeit der Preußennoth hatte Philipp Paul, der Pfarre von Einsiedel (später Dechant in Reichenberg und Canonikus in Leitmeritz am 8., 9. und 10. August in Christiansthal heilige Messen celebrirt un hierauf vom 12. August bis 20. September P. Franz Schneider Gottes dienst abgehalten. Nach dem Stiftsbrief vom 1. April 1780 sollte au Riedels Wunsch ein eigener Geistlicher unterhalten und ein Kirchlein m einem Friedhof errichtet werden. Der Localcaplan erhielt seine besonde Wohnung in der gegenüber vom Herrenhause erbauten Pfarrei und soll entweder die Verköstigung beim Glasmeister oder einen jährlichen Koste beitrag von 65 fl. genießen. Ein weiterer Geldbetrag von jährlichen 78 f wurde für drei in der Woche zu lesende Messen gesichert. Riedel erleg zu diesem Zwecke 2500 fl. als baares Stiftungsvermögen bei der Reiche berger Herrschaft. Da aber dessen vierpercentige Interessen von 100 f obige Beträge nicht deckten, so stellte er die fehlenden jährlichen 43 fl. au seine Realitäten in Christiansthal sicher. Durch dieselben Hypotheken de tirte er für die Erhaltung des Kichleins ein Capital von 50 fl. und zu Instandhaltung der Kircheneinrichtung für Wein, Kerzen und dergleiche ein Capital von 200 fl. Graf Christian bestätigte als Patron die fromm Fundation am 24. Juni 1780, ergänzte dieselbe durch 4 Faß Bier un 8 Klafter Holz im Jahre, bestimmte die Stolataxen und verpflichtete de Caplan auch zur Ertheilung des Schulunterrichtes gegen Entschädigun seitens der Eltern, so lange nicht ein eigener Schulmeister angestellt werd Die Stiftung wurde von der kirchlichen Behörde bestätigt und in di Landtafel eingetragen. [1])

Zum Baue eines Kirchleins kam es nicht, wiewohl der Patron Gra Christian Clam-Gallas am 18. August 1781 den Grundstein bereits daz gelegt hatte. Dagegen wurde die heute noch bestehende im Mitteltrakt be findliche Hauscapelle eingerichtet und in derselben bereits am 3. April 178 von P. Anton Kreybich die Messe gelesen. [2]) Der idyllisch gelegene Fried hof wurde am 24. October 1780 vom Friedländer Vicär P. Josep Schöpfer eingeweiht. Der Bruder († 1780, Nov. 26.) und der Vate († 1781, Nov. 10.) des Stifters waren die ersten, welche auf demselbe

1) 5. leibfarbener Kaufquatern der Einlagen und Fundationen A. ddo. 26. Sep tember 1780 sub. lit. A. 12.

2) Die würdige Ausstattung der Kapelle läßt sich die Familie Riedel bis heut angelegen sein. Das Flügelaltar (in der Mitte die 14 Nothhelfer, auf de Flügeln St. Wenzel und St. Veit) kam von Witkowitz auf Verwenden de Gemalin Leopolds R., die von Witkowitz stammte. Es diente früher al

ihre ewige Ruhestätte fanden. Obengenannter Kreybich, der erste Localcaplan von Christiansthal, verblieb bis zum Jahre 1784 daselbst. Sein Nachfolger der originelle „Hüttenpater" P. Franz Starrey, ein Anverwandter der Familie Riedel, [1]) versah die Localie von 1785 bis 1795, war dann eine Zeit lang Pfarrer in Luschtinetz, kehrte aber 1799 auf seinen geliebten Posten nach Christiansthal zurück und harrte hier bis zu seinem Tode aus. (31. Jänner 1822.)

Johann Leopold Riedel, der Gründer von Christiansthal, erlebte noch den Anbruch des neuen Jahrhunderts. In seinem 74. Lebensjahre aber am 18. März 1800 segnete er das Zeitliche und bezog die freundliche Heimstätte des ewigen Friedens, die er sich selbst auf luftiger Höhe, umsäumt von dunklem Waldesgrün, geschaffen. Er hat in seiner Art Großes vollbracht und wird in der Industriegeschichte unseres Vaterlandes immer eine ehrenvolle Erwähnung finden müssen. Gründliche Geschäftskenntniß, wohl erwägender Unternehmungsgeist und rastlose Thätigkeit beförderten den einfachen Hüttenschreiber zum vornehmsten Industriellen des Gebirges, auf dessen unwirthlichen Kamme er eine blühende Oase gewerblichen Fleißes schuf. Ein kräftiger Familiensinn, echt religiöse Gläubigkeit und ein warmes Herz für seine Arbeiter, wie für alle Bedürftigen, zierten den Menschen. In seinem Testamente finden wir die nicht unbeträchtlichen Summen verzeichnet, die er seinen Glasmachern vorgestreckt hatte. Mit diesen lebte er in einer Art patriarchalischen Verhältnisses, und seit seiner Zeit stammt wohl die noch heute in Christiansthal von den Arbeitern beobachtete Sitte, den Besitzer der Glashütte mit der vielsagenden Ansprache „Vater" zu ehren. Nicht immer ungetrübt war der Himmel seines Glückes geblieben. Im ersten Beginne seiner selbständigen Laufbahn im Jahre 1752 schmetterte den jugendlichen Anfänger der völlige Zusammenbruch des eröffneten Unternehmens in der Zenknerhütte nieder. Er raffte sich auf, und als er mit dem Aufgebote der vollen Kraft seines besten Mannesalters ein ausgedehntes blühendes Geschäft gegründet hatte, entzog ihm plötzlich im Jahre 1774 ein tückisches

---

Feldaltar offenbar einem böhmischen Regimente und war während des siebenjährigen Krieges in Witkowitz zurückgeblieben. Die Orgel — gebaut 1713 von Leopold Spiegel in Prag — wurde von der Polauner Kirche übernommen. Früher soll sie den Benedictinern am Bösig gehört haben. Das Glockenthürmchen mit Uhr wurde am 13. Juni 1801 errichtet.

1) Er war der Sohn des Launer Bürgers Franz Starrey. Seine Schwestern Elisabeth und Magdalena waren die Frauen Antons und Karl Josefs Riedel, der Söhne des Stifters von Christiansthal.

Geschick Werkstätten und Heimat. Unverzagt schritt er an den Aufba seines eigenen Heims. Er sollte in diesem nicht ohne letzte und schwerst Prüfung seinen Lebensabend beschließen. Im Mai des Jahres 179 wurde er vom Schlage gerührt, blieb gelähmt und konnte sich nicht meh erholen. Sechs lange schmerzensreiche Jahre sah sich der an unermüdlich Thätigkeit gewohnte Kranke zur unfreiwilligen Ruhe verurtheilt, bis ih der Tod erlöste. Seine geliebte Frau und treue Pflegerin lebte noch bi zum Jahre 1812, in welchem sie am 10. August in ihrem 74. Lebensjahr wie ihr Gemahl, starb.

Schon im Jahre 1795 hatte der Gründer von Christiansthal, al er in Folge seiner Gebrechlichkeit sich von den Geschäften zurückziehe mußte, die Glashütte sammt den Wohngebäuden mittelst Kaufvertrage vom 19. Juli an seinen Sohn Karl Josef übertragen. In seinem be reits im Jahre 1794 ausgefertigten Testamente war dieses Verhältni vorgesehen und Christiansthal mit dem mäßigen Werthe von 1500 fl. be messen. Seinem zweiten Sohne Anton vererbte Johann Leopold di Neuwiesner Glashütte, welche gleichfalls mit nur 1500 fl. bewerth wurde. Für seine Gemahlin und die noch ledige Tochter Johanna wurd in reichlicher Weise gesorgt und der andern Verwandten, wie auch de Armen, nicht vergessen.

Durch seine Söhne Anton und Karl Josef wurde der Gründer vo Christiansthal der Stifter der beiden heute noch bestehenden Linien de Familie Riedel, welche die Rohglaserzeugung im Isergebirge fast aus schließlich beherrschen. Anton († 1821 Feber 7.) arbeitete bis 1817 i Neuwiese, schloß aber schon 1814 einen günstigen Pachtvertrag mit Antonic wald ab. Einer seiner Söhne Josef († 1845 Nov. 3.) ist der Vate jenes Josef Riedel in Polaun, der sich durch hohe Begabung un eisernen Fleiß zum Großindustriellen allerersten Ranges emporarbeitet und allgemein der „Glaskönig" des Gebirges genannt wird. Diese Po launer Linie verdiente wohl im Interesse unserer heimischen Industrie geschichte in einer besonderen Abhandlung eingehend besprochen zu werden

Der uns gestellten Aufgabe gemäß verweilen wir bei Christianstha und der an diesen Ort sich knüpfenden Linie des interessanten Geschlechtes Karl Josef Riedel d. ä. hatte, wie wir erwähnten, noch bei Lebzeite seines Vaters im Jahre 1795 den Besitz von Christiansthal angetrete und betrieb das ererbte Geschäft mit wechselvollem Geschicke nahezu ei halbes Jahrhundert. Der allgemeine Geschäftsniedergang während de Napoleonischen Kriege übte seine unvermeidliche verderbliche Rückwirkun auch auf das Christiansthaler Unternehmen aus. Vergeblich kämpft

Riedel gegen die hereingebrochene schwere Krisis an. Ein mit Josef Pfeiffer in Gablonz geschlossener Compagnievertrag mußte bald wieder aufgelöst werden, und betrübten Herzens sah sich der Hüttenbesitzer genöthigt „kalten Ofen" zu halten. Noth und Elend zogen in Christiansthal ein. Zum Arbeitsmangel gesellte sich die bekannte außerordentliche Theuerung der Lebensmittel.[1]) Noch wie ein Glück mußte man es ansehen, daß im Jahre 1813 zwischen dem 20. und 28. August die plündernden „Polaken", welche bis Neuwiese und bis zur Plattneimühle vorgedrungen waren, den Weg nach Christiansthal nicht fanden. Als auch nach den schweren Kriegsjahren die Geschäftsstockung andauerte, sah sich Riedel schon vor die Frage der gänzlichen Auflassung seiner Hütte gestellt. Sein Neffe Franz Riedel, der Hüttenmeister von Neuwiese, legte sich ins Mittel, und durch seine Verwendung gelang es, die Christianstaler Hütte wieder in Betrieb zu setzen. Förderlich hiefür zeigte sich insbesondere der von Franz Riedel mit der Reichenberger Herrschaft am 26. September 1824 auf 12 Jahre abgeschlossene Holzlieferungsvertrag, dessen günstige Bedingungen auch Karl Josef zu Gute kamen.[2]) Dieser erholte sich denn wieder zum regelmäßigen Geschäftsbetrieb, und mit der wiedergewonnenen Arbeit zog auch Freude und Zufriedenheit in Christiansthal ein. 1826 wurde am Herrenhause eine Sonnenuhr angebracht, 1828 ein Doppelbarometer erworben und Wetterfahnen auf den Wohngebäuden aufgesetzt.[3]) Im Jahre 1829 ließ Carl Josef das schadhaft gewordene Glockenthürmchen ausbessern und einen neuen Knopf aufsetzen, 1835 baute er die steinerne Brücke über die kleine Kamnitz und 1836 die Wasserleitung in die Küche.

Die von seinem Vater mit vielen Mühen begründete selbständige Seelsorgestation vermochte Karl Josef Riedel nur bis zum Jahre 1822 aufrecht zu erhalten. In demselben am 31. Jänner starb nämlich P. Franz Starrey, der Anverwandte und treue Berather der Familie, der in weiten Kreisen geehrte und beliebte Hüttenpater von Christiansthal im Alter von 66 Jahren. Dieser hatte vermöge seiner nahen Beziehungen zur Familie Riedel und in Folge einer Personalzulage aus dem Religions-

1) Der Chronist merkt an, daß im J. 1805 ein Strich Korn 52 fl., ein Strich Weizen 44 fl. kostete und für einen Kreuzer 1½ Loth Brod verkauft wurde. Vergl. Jäger, Dorfchronik S. 308.

2) Für das weiche Holz wurde als Preis per Klafter 1 fl. 45 kr. C. M., für das harte 2 fl. vereinbart. Im Jahre 1836 schloß Karl Josef im eigenen Namen einen Vertrag auf 12 Jahre ab, nach welchem das weiche Holz mit 2 fl. 12 kr. C. M., das harte mit 2 fl. 45 kr. bewerthet wurde.

3) Diese Arbeiten besorgte Meister C. G. Scheppig aus Bautzen.

fonde trotz der durch das Finanzpatent vom Jahre 1811 geschmälerte Dotation der Lokalie sein Auskommen gefunden. Für die Unterhaltun eines Nachfolgers reichten aber die vorhandenen Mittel nicht aus, und e wurde daher nach längeren Verhandlungen Christiansthal nach Johannes berg eingepfarrt. Gemäß der Weisung des bischöflichen Consistoriums vo Leitmeritz vom 7. August 1827 und der Verordnung des Gubernium vom 17. October 1827 hatte der Pfarrer von Johannesberg jeden Mona einmal in Christiansthal den Gottesdienst sammt Predigt abzuhalten un wochentlich einmal den Kindern Religionsunterricht zu ertheilen. Hiefü wurde ihm der Ertrag der Stiftung Johann Leopold Riedels im Betrag von 100 fl. W. W. und der Bezug der von der Herrschaft bewilligte Naturalgabe von 4 Faß Bier und 6 Klafter Holz zugesprochen.

Wegen vorgerückten Alters übergab Karl Josef Riedel mit Begin des Jahres 1838 Christiansthal seinem ältesten Sohne gleichen Namens Er lebte noch fünf Jahre und verschied in seinem 76. Lebensjahre a 23. April 1843 allgemein betrauert und beweint. Sein am 8. Jänner 183 verfaßtes und am 10. Juli 1843 publicirtes Testament enthält ganz ähn liche Bestimmungen, wie das seines Vaters. Demgemäß hatte sein Soh Karl Josef den Besitzstand von Christiansthal mit 3500 fl. C. M. z übernehmen. Im Übrigen wurde dieser mit der Witwe Magdalena un den überlebenden Kindern als Universalerben eingesetzt. Die hinterlassene Holzvorräthe und Glasmaterialien wurden mit 11.170 fl. C. M., die aus stehenden Forderungen — Glasschulden — mit 16.000 fl. geschätzt.

Karl Josef Riedel d. j. (geb. 16. Juli 1803, † 22. Jänner 1875 hatte in seiner Jugend in den Zeiten des schlechten Geschäftsganges de Christiansthaler Glashütte das Uhrmacherhandwerk in Kratzau erlern (1819—1822), war dann auf die Wanderschaft gegangen und stand vo 1822 bis 1826 in Wien in Arbeit. Da sich inzwischen die Verhältniss der Glasindustrie günstiger gestaltet hatten, kehrte er im Jahre 1826 i seine Heimat zurück, beschäftigte sich vom 12. Juni bis 8. Septembe dieses Jahres in der Glashütte seines Vetters Franz in Antoniewald, wor auf er in das Geschäft seines Vaters in Christiansthal eintrat. Mit den Jahre 1838 übernahm er dasselbe in eigene Verwaltung und führte e bis an sein Lebensende mit vorzüglichem Erfolge. Voll Eifer und m unermüdlicher Thätigkeit leitete er den Betrieb und die Vervollkommnun seiner Hütte. Günstige Verhältnisse unterstützten die Bemühungen des auf strebenden Industriellen. Noch im Jahre 1839 vollendete er den Ba einer Pottaschenkammer und einer Hafenstube. 1841 wurde eine Broken und Strohkammer erbaut, 1842 eine Aschenkammer errichtet und die Sand

kammer hergestellt, und 1848 ein völlig neues Pochwerk zur Ausführung gebracht. Vom Jahre 1853 bis 1855 führte Riedel, dessen geschäftliche Unternehmungen sich immer lohnender gestalteten, eine wesentliche Vergrößerung der Glashütte durch. Dieselbe wurde um 10 Klafter verlängert, um Platz für die Aufstellung eines zweiten Ofens zu gewinnen, auf welchen am 24. Juli 1854 das erste Glas gearbeitet wurde. Ferner wurden zwei $17^1/_2$ Klafter lange Ziehgänge (Ausläufer), ein anstoßendes Gebäude mit zwei Zurichtkammern, eine Schreibstube, dann ein Neubau für 2 Thonkammern, einen Thongewölbe und 2 Glasvorrathskammern errichtet. In derselben Zeit entstand eine zu erwärmende Glasauslesestube, eine Hafenstube und Hafenkammer und 3 Tamperöfen, und wurden noch andere Verbesserungen in der Hütte vorgenommen. Da das 1848 erbaute Pochwerk den Anforderungen nicht mehr entsprach, gestaltete es 1858 Riedel vollständig um, versah es mit 24 Eisenhämmern und stellte zum Betriebe eine Turbine auf. Das in der Nähe des Friedhofs gelegene Wassersammelbecken wurde vergrößert und mit Cement vermauert. Die mit einem Kostenaufwand von 400 fl. bewerkstelligte Reconstruction bewährte sich ausgezeichnet, so daß von nun an selbst beim kleinsten Wasserstande sämmtliche 24 Hämmer in Thätigkeit versetzt, während früher oft nur 3 oder 4 Stampfen zur Arbeit benützt werden konnten.

Schon zwei Jahre darauf erweiterte Riedel seinen Wirkungskreis durch den Pacht der Zenknerhütte in Antoniewald, in welcher er mannigfaltige Baulichkeiten vornehmen mußte, ehe er am 27. März 1860 die Glasbereitung beginnen konnte. In Christiansthal selbst aber steigerte sich der Betrieb immer mehr, so daß Riedel schon 1865 einen neuen dritten Ofen zwischen den beiden bereits bestehenden aufstellte, auf welchem am 29. August 1865 zum erstenmale gearbeitet wurde. In Folge dessen sah er sich genöthigt, das Pochwerk neuerdings zu vergrößern. Da die aus der kleinen Kamnitz bis jetzt bezogene Wasserkraft nicht ausreichte, holte sich Riedel von der Reichenberger Herrschaft die Bewilligung ein, aus der großen Kamnitz mittelst eines Kunstgrabens das Wasser zu heben, und schloß bei dieser Gelegenheit einen Vertrag über das Wasserbezugsrecht von den herrschaftlichen Gründen überhaupt, auch die kleine Kamnitz betreffend, ab. (21. Mai 1865.) Im selben Jahre 1865 ließ Riedel zwischen den zwei westlichen Ziehgängen einen hölzernen Sandbehälter von bedeutendem Umfange erbauen.

Die wichtigen Holzlieferungsverträge wurden mit der Reichenberger Herrschaft von Zeit zu Zeit unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen erneuert. 1848 wurden auf drei Jahre 1400 Klafter weiches Scheitholz,

100 Klafter weiches und 30 Klafter hartes Abraumholz abgeschlossen. Als Preise wurden festgesetzt für die Klafter Scheitholz 3 fl., für das harte 2 fl. 30 kr. und ein Stammgeld pr. Gulden 2 kr. ausbedungen. Im Jahre 1851 wurde der Vertrag für fast dieselbe Quantität auf 6 Jahre erneuert; die Preise aber sollten von Jahr zu Jahr festgestellt werden. Für das erste Contractsjahr bewegten sich dieselben für das Scheitholz zwischen 3 fl. und 3 fl. 15 kr. je nach der Lage des Schlages; für das Abraumholz wurden dieselben Preise wie 1848 beibehalten und dasselbe Stammgeld bestimmt. Der wieder für 6 Jahre abgeschlossene Holzverkaufsvertrag vom Jahre 1858 sicherte Riedel den jährlichen Bezug von 1800 Klaftern weiches Scheitholz (zwischen 5 -- 6 fl. pr. Kl.), 30 Kl. hartes Abraumholz (4 fl.), 420 Kl. weiches Prügelholz (3 fl. bis 3 fl. 20 kr.) und das Stockholz von obigen 1800 Kl. (zwischen 2 fl. 45 kr. und 3 fl. 30 kr.). Die Preise wurden wieder nur für das erste Vertragsjahr bestimmt, das Stammgeld entfiel. Nach Ablauf dieses Vertrags erhielt Riedel auf sein Ansuchen mittelst Bescheides vom 8. December 1863 auf weitere Jahre die Zusicherung des Bezuges von jährlichen 3000 Kl. Holz in der Gattung, wie es die Schläge nach Ausscheidung des Nutzholzes und die durchzuforstenden Waldstrecken geben zu den bestehenden Currentpreisen des Jahres.

Durch den Ankauf der von Jantsch erbauten Glashütte in Josefsthal (1871) hatte Riedel sein Arbeitsfeld wieder auf drei Hütten ausgedehnt, und wenn auch schon kränklich, suchte er in rastloser Arbeitsfreudigkeit zweckmäßige Verbesserungen im Betriebe seiner Fabrication durchzuführen. Bedeutungsvoll zeigte sich die im Jahre 1874 vollzogene Einrichtung der Christiansthaler Hütte nach dem Systeme der Gasfeuerung. Den im Jahre 1875/6 vollendeten Umbau der Antoniewalder und Josefsthaler Hütten nach demselben Systeme sollte er nicht mehr erleben. In seinen 3 Hütten erzeugte Riedel als gangbarste Artikel Stangen- und Stängelglas aller Farben, Prismen, Druckglas und Flaçons, letztere Waaren seit 1871 vornehmlich in Antoniewald und Josefsthal.

Der in erfreulicher Weise sich mehrende Wohlstand setzte Riedel in die Lage sein „Herrenhaus" nach Bedarf zu vergrößern und immer wohnlicher einzurichten. Ein besonderer Stall wurde an der Seite der „Pfarrei" neugebaut und daneben ein Wohnhaus für das Gesinde errichtet. Auf allen Baulichkeiten wurden Blitzableiter aufgestellt. Ein am 7. Mai 1869 in das Herrenhaus niederfahrender Blitz blieb in Folge dessen unschädlich. Besondere Sorgfalt widmete er der Instandhaltung der Hauscapelle, deren Inventar vielfache Bereicherung fand. Hübsche Gärtchen beim Herrenhause wie bei der Pfarrei wurden angelegt, die nächsten Wege hergerichtet und

die Kamnitzbrücken in besten Stand gesetzt. Gastlich öffnete Riedel sein Haus allen, die bei ihm vorsprachen. In den schönen Sommermonaten vergingen denn auch wenige Tage, in welchen nicht im Christiansthaler Herrenhause Freunde und Bekannte herzliche Aufnahme und gute Herberge fanden. Oefter trafen recht vornehme Besuche ein. Die Mitglieder der gräflich Clam'schen Familie unterließen es selten, so oft sie im Herbste zu Zeiten der Hochjagden nach Neuwiese kamen, einen Abstecher nach dem freundlichen Christiansthal zu unternehmen, und war es gerade an einem Sonn- oder Feiertage, dem Gottesdienste in der Hauscapelle beizuwohnen. Fürst Camill Rohan, durch viele Jahre ein regelmäßiger Jagdgast des Grafen Clam, schlug wiederholt während der Auerhahnbalz sein Nachtquartier in Christiansthal auf. Von den vielen geistlichen Herren, die als Gäste der Familie Riedel in Christiansthal weilten, sei der Leitmeritzer Bischof Augustinus Bartholomäus Hille hervorgehoben. Er traf in Begleitung des Kanonikus Pfeiffer am 24. Juni 1851 Abend um 7 Uhr ein und reiste am andern Tage Nachmittag wieder ab. Er wurde auf das Feierlichste empfangen und mit dem Aufgebot aller Kräfte bewirthet. Noch am 24. Juni celebrirte der Bischof in der Hauscapelle das Veni sancte und besuchte den Friedhof, um für alle Verstorbenen zu beten. Am andern Morgen weihte er ein neues Meßgewand und Pluviale, sowie zwei neue Fahnen — Spenden der Familie Riedel — und celebrirte die feierliche Bischofsmesse im eben geweihten Ornate. Hierauf hielt er im Freien von einer eigens aufgestellten Tribüne vor der versammelten Bewohnerschaft des Ortes und vielen Gästen eine längere Erbauungsrede und spendete alsdann das Sacrament der Firmung. In unermüdlicher Thätigkeit wohnte der würdige Seelenhirt noch der in der Schule vorgenommenen öffentlichen Prüfung bei, ehe er sich zur Festtafel begab. Als sich der Bischof verabschiedete, sprach er: „Ich habe mich in Christiansthal so recht heimisch gefühlt."

Ein schönes Denkmal ihres edlen menschenfreundlichen Sinnes setzte sich die Familie Riedel durch die Begründung der Christiansthaler Schule. Friedrichswalde, wohin Christiansthal gehört, war seit jeher zu Gränzendorf eingeschult. Die Schule in diesem zwei Stunden von Christiansthal entfernten Orte zu besuchen, konnte der Jugend wohl kaum zugemuthet werden. Deßwegen hatten die Besitzer von Christiansthal mit dem Johannesberger Lehrer eine Vereinbarung getroffen, nach welcher wöchentlich zwei bis dreimal ein Schulgehilfe den Unterricht in Christiansthal ertheilte. Bis zum Jahre 1833 versah diesen mühseligen Dienst als „excurrierendes Schulindividuum," um im damaligen Sprachgebrauch zu

reden, Anton Appelt. Seine Nachfolger werden nicht genannt. Welch' andern als einen nur höchst mangelhaften Erfolg konnte eine derartige Einrichtung des Unterrichtes erzielen? Eine fromme wackre Frau, die Witwe nach Karl Josef Riedel d. ä. Magdalena, welche bei ihrem Sohne in Christiansthal bis zu ihrem Tode (29. März 1861) lebte, faßte den hochherzigen Entschluß, dem unhaltbaren Zustande ein Ende zu bereiten und eine selbständige Schule zu stiften. Sie widmete zu diesem Behufe im Jahre 1844 ein Capital von 3000 fl. C. M., von dessen Interessen die Besoldung des Lehrers gedeckt werden sollte. In selten klarer Weise äußerte sich Frau Magdalena über ihre humane Absicht in dem mit der Herrschaft aufgenommenen Protocolle betreffend die Begründung der Schule. So sagt sie: „Die Verpflichtungen des jeweiligen Lehrers sollen darin bestehen, daß er durch das ganze Jahr täglich zweimal und zwar 2 Stunden Vormittags und 2 Stunden Nachmittags Schule halte und dabei mit Ausnahme des Religionsunterrichtes, der ohnehin stiftungsmäßig wöchentlich einmal von dem Ortsseelsorger von Johannesberg, wohin Christiansthal eingepfarrt ist, ertheilt werden muß, alle Gegenstände vortrage, welche die politische Schulverfassung für Trivialschulen vorschreibt. Jedoch wird es dem Lehrer zur besonderen Pflicht gemacht, nicht nur mit dem größten und gewissenhaftesten Fleiße vorzugehen, damit meine gute Absicht, das Wohl der Kinder unserer Arbeiter kräftig zu fördern, erreicht werde, sondern es wird ihm auch obliegen, die vom Johannesberger Seelsorger ertheilten Religionslehren fleißig zu wiederholen. Eine weitere Verpflichtung des Lehrers soll darin bestehen, einigen Kindern, die hiezu die Fähigkeiten haben, unentgeltlichen Gesangunterricht zu ertheilen, damit selbe bei dem alle 4 Wochen hier in Christiansthal in unserer gestifteten Hauscapelle abzuhaltenden Gottesdienste ein erhebendes Lied singen können, damit auf diese Art auch zur Verherrlichung des Gottesdienstes das Möglichste beigetragen werde. Uebrigens soll dem jeweiligen Lehrer obliegen, beim Abhalten der Gottesdienste die Orgel zu spielen und alles zu verrichten, was zur Bedienung des Priesters gehört, ebenso wird ihm obliegen, aus den Schulknaben stets zwei zum Ministrieren abzurichten." Die edle Stifterin spricht in dem genannten Protocolle die Hoffnung aus, daß der zukünftige Patron der Schule Graf Clam ein kleines Scherflein zur besseren Existenz des Lehrers durch Gewährung eines Deputates von Holz und etwas Bier gnädig beitragen werde. „Sollte aber", fährt Frau Magdalena fort, „mein kindliches Vertrauen, welches ich zu meiner gnädigen Herrschaft hege, sich nicht rechtfertigen, so bleibt, da ich von meinem christlichen Vorsatze, eine Schule für

Christiansthal zu stiften, nicht ablasse und auf die Ausführung eines wahrhaft guten Werkes nicht verzichten und das Bewußtsein, daß ich es gethan, in die Ewigkeit mitzunehmen gedenke, nichts anders übrig, als noch einige Jahre mit der wirklichen Inslebentretung dieser Schule und zwar so lange zu warten, bis die Zinsen obigen Stiftungscapitals so hoch angewachsen sind, daß ein Capital erzielt werde, aus dessen Zinsen 6 Klafter Schulbeheizungsholz und 2 Faß Bier jährlich für den Lehrer in Christiansthal gedeckt werden." Ferner spricht die Stifterin den Wunsch aus, daß in der Christiansthaler Schule jährlich „öffentliche Prüfungen" der „Control" wegen abgehalten werden, und die Schule als unabhängige Expositur von Gränzendorf betrachtet werden soll. „Für die Wohlthat," fährt sie fort, „welche ich durch diese Stiftung den Christiansthaler Kindern angedeihen lasse, sollen sie mit ihrem jeweiligen Lehrer am 19. Juli als an meinem Geburtstage, am 22. Juli als an meinem Namenstage und endlich an meinem Sterbetage ein frommes Gebet für meine Seele in der Schule zum Himmel richten." Die edle Frau schließt: „Ich füge dieser meiner Erklärung nur noch die Bitte bei, diesen für mich so wichtigen Gegenstand soviel als möglich zu beschleunigen, damit ich, die ich in Jahren schon vorgerückt bin, vielleicht noch das Glück genießen könnte, diese Anstalt in Wirksamkeit zu sehen."

Der wackere Sohn der hochherzigen Mutter, Karl Jos. Riedel d. j., blieb in Opferwilligkeit für das menschenfreundliche Unternehmen nicht zurück. Er ließ auf eigene Kosten ein besonders zweckmäßiges Schulhaus aufbauen, in welchem auch für die Lehrerfamilie eine geräumige Wohnung untergebracht wurde (1846). Graf Clam übernahm das Patronat und bewilligte den erbetenen Holzdeputat (25. Juni 1847). Mit Decret vom 30. December 1847 Z. 72151 genehmigte das k. böhm. Landesgubernium die Errichtung der Schulanstalt und sprach der Stifterin „für ihre gemeinnützige Widmung und Förderung des Volksschulwesens" das Wohlgefallen aus. Nach längeren Verhandlungen wurde im Einvernehmen mit dem Patrone mittelst Consistorialdecretes vom 27. Juni 1848 der Althabendorfer Hilfslehrer Mathias Hofmann zum provisorischen Lehrer in Christiansthal bestellt und am 3. Juli unter Anrufung des heiligen Geistes der Schulunterricht begonnen. Im Sommer darauf am 22. Mai 1849 wurde in Anwesenheit vieler Ehrengäste und Schulfreunde durch den Semiler Schuldistrictsaufseher Vicär Joachim Schaurek die Schule in feierlicher Weise kirchlich geweiht und die erste öffentliche Prüfung mit 31 Schülern vorgenommen. Die Erfolge waren sehr befriedigend, und

Frau Magdalena Riedel erblickte mit innerer Rührung und Befriedigung die ersten Früchte ihrer großmüthigen Stiftung. Der vom Patronat und dem Kreisamte delegirte anwesende Commissär Oberamtmann Uchatzky aus Reichenberg hielt eine vortreffliche Rede, welche in die Schulchronik mit Recht dem vollen Wortlaute nach aufgenommen wurde. Er erzählte die Gründungsgeschichte des kleinen Ortes, pries den Edelmuth und Wohlthätigkeitssinn der Familie Riedel überhaupt und der Schulstifterin insbesondere, kennzeichnete in wahrhaft goldenen Worten die Ziele einer guten Volksschule und sprach Frau Magdalena Riedel im Namen des Patronates und Kreisamtes Dank und Anerkennung aus. Das bischöfliche Consistorium sandte gelegentlich der Schulweihe ein warmes Anerkennungsschreiben an Frau Magdalena, der „edlen Wohlthäterin", „die sich in den Herzen der Eltern und Kindern das schönste Denkmal errichtet habe".

Die Sorge für die geschaffene Schule blieb der Familie Riedel bis auf den heutigen Tag ein wahres Herzensbedürfniß. Zweckmäßige Lehrmittel und Einrichtungsgegenstände wurden erworben und nach Erforderniß erneuert, die schon von der Stifterin durch Anschaffung guter Jugendschriften gegründete Bibliothek allmälig bereichert, die Schulkinder bei den jährlich abgehaltenen Prüfungen beschenkt und das Wohlergehen des Lehrers nach Möglichkeit gefördert, unter andern 1863 die Dotation für den letzteren durch Karl Joseph Riedel d. j. erhöht. Obwohl 1865 auf Grund der vermehrten Bezüge des Lehrers Christiansthal als selbständige Schulstation angesehen und als solche auch vom Bezirksschulrathe 1870 bestätigt wurde, reihte sie der Landesschulrath 1871 in die Kategorie der Privatschulen ein. Im Jahre 1872 hatte die Zahl der Schulkinder sich so verringert, daß man den Unterricht aufließ. Als aber im Jahre 1878 die Zahl der Kinder wieder auf 23 angewachsen war, eröffnete der gegenwärtige Besitzer von Christiansthal, Leopold Riedel, ein Enkel der Stifterin, die Unterrichtsanstalt vom Neuen und bringt derselben bis auf den heutigen Tag die größte Opferwilligkeit entgegen. [1])

1) Der erste Lehrer von Christiansthal M. Hofmann (1848—1858) waltete seines Amtes in trefflicher Weise und erhielt wiederholt die lobende Anerkennung der vorgesetzten Schulbehörden. Er führte in Christiansthal die Lautiermethode ein, die im Kamnitzer Vicariate nur noch in Schönlinde im Gebrauch stand. Der Kamnitzer Schuldistrictsaufseher empfahl die Methode Hofmann's allenthalben. Wer aber Gelegenheit hatte, den Schulprüfungen beizuwohnen, sprach sich nur lobend aus. Wir führen den Wortlaut einiger in die Schulchronik eingetragener Aeußerungen an. So schreibt Franz Schwarz, Domcapitular und Consistorialrath aus Leitmeritz: „Mit vielem innigen Vergnügen habe ich heute am 23. August 1850 in Gesellschaft mehrerer Schulfreunde einer

Karl Joseph Riedel d. j. hatte am 24. November 1840 mit Theresia, der Tochter des Kaufmanns Joseph Handschke aus Steinschönau, einen Ehebund geschlossen, der mit Zufriedenheit und Glück gesegnet war. Vier Kinder entsprossen demselben: Karl Joseph (geb. 15. August 1843), Emanuel (geb. 16. Oct. 1844), Leopold (geb. 15. März 1846) und Anna Theresia (geb. 6. Juli 1878, † 24. Juli). Im Sommer des Jahres 1873 feierte Riedel seinen siebenzigsten Geburtstag. Die Mahnungen des Alters und eine bedenkliche Krankheit, in die er verfiel, hießen ihn an die Ordnung seiner irdischen Angelegenheit gehen. Auf seinen Wunsch traten seine drei Söhne als öffentliche Gesellschafter in das Geschäft ein, und mit innerer Beruhigung und in frommer Gottergebenheit erwartete der irdische Pilger den Ruf zum friedlichen Jenseits nach so langem heißen Tagwerk. Er starb am 22. Jäner 1875 tief betrauert von den Seinen und von Allen, die ihn kannten. Nach anderthalb Jahren am 22. Juli 1876 folgte ihm seine treue Lebensgefährtin Theresia ins Grab.

---

wohlgelungenen Prüfung der Schulkinder hier beigewohnt und schreibe in Folge dessen aus vollem Herzen: Diejenigen sind die größten Wohlthäter der Menschheit, die für wohleingerichtete, auf echte Religiosität gegründete Schulen sorgen — und die Namen Derjenigen, welche in solchen Schulen Viele in der Gerechtigkeit unterweisen, werden glänzen wie Sterne immer und ewig." Josef Horn aus Steinschönau schrieb mit eigener Hand am 21. Juni 1852 in die Schulchronik: „Während meines Aufenthaltes bei Herrn Karl Riedel hier war mir diesen Vormittag auch das Vergnügen zu Theil, dem Unterrichte in der hiesigen Schule beizuwohnen, und ich muß bekennen, daß ich von dem schönen, guten und äußerst zweckmäßigen Vortrage, resp. Lehrmaxim des Herrn Lehrers, sowie von der Aufmerksamkeit, Lernbegierde und wirklich bedeutend vorgeschrittenen Kenntniß der Schüler sehr überrascht war, sowie mir auch die gut einstudirten kindlichen Lieder die innigste Freude gewährten. Mit einem Worte, ich fand, daß diese Schule einer der besten moralischen Bildungsanstalten ist, die ich kenne. Ehre dem Gründer, Ehre dem Lehrer." — Schulrath J. Maresch, seinerzeit einer der besten Kenner unseres heimischen Schulwesens, inspicirte am 12. Juli 1854 die Christiansthaler Schule und schrieb alsdann ins Gedenkbuch: „Bei der am 12. Juli abgehaltenen Prüfung fand sich der Gefertigte vollkommen befriedigt. Die Schule ist eine gute." — Die Nachfolger Hofmanns sind: Franz Thum (1858—1864), Josef Melzer (1864—1872), Anton Preißler (seit 1878). Auffällig bleibt, daß nur Hofmann und Melzer die Schulchronik, die zugleich eine Chronik des kleinen Ortes ist, führten und zwar in sehr sorgfältiger Weise. Möge doch der gegenwärtige Lehrer gleichfalls zur Feder greifen. Es gibt selbst in der kleinsten Ansiedlung täglich etwas relativ Bemerkenswerthes zu notiren; gut geführte Nachrichten über Witterungsverhältnisse und Naturerscheinungen auf der Höhe des Isergebirges böten überdies ein allgemeineres Interesse.

Die Söhne Karl Josephs Riedel trennten nach dem Ableben ihres Vaters die Gesellschaftsfirma in der Weise, daß Karl und Emanuel zusammen das Geschäft von Antoniewald und Josephsthal fortführten, während Leopold die Hütte von Christiansthal übernahm. Der unverheiratet gebliebene Bruder Emanuel starb schon am 20. December 1879. Karl hatte sich im Jahre 1869 mit Marie Horn und Leopold im selben Jahre mit Auguste Herzig vermählt. Diese beiden Familien repräsentiren nunmehr die Christiansthaler Linie der Riedel. Leopold ist Inhaber des Stammsitzes. Wenn er auch im Jahre 1882 von Christiansthal nach Reinowitz übersiedelte, wo er die angekaufte Bleiche in eine Glashütte umwandelte, so ließ er das Christiansthaler Geschäft doch nicht eingehen. Dieses blüht unter seiner Leitung noch immer, und hoch in Ehren hält Leopold Riedel das von seinen Altvordern übernommene Erbe von Christiansthal. Das im wohnlichen Zustand erhaltene Herrenhaus öffnet noch immer allen Verwandten, Freunden und Bekannten der Familie die gastlichen Pforten. Die jetzt häufiger als früher zum Taubenhaus, Teufelssitz oder Sichhübel aufsteigenden Wanderer halten beim gefälligen Verwalter Ruhe und Rast. Originelle Gäste aber rücken seit zwei Jahren regelmäßig auf einen Sommermonat ins Herrenhaus ein, deutsche Feriencolonisten aus Prag, die sich in der frischen Berges- und Waldluft sichtlich erholen und der liebevollen, opferwilligen Fürsorge Riedels immer dankbar gedenken werden. Die Capelle im Herrenhause wurde 1880 umgebaut und vollständig neu ausgestattet, und alle vier Wochen wird, wie ehedem, der Gottesdienst in derselben abgehalten. Auch der Schule wendet Riedel seine unausgesetzte Sorgfalt zu, er hält die Arbeiterhäuser in Stand, sowie er denn jeden Baum auf seinem Besitzstand als ein theueres Vermächtniß der Vorfahren zu bewahren sucht.

Möge es wachsen, blühen und gedeihen für alle Zukunft das liebliche Christiansthal.

Das Ansinglied in Deutschböhmen.

Von Dr. **Michael Urban.**

Das ganze Jahr hindurch freute sich ehedem schon Jung und Alt auf das Christ- und Dreikönigs-Singen und, reich beschenkt, zogen die Darsteller von Haus zu Haus, begleitet von einem Schwarm Kinder, die an der Herrlichkeit sich nicht satt sehen konnten. Seit einigen Jahren ist

um dieser Theil der Volkspoesie im Niedergang begriffen u. zw. haupt ächlich durch das Verbot von Seite der Behörden. Es ist daher Pflicht ines Jeden, der Gelegenheit hat in den Besitz solcher Ansinglieder zu ommen, diese zu sammeln und dort niederzulegen, wo sie für die Nach- ommen treu bewahrt bleiben.

Ich bin im Besitze zweier Ansinglieder, die in Falkendorf bei Tetschen jährlich zur costümirten Darstellung gelangten und zwar nicht uf einer dazu eingerichteten Bühne, sondern die Darsteller gingen von aus zu Haus, und das Vorhaus wurde zum Schauplatz der Handlung der, wenn dies nicht geräumig genug war, die Stube selbst. Die Dar- eller waren Männer, nur die Rolle des kleinen Engel wurde von einem naben gespielt. Er war im langen weißen Kleide, hatte vergoldete appeflügel an den Schultern, ein Krönlein auf dem Haupte, ein Schwert nd ein Körbchen in der Hand. Eine besondere charakteristische Person t in dem Christspiele der „Rumperus", der nichts anderes als eine estalt des Knechtes „Rupprecht" ist. Er erschien mit weißem flachsernen arte, weitem, langem Rocke und einen Sack über der Schulter. Auf- erksam zu machen ist noch auf die Anrufung der römischen Gottheiten n Christspiele durch den hl. Nikolaus und, was freilich zum Ganzen sser paßt, im Dreikönigsspiele durch Herodes. Ich theile nun die zwei nsinglieder, wie sie mir durch Herrn John aus Falkendorf zugemittelt urden, hier mit:

I. Das heilige Christ-Spiel.[1])

Personen:

er große Engel (ein Schwert in der Hand).
er kleine Engel (ein Schwert und ein Körbchen in der Hand).
er heilige Christ (trägt Weltkugel und Scepter).
er heilige Martinus (trägt einen dreifachen Kreuzstab).
r heilige Nikolaus (trägt eine Lanze).
roßer Rumperus (trägt einen Sack über der Schulter und Ruthen in der Hand).
einer Rumperus (ebenso, nur kleiner und mit einem Höcker).
r heilige Petrus (trägt einen Schlüssel).
r heilige Paulus (trägt einen Krummstab).
oses (mit zwei Gesetzestafeln und stotternder Stimme).
r heilige Josef (krummen Stab in der Hand und eine Zimmermannstasche an der Seite).
r heilige Thomas (trägt einen einfachen Stab).
ehrere Sängermädchen.

1) Gelangte zum letzten Male im Jahre 1864 zur Aufführung.

Der große Engel tritt ein:

Viel Glück, viel Glück wünsch ich in dieses Haus
Und Allen, die da gehen ein und aus.
Ach! wenn ich gedenk an den jüngsten Tag,
Wie es dann ergehen mag;
Mein Herz im Leib zittert mir ganz und gar,
Gegen den Berg stehen mir Haar.
Ich eß, ich trink, ich schreib, ich les',
ich schlaf', ich wach',
Oder was ich mach,
Es kommt mir nicht mehr aus meinem Sinn,
Meine Gedanken stehen mir stets dahin.
Wann der jüngste Tag wird werden,
Da fallen die Sternlein auf die Erden,
Die Bäumlein werden sich neigen,
Die Waldvöglein werden stille schweigen;
Da wird Jesus Christus kommen gezogen,
Auf einem schönen Regenbogen.
Er wird die Posaunen blasen lassen,
Dies wird gar schallen über die Massen;
Da wird es heißen, ihr Todte steht auf,
Ihr Jung und Alt kommt vors Gericht
Fein schnell und bald, da wird zum Gericht
Geführt werden, das ganze menschliche Geschlecht auf Erden!
Ich bin ein Engel von Gott gesandt,
Um Menschen anzutreiben, ich führe
Das Schwert in meiner rechten Hand,
O Mensch, thu dich zum Tod bereiten!
Höret an, höret an, wer hat viel Gut's gethan,
Der wird wohl kommen an;
Die Bösen werden kommen zur linken Seit,
Die Guten werden genießen die ew'ge Freud;
Da werden sie kommen so dicht daher,
Als wie die Sandkörnlein in dem Meer.
O, Sünder! thu dich zu Gott bekehren.
Ich sehe den Geist euerer Kinder,
Es sind fürwahr noch große Sünde
Ich weiß auch nicht, wie's heut wir werden,
Es sind noch Etlich' mit mir auf Erden,
Die Alle werden kommen und werd sagen,
Und euere Kinder der Bosheit a klagen. —
Nun komm du herein, du Engelein klein,
Hilf mir bedienen die kleinen Kindelei

Der kleine Engel tritt ein:

Jetzt komm ich herein des Abends spä
Schön' guten Abend geb euch Gott!
Wann sich die Abendröth thut zieren,
Und sich die Sonn' verlieren,
Kommt der Teufel, Wald und Tod!
Ich will mich allein zu Jesum wende
Jesus ist mein Schatz, ich bin in sein Händen,
Wo Jesus zu finden ist,
Wenn man mit Jesu ist.
Jesus Christus gibt Heil und Seligkei
Wenn man ihm dienet allezeit.
Ungewiß der Tod, ungewiß der Tag,
Die Stund auch Niemand wissen mag
Gedenk, o Mensch! doch auch dabei,
Daß diese Stund die letzte sei.
Vom hohen Himmel komme ich daher,
Bring euch viel Gut' und Neues mel
Vom Neuen bring' ich soviel,
Davon ich sing' und sagen will:
Der heil'ge Christ ist auch bei mir,
Er steht schon draußen an der Thür,
Er will auch kommen herein,
Zu eueren lieben Kindelein.
Herein, herein du heil'ger Christ!

Der große Engel:

Der Stuhl dir schon bereitet ist.

Der kleine Engel:

Wo du dich darauf setzen sollst.

Großer Engel:

Und dein Gericht recht halten woll'st.

Kleiner Engel:

Auf, auf, er kommet schon!

Großer Engel:

Er ist bereit zu seinem Thron.

Der heilige Christ mit den Sängermädchen tritt ein.

Christus:

Gelobet sei Jesus Christus! Herein
Alle, die mit mir versammelt sein!
Den Eltern wünsch' ich eine große Freud,
Den Kindern eine Gottesfürchtigkeit.
Weil wir sind kommen abermal
Von dem hohen Himmelssaal,
Wollen wir besuchen die Kleinen,
Die Großen, die Bösen, die Reinen!

Großer Engel:

Sei du willkommen, du edler Gast,

Kleiner Engel:

Daß du uns Sünder nicht verschmähet hast;

Großer Engel:

Weil du bist kommen zu uns dahier,

Kleiner Engel:

Wir danken dir!

Großer Engel, kleiner Engel, heiliger Christ und Sängermädchen singen:

Seid getröst' ihr lieben Kinder,
Ihr verstockten, harten Sünder,
Seid getröst, ihr Jung und Alt',
Der heil'ge Christ kommt zu Euch bald.
Dabei sind auch die zwölf Apostel,
Die zu euch werden kommen h'rein,
Gott wird euer Lehrer sein.
Schickt den heil'gen Martinus 'rein!"

Martinus tritt ein.

Christus:

Martinus, Martinus sage an,
Was haben die kleinen Kinder Gut's gethan?

Martinus:

Ach, du mein lieber, heiliger Christ,
Wenn du dies Alles wißt,
Wie sich die Kinder auf die Bosheit befleißen,
Du würdest oft mit deiner Straf' drein schmeißen!
Wenn sie sollen zur Schule gehen,
Bleiben sie auf Wegen und Straßen stehen,
Wenn sie sollen schreiben, lesen, beten oder singen,
Müssen sie die Eltern mit Schlägen dazu zwingen;
Da fängt das Kind zu weinen an,
O Herr, da muß das Beten bleiben.
Hätt' ich die Gewalt wie du,
Ich schlüg' mit Fäusten und Ruthen zu.

Christus:

Martinus, Martinus, deine Reden gefallen mir nicht.
Nikolaus, Nikolaus gib weiter Bericht!

Nikolaus tritt ein und singt:

Blitz, Donner, Hagel, Feuer, Flammen,
Nebel, Rauch und Finsternuß;
Ach! ihr Wolken lauft zusammen,
Daß Sonn' und Mond erbleichen muß.
Ihr Götter laßt die Strahlen blitzen!
Karphonus [1]) laß die Waffen spitzen.
Jupiter, bist du noch oben auf,
Laß den Pfeilen seinen Lauf!

1) Karphonus gilt im Volke als einer, den man gewöhnlich auch „Strohmann" zu nennen pflegt, und wird in diesem Sinne als Schimpfwort gebraucht.

Macht euch alle auf die Bahn'
Mit ausgestreckter Siegesfahn'.
Es wird viel Blut vom Himmel regnen,
Unseren Feinden zu entgegnen.
Die Bestürzung unseres Land'skönig,
Die Bestürzung ist zu wenig! [1])
Was soll ich hier viele Güte zeigen,
Viel lieber will ich stille schweigen;
Denn es wär' hier keine bessere Gestalt,
Als der Rumperus mit seiner Gewalt.
Er nehme den ganzen Kinderpack
Allzusamm' in einen Sack,
Werfe sie in einen tiefen Brunn' hinein,
Damit sie weder Sonn' noch Mond
beschein'!

Christus:

Nikolaus, Nikolaus, deine Reden gehen
nicht an,
Rumperus, Rumperus komm auch herein
auf diesen Kinderplan.

Rumperus, sich vor Kälte schüttelnd, tritt ein und beginnt:

Guten Abend Fladerwisch!
Draußen ist mir's gar zu frisch.
Ich muß mich in die warme Stube 'rein
machen,
Muß sehen, was die kleinen Kinder
machen;
Wenn sie nicht fleißig beten und singen,
So soll meine Ruthe euch auf dem
Buckel 'rumspringen.

Rumperus gegen Nikolaus gewendet:

Nikolaus, Nikolaus! — Ich sage dir
großen Dank,
Daß du mir diesen Kinderplan hast
zugewiesen!
Anstatt Rosinen und Feigen,
Will ich ihnen meine Ruthe zeigen.

Großer Engel tritt gegen den
Rumperus:

Rumperus, Rumperus, was soll ich
dir thun und lassen?

Rumperus:

Stroh schneiden!

Großer Engel:

Rumperus, Rumperus, was soll ich d
werfen in deinen Rachen?

Rumperus:

Eine gebratene Gans!

Großer Engel:

Rumperus, Rumperus, du wirst mich
nicht lang fexiren,
Denn du wirst heute noch weiter
marschiren.

Rumperus:

Du wirst mir auch nicht die Schuhe
schmieren?

Großer Engel:

Rumperus, Rumperus, pack' dich hina
Du keinen Theil hast in diesem Haus.

Rumperus:

Du wirst auch nicht da bleiben!

Großer Engel:

Rumperus, ich erreich dich mit meinen
Schwert,
Daß du wirst sinken sogleich zur Erd'.

Rumperus:

Eh' du mich wirst mit deinen Schwert
erreichen,
Werd' ich wohl Zeit haben davonzufleuch
Kleiner Bruder komm' auch herein,
Hilf mir die kleinen Kinder schieben in
den Sack hinein.

1) Diese Stelle ist jedenfalls aus dem Dreikönigsspiele sehr unpassend entleh
oder hat sich in Folge der Zeit aus demselben in dasselbe eingeschlichen.

Kleiner Rumperus mit auswattirtem Höcker tritt ein und singt:

Ja, ja, das thu' ich gern,
Wenn ihrer nur drei Mandl wär'n.
Schnitzlbank und Taubennest!
Wär' ich nur eher dagewest,
Ich hätt euch wollen den Kitzl vertreiben,
Vierundzwanzig Stunden hinter den Ohren 'rum reiben.

(Die beiden Rumperusse setzen sich auf die Erde und würfeln.)

Christus:

Rumperus, Rumperus, euere Reden gefallen mir nicht,
Petrus gib weiteren Bericht!

Petrus tritt gravitätisch ein und singt:

Petrus, Petrus, bin ich genannt,
Ich führe den Schlüssel in meiner rechten Hand;
Ich schließe den Himmel auf und zu,
Wer hinein will, zuerst Buße thu'.
Ach, Herr! was ich von dir begehr'n,
Ich glaube, du wirst's nicht verwehr'n.

Christus:

Sag an, mein lieber Petrus, was ist dein Begehr'n?

Petrus:

Ich will schauen auf die Erd' hinunter,
Will mir beschau'n das menschliche Wunder,
Ob es noch ist, als wie vor etlich' Jahren,
Als ich und du darunten waren.

Christus:

Geh' hin, mein lieber Petrus, du getreuer Knecht,
Schau dir an das menschliche Geschlecht;
Immerhin in etlichen Tagen,
Wirst du viel wissen von der Welt zu sagen.
Geh' hin im Namen des Herrn!

Petrus:

Also will ich gehen hin,
Weil ich zur Reise fertig bin.

(Geht hinaus, kommt aber gleich wieder herein).

Christus:

Petrus, so bei Zeit',
Ich glaubte, du bist von hier noch weit,
Wie ich aber seh' von dir,
So bist du schon wieder hier.

Petrus:

Ach Herr! Ich bin schon längst gewandert;
Auf Erden hat sich viel verändert;
Es ist nicht mehr als wie zuvor,
Wo ich und du noch drunten wor'.
Die Hoffart nimmt sehr überhand,
Alles lebt in Laster, Schmach und Schand.

Christus:

Weiter, weiter, mein Petrus.

Petrus:

Da kam ich in eine Rockenstuben,
Da waren nichts als Madeln und Buben,
Die thaten nichts, als Plaudern und Singen,
Aber an ihren Rocken nichts spinnen,
Sie machten nichts, als Schlagen und Raufen,
Ach Herr! davor mußt' ich entlaufen.
Da begegnet mir ein altes Weib mit ihrem Rucken,
Ach Herr! Vor der mußt ich mich bucken,
In einer Scheuer mußt ich mich verstecken,
War sehr kalt, hat nichts überzudecken.
Ach Herr! erlaub mir einen Tag,
Daß ich die Welt abstrafen mag.
Das Firmament des Himmels will ich bewegen,
Will lassen Feuer und Schwefel 'nein regnen.
Meinen Geist will ich d'ran wagen,
Donner und Hagel soll d'rein schlagen!

Christus:

Nein, nein, mein Petrus, mein Sinn ist nicht dahin gericht'!
Wenn ich wollt' strafen nach der That,
So wär kein Mensch, der keine Sünden hat.
Paulus, Paulus, gib du mir Bescheid,
Wie verhalten sich die Nachbarsleut!

Paulus tritt würdevoll ein und singt:

O, Herr! Wie Hunde und Katzen,
Wie sie einander betrügen, bekratzen, —
Je weiter der Nachbar, je besser der Freund!
Wenn sie aber nahe beisammen seind
Haben sie stets was zu hadern zu zanken,
Wenn einer grüßt, thut der and're nicht danken.
Sie heißen einander Schelm und Dieb,
Ach, Herr! Das ist kein' Nachbarslieb.
Will ich euch sagen von Mann und Weib,
Was die jetzt für Hoffart treib';
Da haben sie ein' Buben von fünf, sechs Jahren,
Muß der die Kleidung haben von allerlei Farben.
Will der Vater Ruhe haben, muß er die Tochter auch begaben.
Auf den Gassen prahlen sie sich schön und roth,
Zu Hause haben sie nicht das trockene Brot.
Haben sie das trock'ne Brot zu essen und Wasser zu trinken,
Dann thun sie sich erst gar sehr viel dünken.

Christus:

Paulus, Paulus, die Lieb' ist schlecht bestellt,
Wie bald wird ihr das Urtheil gefällt;
Paulus, Paulus, deine Reden gefallen mir nicht,
Moses, Moses gib weiter Bericht.

Moses tritt ein und recitirt mit stotternder Stimme:

Moses bin ich genannt, krumm und elend bin ich geboren,
Von Gott, den Allerhöchsten auserkoren:
Ich führte das israelitische Volk durch das rothe Meer
Mit trockenen Füßen daher;
Da schrie ich zu Gott,
Da empfing ich die heil'gen zehn Gebot
Gott schrieb sie mir selbst auf zwei steinerne Tafeln,
Ich sollt' sie selbst dem jüdischen Volk vortragen.

Christus:

Moses, wie verhalten sich die Menschen nach den zehn Geboten?

Moses:

Nur ein klein wenig Geduld mit mir;
Ach Gott! Sollt' ich alles sagen dir,
Käm' ich hundert Jahre nicht fort von hier
Dich und deinen heiligen Namen thun sie eitel nennen,
Dich als keinen Gott erkennen;
Ach die Bosheit ist groß, d'rum straf' sie, o Gott!
Laß' durch Ach und Weh sie verzehren,
Thu' sie nicht ernähren;
Stelle mir dieses frei,
Ich schlüge die Tafeln den Kindern am Kopf entzwei.

Christus:

Moses, deine Reden gefallen mir nicht,
Josef, du getreuer Pflegevater mein, gib auch einen Rath,
Zu der kleinen Kinder Missethat.

Josef tritt ein und recitirt:

Zu der kleinen Kinder Missethat,
Geb ich ganz kurz diesen Rath:
Ich wollte, daß der Tod käm' über das Gebirge,
Und die kleinen Kinder all' erwürge.

Gib sie dem Rumperus in seine Hände,
Der macht mit ihnen bald ein Ende.

Christus:

Josef, deine Reden gefallen mir nicht,
Thomas, du getreuer Jünger mein,
Sag an, wie verhalten sich die kleinen Kindelein?

Thomas:

Ach, du mein lieber, heiliger Christ,
Fahr' nicht so scharf in deinem Zorne in's Gericht.
Denke doch einmal im Herzen dein,
Daß wir auch klein gewesen sein.
Ach, Herr! thu' sie nicht ganz verdammen,
Vielleicht preisen sie noch deinen Namen;
Denn dazu sind sie ja verpflicht't,
Daß sie erkennen das Glaubenslicht.
Herr, laß sie ehrbar leben,
Und gib ihnen einst das ew'ge Leben!

Christus:

Thomas, bring' die Kinder her und laß sie beten.

Chorgesang zum Schlusse:

Dreifaltigkeit, wir fallen dir zu Füßen,
Unsere Sünden abzubüßen,
Führ' uns all' in Himmel ein,
Daß wir ewig selig sein! —
Nun Adieu! — Behüt' euch Gott bis wir werden wieder kommen
Aus dem Thal der Frommen.
Hier in dieses Jammerthal. [1])

Danksagung:

Für euer Geschenk und Theil,
Wünschen wir euch das Heil!
Für euer Geschenk und Gaben,
Sollt ihr Gottes Sohn zum Lohn im Himmel haben!

II. Das heilige Dreikönig-Spiel.

Das heilige Dreikönig-Spiel wurde zum letztenmale im Jahre 1842 in Falkendorf aufgeführt, und die Kostüme, wie die Darstellung wurden mir von einem Herrn, der Augenzeuge war, als besonders gut geschildert, so daß auf Verlangen das Dreikönigs-Spiel auch in Tetschen und den umliegenden Orten zur Aufführung kam. Der Gesang war im Volkstone gehalten, nur wenn das Alleluja oder Gloria angestimmt wurde, so erklang der Gesang kirchlich.

Personen:

Großer Engel,	Kleiner König,
Kleiner Engel,	Mohrenkönig,
Heilige Maria,	Herodes,
Heiliger Josef,	Trabant.
Alter König,	

1) Eine andere Angabe lautet: „Nun Adieu, behüt euch Gott,
Bis wir werden wieder kommen,
Hier aus diesem Jammerthal,
In das schöne Freudenthal.

Großer Engel tritt herein, geht hin und her und singt:

Gelobet sei Jesus Christus, herein,
Was uns erlaubt mag sein.
Ein Gedächtniß von den heiligen Dreikönig',
Es ist zwar etwas wenig;
Wir werden es machen nicht gar lang,
Mit einem schönen Lobgesang!
(In) Credo! — (In) Credo!

(Er rufet dann Maria und Josef herein, zugleich kommt aber auch der kleine Engel und diese drei singen):

Gloria Gloria in Excelsis
Deo! Alle-alleluja! [1])

Herodes kommt herein, geht auf und ab, dann singt er:

Blitz, Donner, Hagel, Feuerflammen,
Nebel, Rauch und Finsternuß,
Lauft ihr Wolken all zusammen,
Daß die Sonne weichen muß;
Lasset Feuerstrahlen blitzen,
Werft, ihr Götter, Pfeil herab,
Venus, thu' die Waffen spitzen
Und schlag' unsern Feind in's Grab.
G'schwind Saturnus mach dich auf,
Jupiter, wenn du bist noch droben,
Laß den Keulen seinen Lauf.
Macht euch mit mir auf die Bahn,
Zu stecken aus die Siegesfahn'.
Es wird viel Blut herunter regnen,
Mit allem Unglück Heil entgegen,
Zu beschützen unser Land und König,
Die Bestürzung ist nicht wenig,
Herodes ist ein starker Held,
Er marschirt gegen den Feind ins Feld.
Ich weiß nicht, was ich denken soll,
Von einem neuen König ist alles voll;
Ein großer Schrecken nimmt mich ein,
Doch er wird mir schon willkommen sein
Er erbittert meine Brust so sehr,
Essen, Trinken kann ich nicht mehr.
So schwör' ich auch bei Scepter und Kro
Das Land verbleibt mein Eigenthum,
Ich will meine Kron kein andern gebe
Soll es kosten gleich mein Leben.
(Er setzt sich auf einen Stuhl.)

Die Dreikönige singen draußen:

Ein Kind geboren zu Bethlehem, Al
luja, Alleluja;
Es freue sich Jerusalem, Alleluja, Al
luja!

Herodes:

Trabant, du getreuer Diener!

Trabant:

Was befehlen eu're Majestät?

Herodes:

Geh' eilends hin nach Bethlehem, frag
die Leut',
Was das Geschrei bedeut'.

Trabant:

Was euer Majestät wird schaffen
Und anbefehlen, wird alles in Eil vo
zogen werden.
(Er spricht zur Thüre hinaus)
Wohl edle Herrn in der Gestalt
Wünscht mein König euch zu sehen ba
(Er geht zurück und stellt sich hinter
Herodes).

Die Dreikönige kommen herein und singen:

Drei Könige von Sabath kommen dah
alleluja, alleluja!
Gold, Weihrauch und Mirrhen bringe
wir her,
alleluja, alleluja!

Herodes:

Seid alle willkommen, ihr Freunde me

1) Im Urtexte heißt es: In Gloria, in Gloria, in Excellsis in deo alle-alleluja.

Wo kommt ihr her, wo zieht ihr hin,
Wiß't ihr nicht, daß ich König Herodes bin.

Alter König:

Eure Majestät verzeihen uns,
Wir kommen daher wohl nicht umsunst;
Den neugebornen König suchen wir heim,
Wir wissen nicht, wo er wird zu finden sein.

Mohren-König:

Dieses hab' ich mir vorgenommen,
Nicht früher nach Haus' zu kommen,
Bis das ich find' der Juden König,
Mein Verlangen ist nicht wenig.

Kleiner König:

Seinen Stern haben wir gesehen,
Und fleißig Achtung drauf gegeben,
Euer Majestät sagen sie jitzt,
Wo der neugeborne König sitzt.

Herodes:

Ihr bei mir sucht einen neuen König,
Davon weiß ich wahrhaftig wenig;
Hier bin ich König, sonst kein anderer,
Da ziehet hin, seid weiter Wanderer.
Wenn ihr aber den neuen König findt,
Sogleich mir auch die Nachricht bringt,
Auf daß ich auch hin kommen kann,
Und das heilige Kindlein bete an.

Alter König:

Das werden wir thun ohne Scheu.

Mohren-König:

Wir werden wieder einkehren alle drei.

Kleiner König:

Euer Majestät! Leben sie aller Sorgen frei.

Herodes:

So reiset hin nach linker Hand,
Die Straße ist jedem Mann bekannt,
Und kehret wiederum bei mir ein,
Ihr sollt meine liebwertheste Freunde sein.

(Die drei Könige gehen hinter Herodes vorbei zu Maria und Josef, die mittlerweilen mit dem Jesukindlein eingetreten sind. Die drei Könige sprechen im Gehen):

Der Stern stehet still und zeigt uns an,
Daß wir in diesem Haus das Kind
sollen beten an. —

Vor Maria knien sie nieder, opfern ihre Geschenke und sprechen:

Alter König:

Grüß' dich Gott König, hochgeboren,
Ueber alle Könige auserkoren,
Nimm' an von mir das kleine Geschenk,
In der Sterbstund' auch meiner gedenk.

Mohren-König:

Du bist von mir gar hoch geehrt,
Hast mir auf Erden viel Gutes beschert.
Nimm an von mir das kleine Geschenk,
In der Sterbstund' auch meiner gedenk.

Kleiner König:

O, liebes Kind, ich bet' dich, verlass' mich nicht in meiner Noth,
O, gib auch mir das tägliche Brot! —

Maria:

Großen Dank sollt ihr Könige alle haben
Für Euere G'schenk und Liebesgaben.
Das Kindlein wird nach diesem Leben
Euch allesammt den Himmel geben.

Drei-König:

Ach, wenn wir doch könnten das Kindlein verehren alle Stunden,
Doch lassen wir es regieren und bringen Herodes hievon die Kunden.

Kleiner Engel (zum kleinen König):

Hör' du König vom Orient,
Gott hat mich zu dir gesendt:
Bei Herodus sollt ihr nicht kehren ein,
Er meints nur gut auf den Schein.
Drum reiset hin nach rechter Hand,
Gott wird euch schützen zu Wasser und Land.

Alter König:

So wollen wir uns wieder machen auf,
Und nach Jerusalem richten unsern Lauf.

Kleiner König:

Nein, ach nein, mir erschien im Schlaf
ein Engel, ganz hell und klar;
Herodus trägt einen falschen Muth,
Er will sich waschen in unserem Blut,
So folgen wir doch dieser Engelsstimme.

Alter und Mohren-König:

Ja, ach ja, so reisen wir hin nach rechter
Hand,
Er wird uns schützen zu Wasser und zu
Land.

(Gehen ab.)

Großer Engel zu Josef:

Erschreck' nicht, Josef, du getreuer Vater
mein,
Du auserwählter Bräutigam der zarten
Jungfrau rein;
Höre an den Unterricht,
Weil Herodes der Bösewicht,
Ausschickt seine Soldaten,
Das Kindlein Jesu will er tödten;
Drum gehe eilends und geschwind,
Nimm Maria und das Kind,
Und fliehe in das fremde Egypterland,
Auf daß ihr werdet nicht erkannt.

Josef zu Maria:

Komm Maria, du edle Braut,
Welcher Gott sein Sohn vertraut,
Diesen will Herodus lassen tödten;
Komm, laß' ihm sein Leben retten.
O, Maria, du edle Jungfrau rein,
Jetzt mußt du noch eine Tugend sein.

Maria zu Josef:

Deine Rede ist mir in mein Herz ge-
gangen,
Ich habe davon einen Stich empfangen,
Da man sucht, das liebe Kind
Zu tödten wieder geschwind;
Drum woll'n wir uns nicht lang ver-
weilen,
Ueber Berg und Thal hin eilen,
Fliehen in's fremde Egypterland,
Auf daß wir werden nicht erkannt.

(Gehen ab.)

Herodes:

Ich sinn' wohl schon und hör,
Das sind mir doch gar neue Mähr;
Wo sind' man zwei König' in einem Land
Bei meinem Eid, das wär' eine große
Schand.
Ich will ferner König sein,
Und wer begehrt die Krone mein,
Den lasse ich sogleich tödten,
Er soll nimmer lange reden. —
Ich warte jetzt schon mit Verlangen,
Diesen neugebornen König zu empfangen
Ich werde es nicht länger mehr treiben,
Laß alle Kinder tödten und aufreiben.
Trabant, du getreuer Diener mein!

Trabant:

Was befehlen, eure Majestät?

Herodes:

Geh' eilends hin nach Bethlehem und
tödte alle Knäbelein,
Die zwei- und dreijährig sein.
Hau', schneid' und stich,
Wenn dich auch die Mutter herzlich bit
So wirst du mir keins verschonen.
Wirst du mir eins verschonen
Und ihm das Leben schenken,
So lass' ich dich ohne Gnad' aufhenken

Trabant:

Was euer Majestät wird schaffen und
anbefehlen,
Soll alles in Eil vollzogen werden.
Ich werde meinen Fleiß auch sparen ni
Bei großen Schaden und Ungelück;
Ich lasse mich finden alle Zeit,
Bin stets fertig und bereit.
Ich will es gar nicht denken,

Daß ich einem will das Leben schenken;
Alle, die sich zwei- und dreijährig nennen,
Müssen sterben unter meinen Händen.

Herodes (zieht den Säbel):

Ich werde sehen alsobald,
Wie du gebrauchst die Gewalt;
Unterdessen gehe ich zur Liebsten mein,
Sie wird wohl auch traurig sein.

Trabant zieht den Säbel, geht hinaus und spricht:

Also hurtig und geschwind,
Junges Weib, gib her dein Kind;
Heut' ist bei mir keine Gnad',
Ich schneid dir auch die Gurgel ab.
(Steckt das Kind im Hereingehen an den Säbel.)
Also frischen Muth und frisches Blut,
Heut' hab ich viel helfen schlachten,
Da gab's viel zu betrachten.

Herodes:

So hast du alles ausgericht,
Wozu dich mein Befehl verpflicht.

Trabant:

Ja, mein König, mein Beweis sich sehen laßt,
Dies ist auch ein solcher Gast;
Die Weisen haben uns betrogen,
Sie sind eine andere Straße gezogen.

Herodes:

Du hast gethan recht und gut,
Nunmehr ist gestillt meine Wuth.

Kleiner Engel:

Hör', du Wütherich und Tyrann,
Was dir Gott läßt zeigen an:
Das unschuldige Blut
Er von dir fordern thut;
Gott streckt aus über dich seine Hand,
Du mußt werden ein Höllenbrand;
Pack' dich fort aus dieser Stadt,
Weil Gott vor dir ein Abscheu hat.

Herodes spricht und ersticht sich:

O, Mordie, o, bitterer Tod,
Ich sterb' an der bestimmten Noth! —

Trabant:

O, mein König, was thust du? — du hast dich erstochen! —
Du bleibst nicht ungerochen! —

Alle zugleich:

Gelobet sei die heilige Dreifaltigkeit alleluja, alleluja,
Von nun an bis in Ewigkeit, alleluja, alleluja! [1])

Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie Nordböhmens.

Von Professor **Franz Hübler.**

(Schluß).

Die vielseitige Thätigkeit, welche mit dem Betriebe und der Erweiterung des großartigen Geschäftes verbunden war, füllte trotzdem den rastlosen Geist Ginzkey's nicht völlig aus, er gewann noch entsprechende Zeit, der engeren Heimat und dem allgemeinen Wohl seine Dienste zu

1) Vergl. über Weihnachtsspiele im Erzgebirge Jahrgang III. 115, Reichenberg Jahrg. V. 66, Teplitz Jahrg. VII. 49, sowie Naaff über das Volkslied Jahrgang XX—XXIII. Anm. d. Red.

weihen, er nahm stets an allem Antheil, was die heimische Industrie zu fördern und der engeren Heimat zu nützen geeignet schien. Als Ginzkey am 20. März 1869 in Folge seiner bedeutenden Erfahrungen als Industrieller in die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer gewählt wurde, entwickelte er daselbst eine unauffällige aber eifrige Thätigkeit, und er betheiligte sich in hervorragender Weise an einer ganzen Reihe von Arbeiten bezüglich des hiesigen Handelskammerbezirkes. Seine Bestrebungen in dieser Richtung giengen insgesammt dahin, die heimische Arbeit und Gewerbthätigkeit gegen die übermächtige ausländische, namentlich englische Concurrenz, durch Aufrichtung von Schutzzöllen zu schützen. Wiewohl Ginzkey selbst in der Erzeugung seiner Artikel verhältnismäßig weniger durch den gewaltigen Strom englischer Erzeugnisse zu leiden hatte, da er einer der wenigen österreichischen Fabrikanten war, welche den gemeinsamen Feind auf seinem eigenen Boden zu bekämpfen vermochten, so erkannte er doch, daß England durch seine vortheilhafte insulare Lage, sein Uebergewicht als erste Seemacht, durch seine Colonien und seinen Welthandel, durch die lange industrielle Schulung seiner Bewohner, durch seinen Reichthum und den Ueberfluß an Capitalien und durch seine selbstsüchtige Handelspolitik der größte Feind aller aufstrebenden Industrien des Festlandes sei und daher nur durch ein zielbewußtes, kräftiges Schutzzollsystem erfolgreich bekämpft werden könne. Daher vermochten auch die blendenden Abhandlungen und schönen Redensarten der Cobdenmänner über die großen Vortheile des Freihandels seine Ueberzeugung nicht zu erschüttern. Er verfocht seinerseits die Ansicht, welche auch von der gesammten österreichischen Industrie als maßgebend und richtig angesehen wird, daß in Oesterreich die Bedingungen noch lange nicht vorhanden sind, welche den Uebergang von der Schutzzollpolitik zum Freihandel als räthlich erscheinen lassen könnten; er hielt ferner an dem Grundsatze fest, den Gewerbfleiß im eigenen Lande vom kleinsten an zu pflegen, die heimischen Arbeitskräfte, wo es nur immer thunlich sei, gegen die fremden zu bevorzugen, die inländische Industrie mit dem durch das Exportgeschäft erzielten Gewinn zu unterstützen und so dauernd zu kräftigen. Von gleichen Gesichtspunkten wurde er geleitet, als er zu Anfang 1875 an den Berathungen der Handelskammer über den Entwurf eines allgemeinen Zolltarifs theilnahm. In dem streng sachlichen und lichtvollen Gutachten, welches er über die Verhältnisse seines eigenen Fabricationszweiges sowie der heimischen Webeindustrie erstattete, und worin sich seine scharfe Denkweise offenbarte, weist er unter Anführung des Mißverhältnisses der Zollsätze bezüglich des Rohmateriales und der fertigen Waare darauf hin, wie

außerordentlich schwer es dem österreichischen Industriellen gemacht werde, sich aus eigenen Kräften zur Concurrenzfähigkeit mit dem Auslande emporzuschwingen, „wie z. B. durch die massenhafte Einfuhr der Juteleinwand als Packleinwand die heimische Webeindustrie außerordentlich geschädigt würde, indem 30.000—40.000 Weber der Gebirgsdörfer des Kammerbezirkes, welche bisher mit der Erzeugung der ordinären Leingarn- und Packleinwand beschäftigt waren, dadurch brodlos geworden waren, weshalb, um diese Tausende von Händen wieder zu beschäftigen und Noth und Elend von ihnen abzuwehren, ein erhöhter Zollsatz für rohe Juteleinwand nöthig wäre." Es sind dies Grundsätze, welche für die Gegenwart noch dieselbe Bedeutung und Berechtigung haben wie damals. Nicht minder war Ginzkey für das Wohl seiner Ortsgemeinde Maffersdorf thätig. Diese verdankte ihm außerordentlich viel, ja man kann sagen, daß Maffersdorf durch Ginzkey's gemeinnütziges Wirken binnen wenig Jahren ein rascheres Wachsthum zeigte, als es sonst in einem Zeitraum von 100 Jahren der Fall gewesen wäre. So zeigte er seinen gemeinnützigen Sinn und seine Thatkraft, daß, als im Sommer 1863 über den Bau einer Straße von Maffersdorf nach dem gewerbfleißigen Röchlitz und zum Reichenberger Bahnhofe lange Verhandlungen und Berathungen stattfanden, er sich rasch entschloß, den Bau selbst auszuführen und diesen auch in seiner gewohnten Energie in dem kurzen Zeitraume von drei Monaten vollendete, während man sonst bei der Langsamkeit und Unentschlossenheit der dabei Betheiligten ebensoviel Jahre dazu gebraucht hätte. Im Jahre 1864 erwirkte Ginzkey für Maffersdorf die Errichtung einer Poststation und im Jahre 1873 die eines Telegraphenamtes, wobei er die nöthigen Baulichkeiten auf eigene Kosten herstellte und den Beamten selbst besoldete. Als in demselben Jahre in Maffersdorf der Bau einer neuen Volksschule nöthig wurde und die Gemeinde dadurch bedeutende, drückende Lasten auf sich nehmen mußte, streckte er derselben ein unverzinsliches Capital von 8000 Gulden vor und lieferte außerdem das gesammte Ziegelmaterial auf seine eigenen Kosten. Ueberhaupt war Ginzkey der Maffersdorfer Schule stets zugethan, und sie konnte zu allen Zeiten auf seine Opferwilligkeit bezüglich der Lehrmittelsammlung, sowie ihrer Erweiterung und Hebung zählen. Gar manche Buchhändlerrechnung wurde für die Schule von ihm beglichen, und zum Christabend ließ er kein armes Schulkind unbeschenkt heimkehren. Nicht minder wurde von Ginzkey das Vereinswesen in Maffersdorf gefördert. So unterstützte er, nachdem er selbst mit der Errichtung einer eigenen Fabriksfeuerwehr mit gutem Beispiele vorangegangen war, auf das bereitwilligste das Inslebentreten einer Gemeindefeuerwehr. Als sich im

Jahre 1856 und nochmals im Jahre 1869 in Maffersdorf Theater dilettantenvereine bildeten, um für menschenfreundliche Zwecke zu wirken überließ er denselben ein mit bedeutenden Kosten von ihm hergestelltes Theater, so daß die Gesellschaften die gesammten Einnahmen dem guten Zwecke zuwenden konnten. Er ließ die öden und kahlen Gehänge des „Wachberges" von Maffersdorf mit Laub- und Nadelholz bepflanzen, und heutzutage bildet diese Anpflanzung bereits einen dichten, durch ihr frisches Grün das Auge erfreuenden Wald. Es war ferner Ginzkey's lebhafter Wunsch, daß die Gemeinden rechts und links der Neisse sich vereinigten und eine einzige Gemeinde ausmachen sollten. Um die Sonderströmungen welche sich in beiden Gemeinden immer noch bemerkbar machten, einzudämmen und das angestrebte Ziel desto eher zu erreichen, bestimmte er in hochherziger Weise ein Legat von 10.000 fl. zur Erbauung eines Armenhauses in Maffersdorf, jedoch unter der Bedingung, daß dieser Betrag, welcher von dem Tage seines Todes an mit 6% verzinst werden sollte, nur dann ausgezahlt werden dürfe, wenn sich beide Gemeinden innerhalb 6 Jahren zu einer einzigen verbinden würden. Käme die Vereinigung binnen der bezeichneten Frist nicht zustande, so hätte das Legat an die Ginzkey'schen Erben zurückzufallen. Ginzkey ließ sich hier neben dem lautersten Wohl wollen zugleich von dem Gefühl leiten, den Ort, wo seine Wiege stand und wo er aus kleinen Anfängen eine große, Achtung gebietende Industrie in's Leben gerufen, auch in politischer Beziehung auf eine höhere Stufe zu heben und sein rascheres Aufblühen zu ermöglichen. Durch diese Nebenbestimmung des Legates wollte er den Gegenströmungen in den Gemeinden die Spitze abbrechen, eine Absicht, die zum Nachtheil der beiden Gemeinden nicht erreicht wurde. [1]) Es ist daher leicht erklärlich, daß Maffersdorf nicht nur in Folge dieser ausgebreiteten industriellen Thätigkeit Ginzkey's, der in dem früher ziemlich unbedeutenden Orte aus kleinen Anfängen und mit geringen Mitteln eine so bedeutende Industrie geschaffen und mit seinen Erzeugnissen den Namen Maffersdorfs weit über die Grenzen der Heimat hinaus bekannt gemacht hatte, sondern auch in Folge seiner menschenfreundlichen und gemeinnützigen Thätigkeit einen bedeutenden Aufschwung nehmen mußte. Dieser Aufschwung zeigt sich am klarsten in dem Wachsen

1) Die beiden Gemeinden wollten sich nicht vereinigen, da ihre Interessen sich nicht deckten. Insbesondere war es die Gemeinde rechts der Neisse, welche im Besitze der Ginzkey'schen Fabrik und der Brauerei, sich mit der steuerschwachen Gemeinde links der Neisse, wo nur sehr wenig Industrie betrieben wird, nicht verbinden wollte.

der Bevölkerung. Die Bevölkerung Maffersdorfs vermehrte sich vom Jahre 1848—76 also in einem Zeitraume von 28 Jahren, um 100%, indem dieselbe im erst genannten Jahre 3496, im letzteren 6991 Einwohner zählte. [1])

Ginzkey betheiligte sich ferner mit mehreren heimischen hervorragenden Firmen, wie Johann Liebieg und anderen, an drei großen Unternehmungen, welche seiner engeren Heimat zum Wohle gereichen sollten, nämlich zunächst an der Errichtung der „Reichenberger Bank" im J. 1871. Dieselbe wurde in der Absicht gegründet, den von der heimischen Industrie und vom geschäftlichen Verkehre oft beklagten in allzu enge Grenzen gebannten Verhältnissen des Geldverkehres auf dem Reichenberger Platze eine größere Freiheit und raschere Entwicklung zu gewähren, als es die Nationalbank vermochte, da diese in ihrer Wirksamkeit zu sehr eingeschränkt war. Ginzkey gehörte der Reichenberger Bank, welche seit ihrer Gründung eine dankenswerthe und für die heimische Industrie wichtige Thätigkeit entfaltet hat, bis zu seinem Tode an. Auch der im J. 1859 gegründeten Reichenberger Sparcassa trat Ginzkey mit einem Beitragscapitale von 100 fl. bei und bewahrte dieser namentlich für die Entwicklung Reichenbergs wichtigen Institution stets seine aufrichtige Unterstützung. Endlich betheiligte er sich in hervorragender Weise an der Errichtung der großen Brauerei in Maffersdorf. Ginzkey hatte sich mit dem Gedanken des Baues einer Brauerei in seinem Heimatsorte schon lange getragen, und nur die damals augenblicklich günstigen Verhältnisse, nicht aber die Nachahmungssucht der Gründerzeit brachten es mit sich, daß die Ausführung dieses Planes in die Zeit des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwunges fiel. Man hoffte von der Errichtung der Brauerei günstige wirthschaftliche Folgen für den ganzen Bezirk, da beim großen Verbrauche an Bier in dem gewerblichen, dicht bevölkerten Nordböhmen große Mengen fremder Biere eingeführt werden mußten und dafür jährlich bedeutende Summen in die Ferne wanderten. Daher sollte diese Einfuhr fremder Biere durch die Erzeugung heimischen Bieres aufhören, und die Hunderttausende, der Heimat erhalten, andererseits aber auch die heimische Landwirthschaft dadurch gefördert, und durch die Erzeugung eines gesunden, nahrhaften Bieres dem Branntweingenuß, welcher in den Arbeiterkreisen damals noch ziemlich stark einge-

1) Nach der letzten Volkszählung hat aber die Bevölkerung Maffersdorfs wieder abgenommen, denn sie beträgt nur 4910 Einwohner. Die Ursachen sind mir unbekannt.

bürgert war, entgegengetreten werden. Diese Erwägungen und die augenblicklich günstigen Verhältnisse führten zum Bau des Bräuhauses, welches im J. 1872 mit einem Actiencapitale von 600.000 fl. zu bauen begonnen und im Jänner 1874 dem Betriebe übergeben wurde, wobei man freilich den Kostenvoranschlag um 800.000 fl. überschritt. Das Maffersdorfer Bräuhaus erhebt sich unweit des „Wachberges" vor Maffersdorf auf einer mäßigen Anhöhe als imposanter, palastartiger Bau, enthält unter der Erde ungeheuere Kellerräume und wird an Ausdehnung nur von wenigen, an Zweckmäßigkeit der inneren Einrichtung kaum von einer einzigen österreichischen Brauerei übertroffen. Gegenwärtig ist die Brauerei die zweitgrößte in Böhmen, sie steht bloß dem bürgerlichen Bräuhaus in Pilsen nach. Sie beschäftigt 76 Personen und erzeugt jährlich 54.240 Hl. Bier im Werthe von 433.920 fl., von welchem der größte Theil von Reichenberg und Umgebung (beiläufig 30.000 Hl.) aufgebraucht wird, das übrige entfällt auf die benachbarten Städte und Ortschaften des Gebirges, wie Gablonz, Tannwald, Kratzau, Friedland u. s. w., ein geringerer Theil wird selbst ins benachbarte Sachsen, auch nach Wien ausgeführt. Freilich hatte das Unternehmen anfangs gegen mancherlei Ungemach zu kämpfen. Einmal gegen die Folgen des wirthschaftlichen Zusammenbruches, und dann gegen die Vorurtheile, welche damals selbst in Reichenberg dem neuen Erzeugnisse entgegengebracht wurden. Auch hier war Ginzkey ohne Unterlaß thätig, er hielt die Zuversicht und den Muth der Actiengesellschaft aufrecht [1]) und errichtete, um dem Biere in der engeren Heimat Bahn zu brechen, unweit von der Brauerei und unmittelbar am Fuße des Wachberges neben der Gebirgsstraße eine im Schweizerstyl gehaltene Restauration, die wegen ihrer schönen Lage bald von den Reichenbergern fleißig besucht wurde und sich mit der Zeit zu einem beliebten Ausflugsorte gestaltete. So brach sich hier allmälig das Maffersdorfer Bier Bahn und verdrängte die fremden. Maffersdorf aber verdankt mit dem neuen Bräuhause noch heutzutage und für die Zukunft Ginzkey ein bedeutendes Steuerobject.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die bedeutende Wirksamkeit Ginzkeys sowohl in industrieller wie menschenfreundlicher und gemeinnütziger Hin-

1) Mit dem bald darauf erfolgenden Tode Ginzkeys, welcher der Actiengesellschaft immer noch einen festen Halt gewährt hatte, schwand die Zuversicht und auch das Glück; im Jahre 1882 mußte die Brauerei an ein Consortium verkauft werden, wobei die Actionäre das gesammte Actiencapital von 600.000 fl. verloren. Gegenwärtig steht die „Reichenberger Bierbrauerei und Malzfabrik in Maffersdorf" unter der Leitung des Consortiums: Th. Frank u. Co.

sicht öffentlich gewürdigt und anerkannt wurde. Für seine gewerblichen Erzeugnisse erhielt Ginzkey auf den verschiedenen Welt- und Gewerbe-Ausstellungen zahlreiche Auszeichnungen. So erhielt er außer der bereits erwähnten bronzenen Medaille von der Londoner Ausstellung des Jahres 1862, auf der Pariser Welt-Ausstellung im Jahre 1867 die silberne Medaille, in demselben Jahre auf der Industrieausstellung zu Chemnitz die silberne Medaille und die gleiche Auszeichnung auf der Ausstellung zu Triest im Jahre 1871. Die Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 brachte ihm für seine ausgestellten Teppiche und Decken die Fortschrittsmedaille, und auf der Industrieausstellung zu Santiago in Chile wurde ihm die zweite Preismedaille zuerkannt. Von Seite der österreichischen Regierung wurde Ginzkey gleichfalls für die bedeutenden Erfolge auf gewerblichem Gebiete ausgezeichnet. So erhielt er durch Allerhöchste Entschließung zunächst am 31. October 1867 das goldene Verdienstkreuz mit der Krone, welcher Auszeichnung am 27. October 1873 das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens folgte. Die Stadt Zittau in Sachsen verlieh ihm am 21. Juli 1865 das Bürgerrecht, eine Auszeichnung, mit welcher in Sachsen weit weniger freigebig umgegangen wird als bei uns. Für sein menschenfreundliches und gemeinnütziges Wirken erhielt Ginzkey gleichfalls eine Reihe von Anerkennungsschreiben von Seite der österreichischen Ministerien und verschiedener Vereine, so namentlich von Seite des österreichischen Unterrichts-Ministeriums am 29. Mai 1874 „wegen seiner vielen Verdienste um die Maffersdorfer Schule und für sein stets an den Tag gelegtes schulfreundliches Wirken", und ein solches von der Tuchmachergenossenschaft in Reichenberg vom 23. December 1868, „da er als Vorstand der Webschule diese Anstalt durch eine Reihe von Jahren unterstützt hatte".

Die Errichtung der Maffersdorfer Brauerei war Ginzkeys letztes Werk. Mitten in dieses thatenreiche Leben, in die glücklichsten Lebensverhältnisse griff der Tod mit ungestümer, unerbittlicher Hast ein. Ginzkey war niemals anhaltend leidend gewesen; er erfreute sich eines rüstigen Körperbaues und eines gesunden Aussehens und scheint darüber die Ausbildung eines tückischen Herzleidens nicht beachtet zu haben. In den ersten Maitagen des Jahres 1876 fühlte sich Ginzkey unwohl, ohne daß er jedoch darauf besonders geachtet hätte, um so weniger, da auch der Arzt keine Besorgnis hegte. Da trat unerwartet eine Verschlimmerung und ein rasch zunehmendes Sinken der Kräfte ein, und in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai um die 4. Morgenstunde machte ein Herzschlag seinem schaffensfreudigen Leben ein plötzliches Ende.

Das ganze Thal trauerte, als die erschütternde Kunde sich verbreitet hatte. Aus allen Theilen der Heimat und des Auslandes, aus fernen Ländern kamen Kundgebungen der innigsten Theilnahme. Am 6. Mai fand die würdige Beerdigung des Verstorbenen statt, zu welcher große Menschenmengen von nah und fern herbeigeströmt waren. Der mit Blumen überdeckte Sarg wurde durch sämmtliche Fabrikshöfe der Ginzkey'schen Anlage geführt als letzte Huldigung der Ueberlebenden an den Schöpfer dieser Werke und sodann in der Pfarrkirche von Maffersdorf beigesetzt.

So wurde Ginzkey, kaum auf der Höhe seines Wirkens angelangt, noch in voller Rüstigkeit und Kraft, allzufrüh den Seinigen und dem engeren Vaterlande entrissen.

Ignaz Ginzkey war von Person eine mittelgroße, markige Gestalt von guten, ruhigen Manieren. Gesichtsbildung, Ausdruck und sein ganzes Wesen erinnerten vielfach an den englischen Industriellen.

Ein von A. Weger in Leipzig vorzüglich ausgeführter Stich[1]) stellt uns Ginzkey im Brustbild dar. Das von einem schmalen Backenbart umrahmte Antlitz verräth in den Augen Milde und Herzensgüte, die hohe kräftig gebaute Stirn mit zwei scharfen Denkerfalten zwischen den Brauen verräth häufiges Denken und Geisteskraft, die buschigen Augenbrauen und der energische Zug um die Mundwinkel weisen auf bedeutende That kraft und zähe Ausdauer hin. Ginzkey war mit solchen Eigenschaften und Charaktereigenthümlichkeiten geziert, die in jedem Berufszweige, namentlich aber im geschäftlichen Leben, zu bedeutendem Erfolge führen müssen: er besaß eine unermüdliche Arbeitskraft, einen klaren sicheren Blick, ein reges Verständnis für große und weit tragende Ideen, ein mannhaftes Selbstvertrauen, strenge Pflichterfüllung, Ehrenhaftigkeit, Verläßlichkeit und ein erstaunliches Gedächtnis. Von Anfang an und selbst später, als die vergrößerte Fabriksanlage bereits in Blüte stand, leitete er dieselbe in jeder Hinsicht ganz allein, ohne fremde Beihilfe. Nur in der Färberei stand ihm, wie bereits erwähnt, sein Bruder Wilhelm, ein ausgezeichneter Mitarbeiter, zur Seite. Als später Ginzkey bei dem größeren Wachsthum des Geschäftsbetriebes jüngere Kräfte für Buchführung, Correspondenz u. s. w. anzustellen genöthigt war, blieb er doch bis zum kleinsten herab von allen unterrichtet, was sein Geschäft betraf, die Ziffern seiner Bücher, die Bestände seines Lagers kannte er förmlich auswendig, und seine große Gedächtniskraft erstreckte sich bis auf das Conto des geringsten Kunden, wie auf das letzte Säckchen Garn. Er besaß von Natur aus einen künstlerische

1) Dem schon erwähnten Werke von Dr. F. Mamroth als Titelbild beigegeben

Geschmack, welcher ihm namentlich bei der Erfindung der Teppichmuster sehr zustatten kam; obwohl er nicht regelrecht zu zeichnen gelernt hatte — ein Mangel, den er sehr beklagte — erfand er doch ganz allein alle Muster für seine Teppiche und Decken, stellte sie zusammen und verbesserte sie. Wenn ihm zufällig ein hübsches Muster, ein gelungener Arabeskenzug auf irgend einer Tuchleiste oder sonst an einem Gegenstande zu Gesicht kam, schrieb er Bemerkungen darüber in sein Notizbuch ein oder fügte auch mit einigen Strichen die Zeichnung bei.

Besonders hervorragende Charaktereigenschaften Ginzkey's waren: Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte. Die stattliche Reihe von Ehrenbezeichnungen und Auszeichnungen, welche Ginzkey namentlich in den letzten Lebensjahren zutheil wurden, gereichten ihm wohl zur Befriedigung, aber sie erweckten keinerlei Stolz in ihm, reizten ihn nicht zu neuen Ehren, er blieb als reifer, von Erfolg und Glück begünstigter Mann ebenso anspruchslos und liebenswürdig, wie er es zu Beginn seiner Laufbahn gewesen war. Dieses bescheidene, dem öffentlichen Hervortreten abgeneigte Wesen war mit Ursache, daß er die Wahl als Gemeindevorsteher in Maffersdorf ablehnte, und daß er in der Politik sich wenig bemerkbar machte, abgesehen davon, daß sein eigentliches Arbeitsfeld ganz wo anders lag. Bezüglich seiner politischen Gesinnung gehörte er der deutsch-liberalen Verfassungspartei an, und er bethätigte diese stets offen bei allen Abstimmungen, bei den Wahlen der Handelskammer in den Reichsrath und Landtag, sowie im Landbezirke.

Von seiner schlichten, anspruchslosen Denkweise gibt folgende verbürgte Erzählung eine Probe: Als einst ein hochgestellter österreichischer Ministerialbeamter, der auf handelspolitischem Gebiete einen maßgebenden Einfluß ausübte, die Fabriksräume Ginzkey's besuchte und eben in einem Magazine sich befand, wo große Ballen der nach England bestimmten „Austrian blankets" aufgestapelt waren, machte er den Gast nicht darauf aufmerksam, obwohl sein ihn begleitender Sohn es anregte, indem er nachher bemerkte: „Der Ministerialbeamte hätte vielleicht glauben können, daß die österreichische Industrie schon exportfähig sei, weil ich die Paar Decken nach England schicke." An den Grundsätzen der Ehrenhaftigkeit hielt Ginzkey unter allen Verhältnissen unwandelbar fest. Als man in der Zeit des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwunges, da der Börsentaumel und das Goldfieber manchen nüchternen Kopf berückte und manchen bis dahin makellosen Namen befleckte, mit außerordentlich lockenden Anerbietungen an ihn herantrat, ihm jeden Preis für seine Fabrik versprach, wies er alle diese Anerbietungen lächelnd aber fest zurück.

Was Ginzkey als Menschen namentlich auszeichnete, war seine Herzensgüte. Er war ein Menschenfreund in des Wortes edelster Bedeutung, bei welchem Noth und Kummer niemals vergeblich anklopften, ein eifriger Förderer alles Guten und Gemeinnützigen. Von seiner Herzensgüte zeugen viele ungezählte Thaten der Barmherzigkeit und Großmuth, welche er in seiner engeren Heimat bekundete, ebenso das Anhänglichkeits- und Dankbarkeitsgefühl, welches er seinem Geburtsorte Maffersdorf gegenüber bewies Hievon zeugt nicht nur das Legat von 10.000 fl. zur Erbauung eines Armenhauses in Maffersdorf, sondern auch der Umstand, daß er noch in den letzten Tagen vor seinem Tode der Ortsarmen in Maffersdorf gedachte und ihnen die Summe von 1000 fl. aussetzte, welche an seinem Begräbnistage unter dieselben ausgetheilt werden sollte. [1]) Infolge seiner reichen Erfahrung verstand er es vortrefflich, mit Menschen der verschiedensten Lebensstellung zu verkehren, und seine milde Würde im Verkehr und die schonende Form, in der er seine Ansichten aussprach, erweckten schnell Vertrauen und gewannen ihm namentlich die Herzen seiner Untergebenen. Gegen die Schwächen anderer war er stets nachsichtig, Kränkungen und Beleidigungen, die ihm nicht erspart blieben, reizten ihn niemals zur Wiedervergeltung. In der Ausübung der Mildthätigkeit stand ihm auch seine Gemahlin getreulich zur Seite. So übte sie namentlich im Jahre 1866 an österreichischen Verwundeten zahlreiche Werke der Wohlthätigkeit, spendete für dieselben außer Geld Verbandstücke und Wäsche, und lieferte für die Verwundeten im Reichenberger Stephans-Hospitale 62 Ellen Teppich. Einem österreichischen Jäger, welcher bei Skalitz schwer verwundet, in preußische Gefangenschaft gerathen, dann aber aus dem Spitale entflohen war, um nach Johannesberg bei Gablonz zu den Seinigen zu gelangen, legte Frau Ginzkey auf dem Wege durch Maffersdorf einen frischen Verband an und beschenkte ihn mit Geld. (Leider gerieth der Verwundete in Liebenau zum zweiten male in preußische Gefangenschaft.)

Hier mag auch das Verhältnis Ginzkey's zu seinen Arbeitern eine kurze Besprechung finden. Ginzkey verstand es, ähnlich wie Johann Liebieg, sich seine Arbeitskräfte heranzuziehen, die tüchtigsten auszuwählen, sie fortzubilden und an sich zu fesseln. Das Verhältnis zwischen ihm und seinen Arbeitern war ein schönes und würdiges, er war stets wohlwollend und gerecht gegen sie und ein wahrer Freund derselben. Härte in der

1) Was auch von Seite der Erben geschah, indem am 6. Mai jeder Gemeinde links und rechts der Neisse 500 fl. verabfolgt wurden.

Behandlung derselben lag ihm gänzlich fern; mit Güte und Milde suchte er alle Mißhelligkeiten, die sich ergeben mochten, auszugleichen und zu schlichten, so daß bei ihm nie Störungen im Fabriksbetriebe wie anderwärts eintraten. Diese richtige Pflege seiner Arbeitskräfte kam auch naturgemäß seinen Unternehmungen zustatten. Noch jetzt gibt es Arbeiter in der Ginzkey'schen Fabrik, welche Ginzkey in den ersten Jahren seiner Thätigkeit zur Seite standen. Ginzkey nahm stets freundlichen Antheil an den Leiden und Sorgen seiner Arbeiter, er half bereitwillig, wenn sie in mißlichen Lebenslagen sich vertrauensvoll an ihn wandten, aber er verstand es auch, die Arbeiter, die häufig nur für den Augenblick leben und selten der Zukunft gedenken, an Sparsamkeit und Nüchternheit zu gewöhnen. Zu Beginn seiner geschäftlichen Thätigkeit war das Verhältnis Ginzkey's zu seinen Arbeitern, da ihre Zahl noch nicht in die Hunderte ging, ein wirklich patriarchalisches, indem er die Werkführer und tüchtigsten derselben Sonntags an seinen Tisch zu ziehen pflegte. Andererseits verschmähte er es auch nicht, an den verschiedenen Familienfesten seiner Untergebenen persönlich Theil zu nehmen. So kam es auch, daß die Arbeiterunruhen, welche zu Ende der sechziger Jahre in Reichenberg und den benachbarten Fabriksorten vorkamen, ihn sehr wenig berührten. Den Arbeiter- und Strikebewegungen suchte er überhaupt bei Zeiten vorzubeugen, indem er dann, wenn die Arbeiter unter dem Drucke einer Theuerung litten, freiwillig zu wiederholten malen Lohnerhöhungen vornahm. Für Krankheits- und Unglücksfälle bei seinen Arbeitern stiftete er eine Krankencasse, die bei einer Einzahlung von 1% des Lohnes jedem Arbeiter für die Dauer der Krankheit den halben Lohn, sowie freie ärztliche Behandlung und Medicamente sicherte, außerdem sah er darauf, daß die Kinder seiner Arbeiter die Schule des Ortes eifrig besuchten.

Ginzkey ist auch der Segen eines glücklichen Familienlebens zu Theil geworden, so daß sein Lebenslauf auch nach dieser Richtung hin heitere Farbentöne darbietet. In der zufriedenen Häuslichkeit fand der schaffende Mann das Asyl, wohin er sich nach des Tages Last und Mühen zurückzog und da neue Kraft und Lust schöpfte im Ringen mit den Widerwärtigkeiten und Wechselfällen des geschäftlichen Lebens. Hier vergaß er die trüben Sorgen und Enttäuschungen, welche ihn namentlich zu Beginn seiner Laufbahn heimsuchten. Und es ist ein schöner Zug seiner gemüthvollen Natur, daß er den Seinen immer erst dann von diesen Mißhelligkeiten und Sorgen Mittheilung machte, wenn alles glücklich geordnet und ausgeglichen war. Für das gesellige Leben bildete überhaupt das Ginzkey'sche Haus einen reizvollen Anziehungspunkt; von hier ist manches Gute

und Schöne der Idee nach, nach Außen gegangen und in der Ausführung gefördert worden. Daher mochten auch die Verse, welche die Kinder Ginzkey's bei der Feier der silbernen Hochzeit des Elternpaares am 27. April 1872 vortrugen, ihre volle Berechtigung haben:

„Wo Mann und Frau sich so dem Fleiße weihen,
Wo Lieb' und Treu' sich reichen so die Hand,
Da muß des Hauses schönstes Glück gedeihen,
Da blüht und wächst ein traut Familienband.
Bald strömt in's Haus des Himmels reichster Segen,
Die Räume wachsen, die Geschäfte blüh'n . . ."

Werfen wir zum Schlusse einen Rückblick auf die industrielle Thätigkeit und den Entwicklungsgang Ginzkey's, so scheint eine unübersteigliche Kluft zwischen dem Spulrade und dem Großindustriebetriebe zu liegen, und doch hat diese Kluft Ginzkey durch Fleiß, Geisteskraft, Ausdauer und strenge Rechtlichkeit allmälig, aber sicher überbrückt. Als die deutlichsten Marksteine in der erfolgreichen Laufbahn Ginzkey's erscheinen uns zunächst: der glücklich von ihm erfaßte Gedanke, sich auf einen neuen Erwerbszweig, die Teppich- und Deckenerzeugung zu verlegen, sodann die Ausnützung der als werthlos angesehenen Wollabfälle der inländischen Fabriken, und dann die Einführung der Abfälle aus den französischen Kammgarnspinnereien, endlich die Benützung und Selbsterzeugung der Kunstwolle, durch deren Verwerthung er rasch zur Bedeutung aufstieg, und wodurch er in Oesterreich eine neue, wichtige Quelle des Erwerbes erschloß, und der heimischen Industrie neue Wege bahnte. Der Reichthum lag auf der Straße, aber niemand verstand es ihn aufzuheben, und daß es Ginzkey zuerst verstand, darauf beruht eben, wie beim Aufstellen des Eies des Columbus — sein Verdienst.

Es liegt sehr nahe, den Lebenslauf Ginzkey's mit dem Johann Liebiegs, des Begründers der großartigen Fabriksanlage in Reichenberg, zu vergleichen. Unbemittelt und beinahe ohne jede Unterstützung von Seite des Vaterhauses, betraten beide die Laufbahn, ausgezeichnet durch Erfolg und Ehre, kaum auf der Höhe ihrer Wirksamkeit angelangt, schließen beide dieselbe allzufrüh. Und trotz des bedeutenden Wechsels in Bezug auf äußere Lebensverhältnisse bewahren beide ihre Einfachheit und Schlichtheit des Charakters. Beide waren Männer der Arbeit, die seit ihrer ersten Jugend auf die Erprobung der eigenen Kraft und auf ihre eigene Erfahrung angewiesen waren. Beide bilden in ihrem Charakter ein wohlthuendes, abgeschlossenes Ganze und sie sind vollgiltige Vertreter des tüchtigen, rührigen und intelligenten deutschen

Volkes in Nordböhmen. Ignaz Ginzkey hat wie Johann und Franz Liebieg unserer deutschen Heimat, sowie dem gesammten Vaterlande neue Industriezweige erschlossen und damit die industrielle Bedeutung Nordböhmens und Oesterreichs erhöht. Ignaz Ginzkey war ein ganzer Mann, sein Andenken wird in den gewerbfleißigen Thälern seiner Heimat solange fortleben als rührige Hände im Dienste der Industrie thätig sind.

Ignaz Ginzkey hinterließ außer seiner treuen Lebensgefährtin, mit welcher er, wie bereits erwähnt, am 27. April 1872 die silberne Hochzeit gefeiert hatte, drei Söhne und fünf Töchter: Ignaz, Willy, Alfred, Anna, Marie, Ida. Rosa und Hermine Ginzkey. Die beiden ältesten Söhne, Ignaz und Willy, der erstere damals 27, der letztere 22 Jahre alt, hatten theils in Deutschland, theils in Belgien den Geschäftsbetrieb praktisch erlernt, und waren dem Vater bereits durch einige Zeit vor seinem Tode als tüchtige Mitarbeiter zur Seite gestanden. Sie führen gegenwärtig im Geiste des Vaters mit den langjährig bewährten Kräften und ungeschmälerten Fonds (der jährliche Geschäftsumsatz betrug beim Tode Ginzkey's 2,000.000 fl.) das umfangreiche Geschäft weiter. Der erstgeborene, Ignaz Ginzkey, gegenwärtig im besten Mannesalter stehend, ist mit Helene Sueß, der Tochter des Fabrikanten und Reichsrathsabgeordneten Friedrich Sueß, vermählt, der zweitgeborene, Willy, ist noch unverheiratet und der dritte Sohn, Alfred, vollendete in diesem Jahre seine Gymnasialstudien in Leitmeritz, indem er sich mit günstigem Erfolge der Maturitätsprüfung unterzog und gedenkt auf der Universität in Graz sich dem juridischen Studium zuzuwenden. Er ist jedoch gleichfalls Mitinhaber der Fabrik und kann zu jeder Zeit in dieselbe eintreten. Von den Töchtern Ginzkey's heiratete die älteste, noch 2 Jahre vor dem Tode des Vaters, den Wollwaarenfabrikanten Oskar Klinger in Neustadtl. Nach dem Tode des Vaters vermählte sich Ida Ginzkey mit Philipp Schmidt jun., Fabriksdirector in Jungbunzlau, Rosa Ginzkey mit Karl Mallmann, dem Director der Reichenberger Bank. Sie starb jedoch noch in der Blüthe ihrer Jahre bereits am 14. Juli 1885. Marie und Anna Ginzkey sind noch unverheiratet. Die erstere traf vor einigen Jahren ein Unglücksfall, welcher leicht hätte tragisch enden können. Von einem Balle nach Hause zurückgekehrt, streifte ihr leichtes Ballkleid an ein auf der Erde stehendes Licht, es fing Feuer und nur durch die Geistesgegenwart und das energische Eingreifen ihres älteren Bruders, der das brennende Kleid rasch herabriß und die Flammen mit den Armen erstickte, wurde sie vor dem Tode errettet. Doch trug sie

von dem Unglücksfall mehrere Brandwunden davon, an welchen sie lange zu leiden hatte.

Die Fabriksanlage wurde seit dem Tode Ginzkey's abermals beträchtlich erweitert und zwar zunächst durch zwei neue Färbereien, ferner durch ein Wollmagazin und einen Zubau zum Comptoir-Gebäude. Daran reihte sich im Jahre 1883 der Bau einer neuen, äußerst geschmackvollen Villa in italienischer Renaissance, welche vom Reichenberger Baumeister Eduard Trossin gebaut wurde. Sie erhebt sich unweit der Gebirgsstraße mit der Hauptfaçade gegen den Park gerichtet, hat äußerst geschmackvoll und reich ausgestattete Innenräume und ist gegenwärtig der stilvollste und schönste Bau von Maffersdorf. Infolge dieses Neubaues erhielt auch die frühere Parkanlage eine Erweiterung, indem sie bis zur Gebirgsstraße ausgedehnt wurde. Zu der räumlichen Erweiterung der gesammten Fabriksanlage, welche gegenwärtig gegen 20 Joch Fläche umfaßt, kommt auch die technische, indem namentlich sämmtliche alte Maschinen durch neue nach den neuesten Systemen ersetzt, und alle einschlägigen Verbesserungen und Erfindungen der Neuzeit eingeführt wurden. In den Spinnereien sind gegenwärtig 12 Satz Krempeln neuesten Systems nebst den dazu gehörigen Spinnmaschinen u. s. w., und in den Webereien 120 mechanische und 250 Handwebstühle im Betriebe. In der Knüpfteppichweberei, welche in jüngster Zeit eine ganz besondere Ausdehnung erlangt hat und worin Smyrna-Teppiche erzeugt werden, arbeiten gegen 250 Mädchen. Der mechanische Betrieb der verschiedenen Maschinen wird von drei Dampfmotoren, welche von 6 Kesseln gespeist werden, nebst drei Turbinen von zusammen 500 Pferdekräften besorgt. Sämmtliche Fabriksräume und Höfe sammt den zwei Villen sind gegenwärtig elektrisch beleuchtet, indem (nach dem Systeme der Firma B. Egger u. Co. in Wien) 100 Bogenlampen und 1200 Glühlampen von 4 Dynamomaschinen nebst einer ausschließlich für den Zweck bestimmten Dampfmaschine gespeist werden. Nach älterer Methode war bereits seit dem Jahre 1878 die Färberei elektrisch beleuchtet, so daß in dieser auch während der Nachtzeit gearbeitet werden konnte, was bekanntlich bei einer anderen Beleuchtung, z. B. durch Gas, nicht möglich ist. Außerdem sind die verschiedenen Fabriksräume mit dem Hauptcomptoire und dieses mit Reichenberg durch eine Telephonanlage verbunden.[1]) Die gesammte Zahl der gegenwärtig in der Fabrik beschäftigten

1) Die in Reichenberg in jüngster Zeit errichtete Telephonanstalt wird von der heimischen Industrie bereits ausgiebig benutzt. Mit Ende August d. J. zählte die Anstalt 126 Centrallinien mit 3 Mittelstationen, dann vier directen Linien mit 8 Stationen, so daß im ganzen 137 Stationen im Betriebe sind.

Arbeiter beträgt gegen 1000, wobei die eine Hälfte auf Männer und Knaben, die andere auf Frauen und Mädchen entfällt. Ein Weber verdient auf einem Handwebstuhl wochentlich 5—8, auf einem mechanischen Webstuhle 8—9 Gulden. In der Knüpfteppichweberei verdienen die Frauen und Mädchen wochentlich 4—7 Gulden. An Beamten sind in der Maffersdorfer Fabriksanlage gegen 30 und ebensoviel in der Hauptniederlage in Wien angestellt. An Wohlthätigkeitsanstalten für die Fabriksarbeiter kam zu der bereits von Ignaz Ginzkey gegründeten Krankencassa im J. 1876 eine „Arbeiterpensionscassa", indem das von Ignaz Ginzkey zur Erbauung eines Armenhauses in Maffersdorf bestimmte Legat von 10.000 fl. von seinen Erben als Grundcapital für eine Arbeiterpensionscassa verwendet wurde. Dasselbe wird von Zeit zu Zeit von der gegenwärtigen Firma vergrößert und von drei Beamten der Fabrik und 5 aus der Mitte der Arbeiter gewählten Vertrauensmännern verwaltet. Alle Arbeiter der Ginzkey'schen Fabrik, welche durch längere Zeit in derselben beschäftigt waren und arbeitsunfähig geworden sind, erhalten daraus entsprechende Pensionen. Ferner sind sämmtliche Beamten und Arbeiter der Fabrik gegen Unglücksfälle beim „Vereine von Industriellen zur Versicherung gegen körperliche Unfälle in Wien" auf Kosten der Firma versichert. Die schon von Ignaz Ginzkey gegründete Fabriksfeuerwehr besteht gegenwärtig aus 100 Mann und besitzt außer allen nöthigen Feuerlösch-Erfordernissen auch eine Dampfspritze.

Von den in der Fabrik erzeugten Artikeln: Teppichen, Decken und Kotzen werden gegenwärtig die Decken hauptsächlich nach Südamerika, Teppiche, insbesondere „Smyrna-Teppiche" nach Frankreich, England und Nordamerika ausgeführt. Für Oesterreich ist in Wien die Hauptniederlage. Die Firma steht mit sämmtlichen bedeutenden Handelsplätzen der Erde theils durch Vertreter, theils durch eigene Reisende in Verbindung. Zu den Auszeichnungen, welche die Ginzkey'schen Erzeugnisse auf den verschiedenen Industrie- und Weltausstellungen errangen, kamen nach dem Tode Ginzkey's hinzu: Die goldene Medaille auf der „South African Exhibition" vom Jahre 1877 und dieselbe Auszeichnung auf der im nächsten Jahre erfolgten Pariser Welt-Ausstellung. Auf der Gewerbe-Ausstellung zu Wien im Jahre 1880 war Ignaz Ginzkey jun. Preisrichter, daher blieben die Ginzkey'schen Erzeugnisse außer Bewerbung, und dasselbe war auf der im Jahre 1885 erfolgten Ausstellung zu Antwerpen der Fall, auf welcher Willy Ginzkey der Jury als Mitglied angehörte.

Diese angeführten Daten beweisen zur Genüge, daß die Fabriksanlage [1]) seit dem Tode des Schöpfers im rüstigen Vorwärtsschreiten begriffen ist und daß von Seite der jetzigen Besitzer insbesondere für den Fabriksbetrieb im großen, alle Erfindungen und Verbesserungen der Neuzeit in ausgiebigster Weise verwerthet wurden. Möge die Schöpfung Ginzkey's zur Ehre seiner Nachkommen, zur Ehre des deutschen Namens in Oesterreich weiter blühen und der engeren Heimat eine Stätte der Arbeit und des Fortschrittes bleiben!

Sagen aus dem westlichen Böhmen.

Von Franz Wilhelm.

1. Die Sage von der weißen Frau am Schloßberge bei Buchau.

Vor nicht gar vielen Jahren bewohnte die „alte Hütte" im Eckertwalde zwischen Buchau und Taschwitz ein Jüngling allein mit seiner Mutter. Der Jüngling trieb täglich die Herde auf die Weide, während die Mutter den Hausstand besorgte. Als eines Tages der Jüngling im Thale unterhalb des Schloßberges weidete, gesellte sich zu ihm eine wunderschöne Frau im weißen Gewande und gab sich ihm als verwunschenes Burgfräulein zu erkennen, das er erlösen könne: „sie werde Tags darauf wieder aber im häßlichen Aufzuge erscheinen und bedürfte zur Erlösung blos Betupfen mit dem Finger, selbst Berühren mit seinem Hirtenstabe würde schon hinreichen; sie würde dann ihm ganz gehören, versprach sie, und seiner Mutter bei der Arbeit helfen."

Der Morgen erschien und der Jüngling trieb seine Herde wieder zur selben Stelle. Wirklich erschien die Gestalt in Begleitung eines um

1) Von hochgestellten Persönlichkeiten, welche die Fabrik im Laufe der letzten Decennien besuchten, seien folgende angeführt: Seine k. k. Hoheit Kronprinz Rudolf am 9. Juli 1871 während seines Aufenthaltes in Nordböhmen, der österreichische Reichskanzler Freiherr v. Beust im September 1867, die Statthalter von Böhmen: Alexander Freiherr von Koller und Freiherr Philipp Weber von Ebenhof im December 1874, die Handelsminister Dr. Anton Banhans und Ritter von Chlumetzky im August 1875, die Gräfin Clotilde Clam Gallas u. a. m.

sie stets emporspringenden schwarzen Hündchens; doch waren ihre Formen von gestern nicht mehr zu erkennen. Der Körper über und über mit Geschwüren und Ungeziefer, besonders Eidechsen und Blindschleichen bedeckt, das Gesicht häßlich und verzerrt, die langen Haare graus über den Rücken und das Gesicht herabflatternd. Langsam im gemessenen Tempo näherte sie sich dem Jünglinge bis auf drei Schritte. Sie sprach kein Wort, sondern gab dem Jünglinge durch einladende Bewegungen zu verstehen, er möge das Erlösungswerk an ihr beginnen; doch fest gebannt auf den Fleck, wo er stand, wagte der Jüngling vor Schrecken nicht die geringste Bewegung und nur ein Laut der verzweifelten Furcht entschlüpfte seinen Lippen. Die Gestalt aber entfloh mit den kläglichen Worten: „Wehe, nun ist es wieder für hundert Jahre gescheh'n!" Mühsam schleppte sich der Jüngling nach Hause und ward zwei Tage darauf eine Leiche. Die weiße Frau aber wurde seitdem nicht wieder gesehen.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

In der am 29. November 1886 abgehaltenen Generalversammlung wurde der Jahresbericht für das Vereinsjahr 1885–86 vollinhaltlich genehmigt, aus welchem ein kurzer Inhaltsauszug folgt:

Der Verein zählte am Schlusse seines 24. Jahres 54 stiftende und 1596 ordentliche, zusammen 1650 Mitglieder, somit gegen den zuletzt ausgewiesenen Stand von 1614 Mitgliedern um 2 Stifter und 34 ordentliche Mitglieder mehr.

Rechnungslegung für das 24. Vereinsjahr.

Einnahmen.

Jahresbeiträge der Mitglieder	5.646	fl.	43 kr.
Interessen vom Activcapitale	475	„	79 „
Erlös für veräußerte Vereinsschriften .	136	„	13 „
Sonstige Geschenke und Einnahmen . .	525	„	94 „
Hiezu der mit Schluß des Vereinsjahres 1884/5 verbliebene Cassarest	150	„	99 „
Zusammen	6.935	fl.	28 kr.

Ausgaben.

Herausgabe der „Mittheilungen" . . .	3.003	fl. 51	kr.
Für die Bibliothek	255	„ 67	„
„ das Antiquarium	14.	„ 71	„
Honorar des Geschäftsleiters sammt Wohnungs-Beitrag	800	„ 1	„
Gehalt des Canzellisten	500	„ 4	„
Miethzins	1.184	„ —	„
Einrichtungsstücke	34	„ 44	„
Für Beheizung, Beleuchtung und Reinigung	310	„ 41	„
Sonstige Kanzlei- und Verwaltungs-Auslagen	686	„ 95	„
Zusammen		6.789	fl. 74 kr
Demnach stellt sich ein Ueberschuß von . . . . . heraus.		145	fl. 54 kr
Dazu kommt das Stammvermögen, welches mit Schluß des 24. Vereinsjahres . . . . . beträgt.		17.531	fl. 96 kr
Es beziffert sich daher nach den von den Rechnungsrevisoren geprüften Ausweisen und Rechnungen das gesammte Vereinsvermögen in Geld, Werthpapieren und ausstehenden Forderungen am Schlusse des 24. Vereinsjahres d. i. mit 15. Mai 1886 zusammen auf . . .		17.677	fl. 50 kr

Hiezu kommt noch der Werth des Vereins-Inventars nebst den Vorräthen an verschiedenen Verlagsartikeln des Vereines.

Mit den Vertretern, den Hauptstützen unseres Vereines, unterhielt die Geschäftsleitung steten Verkehr, und ihrer opferwilligen Mühewaltung ist es zunächst zuzuschreiben, wenn die Zahl der Vereinsmitglieder im Laufe des Jahres zugenommen hat. Darum zollt ihnen der Ausschuß seinen wärmsten Dank. — Neugegründet wurden 7, neubesetzt 2 Vertretungen.

Der Schriftenaustausch wurde auf 3 neue Vereine ausgedehnt, so daß unser Verein mit 116 wissenschaftlichen Instituten in Beziehung steht.

In der am 29. November stattgefundenen General-Versammlung wurden einstimmig gewählt:

Zum Ehrenmitgliede:

Herr JUDr. **Franz Schmeykal,** Advocat, Landtagsabgeordneter.

Ferner in den Ausschuß nachstehende Herren:

Herr Phil. Dr. **G. Biermann**, k. k. Schulrath, Director des k. k. deutschen Gymnasiums auf der Kleinseite.

„ JUDr. **Johann Kiemann**, Advocat, Landtagsabgeordneter.

„ Phil. Dr. **Hans Lambel**, Professor an der k. k. Universität.

„ Phil. Dr. **G. C. Laube**, Professor an der k. k. Universität.

„ P. **Maurus Pfannerer**, Ph. Dr., k. k. Landesschulinspector.

„ **M. Pfeiffer**, General-Inspector der Buschtiehrader Eisenbahn.

„ **Gust. Rulf**, pens. k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath.

Se. Erlaucht Herr **Franz Altgraf zu Salm-Reifferscheid**, k. k. Kämmerer, Großgrundbesitzer, Landtagsabgeordneter 2c. 2c.

Herr JUDr. **Edmund Schebek**, kais. Rath, Handelskammer-Secretär i. P.

„ Dr. **Ludwig Schlesinger**, Director des deutschen Mädchen-Lyceums, Landesausschuß-Beisitzer, Landtagsabgeordneter.

„ Phil. Dr. **Alwin Schultz**, Professor an der k. k. Universität.

„ **Fr. Theumer**, k. k. Ober-Landesgerichtsrath.

„ Phil. Dr. **Theodor Tupetz**, k. k. Professor, Docent an der k. k. Universität.

„ JUDr. **Albert Wernnski**, Advocat, Landtagsabgeordneter.

„ JUDr. **Friedrich** Ritter von **Wiener**, Advocat, Vice-Präsident der Advocatenkammer.

In der constituirenden Sitzung am 29. November v. J. wurden gewählt:

Zum Präsidenten:

Sr. Erlaucht Herr Franz Altgraf zu Salm-Reifferscheid, k. k. Kämmerer, Großgrundbesitzer.

Zum Vice-Präsidenten:

Herr Dr. Ludwig Schlesinger, Director des deutschen Mädchen-Lyceums.

Die übrigen Functionäre wurden in ihrer Amtsstellung bestätigt.

Nachdem der bisherige Geschäftsleiter Herr Otto Lohr auf seine Stelle resignirte, hat Herr Universitäts-Professor G. C. Laube die Leitung der Vereins-Geschäfte gütigst übernommen.

Der Bibliothek wurden werthvolle Geschenke übermacht:

Von Sr. Durchlaucht Max Egon Fürst zu Fürstenberg. Aus dem Nachlasse des Herrn kaiserl. Rathes Franz Klutschak und von dem Herrn Bruno Bischoff, Custos des Vereines.

Neu besetzt wurden die Vertretungen in B.-Leipa mit Herrn Karl Laug, k. k. Bezirks-Schul-Inspector, und in Graz mit Herrn Franz Kutschera, Ritter von Aichbergen, fürstl. Schwarzenberg'scher Hofrath.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 10. März 1887.

Stiftendes Mitglied:

Herr P. **Siegl** Meinrad, Abt des Cistercienser-Stiftes Osseg und Landes-Prälat von Böhmen mit dem Jahresbeitrage von 10 fl. ö. W.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Böhm** Wendelin, Kaufmann in Hohenelbe.
„ **Cartellieri** Friedrich, JUDr., k. k. Notariats-Substitut in Wildstein
„ **Dollinger** Fr., Erzieher in Dobřan.
„ **Fleischmann**, JUDr., k. k. Notar in Landskron.
„ **Katz** Ernst, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Kühn** Conrad, Stadtbaumeister in Trautenau.
„ **Plail** Josef, MUDr., Stadtarzt in Tepl.
Löbl. Stadtgemeinde **Dobřan.**
Herr **Stanka** Adolf, Bürgermeister in Eger.
„ **Walzel** Max, Ritter von Wiesentreu, Fabriks- und Realitäten-Besitzer in Trautenau.
„ **Watschek** Johann, JUDr., Canzelist der Handels- und Gewerbe-kammer in Reichenberg.

Herr Professor Th. G. Masaryk ersucht uns, mit Rücksicht auf die Redactions-bemerkung zu dem Aufsatze Dr. Knieschek's im Hefte II. Jahrg. XXV. S. 137 diese Blätter zur Mittheilung zu bringen, daß von Denjenigen, die sich gegen die Königin-hofer Handschrift ausgesprochen haben, keine Privatgespräche in die Polemik gezogen worden seien. — Indem die Redaction hiemit dem Wunsche des Herrn Professors entspricht, erübrigt ihr nur ihrerseits zu erklären, daß sie in der Behauptung des Herrn Professors eine Berichtigung der betreffenden Redactionsbemerkung nicht zu erkennen vermag, zumal dieselbe ganz allgemein gehalten ist, aber auch in einem andern Sinne aufzufassen ist, als ihn Herr Prof. Masaryk zu deuten scheint.

Die Redaction.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag. — Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang. III. 1886/87.

1. **Fürstenbergisches Urkundenbuch.** Sammlung der Quellen zur Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Lande in Schwaben. Herausgegeben von dem fürstlichen Hauptarchiv in Donaueschingen. I. Bd.: Quellen zur Geschichte der Grafen von Achalm, Urach und Fürstenberg bis zum Jahre 1299; Tübingen 1877, S. XVIII und 404. II. III. und IV. Bd. Tüb. 1877—79 S. 460, 466 und 583. V. Bd.: Quellen zur Geschichte der Fürstenbergischen Lande in Schwaben vom Jahre 700—1359, Tübingen 1885, S. 563.

2. **Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509** von Dr. Siegm. Riezler. Tüb. 1883, S. XXIV und 500.

3. **Stammtafel des mediatisirten Hauses Fürstenberg.** 1884.

Eines der hervorragendsten fürstlichen Häuser Süddeutschlands ist das der Fürstenberge, das auf eine lange, viele Jahrhunderte umfassende, ununterbrochene Reihe von Ahnen hinweisen kann. Fast alle Mitglieder dieses Geschlechtes sind mit der Geschichte des deutschen Südwestens auf das Innigste verflochten, viele von ihnen fanden im Dienste der deutschen Kaiser aus dem habsburgischen Hause und gar manche nahmen und nehmen auch in Oesterreich eine hervorragende Stellung ein. Die fürstliche Familie, die reichsunmittelbar über weite Gebiete herrschte und noch heute, trotz ihrer Mediatisirung, eine hohe Stelle unter den Adelsgeschlechtern des deutschen Reiches einnimmt, blüht gegenwärtig in zwei Linien, der schwäbischen und der böhmischen. Das regierende Haupt der ersteren, Fürst Karl Egon, faßte den Gedanken, die Quellen zur Geschichte seines Hauses durch seine Archivverwaltung

sichten und herausgeben zu lassen und so sind in Durchführung seines Planes jene Urkundenwerk und auf Grundlage desselben die Geschichte und die Stammtafeln des fürstlichen Hauses entstanden, die in Hinblick auf ihre gediegene und prachtvolle Ausstattung, bei Weitem mehr jedoch in Hinblick auf ihren hohen innere Werth ein höchst bedeutsames und unvergängliches Denkmal sind, die der fürstlich Herr sich und seinem Hause gesetzt hat.

Wenn ich die oben angeführten Publicationen, die dem Gebiete weit entrüc zu sein scheinen, das der Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen pfleg dennoch in diesen Blättern zur Anzeige bringe, so sehe ich mich dazu nicht etwa darum verpflichtet, weil Seine Durchlaucht Fürst Karl Egon ein glänzend ausgestattete Exemplar der gesammten obengenannten Schriften in hochherziger Weise unserem Vereine verehrte, sondern ich sehe mich dazu veranlaßt, weil, wie schon bemerkt wurd eine Linie des Hauses seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Böhmen seßha ist, die nicht ohne hervorragenden Einfluß auf die Geschicke unseres engeren Vate landes ist und bleiben wird, sodann und nicht zuletzt darum, weil das große Urkunden werk, sowie die auf dasselbe sich stützende Geschichte und die Stammtafeln auf d Höhe der Wissenschaft stehen. Hat doch Seine Durchlaucht die besten Kräfte fü das Unternehmen gewonnen, denn die ersten 4 Bände der Urkundensammlung, sow die Geschichte und die Stammtafeln sind bearbeitet vom Archivrath (jetzt Oberbibliothek in München) Dr. Siegm. Riezler, der sich auch als Historiograph Baierns eine berühmten Namen gemacht hat, der V. Bd., der, wie schon gesagt, die Quellen zu Geschichte der Fürstenberg'schen Lande in Schwaben bringt, und dem gewiß noch ein V folgen wird, ist von dem jetzigen fürstlichen Archivrath Dr. Baumann herausgegebe der auch als Mitarbeiter bei den vorhergehenden Bänden sich bethätigt hatte.

Bezüglich des Urkundenbuches wäre zu bemerken, daß wohl kein Beurtheil desselben den Herausgebern daraus einen Vorwurf machen wird, daß sie sich nic auf die Wiedergabe von Urkunden und Regesten beschränkten, sondern daß sie au Nachrichten aus Chroniken und Dichtern, Einträge in Nekrologien, Jahrzeit- u Lagerbüchern mittheilten, ja daß sie auch Inschriften, bildnerische Denkmäler und ei große Zahl von Siegeln im Texte aufnahmen (überdies schließt der V. Band n 87 Siegeln auf 8 Tafeln ab), die man sonst in Urkundenbüchern, schon wegen d Kostenpunktes, gar nicht oder doch nur höchst sparsam findet. So beginnt gleich d I. Band mit einem Auszug aus dem Zwiefaltner Nekrolog A: 14. Kal. Dec. (811 Vnröch und B Vnrvch (am Rande: proauus Liutoldi comitis). Auch damit wi man mit den Herausgebern einverstanden sein, daß sie die älteren, für die Haus- u Landesgeschichte wichtigeren Urkunden, auch wenn sie schon anderwärts gedruckt war vollinhaltlich, unbedeutendere Stücke aber, wenn sie auch bislang nicht gedruckt ware bloß im Regest mittheilen. Mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts beginnt d Mittheilung bisher ungedruckten Materials, das seit der Mitte desselben Jahrhunder seit der Begründung der fürstenbergischen Linie des Hauses, in den Vordergrund tr und mit dem 14. Jahrhundert weitaus vorwiegend wird. Es kann nicht meine Au gabe sein, auf das hier vorliegende reiche Quellenmaterial, das den Zeitraum von 811 bis zum 31. Dec. 1509 umfaßt, und das auch in rechtsgeschichtlicher und sprachlich Richtung seine hohe Bedeutung hat, näher einzugehen, ich will auch nicht der Er folgeordnungen und Testamente, der Verzichte weiblicher und männlicher Mitglied des Hauses auf das Erbe, hauptsächlich wenn sie geistlichen Standes waren, d Käufe, Schenkungen und Verpfändungen, der Auszüge aus Lehen- und Rechnung

bücher, der Schlichtungen von Streit, der Absagebriefe und Urfehden, der Weisthümer u. s. f. erwähnen, ich will bloß im Vorbeigehen auf eine unscheinbare den 14. Mai 1485 ausgestellte Urkunde aufmerksam machen, auf die Urfehde der Anna Henni von Röthenbach, die als Hexe vor dem Gerichte des Grafen Heinrich zu Fürstenberg die Feuerprobe bestanden hat, und das zu einer Zeit, in der von Hexenprocessen und der dabei angewandten Feuerprobe, es ist in der Regel die Wasserprobe in der Uebung, kaum noch die Rede ist. Der I., in noch größerem Umfange der IV. Band bringt Nachträge und jeder der 5 Bände endigt mit einem genau zusammengestellten Orts- und Personenverzeichnisse.

Auf die „Geschichte des Hauses" übergehend, erwähne ich, daß es sich im 11. und 12. Jahrhunderte nach den Burgen Achalm und Urach, seit dem 13. nach Freiburg und Fürstenberg nannte. Als seinen Ahnherrn kann es mit einiger Wahrscheinlichkeit den oben genannten, im Nekrolog des Klosters Zwiefalten zum 18. Nov. angeführten Unruoch, einen Zeitgenossen Karls des Großen, aufstellen; von den Tagen des Kaisers Konrad II. an schließen sich dann, von keiner Lücke unterbrochen, 26 Generationen zu einer Ahnenreihe von seltener Fülle zusammen. Jener Unruoch wird als Urahne des Grafen Liutold von Achalm, des Gründers von Kloster Zwiefalten, erwähnt, der wieder ein Ahne der Fürstenberge ist. Sicheren Boden betritt man freilich erst mit dem 11. Jahrhundert, von welcher Zeit an die Familie sicherlich Schwaben angehört. — Zur Zeit Konrads II. bauten die Brüder Egino und Rudolf die Burg Achalm bei Reutlingen, von Rudolf stammen die Grafen von Achalm. Sein jüngster Sohn Wernher, Bischof von Straßburg, war Anhänger Heinrichs IV., die beiden ältesten Kuno und Liutold, gründeten Zwiefalten, dem sie beinahe ihr gesammtes Gut schenkten; mit ihnen starben die Grafen von Achalm aus. Eines Stammes mit diesen sind die Grafen von Urach; sie leiteten ihre Abkunft wohl von dem schon erwähnten Egino I. her und nannten sich nach der Burg Urach, dem heutigen Hohenurach im Thale der Erms. Sein Urenkel Egino IV. war vermählt mit Agnes von Zähringen, durch die ein Theil ihres väterlichen Erbes, so Freiburg, an ihren Sohn Egino V. von Urach gelangte. Von dessen ältesten Sohn Konrad stammen die Grafen von Freiburg, die 1475 ausstarben; von seinem jüngeren Heinrich I. die von Fürstenberg ab. Dieser stand dem König Rudolf von Habsburg nahe, mit dem er dieselben Urgroßeltern hatte, in seinen Diensten wanderte er Jahre lang von der Ostsee bis nach Italien, er zog 1277 mit Friedrich Burggrafen von Nürnberg, als König Rudolfs Unterhändler, an Ottokars Hoflager nach Prag, und focht das Jahr darauf in der Schlacht bei Dürrnkrut, in welcher ihm und dem Hohenzollern Friedrich das königliche Banner empfohlen ward. Als Lohn für seine treuen Dienste wurden ihm zwei wichtige Punkte aus dem zähringischen Erbe, Villingen und Haslach, als Reichslehen gerettet und er erhielt die „Grafschaft in der Baar", nach der er sich „Landgraf in der Baar" nannte. Aber unter seinen Söhnen und Enkeln erlitt die Macht des Hauses empfindliche Verluste. Jene theilten den Besitz, womit der jüngere Egon das Haupt der Haslacher Linie wurde, die mit dem bei Sempach gefallenen Johann erlosch, während Friedrich die Hauptlinie des fürstenbergischen Hauses fortpflanzte. Sein Sohn Heinrich I. geräth mit König Albrecht I. im Kampfe, wurde in seiner Feste Fürstenberg belagert, muß einen Theil seiner Ländereien an des Königs Sohn, den Herzog Friedrich, abtreten und erhält sie von ihm als Lehen zurück. Auch Bräunlingen wurde abgetreten und Villingen ging verloren. Später hält er treu zu den

Habsburgern, nimmt in Herzog Leopolds Diensten Theil an den Römerzug Heinrichs VII., steht nach dessen Tod auf der Seite Friedrichs des Schönen und seit 1330 auf der Ludwigs von Baiern. Sein Enkel Heinrich IV. vereinigte den erledigten Besitz der Haslacher Linie. Durch neue Theilungen entstanden die Kinzigthaler, die Geisinger und die Konradische Linie. Der Gründer dieser stand mit Siegmund von Tirol in Verbindung, was ihn mit den Eidgenossen verfeindet. Seit Heinrichs I. Ableben hatten Theilungen die Macht des Hauses geschwächt, und ebenso lang hatte sich die Wirksamkeit der Grafen fast ausschließlich in den engen Kreisen der Heimat und der nächsten Nachbarschaft bewegt, erst seit Heinrichs VII. und Wolfgangs Zeiten gewinnt die Geschichte des Hauses wieder einen reicheren Inhalt. Mit dem Erlöschen der Kinzigthaler Linie wird das Fürstenberg'sche Erbe in den Händen der zwei genannten Brüder und schließlich bloß in denen Wolfgangs vereinigt. Heinrich unternahm in jugendlichen Jahren eine gefahrvolle Pilgerfahrt nach dem heil. Grabe, er ist später Rath des Erzherzogs von Tirol und tritt dann mit seinem Bruder in die Dienste Maximilians. Wolfgang macht dessen Feldzug gegen Ungarn mit und war Theilnehmer an der Eroberung von Wien und Stuhlweißenburg. Beide Brüder werden Räthe des Königs und mehren ihren Besitz, so z. B. durch Kauf von Donaueschingen. Als Hofmarschall zieht Heinrich mit dem römischen König 1496 nach Italien, wohnte dann am Hoflager in Innsbruck in der nach ihm benannten Heinrichsburg und machte mit dem Kaiser und in dessen Auftrage weite Reisen, während Wolfgang an der Vertreibung des Württembergers Eberhard großen Antheil hatte. Beiden war sodann in dem Krieg mit den Schweizern von 1499 eine hervorragende Rolle beschieden, in welchem Heinrich in dem Ueberfalle bei Dorneck den Tod fand. Wolfgang war nun der alleinige Regent der fürstenbergischen Lande. Er hatte als Obersthofmeister und Ritter des goldenen Vließes Philipp den Schönen 1506 nach Spanien begleitet, während sein Sohn Friedrich als Spiel- und Studiengenosse des Prinzen Karl in den Niederlanden blieb. Nach einem viel bewegten Leben starb Wolfgang den 31. Dec. 1509 und mit seinem Tode schließt das Geschichtswerk ab, dem eine sorgfältig ausgeführte Karte beiliegt, die die schwäbischen Lande des Hauses Achalm-Urach-Freiburg-Fürstenberg zur Darstellung bringt.

Auf Grund der „Stammtafeln" merke ich in Fortsetzung der Geschichte der Fürstenberge Folgendes an: Von Wolfgangs Enkeln gehen die Kinzigthaler und Heiligenberger Linien aus. Diesen gehörten an die Brüder Ferdinand, Reichshofrath, † 1662, Leopold, er fiel ebenso wie sein jüngerer Bruder Ernst Egon in kais. Diensten, jener 1639 bei Thionville, dieser 1652 bei Etampes; Franz Egon stirbt 1682 als Fürstbischof von Straßburg, dann die in den Reichsfürstenstand erhobenen Herman Egon und Wilhelm Egon. Der Sohn Ferdinands, Maximilian Josef, fiel 1676 vor Philippsburg, dessen Vetter Anton Egon ist Statthalter König Augusts des Starken in Sachsen und stirbt 1716, sein Bruder Emanuel fällt 1688 vor Belgrad. Mit Anton Egon erlischt die Linie. Der Kinzigthaler Linie entstammten der als Hauptmann bei Ofen 1684 gefallene junge Friedrich Christoph, sodann sein Bruder Karl Egon, der als Feldmarschall-Lieutenant 1702 bei Friedlingen blieb. Aus der von Friedrich Rudolf, † 1655, stammenden Stühlinger Linie erwähne ich den bei der Belagerung von Landau 1704 gefallenen Prosper Ferdinand, sodann dessen Sohn Josef Wilhelm, † 1762, der in den Reichsfürstenstand mit Ausdehnung auf seine gesammte Descendenz erhoben ward. Er war vermählt mit Maria Anna Gräfin von Waldstein, die die Stifterin des

fürstenbergischen Fideicommisses Pürglitz in Böhmen als Secundogenitur wurde. Der erstgeborne Sohn der Beiden, Josef Wenzel, † 1783, stiftet die reichsfürstliche, der zweite Karl Egon die böhmische Linie. Dessen Enkel, Karl Egon, vermählt mit einer Tochter des Großherzogs von Baden, succedirte 1804 auch in das reichsfürstliche Fideicommiß, und von seinen drei Söhnen wurde der jetzt regierende Karl Egon III. das Haupt der reichsfürstlichen, Maximilian Egon, † 1873, der böhmischen (ihm folgte sein gleichnamiger 1863 geborner Sohn) und Emil Egon der Königshofer Linie, als Stifter des Königshofer Fideicommisses. Schließlich wäre noch anzuführen, daß Ludwig August Egon, Bruder des oben erwähnten Fürsten Josef Wilhelm, die landgräfliche Linie mit der Herrschaft Weitra in Niederösterreich gestiftet hat, welcher unter Anderen der jetzige Erzbischof von Olmütz angehört. Von der landgräflichen zweigte sich die Taykowitzer oder die mährische Linie ab, die bereits ausgestorben ist. G. B.

Dr. **C. Grünhagen: Geschichte Schlesiens.** II. Bd. (bis zur Vereinigung mit Preußen; 1526–1740). Gotha 1886; S. 446, Quellennachweisungen 1–46.

Dem von mir angezeigten 1. Band ist der 2. verhältnißmäßig rasch gefolgt und mit ihm ist das verdienstvolle Werk abgeschlossen. Der vorliegende Band, der in drei Büchern zerfällt, von denen das 1. die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Schlesien bis zu deren Anerkennung durch den Majestätsbrief, das 2. die Zeit des dreißigjährigen Krieges und das 3. Schlesien in den Zeiten der kirchlichen Reaction beleuchtet, handelt über einen Theil der schlesischen Geschichte, der, wenn von der deutschen Colonisation des Landes abgesehen wird, zu dem interessantesten Abschnitt zu zählen ist. Bezüglich der kirchlichen Bewegung, von der Schlesien sofort nach Beginn der Reformation ergriffen wurde, will ich nur bemerken, daß die Umwandlung auf kirchlichem Gebiete hier hauptsächlich von den Obrigkeiten herbeigeführt wurde. Sie berufen Prediger, die der neuen Lehre anhängen, und diese wieder führen im Einverständniß mit der Laienwelt die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse Schritt für Schritt durch; Gegnerschaft und Widerspruch bleibt einzig und allein der Geistlichkeit überlassen. Dieser Vorgang hatte zur Folge, daß die Landesbischöfe, die als die Oberhirten auch der zu der neuen Lehre sich Bekennenden angesehen wurden, sie bis tief in das 16. Jahrhundert nicht als Abgefallene ansahen, sondern daß sie nicht daran zweifeln, mit ihnen innerhalb der Kirche ein Auskommen finden zu können. Mit den Aenderungen auf kirchlichem Gebiete hält die Hebung des Schulwesens gleichen Schritt. Moiban, erster protest. Prediger an der Elisabethkirche, früher Rector der Magdalenenschule, bürgerte das Griechische ein, Joh. Huß hielt Vorlesungen in lateinischer Sprache über die heil. Schrift, der Stadtschreiber Joh. Rabe (Corvinus), einer der berühmtesten Poeten des Humanismus, und der Patricier Joh. Metzler waren Förderer der humanistischen Studien, Valentin Trotzendorf verschaffte der von ihm geleiteten Schule zu Goldberg großen Ruhm. — Als Schlesien an die Habsburger gelangte, war der Sieg der Reformation in Breslau bereits ein vollständiger, für sie hatten sich die mächtigsten Fürsten Schlesiens erklärt,

ihre Anhänger hatten das Uebergewicht auf den Fürstentagen; und dennoch war von einer Kirchenspaltung kaum die Rede, die Kirchengüter waren kaum angetastet, die Autorität des Bischofs nicht bestritten. Unter Rudolf wurde die Bewegung zum Stillstande gebracht, ja es traten die Reactionsbestrebungen und zwar vorerst in den sogenannten Erbfürstenthümern immer deutlicher hervor, der Reigen beginnt mit Troppau. Sein schlaffes Regiment bringt den Kaiser um Ungarn, Oesterreich und Mähren; Böhmen und Schlesien bleiben ihm noch für kurze Zeit, er muß jedoch den Ständen die Majestätsbriefe ausstellen. Der für Schlesien setzt in klaren und einfachen Zügen die vollständige Gleichberechtigung der beiden Religionsparteien mit einer Freiheit und Folgerichtigkeit fest, die im 17. Jahrhundert beispiellos ist.

Der Dresdener Accord (28. Febr. 1621) schützte Schlesien vor dem Schicksale, dem Böhmen nach der Schlacht auf dem weißen Berge verfallen war, der Einfall Mannsfelds in das Land gab jedoch die erwünschte Handhabe zur Gegenreformation mit Hilfe der berüchtigten Lichtensteiner. Von den Leiden, die der unselige Krieg für Deutschland in Gefolge hatte, blieb Schlesien nicht verschont, Mannsfelder, Kaiserliche und Schweden verwüsteten gleichmäßig das Land, das beim Abschluß des Friedens aus tausend Wunden blutete. Aber auch der Friede brachte den gequälten Schlesiern keine Ruhe, denn die von Ferdinand III. wieder in Angriff genommene von Leopold I. fortgesetzte kirchliche Reaction nahm auf die den schlesischen Protestanten in der westphälischen Friedensurkunde zugestandenen kümmerlichen Zugeständnisse wenig Rücksicht. Aber auch die etwaige Hoffnung der Schlesier auf eine größere Berücksichtigung ihrer materiellen Interessen waren vergebens. Denn wenn vielleicht auch Leopold guten Rathschlägen nach dieser Richtung hin nicht unzugänglich war, so ist doch bei der Schwerfälligkeit der Regierung, der beständigen Geldnoth und der Unterordnung der politischen Rücksichten unter die kirchlichen thatsächlich von landesväterlicher Fürsorge seiner Regierung nur wenig zu verspüren; ein Glück, das den schwer zerrütteten Lande der Friede gewahrt blieb. Es ist begreiflich, wenn unter solchen Verhältnissen dem Schwedenkönig Karl XII. auf seinem Zuge durch Schlesien die Klagen der Protestanten über erlittene Verfolgung und ihre Bitten um seine Verwendung laut entgegengebracht wurden.

Mir gebricht es an Raum, um auf die Regungen hinzuweisen, die sich auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Kunst und Poesie, des Gewerbes und Handels nach dem großen Kriege in Schlesien fühlbar machten. Bezüglich der inneren Politik bezeugte blos Ferdinand I. Sinn und Verständniß für die Aufgaben derselben, er bemühte sich, eine einheitliche Münze zu schaffen, er führte directe und indirecte Steuern ein, und was in der habsburgischen Zeit für die Organisation der Verwaltung in Schlesien geschehen ist, reicht auf Ferdinand zurück, so daß seine Nachfolger eigentlich ganz allein davon gezehrt haben; nur auf religiösem Gebiete sind sie erfinderisch und energisch in Maßregeln zur Bekämpfung des Protestantismus gewesen.

Der Verfasser schilderte die Geschichte Schlesiens als die eines Landes für sich mit besonderen Schicksalen und ihm eigenthümlichen Interessen, die wesentlich verschieden von denen der andern habsburgischen Erbländer waren. Es ist ja richtig, daß mit dem Jahre 1740 diese Selbständigkeit ein Ende nimmt, und daß von nun an die Geschichte Schlesiens mit der Preußens zusammenfließt; trotzdem hätte der geehrte Verfasser, wie ich meine, seine anziehende Darstellung nicht mit der Eroberung Schlesiens abbrechen sollen, denn es wäre seinen Lesern, wie er ja selbst zugibt, von hohem Interesse gewesen, zu erfahren, wie es preußisch wurde, wie es so schnell mit

dem neuen Staate verschmelzen konnte, und welche eminente Bedeutung, wie wir hinzufügen, die Provinz sehr bald für den preußischen Staat bekam. Wir wollen über mit dem Verfasser nicht rechten, daß er sein Werk mit 1740 abschließt, sind ihm vielmehr dankbar für das treffliche Buch, dessen Existenzberechtigung von Jedermann anerkannt werden muß und das, dessen sind wir gewiß, einen weiten Leserkreis, namentlich unter seinen Landsleuten finden wird, unter denen ja sein Name schon seit vielen Jahren von bestem Klange ist. n.

Dr. **Jak. Caro: Geschichte Polens,** V. Theil. 1. Hälfte: 1455—1480 (die 47. Liefer. 1. Abth. der Herren Ukert'schen Sammlung, fortgesetzt von Giesebrecht) Gotha, 1886, Perthes; S. 500.

Bekanntlich hat den 1. Band dieses Werkes, der für die älteste Geschichte Polens grundlegend wurde, Herr Dr. Richard Roepell bearbeitet, die Fortsetzung übernahm ein jüngerer College Prof. Caro in Breslau, der den vorliegenden Band dem hochverdienten Professor Roepell verehrungsvoll zueignet. Wie in den von ihm verfaßten drei vorangehenden Bänden zeigt Caro auch in dem neuesten, daß er seiner schwierigen Aufgabe völlig gewachsen ist. Tiefes Verständniß der die Zeit und die Personen treibenden Ideen, besonnene Kritik, die der Verf. wiederholt, z. B. an Dlugoß ausübt, und eine anziehende Darstellung und Schreibweise werden dem Buche einen bleibenden Werth sichern. Der Zeitraum, innerhalb dessen sich die Schilderung bewegt, ist oben angegeben. Der Band beginnt mit dem 11. Buche, das in 11 Capiteln zerfällt und den dreizehnjährigen Krieg (1453—1466) Polens mit dem deutschen Orden erzählt, dazwischen wird aber immer wieder eingehende Rücksicht auf die inneren Zustände des Reiches genommen. In dem Kriege hat Danzig einen „traurigen Ruhm" erworben; denn „so trostlos die Bemerkung für den deutschen Patrioten auch sein mag, so sehr entspricht es doch der Wahrheit, daß vielleicht im ganzen Verlauf der deutschen Geschichte niemals ein städtisches Gemeinwesen eine so zähe und von Jahr zu Jahr wachsende Kraft für den Verbleib bei dem politischen Verbande Deutschlands entfaltet habe, als hier die deutsche Seestadt aufbot, um sich von demselben zu trennen". Die Darstellung der Ursachen des Verfalls des deutschen Ordens beweist, daß der geehrte Verfasser es versteht, bis zum innersten Kern vorzudringen. — Im 12. Buche mit seinen 6 Capiteln wird der Kampf um die Thronfolge in Böhmen dargelegt; Kasimir IV. setzt schließlich die Erhebung seines Sohnes auf den böhmischen Thron durch.

Wir scheiden von dem Buche mit dem egoistischen Wunsche, es möge der Herr Verf. recht bald in den Stand gesetzt sein, uns mit der Fortsetzung seines Geschichtswerkes zu erfreuen. n.

Dietrich Kerler: **Deutsche Reichstagsacten unter Kaiser Siegmund.** Dritte Abtheilung. 1427—1431. Perthes, Gotha 1887; S. 645.

Ich habe schon mehrere Bände der durch die historische Commission der kgl. Akademie der Wissenschaften in München veröffentlichten Reichstagsacten angezeigt,

so auch die zwei vorangehenden aus der Regierungszeit Kaiser Siegmunds. In der vorliegenden fallen die zwei wichtigen Reichstage von Frankfurt 1427 und von Nürnberg 1431. Von den 514 Nummern, die der Band zählt, waren 295 bisher ganz unbekannt. Um für die auf dem ersteren Tage geplante Reichskriegssteuer zum Behufe der Bekriegung der Husiten auch die Städte zu gewinnen, deren Zustimmung bei pecuniären Leistungen vornehmlich nothwendig war, wurde für Ende Dec. 1427 der Tag zu Heidelberg angesagt, auf welchem der schwäbische Städtebund den hartnäckigsten Widerstand leistete. Ueberhaupt bietet die Geschichte der Erhebung der Reichskriegssteuer von 1427 ein trauriges Bild, es tritt die Zerrüttung des deutschen Staatswesens, die Machtlosigkeit seiner Leiter, der Sondergeist und die Unbotmäßigkeit der hohen und niederen Stände kläglich zu Tage. Aus dem weniger Mitgetheilten wird Jedem die Wichtigkeit der Reichstagsacten für die Geschichte Böhmens einleuchten, der künftige Geschichtschreiber der Husitenkriege wird sie nicht entrathen können, er wird auch in dem vorliegenden Bande, der gleich den früheren die uneingeschränkte Anerkennung verdient, ein reiches Material auf das Gewissenhafteste und Sorgfältigste zusammengetragen finden. Die Ausstattung des Bandes ist, wie sich das von der geschätzten Verlagshandlung Perthes von selbst versteht, eine rühmenswerthe. —n.

Canossa, studi e ricerche di Angelo Ferretti, professore nel r istituto tecnico di Reggio nell' Emilia. Seconda edizione. Ermann Loescher, Torino; 1884.

Im Jahre 1877 waren es gerade 800 Jahre, daß sich in Canossa jene unerhörte Demüthigung eines deutschen Königs zutrug, welche die genannte Burg für immer berühmt machen sollte. Ein Jahr vorher, 1876, erschien die erste Auflage des vorliegenden Buches, welche einen bei einem gelehrten Werke nicht eben häufigen praktischen Erfolg hatte. Die Aufmerksamkeit nämlich, welche dadurch neuerdings der merkwürdigen Burg sich zuwendete, hatte zur Folge, daß durch Wegräumung der den Bergabhang bedeckenden Steintrümmer und Anlegung von Wegen die Burg überhaupt erst wieder dem großen Publicum zugänglich gemacht wurde und daß auf der Höhe des Bergkegels Ausgrabungen begannen, welche über die Lage der daselbst befindlichen Gebäude schätzenswerthe Aufklärungen ergaben. Ja die Burg wurde sogar von dem italienischen Unterrichtsministerium nach Jahrhunderte langer Vernachlässigung als „Nationaldenkmal" erklärt, wobei man selbstverständlich weniger das Andenken an den Sieg des Papstthums über das Kaiserthum, von dem Canossa Zeuge war, zu feiern gedachte, als vielmehr das Andenken an die „große Italienerin", die Gräfin Mathilde, der auch das Buch Ferretti's zum größten Theil gewidmet ist und welche man im heutigen Italien vorzugsweise als Vertheidigerin der nationalen Selbständigkeit Italiens gegen deutsche Eroberungslust zu betrachten geneigt ist. Um gerecht zu sein, muß indessen zugestanden werden, daß Ferretti selbst jenen Uebertreibungen entgegentritt, welche die nationalen Gefühle des 19. Jahrhunderts schon in das 11 zurückversetzen möchten.

Da der Gegenstand, dem der Verf. sein Buch gewidmet hat, auch von deutschen Gelehrten vielfach behandelt worden ist, so ergibt sich für den deutschen Beurtheile

unwillkürlich die Frage, ob und bis zu welchem Grade die Ergebnisse der deutschen Forschungen dem Verf. bekannt geworden sind. Ein Verzeichniß der benützten Werke, das dem Buche vorangestellt ist, scheint geeignet, darüber am raschesten Aufschluß zu geben; aber gerechte Verwunderung muß es erregen, in diesen Verzeichnisse zwar den historischen Roman: „Canossa" von Bolanden, dagegen weder Giesebrechts Kaisergeschichte, noch die Jahrbücher des deutschen Reichs, noch die Monumenta Germaniae vorzufinden Bei der Lectüre des Buches selbst stellt sich der Sachverhalt freilich als minder schlimm heraus. Bolandens Roman wird nur citirt, um eine alberne Erdichtung, die Heinrich IV. Buße in minder grellem Lichte zeigen soll, zu widerlegen; aber wer, um Himmelswillen, muthet einem Historiker zu, sich bezüglich dessen, was er als historische Thatsache berichtet, mit einem Roman auseinanderzusetzen? Auch die Monumenta Germaniae sind dem Verf., wie sich später zeigt, nicht völlig unbekannt; er benützt in der Ausgabe der Monumenta u. a. den Donizo, seine Hauptquelle für das Leben der Gräfin Mathilde. Aber des Verf. Bekanntschaft mit dem deutschen Urkundenwerke ist doch eine sehr ungenügende, denn er würde sonst gewiß nicht den Lambert von Hersfeld, den er mit dem längst als falsch erkannten Namen: „Lambert von Aschaffenburg" benennt, den Wipo von Burgund und den Hermannus Contractus, nach der Ausgabe des Struvius vom Jahre 1726 citiren.

Leicht könnte man so schon nach dem Verzeichniß der benützten Werke zu den ungünstigsten Folgerungen über das ganze Buch gelangen; doch mit Unrecht. In dem engen Kreise von Quellen, die der Verf. zu Rathe zieht, bewegt er sich im ganzen mit Vorsicht und nicht ohne kritisches Geschick; der quellenkritische Apparat ist sogar meist unmittelbar in den Text aufgenommen. Freilich fällt dabei auf, daß der Verf. den Unterschied zwischen primären, zeitgenössischen, und secundären, abgeleiteten Quellen viel zu wenig beachtet; wie könnte er sonst seine Schilderung der Erziehung, welche die große Gräfin genoß, aus einem Schriftsteller von 1666 entnehmen! Auch sonst vermag sich der Verf. bei aller Kritik von Irrthümern nicht freizuhalten, und zwar von Irrthümern, die leicht zu vermeiden gewesen wären, wenn er auch in neuere deutsche Geschichtswerke als Ludens Geschichte des deutschen Volkes von 1825—37 Einsicht genommen hätte. So macht z. B. der Verf. über den Investiturstreit die ganz unrichtige Angabe, als hätte es von Anfang an zwei Investituren, die geistliche mit Ring und Stab und die weltliche mit dem Scepter, neben einander gegeben und als hätte es sich bei dem Streite um nichts gehandelt, als um die Frage, welche der beiden Investituren früher zu erfolgen habe. Heinrich IV. wird von dem Verf., obwohl dieser sonst keineswegs klerikal ist, höchst ungerecht beurtheilt: „gleich schlecht als Mensch und als König," sagt er von ihm, habe er den Krieg gegen die Sachsen „mehr wie ein Straßenräuber, als wie ein Soldat geführt." Der Grund ist offenbar, weil der Verf. dem Donizo, dem Lobredner Canossa's und der großen Gräfin, Vertrauen schenkt, als er nach den Ergebnissen der deutschen Kritik verdient. Falsch ist auch die Darstellung, als wäre die Demüthigung Heinrich IV. zu Canossa von dem Papste verlangt worden, als Bedingung zur Zurücknahme des Bannes, falsch die Angabe, als wären die sogenannten „dictatus papae", Privataufzeichnungen Gregor VII. Beschlüsse jener Synode, auf der der Bann gegen Heinrich IV. ausgesprochen wurde.

Doch genug der Ausstellungen! Als Vorzug des Werkes muß neben dem guten, mitunter schwungvollen Stil besonders der Fleiß gelobt werden, den der Verf. auf Localstudien verwendet hat; das Ergebniß derselben legt er in zwei Plänen, dem von

Canossa selbst und dem seiner Umgebung, dem Leser vor. Auch zwei Abbildungen der Burg schmücken das Werk.

Was die Vertheilung des Inhaltes betrifft, so erzählt das erste Capitel die Erbauung der Burg durch Azzo Adalbert, Sohn des Sigifredo aus Lucca, denselben, welcher der flüchtigen Adelheid, Witwe Kaiser Lothars und nachher Gemahlin Otto's des Großen in Canossa Zuflucht gewährte, das zweite das weitere Emporkommen des Geschlechtes unter Tedald und Bonifacius im Bunde mit den deutschen Kaisern, das dritte und vierte behandelt die Zeit der großen Gräfin, das fünfte die späteren Schicksale der Burg. Im Schlußcapitel bespricht der Verf. den gegenwärtigen Zustand der Burg, welche seit ihrer Zerstörung durch die Einwohner von Reggio im Jahre 1255 niemals wieder völlig hergestellt wurde. Th. Tupetz.

Adolf Bachmann: Briefe und Acten zur österreichisch-deutschen Geschichte im Zeitalter Kaiser Friedrichs III. (Fontes rerum austriacarum. 2. Abth. 44. Band. Wien 1885.

Für denselben Zeitraum, auf den sich Palacky's „Urkundliche Beiträge zur Geschichte Böhmens und seiner Nachbarländer im Zeitalter Georgs von Podiebrad" bezogen, also für die Jahre 1450–71, erhalten wir jetzt von Prof. Bachmann bereits die zweite Sammlung von neuem Material. Die vorliegende soll eine Ergänzung sein zur ersten, den 1879 im 42. Bande der Fontes erschienenen „Urkunden und Actenstücken zur österreichischen Geschichte im Zeitalter K. Friedrichs III. und K. Georgs von Böhmen". Von einer Nachlese kann man eigentlich kaum sprechen, wenn man sieht, daß der vorliegende Band um mehr als 150 Seiten stärker ist als jener, trotzdem der Zeitraum ein kürzerer ist, nachdem die hier mitgetheilten Stücke erst mit dem Jahre 1453 beginnen.

Was diesmal vollständig oder in Regestenform neu geboten wird, vertheilt sich freilich auf die einzelnen Jahre ungemein verschieden. So entfallen auf die ersten 8 Jahre (1453—60) blos 55 Nummern, auf die 8 letzten (1464—71) auch nur 79, dagegen auf die dazwischen liegenden 3 Jahre (1461—63) die übrigen 414 Nummern, während die erste Sammlung für diese nur 33 Stücke gebracht hatte. — Dieses findet seine Erklärung, wenn man in Betracht zieht, woher die Beiträge stammen. Zwar hat das reiche Dresdner Archiv, aus dem doch bereits Palacky und auch wieder Bachmann selbst so viel veröffentlicht hatten, neuerdings an 80 Nummern beigesteuert. Hieher gehören gleich die ersten 34 des Bandes, die sich beziehen auf die Fehden an der böhmisch-sächsischen Grenze und auf die Verhandlungen über die böhmischen Lehen in sächsischem Besitz. Soweit diese Sachen allgemeinere Bedeutung haben, dürfte damit das meiste veröffentlicht sein. Wer sich aber mit Localgeschichte, speciell Nordböhmens, beschäftigt, dem bietet das genannte Archiv auch jetzt noch viele interessante Details, wovon sich Referent persönlich überzeugt hat. — Das großherzogliche und herzogliche Gesammt-Archiv in Weimar hat, wie früher schon, so auch diesmal wieder sehr Ansehnliches geliefert. Darunter sind z. B. eine Reihe längerer Berichte über die Verhandlungen von Nürnberg, Roth und Prag im Jahre 1460, ganz besonders aber die Berichte, die sich Herzog Wilhelm von Sachsen zur Zeit seiner Wallfahrt nach Palästina von seinen Statthaltern erstatten ließ, „eine Quelle ersten Ranges für das

Jahr 1461", wie Bachmann selbst sagt (Nummern 81, 82, 88—90, 99—102 u. s. f., worunter vor Allem Nr. 90 für die böhmischen Verhältnisse höchst wichtig ist).

Auch mehrere andere Archive sind noch vertreten, alle aber, auch die beiden zuerst genannten, zusammen übertrifft an Reichthum des Gebotenen das Kreisarchiv in Bamberg. Das zeigen am besten folgende Zahlen: Von allen 548 Stücken des Bandes entstammen demselben gerade 300, also über die Hälfte. Dieses Archiv vereinigt jetzt alles, was früher in Oberfranken zerstreut war, darunter auch das Plassenburger Archiv der früheren Markgrafen von Ansbach aus dem Hause Hohenzollern. Nun ist ja bekannt, welche wichtige Rolle die Brandenburger und in erster Linie Markgraf Albrecht spielte in den Jahren 1459—63, als man im Reiche mit dem Verlangen nach Reformen gegen den unthätigen Kaiser auftrat und K. Georg diese Stimmung benützen wollte, um sich zum deutschen Könige wählen zu lassen. Dieser Plan scheiterte an dem Widerstande der brandenburgischen Fürsten. Dieses und die Feindschaft gegen den bairischen Herzog Ludwig, den Bundesgenossen des Böhmenkönigs, verband den Markgrafen Albrecht immer enger mit dem Kaiser, in dessen Politik er vielfach rathend und drängend eingriff. Albrecht war unter den damaligen Reichsfürsten unstreitig der bedeutendste; bei seiner großartigen politischen Geschäftigkeit ist es also selbstverständlich, daß seine Correspondenz eine ganz besondere Bedeutung beansprucht. Und gerade für die Jahre, um die es sich hier handelt, ist sie am besten erhalten. Diese und viele sonstige Acten, Briefe u. dgl., die sich außerdem in dem Bamberger Archive befinden, bedingen die hohe Wichtigkeit desselben für die Geschichte jener Zeit. Daß Vieles von dem hier vorhandenen Material auch für die böhmische Geschichte in Betracht kommt, ergibt sich aus den Beziehungen K. Georgs zum Reiche und speciell aus seiner directen Betheiligung an dem Kampfe gegen den Markgrafen Albrecht. Auf Einzelheiten hier hinzuweisen, würde viel zu weit führen.

Fast durchweg sind es also die auswärtigen Beziehungen Böhmens, deren Kenntniß durch vorliegende Sammlung gefördert wird. Erst für die späteren Jahre seit 1464 enthält dieselbe auch mehrere Stücke, die sich auf die inneren Verhältnisse beziehen. Einerseits sind dies Briefe, die über K. Georgs Verhältniß zum Papste und zu der Katholikenpartei der böhmischen Länder handeln (Nr. 480, 483, 489, 491, 499, 504). Unter anderen erhalten wir auch einen Brief der Pilsener an Herzog Wilhelm von Sachsen vom 11. Juli 1466 mit Klagen über K. Georg (Nr. 503); der Herzog sendete denselben dem Könige zu, der sich dann dafür beim Herzoge bedankt und gegen die erhobenen Vorwürfe vertheidigt (12. October, Nr. 505). Ueber die Vorgänge nach dem Ausbruche des Krieges gegen K. Georg handeln mehrere Berichte, darunter drei, die dem damaligen Bürgermeister von Eger, Kaspar Junker von Seeberg, zugeschickt wurden (Nr. 513, 517, 532).

Die Behandlung der Texte ist die gleiche, wie in der früheren Sammlung. Auf das beigegebene Register ist, soviel sich durch einige Proben feststellen ließ, hinlängliche Sorgfalt verwendet. Bei einigen wenigen Nummern hat Ref. die Angabe des Archivs vermißt; indes läßt sich da meist der Ursprung ziemlich sicher errathen, abgesehen etwa von Nr. 317.

Wie bekannt, hat Prof. Bachmann das besprochene Quellen-Material zum größten Theil bereits verwerthet in dem 1. Bande seiner Reichsgeschichte, der die Jahre 1460—68 behandelt. Es kann nur der Wunsch ausgesprochen werden, der Herr Verfasser möge bald in der Lage sein, den 2. Band uns vorlegen zu können und dazu ebensoviel neue Urkunden, Acten u. dgl. wie für die behandelte Periode. W. H.

Dr. Franz von Krones: Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz. 1886. S. XVI. und 684.

Das Buch ist eine werthvolle Festgabe zu der im Vorjahre begangenen Feier des dreihundertjährigen Bestandes der Hochschule. Es zerfällt in zwei Theile, von denen der erste (bis S. 212) die „Jahrbücher der Geschichte der Grazer Universität von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, 1585/6—1885, mit Einschluß der Vorgeschichte 1570—1585" mittheilt, der zweite die „Grundzüge der Entwicklung und des Bestandes der Universität" umfaßt. Der Verf., Professor an der Hochschule in Graz, hat in die „Jahrbücher" „als fortlaufende Chronik der Universität gewissermaßen das Datengerüst für den Aufbau der pragmatischen Geschichte derselben" untergebracht, so daß die „Jahrbücher" und die „Grundzüge" sich einander ergänzen, ohne sich inhaltlich zu decken. In jenen werden die die Universität betreffenden Ereignisse Jahr für Jahr verzeichnet; sie beginnen mit dem Briefe des Erzherzogs Karl vom 27. Januar 1570 an den Rector des Wiener Jesuiten-Collegiums, erwähnen sodann die Stiftungsurkunde desselben Landesfürsten vom 1. Jan. 1585 für das „Publicum studium, Gymnasium und die Universitas", weiter die Eröffnung der Schulen des Collegiums den 11. November und endigen mit der Eintragung: „als Tag der dreihundertjährigen Gründungsfeier der Grazer Universität wird der 25. Nov. 1886 festgesetzt." — In den „Grundzügen" behandelt der Herr Professor im 1. Buch die Vorgeschichte der Hochschule und die Gründung derselben und zwar bespricht er zuerst das Schulwesen Steiermarks im Mittelalter und während der Reformation bis 1564, sodann die Regierung Erzherzog Karls und die Thätigkeit der Jesuiten bis 1584, schließlich die Gründung der Universität. Im 2. Buche werden die äußeren Verhältnisse der Hochschule im Verbande mit dem Jesuitencollegium zur Sprache gebracht, es wird der Stiftungsbrief vom 1. Jan. 1602, die Baugeschichte des Collegiums und der Universität, die Glaubensmission der Jesuiten und die Sodalitäten an der Hochschule, endlich das Stiftungs- und Stipendienwesen erörtert. Im 3. Buche werden die Studentenschaft, die akademische Gerichtsbarkeit der Hochschule und ihr Theaterwesen, im 4. die Verfassung und Lehre der Jesuiten-Hochschule, die Lehrkräfte derselben und deren literarische Thätigkeit dargelegt. Das 5. und 6. Buch handeln von der staatlichen Reformation bis zur Aufhebung des Jesuitenordens und von da bis zur Umwandlung in ein Lyceum. Das 7. bespricht die Grazer Hochschule als Lyceum, das 8. von ihrer Wiederherstellung als Universität von 1827—50, und das 9. von ihrer Vervollständigung seit 1863 und ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. — Fünf Anhänge bringen die Würdenträger, Professoren und sonstige Lehrkräfte der Hochschule, die Stiftungs- und Freiheitsbriefe des Collegiums und der Universität, die Actenstücke und Urkunden gemischter Art und die Verzeichnisse der benützten Hand- und Druckschriften.

Der geehrte Herr Verf., als Geschichtsforscher und Historiograph in den weitesten Kreisen bekannt, hat mit dem vorliegenden Buche der Lehranstalt, an der er seit 1862 thätig ist, ein ihr würdiges Denkmal gesetzt; das Werk ist nicht blos für Alle, die der Universität als Lehrer und Studirende angehörten und noch angehören, sondern für Jeden, der sich für die Geschichte interessirt, von hohem Werthe. n.

Dr. **Ernst Mischler: Der öffentliche Haushalt in Böhmen.** Beitrag zur Kenntniß und Beurtheilung des Finanzwesens der Selbstverwaltung in Oesterreich. Leipzig und Wien. Töplitz und Deuticke 1887. S. XI. 206.

Wichtige staatliche Interessen sind es — wir nennen beispielsweise das Volksschulwesen — deren Verwaltung in jüngster Zeit auch in Oesterreich von Seite des Staates bestimmten ihm untergeordneten Gemeindewesen ganz oder theilweise übertragen wurde. Man bezeichnet diese Verwaltung im Gegensatze zu der durch den Staat unmittelbar geübten mit dem Namen der Selbstverwaltung, in Oesterreich aber regelmäßig mit dem allerdings nicht ganz sachgemäßen Namen der Autonomie und nennt die Gemeinwesen, die Länder, Bezirke und Gemeinden, denen diese Selbstverwaltung übertragen ist, Selbstverwaltungs- oder autonome Körperschaften. Diese Selbstverwaltung und die ihr dienenden Körperschaften bieten nun sowohl was ihre Organisation, als was ihre Thätigkeit und die Resultate derselben betrifft, der wissenschaftlichen Betrachtung die mannigfachsten Seiten dar und bei der Wichtigkeit der durch diese Körperschaften verwalteten Interessen für das gesammte sociale und staatliche Leben vermag es nur die Kürze der Zeit, mit welcher sie erst in Oesterreich bestehen, sowie der damit zusammenhängende Mangel an allgemein zugänglichen Quellen zu entschuldigen, daß, abgesehen von Ulbrichs trefflicher Darstellung in dessen österreichischem Staatsrecht unsere staats- und verwaltungsrechtliche sowie statistische Literatur ihrer Aufgabe in dieser Beziehung noch so wenig entsprochen hat. Wir müssen daher jeden Beitrag zur Kenntniß des Lebens unserer Selbstverwaltungskörper mit Freude begrüßen und vor Allem, wenn er, wie der vorliegende, eine der wichtigsten Seiten dieses Lebens, die finanzwirthschaftliche, zum Gegenstande hat. Mit Recht hebt der Verf., der bereits durch zahlreiche kleinere in der „Statistischen Monatsschrift" veröffentlichte Arbeiten seine wissenschaftliche Befähigung auf diesem Gebiete erwiesen hat, hervor, daß bei dem gegenwärtigen so überaus dürftigen Stande der Quellen von einer erschöpfenden und gründlichen Darstellung der Finanzwirthschaft der Selbstverwaltung in Oesterreich keine Rede sein könne und daß er sich daher auf die Darstellung der autonomen Finanzwirthschaft des wichtigsten österreichischen Landes, dessen gemeinwirthschaftlichen Verhältnisse überdies auch noch im Großen und Ganzen als für die übrigen österreichischen Länder typisch aufgefaßt werden können und zwar umsomehr beschränken mußte, als ihm nur für dieses Land die nöthigen Quellen, insbesondere auch durch die Güte des Oberstlandmarschalls, Fürsten Lobkowicz die Landtagsacten zu Gebote standen. Der Verfasser hat nun auf Grund dieser Quellen die Finanzwirthschaft der Selbstverwaltungskörper in Böhmen in einer Weise dargestellt, die zwar nicht allen Anforderungen, die an eine solche Arbeit zu stellen sind, im vollen Umfange entspricht, aber jedenfalls als ein sehr werthvoller Beitrag zur Kenntniß und Beurtheilung des Finanzwesens der Selbstverwaltung in Böhmen bezeichnet werden muß. Dies näher zu begründen, ist hier weder Ort noch Raum; wir müssen uns vielmehr begnügen, nur den reichhaltigen Inhalt des Buches zu skizziren. Nach einer die Selbstverwaltung in Oesterreich im Allgemeinen charakterisirenden Einleitung behandelt der Verfasser zunächst den Haushalt (die Eigenverwaltung) des Landes (S. 7—48) und die mit dem Landeshaushalte vereinigte Selbstverwaltung (S. 49—67), bei welcher er wieder die temporären Haushaltungen

(Grundentlastung, Proprinationsablösung), die Haushaltungen staatlich-autonom gemischter Natur (Normalschulfond, Lehrerpensionsfond) und die mit dem Lande verbundenen Stiftungen unterscheidet. Dem Lande folgen die Bezirke (S. 68—86) und in einem Anhange zu denselben bespricht der Verf. die der Aufsicht des Bezirkes unterliegende, aus den ehemaligen Getreidefonden entstandenen und durch das Gesetz vom 22. März 1882 organisirten landwirthschaftlichen Bezirksvorschußcassen. Den Glanzpunkt des Buches bildet unstreitig die nun folgende Darstellung der Finanzwirthschaft der Schulbezirke (S. 87—112), für welche, wie der Verf. hervorhebt, ihm meist vortreffliche Quellen, so namentlich die noch viel zu wenig gewürdigten seit 1874 jährlich dem Landtage vorgelegten Berichte des Landesausschusses über den Zustand des Volksschulwesens zu Gebote standen. An die Schulbezirke reiht sich nun die Darstellung der Finanzwirthschaft der untersten Stufe der Selbstverwaltung, der Gemeinden (S. 113—179) und den Schluß des Buches bilden Betrachtungen über den Unterschied der Staatsverwaltung und Selbstverwaltung, über das Verhältniß beider zu einander und Vorschläge zur Reform der Selbstverwaltung. In Bezug auf das letztere sei hervorgehoben, daß sich der Verf. im ganzen Verlaufe seiner Darstellung nicht damit begnügt hat, nur die thatsächlichen Verhältnisse zu schildern, sondern daß er an dieselben — ob zum Vortheile des Ganzen, sei dahingestellt — doch den kritischen Maßstab gelegt hat und so zu Reformvorschlägen gelangte, welche eingehender Discussion ein weites Feld darbieten. Schließlich sei noch bemerkt, daß zahlreiche in den Text des Buches aufgenommene statistische Tafeln eine sehr lehrreiche Uebersicht über die fortschreitende Entwicklung der Finanzwirthschaft der einzelnen Selbstverwaltungskörper gewähren. Dr. F.

Johann Peter: Charakter- und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwalde. Graz 1886.

Das Buch vereinigt eine größere Zahl von Skizzen, die vorher in Roseggers Zeitschrift „Heimgarten" erschienen waren. Der erste Theil umfaßt Charakterbilder der Bevölkerung des südlichen Böhmerwaldes, wie sie sich nach Alter, Geschlecht und Beschäftigung gliedert. „Der Waldbauer", „Bua und Diandle", „Näl und Nal" (Großvater und Großmutter), „Der Richter", „Der Wildschütz", „Der Vogelsteller", „Der Pascher", „Der Holzhauer", „Der Gmoahiat" (Gemeindehirt) — diese Capitelüberschriften bezeichnen auch den Inhalt. — Im zweiten Theil, „Sittenbilder" betitelt, ist die Eintheilung von der nach den Jahreszeiten wechselnden Beschäftigung und von den verschiedenen Festeszeiten hergenommen. Der Verfasser ist im Böhmerwalde aufgewachsen und kennt das Leben und die Sprache seiner Heimat gewiß gut. Manche Abschnitte haben auch sicher den Zweck, in einer Zeitschrift für ein Stündchen flüchtiger Unterhaltung zu sorgen, passend erfüllt. In einem Buche vereinigt wollen sie uns aber doch — auch die besten — recht unbedeutend erscheinen. Gar manche der Bilder haben gar zu wenig oder gar nichts „Charakteristisches" an sich; sie könnten mit kleinen Aenderungen auf jede andere deutsche Landschaft übertragen werden. Der Verf. verlangt im Vorwort: Um das Volk zu würdigen, müsse man die „naturwahre und weltreine (!) Volksseele vollinhaltlich begreifen"; das ist ihm aber nicht gelungen, denn seine Schilderungen halten sich bloß an das Aeußerliche, ins Herz dringen sie nie ein. — Auch hätte das Buch als solches einer strengen Redaction bedurft. Die

in einfacher Sprache, manchmal fast trocken gehaltenen Beschreibungen des Lebens und Treibens in den Walddörfern sind eingeleitet oder unterbrochen von schwungvollen Naturschilderungen, welche aber über einen ziemlich engen Kreis von Bildern verfügen, die sich so mehrmals, oft mit den gleichen Worten wiederholen; das wirkt bei fortlaufender Lecture störend. Und gerade in diesen Schilderungen zeigt sich nicht selten ein Mangel in der Beherrschung der Sprache (S. 115: „Der Wald sammt seiner Behausung wacht auf" — S. 165: „unaufhörliche Consequenz" — S. 160: „grünbekräuterte Thäler" — S. 161: „gefrorene Schneekrystalle" u. s. w.). Gewisse Wendungen erweisen sich als Nachwirkungen des Dialects. — Doch genug der Einzelheiten, dem aufmerksamen Leser werden dieselben leicht auffallen. — Der hier zugemessene Raum ist eigentlich schon überschritten. W. Hieke.

Alois John: Aus dem geistigen Leben des Egerlandes. Ein Ueberblick über die neueste Literatur desselben. Separatabdruck aus der Egerländer Zeitung. Eger 1887. Selbstverlag.

Eine mit vieler Liebe zur Sache und mit sorgfältiger Benützung alles bekannt gewordenen Materiales geschriebene Uebersicht über das, was auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst in den letzten Jahren mit Bezug auf das Egerland veröffentlicht worden ist. Dieselbe klingt in den Wunsch aus, die zerstreuten und isolirten wissenschaftlichen Kräfte des „gelehrten Egerlandes" in der engeren Heimat und Fremde mögen sich zu einem gemeinsamen Verbande vereinen, damit sich mit der Zeit der Plan einer wissenschaftlichen Zeitschrift des Egerlandes verwirkliche. Wir bezweifeln freilich, daß dieser von echt egerländischem Localpatriotismus getragene Wunsch jemals in Erfüllung gehen, und daß ein solcher auch in weiteren Kreisen werde getheilt werden. Vorläufig wird sich der Verfasser aber jedenfalls ein bleibendes Verdienst erwerben wenn er von Zeit zu Zeit in der Gestalt des vorliegenden Aufsatzes zusammenfaßt, in welcher Weise sich Wissenschaft und Kunst mit dem Egerlande beschäftigen. Lbe.

Robert Lahmer: Industrielle Briefe aus Nordböhmen. Warnsdorf, Strache.

Der Verfasser hat in diesem Bande die seit dem Jahre 1882 nach und nach veröffentlichten „Briefe" gesammelt; er konnte mit Recht von dem regen Interesse sprechen, welche diesen Briefen bei ihrem Erscheinen zugewendet wurde. Wer sich in leicht faßlicher, fast durchaus verläßlicher Weise über die staunenswerthe Erwerbsthätigkeit unseres deutschen Volkes in den Industriebezirken Böhmens unterrichten will, findet hier alles Wissenswerthe kurz und treffend zusammengestellt. Der Verf. stellt aber nicht bloß zusammen; ein klarer nationalökonomischer Blick ist ihm eigen, der die Gefahr nicht übersieht, die manchem Industriezweig droht. In der Vorrede schüttet der Vrf. in dieser Beziehung sein Herz aus. Es sind im ganzen 14 Abhandlungen, die interessantes culturgeschichtliches, biographisches, handelspolitisches und anderes Material gut verarbeitet in abgeschlossenen Bildern bringen. Wie lehrreich

diese Abhandlungen für den Geographen ꝛc. sind, geht schon daraus hervor, daß in den meisten allgemeinen und speciellen Geographien, Heimatskunden ꝛc. meist so dürftiges Material gebracht wird, daß eine tiefere Einsicht in die industriellen Verhältnisse Böhmens nicht gewonnen werden kann. Aus bloßen Tabellen ꝛc. stellt sich nie ein lebhaftes Bild her. Dabei liest sich das Buch auch für denjenigen gut, der den industriellen Verhältnissen nicht das rege Interesse entgegen bringt, das dieselben verdienen. Möge der Verf. seine Arbeitskraft nicht ruhen lassen und seine Schrift planmäßig erweitern. Es gibt noch genug Material hierzu. Die Ausstattung ist durchaus lobenswerth. —r.

Dr. **Eduard Maria Schranka: Ein Buch vom Bier.** Cerurisiologische Studien mit Skizzen. Theil 1 und 2. Frankfurt a. d. O. B. Waldmanns Verlag 1886.

In 29 Capiteln bringt der Verfasser in diesen Studien, so kann man sie mit vollem Recht nennen, ein reiches vortrefflich und planvoll verarbeitetes Material über den berühmten Gerstensaft. Er hat wohl alle Kategorien, erschöpft unter welchem sein Stoff zu betrachten ist, insofern sie nicht bloß technischer Natur sind. Er sagt in der Vorrede: „und doch läßt gerade das Bier, das kosmopolitischeste der Getränke, noch eine literarische Behandlung zu, da nicht nur für den Biermacher, sondern auch für den Biertrinker, für den Producenten wie für den Consumenten, für jeden Gebildeten von Interesse sein dürfte.“ Es ist in diesen Blättern nicht möglich, auf den Inhalt im Einzelnen einzugehen, so sehr auch unser engeres Vaterland ein Anrecht hat, gerade bei dieser Arbeit hervorgehoben zu werden. Capitel 1 handelt vom Bier als Wort und seine Etymologie. Capitel 2, 3, 4 behandeln ähnliches. Capitel 16 und 17 „die Mythologie des Bieres und das Bier im Aberglauben“ würden es wohl verdienen im Auszug mitgetheilt zu werden. Mit diesen Capiteln endet der erste Theil, der zweite Theil beginnt C. 18 mit dem Bier in der Sage und C. 19 im Märchen. Referent hat hier nur einige Capitel genannt, um darauf aufmerksam zu machen, unter welchen Gesichtspunkten und wie reichhaltig die Behandlung dieser Studien ist. Das Buch kann nicht geschildert, es muß gelesen werden. Schon die eigenthümliche Arbeitsart des Verf. läßt eine kurze Andeutung dieser oder jener Partie des Buches nicht zu. Es dürfte kaum möglich sein, den Stoff intensiver zu behandeln als wie es hier vom Verf. geschehen ist. Es ist eine gelehrte, tief eindringende Arbeit mancher Jahre, die hier in gut abgerundeten Capiteln mit einer die betreffende Kategorie erschöpfenden Gründlichkeit geboten wird. Poesie und Prosa haben ihren gleichen Theil an der Arbeit. Es dürfte dem Verf. kaum irgend ein poetisches Lob des „Bieres“ entgangen sein oder sonst eine Dichterstelle, die auf den Gerstensaft Bezug hat, die er nicht kennt und passend citirt. Mit vollem Recht konnte der Verf. sagen, daß es bisher an einem speciellen „Buch vom Biere“ feuilletonistisch-wissenschaftlichen Genres mit culturhistorischem Gepräge gefehlt habe. Graesses „Bierstudien“ haben viel Verdienstliches, aber ein Buch für die biertrinkende Welt ist doch sicher nur Schrankas Buch par excellence. Hier findet in leichter gewandter auf wissenschaftlicher Basis stehende Darstellung der Leser alles, was ihm zu wissen wünschenswerth ist und er wird sicher nicht einmal sondern öfter zu manchem Capitel gerne zurückkehren. Der Verf. zeigt sich aber nicht etwa als ein bloßer Compilator, der eine Reihe von gelehrten und nicht gelehrten Büchern

excerpirt, den Stoff anordnet und verbrämt. Es ist Geist und Sinn in allem; der Vrf. weiß die entlegensten Punkte scharfsinnig zusammenzuhalten und seine Resultate daraus zu ziehen. Es wäre zu wünschen, daß der Vers. seine andern culturhistorischen Studien über verschiedene Themata, die er anderswo kurz behandelt hat, in ähnlicher Weise ausweitet. Was die Benützung der Quellen und der vorhandenen Literatur betrifft, so dürfte dem Verf. kaum etwas auf sein Thema näher Bezughabendes entgangen sein. Seine Belesenheit ist eine erstaunliche und vielseitige, nicht bloß älterer Quellen und Arbeiten, auch der neueren und neuesten. Die Aphorismen zu einem Bierrechte ließen sich wohl leicht vermehren und zu einem umfassenden und interessanten Capitel ausgestalten. Besonders die Chroniken deutscher Städte in Böhmen bieten da reichhaltiges Material, was noch lange nicht ausgenützt ist. Der Vrf. hat übrigens durch den Titel „Aphorismen" angedeutet, daß er nur das ganze Gebiet des Bierrechtes in seinen einzelnen Theilen abstecken wollte. Wir wünschen dem Verf. zu seinem von den verschiedensten hierzu berufenen Kritikern rühmlichst anerkannten Werke Glück und würden uns herzlich freuen, ihn auf diesen Pfade mit eben so viel Erfolg und Wissen weiterschreiten zu sehen. Die Ausstattung des Buches ist glänzend. —r.

Kaleidoskop: Feuilletonistische Studien, Skizzen und Causerien von Dr. Ed. Maria Schranka.

In diesem Kaleidoskop bringt Schranka 30 Feuilletons-Skizzen und Causerien die durchaus von seiner Belesenheit und Gewandtheit zeigen, abgerissene Gedanken um einen Einheitspunkt geschickt zu gruppiren, Anecdoten und culturgeschichtliche Notizen treffend zu verwerthen. Schranka hat seine Eigenthümlichkeit Culturgeschichte in brillanten Effecten zu schreiben, in mehreren großen Schriften gezeigt; man sieht diesen kleinern Arbeiten nichts Gequältes an, sie sind leicht hingeworfen und gut geschrieben. Er zeigt einen scharfen Blick für die Schwächen mancher Schriftsteller, ohne gerade boshaft zu werden. Anderseits findet sich mancher kräftige würzige Humor in diesen hingeworfenen Blättern. Der Stoff, um welchen der Verfasser seine heiteren Gedankenfäden spinnt, ist mannigfaltig genug, da gibt es „etymologische Curiositäten", da spricht er vom „Schweigen", vom „Tintenklex", vom „Bleistift". Ueberall reiche Dichterbelege, feinsinnig ausgewählt. Das springende Wesen dieser Art von Darstellungen scheint dem lebhaften Temperament des nach allen Seiten auslugenden Verf. am meisten zuzusagen. Ein heiteres Stündlein ist sicher der Effect dieser harmlosen, nichts desto weniger aber nach vielen Seiten anregenden Lectüre. Von dem Verfasser gelten die von ihm citirten Verse Tandler's. Und wie ich so auf meinen Pfad die müßigen Blicke richte, studire ich im Vorübergehen: ein Stück Culturgeschichte. Druck und Ausstattung des Schriftrechens ist vortrefflich. —r.

Schlick der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler" in Wien. XVI. Jahrgang der Zeitschrift, XIII. des Jahrbuches. Wien 1886.

(Die beiden Böhmen angehenden Aufsätze, nämlich: „Zur ältesten Geschichte der Schlick" von Heinrich Gradl, — und „Blätter aus der altböhmischen Genealogie" von J. Teige sind auch separat erschienen.)

In der Rubrik „Bohemica aus periodischen Zeitschriften" wurden in der lite rarischen Beilage unserer Mittheilungen bereits seit mehreren Jahren jene Aufsät aus den Publicationen dieser Gesellschaft verzeichnet, welche sich mit böhmischen Ge schlechtern beschäftigten. Wenn wir dem vorliegenden Jahrgange eine längere Be sprechung widmen, so liegt der Grund darin, weil derselbe zu gleicher Zeit zwei solch uns näher angehende Arbeiten bringt.

Der an der Spitze genannte Aufsatz des fleißigen Geschichtschreibers des Eger landes, H. Gradl, eröffnet den Band. Wie den Lesern der Mittheilungen bekann ist, hat derselbe bereits 1882 im 20. Jahrgange unserer Zeitschrift (S. 347—51) eine kurzen Beitrag „zur Herkunft der Schlicke" geliefert. Ziemlich allgemein wurde bi dahin angenommen, daß die Familie aus Eger stamme. Gradl brachte damals fü die Zeit zwischen 1250 und 1266 aus voigtländischen Urkunden einige Namen, welch schließen lassen, daß die Vorfahren der Schlick zu jener Zeit zwischen Plauen un Oelsnitz ansässig waren; auf das hier gelegene Ober-Losau wäre demnach auch jene Lasan zu beziehen, welches später als Prädicat angenommen wurde. Zwischen diese Zeit und dem ersten Auftreten des Geschlechtes im Egerlande liegen weit über hunder Jahre, für welche alle Nachrichten fehlen, so daß es noch nicht gelungen ist, de Anschluß der spätern Schlick an jene ersten bekannten Glieder zu finden. — Diesm hat es sich Gradl zur Aufgabe gesetzt, alle Nachrichten zusammenzustellen, die sich übe die in Eger ansässigen Schlick finden ließen vom ersten Auftreten im Jahre 1390 bi zum Jahre 1449, wo Kaspar Schlick starb. Wir erhalten so nicht weniger als 24 kürzere oder längere Notizen, die meist aus den Büchern der Stadt Eger selb stammen. Die Verwandtschaft aller darin genannten Glieder läßt sich freilich dam nicht sicher feststellen, doch so viel ist klar, daß wir wenigstens zwei Zweige de Familie zu unterscheiden haben, deren Verwandtschaftsgrad noch zweifelhaft bleib Zuerst tritt Hans Schlick auf (1390), später seine Brüder Heinrich I. und Niklas II Heinrich hinterließ 5 Söhne, darunter als ältesten Kaspar. — 1410 siedelt sich i Eger ein anderer Niklas Schlick an; ob er Brüder hatte, bleibt unentschieden, au Nachkommen lassen sich nicht sicher nachweisen. — Wichtig ist noch die Schlußbe merkung, daß die Prädicate „von Lasan" oder „von Weißenkirchen" bis 1450 nich vorkommen.

Der Aufsatz von Josef Teige behandelt I. die Slavnikiden. II. die Vršovcen III. die Herren von Lichtenburg; IV. die Anfänge des Hauses Černin von Chudeni Indem ich gebührend den Fleiß hervorhebe, mit dem die in vielen Urkunden un in Chroniken zerstreuten Notizen zusammengestellt sind, muß ich darauf verzichten hier darauf einzugehen, was an neuen Vermuthungen geboten wird, und dasselbe au seine Richtigkeit zu prüfen. Nur zwei kurze Bemerkungen möchte ich an Nr. II (Die Herren von Lichtenburg) knüpfen. Das Beste, was in der letzten Zeit über d ältesten Glieder dieses Hauses geschrieben wurde, steht doch unstreitig in dem Aufsa von Dr. Schlesinger „Die deutsche Sprachinsel von Iglau" in den Mittheilungen 23. Jahrgang S. 312 ff. — Teige scheint denselben ganz übersehen zu haben, da i nirgends eine Erwähnung finde. Er hätte gefunden, daß Schlesinger daselbst i directem Gegensatze zu Palacký (dem Teige folgt) in Heinrich von Zittau (dem Vate Smils von Lichtenburg) den Sohn des Tschastolaus von Zittau sieht und denselbe streng scheidet von dem Bruder, dem Burggrafen von Bautzen. — Teige führt selb die Stelle aus Dalimil an, wo dieser von den Urahnen der Lichtenburger berichte „Er furt an dem schild ronn." Nun bedeutet die „rone" den Baumrumpf; solch

also, nicht Pfahlleitern führte das Geschlecht im Wappen. — Beigefügt ist dem Aufsatze Teiges eine große Stammtafel des böhmischen Geschlechtes der „Vančura von Rehnic", wobei nur bemerkt ist, daß sie nach der gräfl. Wunschwitz-Wratislawschen Sammlung im böhmischen Museum zusammengestellt wurde. Wer diese Sammlung kennt, weiß, daß sie neben vielem Guten auch manches Falsche enthält. Es wäre also wohl wünschenswerth, der Verf. hätte die Angaben, so weit als möglich, auf ihre Richtigkeit geprüft und darüber kurz Bericht erstattet. Dann erst hätte die Stammtafel eigentlichen Werth erlangt.

Von bedeutendem allgemeinen Interesse ist noch die Arbeit aus dem Nachlasse des 1885 verstorbenen Retberg: „Die Geschichte der deutschen Wappenbilder", deren Abdruck im vorliegenden Jahrbuche begonnen wird, wofür gewiß jeder Heraldiker dankbar ist. W. H.

Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Achter Jahrgang. 1. Heft (Januar bis März 1887).

Wenn wir hier diesmal ausnahmsweise das erste Heft eines Jahrgangs von einer periodischen Zeitschrift anzeigen, so geschieht dies nicht, um den Inhalt im einzelnen zu besprechen; vielmehr möchten wir damit unsere Leser auf ein Unternehmen aufmerksam machen, welches auch über den Kreis der Protestanten selbst hinaus Beachtung und Förderung verdient. Es wird noch vieler Einzelforschungen bedürfen, bevor z. B. die Geschichte des Lutherthums in Böhmen geschrieben werden kann; darum muß jeder Beitrag dazu dankbar aufgenommen werden. — Bereits die früheren Jahrgänge brachten manches auf Böhmen bezügliche; ich will nur erwähnen, daß ein Theil der „Studien zur nordböhmischen Reformationsgeschichte", die Wolkan in den letzten Jahren veröffentlicht hat, zuerst in diesem Jahrbuche erschienen ist. Das vorliegende erste Heft des 8. Jahrganges wird eröffnet durch einen Aufsatz desselben Verfassers: „Beiträge zu einer Geschichte der Reformation in Böhmen". Es wird zunächst das Decanat Aussig behandelt, doch ist auch dieser Theil noch nicht abgeschlossen. Eine Besprechung der Arbeit müssen wir also verschieben, bis weiteres erschienen sein wird. W. H.

Geschichte des deutschen Männergesangs-Vereines in Prag vom Jahre 1859 bis 1886. Anläßlich der 25jähr. Bestandesfeier, verfaßt von Ferd. Höhm. Redigirt von Franz Mathé, Schriftführer. Prag. A. Haase.

Solche Abschnitte, wie eine 25jährige Bestandesfeier, laden dazu ein, die Geschichte eines Vereines ins Auge zu fassen, damit nicht, wie es leider nur zu häufig geschieht, die ersten Anfänge wichtiger und erfolgreicher Vereine in „ewige Nacht getaucht sind". Die Jahre rauschen dahin, die ersten Mitglieder zerstreuen sich oder sterben ab und der Rest ist — Schweigen oder Sage. Es ist daher auch hier wieder eine durch unsere ganzen Zeitverhältnisse bedingtes verdienstvolles Unternehmen, die erste Vereinsbildung unseres hochangesehenen Männergesangsvereines zu betrachten. Es ist das die „Zauberflöte" im Jahre 1859. Vierzehn Namen von Mitgliedern

sind überliefert. Der Director war C. G. Pfullmann. Dieser Verein löste sich an und es trat in demselben Jahr 1860 die „Harmonie“ an seine Stelle, den der Gesangverein „Flöte“ im Jahre 1861 ablöste. Seit dem 8. Mai 1861 erfolgte keine Auflösung des Vereines mehr; dies ist also der Gründungstag des heut bestehenden blühenden Vereines. Unsere Geschichte geht nun die einzelnen Vereinsjahre durch manches für den Verein ruhmvolle Blatt ist darin verzeichnet. Seit dem J. 186 nahm der Verein den Titel, den er jetzt führt, an. Möge der treffliche Verein blühen und gedeihen! Ch.

Programmaufsätze aus den Jahren 1885 und 1886.

Die Redaction dieser Blätter sorgte seit einer Reihe von Jahren dafür, daß die den Jahresberichten der deutschen Mittelschulen Böhmens beigegebenen historischen Abhandlungen und die in den anderen Kronländern erscheinenden Programmaufsätze, sofern sie die Geschichte Böhmens berühren in der „Beilage zu den Mittheilungen“ zur Anzeige gebracht werden; seitdem diese Gepflogenheit in Uebung ist, hat der Unterzeichnete diese Arbeiten besprochen. Referent hat sich dieser Aufgabe gern unterzogen, weil, seiner Meinung nach, die Mitglieder unseres Vereines von der wissenschaftlichen Thätigkeit der in ihrer Mitte lebenden Mittelschullehrer in Kenntnis zu setzen, weil bessere Abhandlungen der Vergessenheit zu entrücken sind und endlich weil er der Anschauung ist, daß die wohlmeinenden Winke, an denen der Referent im Laufe der Jahre nicht fehlen ließ, die Historiker an unseren Mittelschulen dazu bestimmen würden, sich in der Wahl der Themen immer mehr der Landes- und Localgeschichte zuzuwenden, denn die ist und bleibt ja hauptsächlich das Gebiet auf welchem der Geschichtsforscher, der in einem kleinen Orte lebt, in welchem ihm große Bibliotheken nicht zur Verfügung stehen, höchst erfolgreich wirken kann. Selbstverständlich denke ich nicht entfernt daran, daß universalhistorische oder aber Arbeiten die einen Theil der Geschichte anderer Kronländer oder eines fremden Staates berühren, unbedingt auszuschließen wären. Aber noch ein Umstand bestimmt mich dem Wunsche der Redaction nachzukommen; ich muß aber, um ihn klar zu legen, etwas weiter ausholen. Die Programmenliteratur Oesterreichs erblickte bekanntlich mit der Organisation unserer Gymnasien das Licht der Welt. Jeder von uns, der sich der Zeit erinnert, in welcher der Organisationsentwurf ins Leben trat, und an die unmittelbar darauf folgenden Jahre, sei er damals Lehrer, oder aber Mitglied eines Seminars der philosophischen Facultät gewesen, der wird auch der Begeisterung denken, die unsere Busen für das Gymnasialwesen schwellte. Ein frisches, fröhliches Leben pulsirte in dem Lehrerstand, das in der Schule, in den Conferenzen, in der wissenschaftlichen Thätigkeit der Lehrer zu Tage trat. Das glänzendste Zeugniß dafür legt die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ ab, die während der fünfziger und eines Theils der sechziger Jahre unter der Leitung des trefflichen Professors Dr. H. Bonitz auf ihrem Höhepunkt stand. Man blättere die ersten zehn bis fünfzehn Jahrgänge der Zeitschrift durch und man wird über die Fülle von gediegenen Abhandlungen philologischen, germanistischen, historischen u. s. w. Inhalts staunen, die in derselben aufgespeichert sind. Sie stellte sich aber auch zur Aufgabe, sämmtliche Programmaufsätze zur Anzeige zu bringen, und sie übte damit auf diesen Zweig der Schulliteratur eine

überaus günstigen Einfluß aus, indem sie gute Arbeiten lobend anerkannte und die Verf., die verfehlte Themen bearbeiteten, nicht blos tadelte, sondern auch belehrte. Wie in so mancher Beziehung wandelt nunmehr die Zeitschrift auch in dieser Richtung andere Wege; denn während sie jedwedes von irgend einem Wiener Lehrer herausgegebene Schulbüchlein breit tritt, und während sie sich fast nur noch auf Anzeigen von Büchern meist philologischen Inhalts beschränkt, bespricht sie Programmarbeiten blos ausnahmsweise. So manche den Jahresberichten österreichischer Gymnasien beigegebene Abhandlungen finden in Deutschland lobende Anerkennung, während sie innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes todt geschwiegen werden. Um nun diesen fühlbaren Mangel, soweit es in unseren Kräften steht, einigermaßen abzuhelfen, sollen wenigstens die oben näher bezeichneten Programmaufsätze in diesen Blättern berücksichtigt werden.

Ich habe diesmal die in den Jahren 1885 und 1886 erschienenen Abhandlungen anzuzeigen, ihre Zahl, vornehmlich der zu Ende des letzten Schuljahres publicirten, ist eine äußerst geringe.

1. Dr. **Willibald Ladenbauer: Der histor. Unterricht als Grundlage einer religiösen Weltanschauung.** Progr. des deutsch. Gymnas. in Budweis, 1885; S. 53.

Wir haben uns nicht darum zu kümmern, ob der vorliegende Aufsatz die Bearbeitung des pädagogischen Themas ist, das dem Verf. bei Gelegenheit der Staatsprüfung gestellt wurde, es scheint uns aber kaum fraglich, daß der Einfluß des Prof. Willmann und der von ihm vertretenen Richtung in Ladenbauers Arbeit zur Geltung kommt. Da in unseren Heften der Erörterung pädagogischer Fragen kein Raum gegeben ist, so beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß der Verf. mit Lust und Liebe an seine Aufgabe ging und sie gründlich erörterte. Dem theoretischen Theile der Arbeit folgt ein Abschnitt, der die theistische, sodann ein zweiter, der die christliche Geschichtsauffassung darlegt.

2. **W. Knobloch: Die wichtigsten Kalender der Gegenwart.** Eine Darstellung des gesammten Kalenderwesens. 9. Jahresbericht der deutsch. Realschule in Karolinenthal, 1885; S. 90.

Der Verf. bietet seinen Lesern eine sehr dankenswerthe Schilderung des Kalenderwesens, die auch für den Historiker nutzbringend ist.

3. **Der Jahresbericht des Comm. Realgymnasiums in Teplitz** vom J. 1885 bringt:

a) ein um die Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßtes, in lateinischer Sprache geschriebenes Thomae Mitis idyllion de thermis Teplicensibus und

b) einen geschichtlichen Ueberblick über das erste Jahrzehnt der Lehranstalt mit statistischen Nachweisen.

4. **Georg Mair: Das Land der Skythen bei Herodot und der Feldzug des Dareios in demselben.** Eine geograph. Untersuchung; II. Thl. Progr. des Gymnas. in Saaz 1885; S. 68.

Der I. Theil findet sich im vorhergehenden Jahresberichte. In beiden handelt es sich um eine geographische Untersuchung und um die Nachweisung und Klarlegung von Irrthümern, deren sich Herodot in seinen Angaben über das Land und über den Feldzug des Großkönigs schuldig macht. Die Arbeit ist auf die Quellenschriften gegründet, läßt aber auch die neueren Arbeiten nicht außer Acht und bezeugt eine tüchtige Sachkenntniß, eine besonnene Kritik und ein scharfes Urtheil.

5. **Desid. Loebmann: Die Kaiserkrönung Karls IV. und ihre Bedeutung.** Progr. des Comm.-Gymn. in Komotau, 1885; S. 37.

Der Verf. nimmt einen weiten Anlauf; er beginnt mit dem Tode Heinrichs VII., erwähnt den Römerzug Ludwigs des Baiern, den er bald in „Zorn", bald in „Wuth" gegen den Papst gerathen läßt, und spricht von der Verheiratung Margarethens von Tirol mit Ludwig von Brandenburg, bei welcher „der Kaiser, da sich keiner von den anwesenden Bischöfen zur Vornahme dieser Handlung herbeilassen will, die Trauung selbst vollzog." Der Verf. läßt (in einer Anm.) alle Kurfürsten von Ludwig abfallen, die an dessen Stelle Karl zum Könige wählten. Bekanntlich ganz unrichtig. Die Eide, die Karl der Curie leistete, werden erwähnt und bei dieser Gelegenheit abermals weit in die deutsche Kaisergeschichte zurückgegriffen, um endlich auf S. 14 beim Römerzug Karls anzulangen. Wie in der Einleitung sind wir auch im weiteren Verlauf der Arbeit auf neue Ergebnisse nicht gestoßen; Alles, was er mittheilt, findet sich bei anderen Forschern, vornehmlich in der Geschichte Karls IV. von Werunsky, eingehender und klarer dargelegt.

6. **Adolf Wurscher: Beziehung des Königs Mathias von Ungarn zu Georg von Poděbrad und Wladislaw von Böhmen;** 14. Jahresbericht der k. k. Oberrealschule im II. Bez. von Wien, 1885; S. 29.

Die Abhandlung, die jedem Hinweis auf Quellenschriften und auf Hilfsmittel mit übertriebener Aengstlichkeit ausweicht, erzählt, wie es das Thema mit sich bringt, hauptsächlich den Krieg zwischen Ungarn und Böhmen. Was uns der Verf. bietet, ist möglicherweise blos der Auszug aus irgend einem größeren Handbuche.

7. **Jos. Münzberger: Aus dem Böhm.-Leipaer Stadtarchiv;** II. Abschn. Nachrichten zur Geschichte Leipas vom Jahre 1660 bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts. — 22. Jahresbericht der Comm.-Oberrealschule in Böhm.-Leipa, 1885; S. 33.

Ein kurzer Nekrolog, betreffend den am 27. Mai 1885 mit Tod abgegangenen verdienstvollen Director der Lehranstalt, Dr. Caj. Watzel, leitet das Jahresprogramm ein. Was die beigegebene Arbeit betrifft, deren ersten Abschnitt wir seinerzeit besprochen, so ist sie vielen anderen historischen Programmaufsätzen schon darum vorzuziehen, weil sie sich auf localem Boden bewegt, sich auf handschriftliches, bislang unbekanntes Material

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. Viertes Heft. 1886/7.

Urkunden und Traktate betreffend die Verbreitung des Wiclifismus in Böhmen.

Mitgetheilt von

Prof. Dr. J. Loserth.

Der Codex 4941 der Wiener Hofbibliothek enthält eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Acten und sonstigen Schriftstücken: Briefen, Abhandlungen und dergl., welche für die Geschichte der Ausbreitung des Wiclifismus in Böhmen von besonderer Bedeutung sind und von denen die hervorragendsten im Laufe der nächsten Zeit veröffentlicht werden dürften. An dieser Stelle lassen wir drei Schriftstücke folgen, von denen zwei bisher ganz unbekannt, das dritte in einer anderen Fassung und nur unvollständig bekannt gewesen ist.

1. In Bezug auf das letztgenannte, das unten zuerst mitgetheilt wird, mögen einige Bemerkungen angefügt werden:

Der Papst Johann XXIII. erließ Anfang Februar 1413 von Rom aus mehrere Bullen, in denen die Verbreitung der Schriften Wiclif's, namentlich des Dialogs (Speculum militantis ecclesiae) und Trialogs, die man (wie es in den Bullen heißt) nicht bloß in den Schulen den Studierenden, sondern auch dem Volke in Predigten mundgerecht zu machen sucht, auf's strengste geahndet wird. Fürderhin solle Niemandem gestattet sein, diese Schriften zu lesen, zu lehren, zu verbreiten oder sich ihren Inhalt anzueignen: man möge sie vielmehr, wo man ihrer habhaft werde

aufgreifen und nöthigenfalls verbrennen. Zu der ersten Bulle hat Hus eine ziemlich scharfe Glosse geschrieben, die Palacky sammt der Bulle nach einer Wittingauer Handschrift in den Documenta magistri Joannis Hus mitgetheilt hat. Wir lassen unten den Wortlaut der zweiten Bulle folgen, in welche die erstgenannte eingeschaltet ist; die Glosse des Hus findet sich gleichfalls bei derselben; sie ist etwas vollständiger, als die in der Wittingauer Handschrift.

2. Einer der hitzigsten Wiclifisten in Böhmen war bekanntlich Simon von Tišnow (siehe meinen Hus und Wiclif S. 271 ff.), der in der entscheidenden Krise, die der Wiclifismus in Böhmen durchzumachen hatte, eine hervorragende Rolle gespielt hat. In dem großen Redekampfe, der in der Zeit vom 27. Juli bis 6. August 1410 in Prag zu Gunsten des Wiclifismus abgehalten wurde, hat er durch die Schärfe seiner Dialectik, seinen gesunden Humor und seine beißende Ironie die Palme davongetragen. Die Art und Weise wie die englischen Theorien in Böhmen in's praktische übertragen wurden, hat ihn zweifellos in's andere Lager getrieben; denn in dem unten folgenden Tractate, den wir nur auszugsweise mittheilen, wendet er sich gegen die 4 Prager Artikel. Im Hinblick namentlich auf seine frühere Stellung sind seine Ausführungen von besonderem Interesse. Freilich dem muthigen und geistvollen Vertheidiger der Freiheit der Lehre wird man in diesem Tractate vergebens suchen; von seinem Humor oder seinem ätzenden Sarkasmus ist nicht mehr eine Spur zu finden.

3. Ein mäßigeres Talent war Andreas von Brod, trotz seiner Anhänglichkeit an die nationalen Momente vom Anfange an ein heftiger Gegner der Fortschritte des Wiclifismus. Der unten folgende Traktat führt uns wieder einige Jahre zurück in die Zeit, wo man den Versuch machte, die strittigen Fragen auf religiösem Gebiete in friedlicher Weise zu regeln. Aber schon aus dem genannten Tractate sieht man, wie scharf zugespitzt die Dinge waren. Einen Erfolg konnten die Vermittlungsversuche nicht mehr haben. Für die Geschichte der Entwicklung und Verbreitung Wiclif'scher Lehren und Schriften in Böhmen enthält auch dieser Tractat wichtige Belagstellen.

I.

Der Papst erläßt ein abermaliges Verbot, die Schriften Wiclif's in lateinischer oder in der Volkssprache zu verbreiten. Rom. Sct. Peter 1413 Febr. 8.

Bulla contra Hussitas.

(E. cod. pal. Vindob. 4941. fol 69b).

Johannes episcopus, servorum Dei, venerabilibus fratribus ac universis archiepiscopis, episcopis ac dilectis filiis, electis abbatibus, prioribus, prepositis, decanis, archidiaconis et aliis ecclesiarum et monasteriorum prelatis ac inquisitoribus heretice pravitatis, ad quos presentes litere pervenerint, salutem et apostolicam benediccionem. Nuper in generali concilio, quod adhuc in basilica principis apostolorum de urbe pro reformacione et confirmacione prosperi status universalis ecclesie celebra(ba)tur, eodem approbante concilio quosdam libellos vel tractatus quondam Johannis Wykleff seu per ipsum editos et intitulatos dampnavimus et reprobavimus et alia fecimus, prout plenius continetur in nostris inde confectis literis, quorum tenor sequitur in hec verba:*)

Johannes episcopus servus servorum Dei in generali concilio [1]) ect. Inter omnes apostolice sedis instancias quas ad regimen christiani populi iugiter (Cod. vigil) impendit, illa videtur esse precipua, ut cum aliquam doctrinam suboriri senserit, que oculos divine maiestatis offendere et grave in se periculum animarum continere possit, eam ne propagetur ulterius et per eam mentes fidelium dampnabiliter capiantur mox studeat extirpare. [2]) Cum ergo in nonnullis mundi partibus quidam criminosi ea discere atque docere, non que ad animarum salutem atque augmentum fidei, sed ad suum fastum ampliandum et catholice fidei subversionem tendant[3]) quosdam libellos seu volumina vel tractatus videlicet

[1]) Glossa: Verius angulari, ubi non catholici prelati de regnis orbis, sed pauci monachi symoniaci fuerunt presentes, legis Dei et veritatis emuli manifesti.

[2]) Glossa: Sicut est simonia, regule cancellarie pro mediis fructibus et bullis cum taxis earundem et omnium beneficiorum recepciones usurarum, lenocinia et omnium sacramentorum vendicio.

[3]) Glossa: Sicut decretales epistole pro fastu pape et cardinalium compilate, ille glossantur et tenentur et lex Dei iacet in angulis, ymmo dicit papa, quod non sit theologus.

*) In dem Doc. mag. Joh. Hus 467—469 gedruckt.

Dialogum, Trialogum et alios plures [4]) nomine dicti Johannis Wikleff inscriptos et intitulatos non solum in scolis frequentare sed eciam ad populum in sermonibus exponere nitantur; in quibus libellis, voluminibus seu tractatibus multi heretica dogmata [5]) multique continentur errores in fide minus recte sonantes [6]) et per quos simplices a veritatis tramite deviare, experti vero atque docti nimium scandalizari perhibentur, que ad nostram et huius sacri concilii deducta sunt publicam noticiam: nos ut ex iniuncto nobis pastoralis officii debito tenemur, volumus (in hiis) quantum cum Deo possumus occurrere periculis animarum, ne quod ait apostolus, variis et peregrinis doctrinis [7]) Christi fideles in devium abducantur, quos eciam summa cura Salvator ammonuit, ut caverent a fermento phariseorum.[8]) Cuius rei perniciosissimam pestiferamque maliciam optimo fermenti manifestavit (Cod. manifestat) exemplo. Nam veluti fermentum (modicum) testimonio Apostoli totam massam corrumpit, sic hereticorum falsa doctrina omnem katholicam erudicionem, cui admiscetur, veluti rabidum venenum, nisi occurreretur, inficeret. [9]) Quam eciam doctrinam abhominacionem desolacionis idem Salvator appellavit dicens: Cum videritis abhominacionem desolacionis etc., quem locum doctor sacer Jeronymus exponens abhominacionem dicit posse intelligi omne dogma perversum. Volentes autem in premissis, licet notoria sint, matura deliberacione procedere et omne scrupulositatis dubium amputare, certis ex venerabilibus fratribus nostris sancte Romane ecclesie cardinalibus atque nonnullis episcopis sacre theologie [10]) (et) utriusque iuris professoribus et aliis commisimus de premissis plenissime

[4]) Glossa: libros presentibus haberi.

[5]) Glossa: usque modo in omnibus libris Wyklef emuli unam conclusionem contra scripturam (non) potuerunt ostendere et quamvis fuissent sepius vocati.

[6]) Qui sunt illi? Exprime et nomina illos, alias quid condempnas?

[7]) Glossa: Vere varie sunt epistole et peregrine doctrine paparum, que omni die ut luna eclipsantur, mutantur et revocantur, quibus totus mundus in devium abductus est.

[8]) Glossa: scilicet symoniacorum et paparum hypocritarum.

[9]) Glossa: Audacter mentiris ex eo, quod catholica erudicio sit clarissima (in eis verbis) et veritas invincibilis, quam impossibile est aliqua falsitate aut heresi infici vel maculari, sicut inficiuntur bulle pape cum suis tradicionibus, que proprie sunt abhominacio tocius orbis et dogmata perversissima in multis.

[10]) Glossa: scil. monachis.

inquirere et negocium huiusmodi diligenti examinacione discutere [11]); ex quorum processu et relacione nobis et eidem sacro concilio constitit atque constat premissa tam per facti evidenciam quam per plures diffinitivas sentencias tam auctoritate apostolica quam nonnullorum archiepiscoporum [12]) fuisse et esse notaria atque vera.

Nos igitur eodem approbante concilio declaramus et decernimus illa esse notoria, que nulla possunt defensione tueri et super illis fore tamquam super notoriis procedendum et exsurgentes in Dei virtute [13]) contra hanc falsam et perversam pestiferamque doctrinam eodem sacro approbante concilio dictos libellos, tractatus et opuscula videlicet Dialogum Trialogum etc. et omnes alios*) huiusmodi libellos, cuiuscunque artis et facultatis existant [14]), attento maxime quod in eis licet aliqua vera scripta sint, falsa tamen in illis leccione periculosa tamquam inter scorpiones et colubres Christi fideles versa(re)ntur, dampnamus et reprobamus [15]) atque Salvatoris sentenciam exequentes dicentis: Si quis in me non manserit, mittetur foras et tamquam palmes arescet et ni ignem mittetur et ardet, igne iubemus publice concremari [16]): Eiusdem eciam auctoritate concilii districcius inhibentes, ne quis Christi nomine insignitus audeat aliquem vel aliquos seu aliqua ex dictis libellis, tractatibus et opusculis dicti Johannis Wykleff nomine inscriptis**) vel intitulatis [17]) legere, exponere, docere vel tenere aut illis ac nomine et auctore illo Wikleffuti, vel illum ut auctorem,

[11]) Glossa: Manifestum mendacium et impossibile. Forte Latinum loqui vel syllabicare libros Wyklef nescientibus, ut est experiencia ex nepotibus pape in cardinales promotis.

[12]) Glossa: scil. Sbinconis in suis conciliis et locis diversis, puta in serata sua curia.

[13]) Glossa: Verius in diaboli mendacio et superbia.

[14]) Glossa: Eciam quos nunquam vidistis, o ceci et ydola muta!

[15]) Glossa: Antichristus triticum cum zizania destruit et evellit, quod Christus facere suis apostolis prohibuit.

[16]) Glossa: O symoniaci, ista sentencia (Salvatoris) essetis omnes cum papa conburendi, cum non maneatis in vite Christo nec per ostium ascenditis, sed per fastum et superbiam ac pecunias et sic fures et latrones secundum sentenciam Salvatoris mactandi.

[17]) Glossa: Et sic nec evangelica dicta et mandata Dei ibidem posita. Et quid clarius isto mandato nisi ut Antichristi.

*) Cod. A. 16 in Wittingau setzt hinzu: et alia que eiusdem Johannis Wyklef nomine inscribuntur et intitulantur.

**) Im Cod.: beidemal der Accusativ.

nisi forte in illorum reprobacionem allegare publice vel occulte.[18]) Et ut de medio ecclesie illa periculosa spurcissimaque doctrina eliminetur, omnino iubemus per locorum ordinarios, libros, tractatus et opuscula huiusmodi eciam auctoritate apostolica per censuram ecclesiasticam, eciamsi sit opus cum adieccione quod contra non parentes procederet tamquam contra fautores heresis, diligenter requiri et repertos ignibus publice concremari. Si quis autem huiusmodi sentencie inhibicionis decreti aut iussionis violator ac contemptor extiterit, statuimus eodem approbante concilio contra ipsum veluti suspectum de fide procedi.[19])

Monemus insuper auctoritate premissa omnes et singulos, qui voluerint tueri memoriam dicti Johannis Wykleff, ut infra novem menses proxime futuros, quos pro primo, secundo et tercio atque peremptorio termino assignamus, compareant apud sedem apostolicam atque coram nobis vel nostro successore canonice intrante vel in hoc sacro concilio vel alibi,[20]) ubi contigerit nos vel successorem predictum residere, dicturi et allegaturi quidquid voluerint, ne idem Johannes Wykleff licet ab humanis ereptus de heresi condempnetur.[21])

Supplementum bulle.

[18]) Glossa: Hic expresse contradicit sentenciis sanctorum et canonibus ab ecclesia approbatis 37 dist. cum suis concordanciis, et velint nolint iuriste, oportet quod legant hereses in decreto multipliciter descriptas.

[19]) Glossa: Laudetur Deus, quod habentes libros Wykleff sunt de fide suspecti et ipsi eosdem reprobantes et comburentes sunt suspecti de heresi argumento a contrario sensu quod est in iure validissimum.

[20]) Glossa: Et comparentes audirentur ac ad defensionem admitterentur in carceribus et ferris, ut docuit experiencia.

[21]) Glossa: Nota mendacium puta Sbinconis archiepiscopi cum suis complicibus canonicis et aliis iuristis, qui in suis sentenciis pronunciaverunt Johannem Wyklef heresiarcham condempnatum, et hic primo papa citat ad condempnandum eum. Ecce ex ista sulta et blasphema commissione, diffinicione seu bulla apparet intuenti diligenter, quod isti cardinales, episcopi, monachi et iuris professores in quatuor diebus omnes libros magistri Johannis Wyklef perlegerunt et examinaverunt et processum, ut

dicitur supra, fecerunt et retulerunt concilio et condempnaverunt etc., quod centum diaboli subtilissimi et experti in omni malicia non possent facere. Ex quo manifeste convincitur stulticia, presumpcio temeraria et mendacia apparent pape cum toto concilio in librorum combustione, cum impossibilia et omni iuri contraria scribunt et publicant sine rubore.

Cum autem ad nostrum non sine displicencia grandi fide digna relacione pervenerit auditum, quod in nonnullis regnis et provinciis plerique clerici eosdem libellos et tractatus seu eorum copias aut transscripta tam in latino quam vulgari ydiomatibus compositos penes se retinent et errores hereticales dicti Johannis in eis descriptos dampnabiliter teneant, approbent et defendant, ipsorum clericorum aliqui in derogacionem catholice fidei et eorum periculum animarum in sermonibus publicis in ecclesiis, quidam vero ipsorum eciam in scolis eos legere atque dogmatizare nec non asserere eciam publice non formidant, non attendentes quod secundum canonicas sancciones pertinaciter tenentes hereses et errores devios a fide prefata et a determinacione sacrorum generalium conciliorum et doctorum per ecclesiam approbatorum et eciam tenentes cum ipsis in prefatis erroribus faventes aut quomodolibet consencientes seu ipsis quomodolibet publice vel occulte participantes, cuiuscunque status, gradus, ordinis vel condicionis fuerint, eciamsi regali vel pontificali aut alia quavis prefulgeant dignitate, ipso facto sunt excommunicati et maiori anathemate laqueati, a qua nisi per summum pontificem preterquam in mortis articulo et suos recognoscendo errores ac eos publice abiurando possunt absolvi, nos ne per huiusmodi clericorum et laicorum ac eorum hereses labem ac gestus et actus detestabiles ovile contingat dominicum in eisdem regnis et provinciis infirmari, infici vel dispergi, sed tocius populi christiani illarum parcium animarum saluti pocius providere, super premissis pastorali sollicitudine cupientes discrecioni vestre per apostolica scripta committimus et mandamus, quatenus in eisdem regnis et provinciis illis videlicet, in quibus ecclesie et vestre dignitates existunt ac in vicinis locis

insignibus, ubi commode et tute fieri poterit, vos et quilibet vestrum in solidum per vos vel alium seu alios presentes literas auctoritate nostra solempniter publicetis et publicari faciatis ac omnes et singulos huiusmodi errores pertinaciter tenentes et defendentes seu ipsis quomodolibet publice vel occulte participantes excommunicates maiori anathemate publice nuncietis et nunciari faciatis et contra eosdem omnes et singulos clericos et laicos utriusque sexus huiusmodi errores tenentes, approbantes et defendentes, dogmatizantes seu astruentes ac fautores, receptatores et defensores corundem seu ipsis quomodolibet publice vel occulte in divinis vel alias loco quocumque participantes, exemptos et non exemptos ac quemlibet ipsorum, de quibus vobis constiterit, eciam cuiuscunque gradus, ordinis status seu dignitatis vel condicionis existant, super erroribus ipsis auctoritate nostra diligenter inquirere studeatis et eos, quos per inquisicionem huiusmodi aut per confessionem eorum seu per facti evidenciam vel alias huiusmodi heresis vel erroris labe respersos repereritis, auctoritate predicta eciam per excommunicacionis, suspensionis et interdicti nec non privacionis dignitatum, personatuum et officiorum et aliorum beneficiorum ecclesiasticorum ac feudorum, que a quibusvis ecclesiis seu monasteriis aut aliis locis ecclesiasticis obtinent, nec non honorum et dignitatum secularium et graduum scienciarum quarumcunque facultatum ac per alias, penas, sentencias, censuras ac vias et modos quoscunque, quos adhuc quomodolibet expedire seu oportunos esse videritis, eciam per capciones et incarceraciones personarum et alias penas corporales, quibus heretici puniuntur vel puniri solent iuxta canonicas sancciones, eciam clericos ipsos et ecclesiasticas personas usque ad degradacionem inclusive, si eorum pertinacia sive rebellio id exigat aut requirat, corrigatis et corrigi faciatis et debite ac diligenter puniatis et puniri faciatis, ipsosque ad tradendum et exhibendum vobis codices sive libellos eorum eciam in vulgari compositos, ut prefertur, in quibus dictos libellos seu tractatus forsan habent inscriptos et abiurandum perpetuo eciam solempniter et publice ipsos errores per predictas censuras compellatis et eosdem libellos, quos vobis forsan tradi contigerit, in detestacionem tanti criminis in conspectu populi, clero loci illius, in quo illud fieri contigerit, per vos ad illud primitus convocato, eciam comburi publice faciatis et nichilominus universis et singulis utriusqe sexus hominibus, eciamsi ut premittitur regali vel pontificali aut alia quacunque spirituali vel temporali prefulgeant dignitate, ubilibet constitutis inhibendo, ne ipsi aut

aliquis ipsorum dictos errores seu libellos aut tractatus per vos, ut premittur, dampnatos et eciam reprobatos vel contenta in eis seu aliquo ipsorum utpote a catholicis mentibus respuenda tenere deinceps audeant vel audeat seu defensare quomodolibet vel docere et alias contra predictos tam clericos quam laicos et ipsorum laicorum filios, de quibus potest haberi verisimilis suspicio contra eos super predictis omnibus iuxta formam canonum procedere cum omni diligencia studeatis, contradictores per censuram ecclesiasticam appellacione postposita compescendo, invocato ad hoc si opus fuerit auxilio brachii secularis, non obstantibus tam felicis recordacionis Bonifacii pape VIII predecessoris nostri, qua cavetur, ne quis extra suam civitatem et diocesim nisi in certis exceptis casibus et in illis ultra unam dietam ac fine sue diocesis ad iudicium evocetur, seu ne iudices a sede apostolica deputati extra civitatem diocesis, in quibus deputati fuerint, contra quoscunque procedere sive alii vel aliis vices suas committere aut aliquos ultra unam dietam a fine diocesis eorundem trahere presumant et de duabus dietis in concilio generali, quam aliis quibuscunque constitucionibus a predecessoribus nostris Romanis pontificibus tam de iudicibus delegatis quam personis ultra certum numerum ad iudicium non evocandis aut aliis editis, que possent in hac parte vestre iurisdiccioni aut potestati eiusque libero exercicio quomodolibet obviare, seu si aliquibus communiter vel divisim ab eadem sit sede indultum, quod interdici, suspendi vel excommunicari aut ultra vel extra certa loca ad iudicium evocari non possint per literas apostolicas, non facientes plenam et expressam ac de verbo ad verbum de indulto huiusmodi et eorum personis, locis ordinibus et nominibus propriis mencionem et qualibet alia dicte sedis indulgencia generali vel speciali cuiuscunque tenoris existat, per quam presentibus non expressam vel totaliter non insertam vestre iurisdiccionis explicacio in hac parte valeat quomodolibet impediri et de qua cuiusque toto tenore de verbo ad verbum in nostris literis habenda sit mencio specialis. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre declaracionis decreti dampnacionis, reprobacionis, iussionis, inhibicionis, statuti, monicionis et assignacionis infringere vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare presumpserit indignacionen omnipotentis Dei et beatorum Petri Pauli apostolorum eius se noverit incursionem.

Datum Rome aput sanctum Petrum sexto Idus Februarii pontificatus nostri anno tercio.

II.

Simon von Tišnow erklärt sich gegen die 4 Artikel. 1421 Juni.

Tractatus sive epistola magistri Symonis de Tyssnow contra quatuor articulos conclus(os).

Magnificentissimis ac nobilissimis dominis, baronibus aliisque famosis clientibus et prudentibus civibus civitatum in concilio electis in congregacione Czaslaviensi per predictum generale concilium capitaneis et dispensatoribus regni Boemie quidam vilissimus et abiectissimus sacerdotum. Salus et pax Christi et sue ecclesie sit omnibus cum vobis.

Ad honorem Dei omnipotentis pro incremento et conservacione fidei orthodoxe et pro labe predictam fidem in regno Boemie et marchionatu Moravie inficiente expurganda, motus consciencia ac naturali compassione intendo vestras dominaciones cum timore et ea que decet reverencia paucis verbis scriptis adhortari et presertim contra quatuor articulos in quorum fide vestras defixistis voluntates aliosque christicolas in regno Boemie nitimini compellere, ut per eos teneantur.

Sane quamvis tocius creator orbis et gubernator prepositis regni sui ad hoc ut legitime presideant, regant et dirigant populos sibi subiectos, dedisset usum racionis, leges et potestates, non tamen ex hoc voluit, ut talia sine limitacionis dominio confusa et indistincta servarentur, sicut ergo potestatem spiritualem sic et secularem tamquam partes sibi invicem inpermixtas auctoritatum terminis voluit contentari, hinc est quod quamvis statui vel potestati seculari data sit a Deo auctoritas in terris, ut iudicet populos in equitate et gentes in terra dirigat. Quare illi datum est, ut non sine causa portet gladium sed tamquam Dei minister, cum debet esse vindex malorum et iustorum relevator, ut in diebus eius oriatur iusticia et habundancia pacis. Cui quidem potestati debent de necessitate subici populi non solum propter iram sed eciam propter conscienciam, ut hoc totum testatur magnus sanctus Paulus Rom. XIII, dum inquit: Omnis anima potestatibus sublimioribus sit subiecta, non enim potestas est nisi a Deo, que autem sunt, a Deo ordinata sunt. Ita quoque qui resistit potestati, Dei ordinacioni resistit. Qui autem resistunt ipsi, dampnacionem sibi acquirunt, nam principes non sunt timori boni operis sed mali. Vis autem non timere potestatem,

bonum fac et laudem habebis ex illo. Si male feceris time. Non enim sine causa gladium portat, Dei enim minister est vindex in ira ei, qui male agit. Ideoque necessitati subditi estote non solum propter iram, sed et propter conscienciam. Ideo etenim tributa prestatis, ministri enim Dei sunt, in hoc ipsi servientes. Reddite ergo debita cui tributum, tributum, cui vectigal, vectigal, cui timorem, timorem, cui honorem, honorem. Ecce officium et auctoritas secularis potestatis. Nullibi autem ei concessum est aut limitatum ut auctoritate quidquam sua in materia fidei vel ecclesiastica diffiniat, statuat aut determinet. Sed hec auctoritas notanter limitata et concessa est ex officio hominibus status spiritualis, quorum in lege Domini est voluntas et in lege eius meditetur die ac nocte. Quorum insuper subdit alia ingenia per frequens exercicium acuuntur tam in materia fidei, quam ecclesiastica a teneris annis. Ne autem omnis homo huius status spiritualis de se presumendo pro se hanc auctoritatem audeat temerarie usurpare, ideo Spiritus Sanctus, cuius providencia regitur viatrix ecclesia catholica, in eadem ecclesia ad hoc ipsum officiales legitimos ordinavit testante hoc beato Paulo Eph. IV. in hec verba: Ipse dedit quosdam quidem apostolos ....[1]) .. Qui ... superbierit nolens obedire imperio sacerdotis, qui eo tempore ministrat, domino Deo tuo et decreto iudicis, morietur ... Ecce hanc legem ... tenet fidelis sancta Dei ecclesia a tempore sue constitucionis ... Die hodierna communicatores sacramenti sub utraque specie aufugientes hanc Domini legem et sibi pertinaciter contradicentes sine timore Dei populo pronunciant talem communionem sub utraque specie omnibus hominibus esse necessariam, quod sine ipsa non sit salus cuiquam viator: et adhoc plures congesserunt scripturas mendacibus eas inpinguiantes sentenciis.

Et tales hanc preciosam legem Domini aput seculares vilificant et ipsam pertinaci animo spernunt et obiciunt et sic populum inducunt in heresim manifestam. Sed det Dominus hoc preceptive legis seculari populo hanc intelligenciam, ut ad animum reducant sui errantis cleri plurimos errores et moveantur exinde ad non credendum ita de facili in hac materia communicacionis (sic) sub duplici specie contemptoribus legis Domini proximo antedicte sed pocius iuxta legem Domini predictam ascendant ad locum. Et sacerdotes Levitici generis, qui presunt loco, scilicet tali officio et dignitate (sic) et scru-

1) Folgt eine ziemliche Zahl ähnlicher Bibelstellen.

tentur iudicii vertitatem. Rogo accedant domini seculares concordantes cum hac lege Domini katholicam doctrinam sancti Gregorii ut habetur distinccione duodecima, qui sic inquit: Preceptis apostolicis non dura superbia resistatis, sed per obedienciam. que a sancta Romana ecclesia et apostolica auctoritate iussa sunt salutifere impleantur, si eiusdem sancte Dei ecclesie que est caput nostrum communionem habere desideratis, non novum aliquid presenti iussione precipimus, sed illa, que olim videntur indulta firmari. Et sequitur Cum nulli dubium sit, quod non solum pontificalis causacio, sed omnis sancte religionis relacio, ad sedem apostolicam quasi ad caput ecclesiarum debeat referri et inde notivam sumere, unde sumpsit exhordium ex hac precedenti lege Domini. Et ex hoc canone sancti Gregorii patet luce clarius, quod ad nullum alium in terris pertinet quam ad summum Romanum pontificem, quidquid diffinire vel statuere et ad collegium eius sanctum et ad sacrosancta generalia concilia in materia fidei et ecclesiastica. Et ad idem est sanctus Ambrosius supra capitulo: Hec est fides papa beatissime . . . . Ideo nec vos ipsos nec quoscunque alios hec vestra constitucio potuit obligare. Eciam ex predicta patet lege Domini, ex doctrina sancti Pauli et decretis sanctorum patrum, eidem archiepiscopus Pragensis cum omnibus magistris universitatis studii Pragensis ac universo suo dyocesis clero est insufficiens et inhabilis ad diffiniendum quidquam aut statuendum in materia fidei vel ecclesiastica, quod totam tangit ecclesiam et per consequens hec constitucio tam quoad clerum, quam quoad laycalem populum nullius debet esse roboris vel munimenti.

Cum autem iuxta moralissimi Senece dictum sufficienter in veritate comprobatum, perit omne consilium consciencie iudicium, dum res transit in affectum, sed quia clerus partis vestre nimis profunde suam opinionem circa materiam, pro qua lis est, in effectum permisit subintrare, ideo periit omne consciencie iudicium cleri huius, hinc est quod postposito timore Dei per suas deordinatas predicaciones in crudelissimas hominum occisiones per eos est populus concitatus et dimissa fraterna caritate magistros et doctores aliosque honorabiles sacerdotes cum ecclesia Dei stantes extra regnum Boemie, ut sua opiniones falsas quamvis toti ecclesie contrarias in finem quem nescit unt, deducere valeant, expellere procurarunt, hinc eciam horribilia mala, quorum non est nnmerus contra sanum consciencie iudicium per sua occulta et dolosa consilia et publicas predicaciones per se et

suos socios ac discipulos erroneos in regno Boemie et marchionatu Moravie ordinarunt. Preterea hec mala per clerum introducta sint vobis monimentum, ne in peiora inducamini. O utinam saperetis et intelligeretis, quia tamquam in foribus est per inobedienciam per quam ducimini ad dampnosissimum scisma, ut incidatis in dampnacionem animarum ad perpetuam infamiam exterminium vero, quod acies ordinatis non audeo nominare, sed per se patent illa mala.

Ne autem videar per terrores, per confictos homines a suo velle proposito abducere, ecce terrorem intendo premissum paucis deducere scriptis. Pro quo primo suppono, quod viatrix sancta ecclesia katholica sit universitas fidelium orthodoxam integram fidem habencium et in sacramentis ecclesiasticis societatem habencium . . . . . Et quero ab adversario, an ante annos viginti tunc, quando tenebatur in Boemia fides cum Romana ecclesia, scilicet quod communio tantum sub una specie sufficit laicali populo ad salutem non obstante alio impedimento et sic de aliis punctis in quibus nunc certi in Boemia a Romana ecclesia discordant, an tunc Boemia fuit pars viatricis sancte ecclesie katholice vel non. Et spero quod nullus Boemus sane mentis dicet, quod tunc Boemia non fuisset pars viatricis sancte ecclesie catholice, quia sic nullus in Boemia fuisset salvatus, quia extra talem ecclesiam nulli est salus viatori. Si autem dicitur, quod tunc fuit pars sancte viatricis ecclesie katholice, tunc queritur, quomodo ergo adhuc manet pars predicte ecclesie; ex quo priorem fidem permutavit et tenet aliam fidem a fide communis esclesie, cuius se dicit esse partem.

Sapientes pertinenter hoc iudicare sciunt, quod ex quo Boemi non audent suam fidem dare ad cuiuscunque iudicium catholici iudicis extra regnum Boemie tenentis fidem cum communitate Christifidelium, quod tales Boemi sint suspecti de heresi et scismate. Secundo quia exercent gladium materialem et pro fide pugnare nituntur contra alios, qui tenent cum communi ac generali fide ecclesie christianos, tercio quod quia magistri et sacerdotes Boemi tenentes, quod communio sub utraque specie sit omnibus hominibus de necessitate salutis, dicunt quod omnes extere gentes sunt fidei inimici, et ideo non audent consentire in magistrorum, doctorum et aliorum scientificorum virorum de exteris gentibus publicam audienciam et informacionem, dicentes astute more hereticorum, quod non est tantum dare causam Dei et fidem catholicam ad iudicium hominum et presertim inimicorum.

1) Folgen weitläufige Beweisstellen zu diesem Satze.

De tribus autem aliis articulis pauca dicam:

Primo de libertate verbi Dei, quam conclusistis, quia liber verbum Dei sine impedimento predicetur. Non dubito, quin verbun Dei in regno Boemie habuit ordinatam libertatem super omnia ali regna mundi. Sed sacerdotes, qui heu per eorum deordinatas pre dicaciones presens malum, quod in regno Boemie heu nimis diu con tinuatur, scisma suscitavit, merito timent, ne ab actu predicacioni eorum demeritis hoc exigentibus suspendantur et puniantur. Ide astute per hanc constitutionem per eos subordinatam provident, ne quo iustum est, paciantur. Sed in cautelam debet esse Prov. XXII Ecce derisorem . . . . . .

Secundo de manifestorum peccatorum exterminio det Deu omnipotens, ut hec fiant in effectu . . . sed tamen sane scire debetis quod ecclesia . . . nonnunquam tolerat minora mala propter infirmi tatem hominum, ut per hoc maiora mala sint sopita . . .

Tercio de ablacione temporalium a clero videte, ne regnum a clero spolietur . . . Contra vestram tamen hanc intencionem sun decreta sanctorum patrum in canone tamquam per totum XII. q. 1

O igitur amantissimi Boemi redite ad cor . . . Sermo mihi es ad te populе sublimis regni Boemie et presertim tibi amantissima civitas Pragensis, cum sum vilis, exigua persona ac nullius pene momenti hominis . . . . . Nonne dolor et clamor est hodie per universum regnum? Nonne doctores, magistros, prelatos, sacerdotes, diversos religiosos . . . ciecisti, ipsos denique domibus et rebus tuis manibus spoliasti . . . Nonne deinde civitatum cives morte turpis sima prostravisti? . . . .*)

III.

Andreas von Brod vertheidigt sich gegen die Vorwürfe der Hussiten

(Andreas de) Broda contra obiectus Hussonitarum, qui sic incipiunt:**)

(E codice pal. Vind. 4941 folio 68).

De clero pestifero. Ibi obiciatur, quod per hoc infamant regem. Faciunt hic Hussonite more phariseorum, qui iunxerant se Herodianis ad opprimendum veritatem et iusticiam Salvatoris. Dicant queso in quo rex diffamatur et per quid? Quale queso argumentum

*) . . . . Allgemeine Klagen.

**) In rother Schrift darunter: Contra Hussitas.

est istud: Hic sunt iudei, hic sunt christiani non viventes christiane? ergo qui dicit tales esse, hic infamat regem. Sic enim omnes reges mundi essent infames, quod non est dicendum, cum scriptum sit: Diis non detrahes, id est, principibus.*)

Item quia doctores dicunt de clero, cum rex non sit clericus, quomodo per hoc infamatur? Item si per hoc infamatur dominus rex et cum doctores nullum ex nomine expresserunt, sed loquebantur prout decet in genere, ipsi vero Hussonite descendunt ad individuum venerabilis viri magistri Stanislai, ergo dicentes eum et concubinarios ac avaros esse pestiferos, maxime regnum et regem infamant. Sed maledictus Cham, qui verenda patris sui detexit. Nesciunt Kathonem dicentem:

Quantumcunque potes celato crimen amici.

Et Aristotelem dicentem: Diis, parentibus et magistris non est reddere equivalens. Si igitur sic est, quod ille venerandus homo ad tempus opinabatur, non sicut debuit, circa venerabile corporis Domini sacramentum correxit se, quod est patulum: igitur non est sibi peramplius imputandum:

Cum culpas alios iudex tuus esse memento.

Et iterum: nemo sine crimine vivit. Non est enim homo, qui vivat super terram et non peccet. 3. Reg. 8. Humanum est errare, sed diabolicum in crimine perseverare. Si scit eum adhuc errare, cur eum occulte non corrigit iuxta doctrinam Domini Salvatoris? Cur testes si corrigi renuit, non adhibet? postremo cur si pertinax ecclesie non dicit, sed ad infamiam omnibus hiis postpositis subito prorupit?

Quod tibi non vis alteri fecisse caveto.

O Hus si quis tua peccata publice sine necessitate detegeret o quantum turbaveris, nullus esset sermo ad populum, quin inibi contra talem communem populum excitares. O si tibi displicet discoopercio tui facinoris, cur patri tuo non parcis, eius verecundiam detegis? Cur magistro tuo, a quo plurimam hausisti sapienciam, irrogas tantum malum? Sequaris pocius eius vestigia, ut sicut ipse correxit, prout ipse asseris, sic et tu errores tuos corrigere non verearis. Arguis eum de contradiccione circa venerabile sacramentum, argue similiter omnes apostolos, qui a Christo fugerunt. Sed si illos non arguis, ideo quia penituerunt, cur hunc infa-

*) Daneben: Detraccio.

mas, postquam penituit? Non alia causa subest, nisi quia tu perversus doles eum ad fidem Christi veraciter iam conversum.*)

Item, cum Romane ecclesie papa est caput, corpus vero collegium cardinalium etc. ibi obiciunt Hussonite, quod grave est illud doctoribus probare, non solum quod sit fides credibilis, sed eciam quod verum sit etc. Ex isto secundo obiectu patet responsio ad primum. Cum enim dicunt: Ostendant doctores clerum pestiferum illum, dico pro doctoribus: Non est necesse ostendere, cum ipsi sese patulo manifestant, dicentes papam non esse caput vicarium ecclesie, negantesque collegium cardinalium esse vicarium corpus. Tales ergo qui hoc negant, quotquot sunt, pestiferi et pestilentes sunt. Et sic ex obiectu secundo patuit responsio quoad primi. Eciam non sequitur: Istud caput est infirmum, ergo non est caput. Similiter istut est canum vel eciam scabidum, ergo non est caput. Et eodem modo de corpore argui potest. Sic non sequitur: Papa non est bonus, non est virtuosus etc. ergo non est caput, cum eciam Petrus sub dato tempore mortaliter peccavisset, scilicet negando Christum, et tamen non desiit esse papa; similiter Judas traditor fuit de corpore mistico ecclesie Christi, et tamen fuit prescitus, eciam antequam electus fuisset ad apostolatum; qui apostolus et episcopus fuit usque ad mortem. Utique scimus, quod in omnibus rebus mundi est ordo et cum non sit processus in infinitum in capitibus vicariis, veniemus ad illud primum vicarium caput et ad unum vicarium corpus. Dicat ergo Hus cum suis complicibus et profiteatur suam fidem, quod sit illud vicarium caput et ex hoc intelligemus eum si saltem ore confitebitur quod corde credit nisi vellet mentiri, quod heu sui discipuli consueverunt.

Item, ibi ubi adducit scripturam Augustini allegatam: Si quis etc. dicit ulterius: Quia nulla scriptura quam recipit universalis ecclesia docet, quod papa est caput univesalis acclesie et cardinales corpus, falsum et mendacium dicit. Quia scriptura evangelica dicit et est verbum Christi ad Petrum: Tu vocaberis Cephas id est caput. Et iterum: Pasce oves meas. Quod ecclesia universalis dictum sumit pro quolibet papa et sic convenit ewangelio et tradicioni ecclesie universalis, que sic tenuit et tenet a principio fidei christiane.

Item, de hoc: Si difficile etc. allegat Lyram, probet Hus, quod papa vel sui delegati mandant aliquid erroneum et contra fidem. Si-

*) Als Titel in rother Schrift: de papa, qui est caput Romane ecclesie.

militer ad hoc: Non sequaris turbam Rabin, ostendat Hus coram iudice debito, quod magistri suadent seu consulunt aliquid irracionabile vel iniustum. Item allegando Augustinum: Super kathedram Moysi, male allegat, truncat nequiter scripturam. Notat Augustinus ut ex sequentibus colligitur: Si prelati precipinut quid mali, non debent sic facere subditi et hic nichil mali precipit papa, immo precipit bonum et necessarium, ut videlicet suspectus et accusatus de heresi non debeat predicare.

Item, ad degradaciones vel ingradaciones regum respondeant illi, qui degradantur et quare vel qui ingradantur et quare. Non est doctorum discutere iudicia domini pape.

Item, de*) magistro Mauricio etc. Scimus quia papa multis multas gracias facit secundum tenorem supplicacionum, que gracie intelligende sunt secundum ius canonicum, si ita est. Et ius commune est, quod papa concedens graciam, aliis per illam non vult iniuriam facere vel non vult eorum iuri quomodolibet derogare. Si ergo magister Mauricius vellet honoris mei locum recipere, quem non deberet, credo quod dominus papa ius meum mihi non tolleret et alteri vellet dare. Eciam magister Mauricius nunquam voluit pro illo loco instare contra prius factum facultati theologice iuramentum.

Item, de illis articulis Wykleff 45 condempnatis habuerunt et habent scripturas doctorum eciam multipliciter dilatatas.

Item, de censuum**) recepcione per regem etc. iam infamant regem dicentes, quod rex approbat illum articulum de recepcione seu ablacione temporalium, quia non sequitur: Iste fornicatur, ergo approbat fornicacionem licitam esse, iste bibit superflue, ergo approbat ebrietatem, et si dominus rex pro sua voluntate seu necessitate nunc abstulit, non oportet, quod per hoc errorem Wykleficum practicaret, verius approbaret.

Item, de ultima consequencia redarguit doctores et ponit similitudinem nimis claudicantem: Nam recipere uxorem alterius est purum malum, cum sit contra preceptum Domini: Non adulteraberis. Sed consequencia doctorum bona fuit, quia sequitur bene: Isti sunt obedientes in licitis et honestis prelatis et superioribus suis et parueruntmandatis, ergo debent, si volunt esse obedientes, adhuc parere. Alias si non debent parere, quomodo erunt obedientes cum sit hoc

*) Als Titel: De magistro Mauricio

**) Als Titel: De censu.

oppositum in adiecto: Est obediens et tamen non paret iussionibus prelatorum. Discant melius consequencias et tunc valebunt ad doctorum consequencias respondere.

Künstler der Neuzeit Böhmens.

Biographische Studien von Prof. **Rudolf Müller.**

XII.

Julius Melzer.

Bildhauer Julius Melzer der getreueste und auch liebenswürdigste Schüler von Joseph Max, seinem ganzen Wesen nach „Sensitive" und als solcher auch weniger spinnend wie sinnend, hinterließ ein Tagebuch, das ähnlich der Selbstbiographie Führich's Einblicke in das Seelenleben des Künstlers und Aufschluß gibt über eine Periode der Neuzeit, welche einen unserer begabtesten Kunstjünger fast unbemerkt verkümmern ließ. J. Melzer war zu Bürgstein am 21. Februar 1823 als Sohn des dortigen Kaufmanns Georg Ant. M. geboren. Der Vater betrieb vornehmlich Exporthandel nach Rußland, und der Sohn war bestimmt, dessen Nachfolger in diesem Geschäfte zu werden, für welches, wie sich bald zeigte, der phantasiereiche Julius jedoch nicht im Geringsten beanlagt war. Denn kaum wurde er nach dem Austritte aus der Ortsschule als Lehrling im Laden, sowie in der Schreibstube verwendet, gab es sofort auch da wie dort Confusionen der bedenklichsten Art, angerichtet durch „Eulenspiegelstreiche" des Julius. Die an die Parteien auszusendenden Rechnungen wurden der Waare gemäß illustrirt; die Verkaufsgegenstände des Ladens, so weit zulässig, zu humoristischen Tableaux gruppirt. Kurzum es ging nicht auf diesem Wege, und mußte Rath erholt werden beim „Vater Max", dem gewöhnlichen Schiedsrichter in verwickelten Familienangelegenheiten. Für ihn lag diesfalls die Entscheidung nahe, ausgesprochen in den Worten: „Der Junge hat entschiedenes Talent für'n Maler oder Bildhauer, keineswegs aber für'n Kaufmann. Er soll sich, was er werden will, selber wählen, dann gibts keine Vorwürfe". — Und „der Junge" wählte — den Vater Max zu seinem Lehrmeister. Von da ab ging es anders. Melzer, wie umgewandelt, oblag beharrlichen Fleißes dem Zeichnen, schnitzte und modellirte nebenbei mit wahrer Herzenslust nach den Anweisungen seines liebevollen Lehrers, und hatte bis zu dessen — 1838 — erfolgtem Ableben sich schon so weit entwickelt, daß ihm Joseph

Max bei der Uebernahme und Einreihung unter seine Schüler eine bevorzugte Stellung einräumen konnte. — Bis dahin und während des Zeitraumes bis 1848 führte M. kein Tagebuch, notirte dafür blattweise alles, was Jos. Max im traulichen Beisammensein über sein Jugendleben erzählte, was auch von mir benützt wurde für die im XV. Bande der „Mittheilungen" enthaltene Max-Biographie.

Sicher zu stellen vermag ich jedoch für diese Periode, daß M. sogleich nach seiner Ankunft in Prag an der Akademie unter Leitung Director Kadlik's dem Zeichnen nach der Antike und der Natur oblag, im Max-Atelier wieder für das Bossiren eigener Entwürfe verhalten, nebenbei in der Steinbearbeitung unterwiesen, in Kürze schon mit dem Behauen einfacher Figuren betraut werden konnte.

So stand es bis zum Jahre 1845, in welchem bekanntlich Max vom ständ. Landesausschusse den Auftrag für das „Franzensmonument am Prager Quai" erhielt, auf den das vom 29. Mai 1849 an geführte Tagebuch Melzers mit mehreren Notizen zurückgreift, als: „Die Figuren zum Franzensmonumente, an welchen ich so glücklich war, mitarbeiten zu können, kamen zumeist unter fröhlichem Sang und Hammerklang zu Stande". — „Trotzdem aus dem Arbeitsgedränge Figur um Figur entschwand, vierundzwanzig allein für das Franzensmonument, gab es keine eigentliche Lücken, sondern bloß erweiterte Räume für weitere Ausführungen, und mit Stolz blicke ich zurück auf den mir dabei zugemessenen Antheil."

Die Juniereignisse des Jahres 1848 hemmten aber diese freudige Mitbethätigung gleicherweise, wie die zumal errichteten Barricaden den Verkehr. Das Max-Atelier in der Linie des von Pfingstmontag bis Freitag fortgesetzten Schußwechsels zwischen Altstadt und Kleinseite gelegen, mußte gesperrt werden, und suchten gleich dem Meister die Schüler eine Zufluchtstätte außerhalb Prag. Max zog sich mit Familie auf Bürgstein zurück, M. folgte nach Vollzug der ihm zur Sicherung des Atelier aufgetragenen Maßnahmen. Ersterer nahm freilich Anfang August die unterbrochene Arbeit wieder auf — nicht so M.; denn noch hielt ihn Allerlei gebannt, ja nahezu verbannt, um nicht der Assentirung zu verfallen, die ihm eben bevorstand. In diesem Zustande sich gänzlich selbst überlassen, blieb ihm denn auch kein anderer Trost als jener, den Papier und Feder gewähren können. Solchen Weges kam er zu den Herzensergießungen im „Tagebuche".

Diesem vertraute er gleich auf der ersten Seite: „Wie ereignißvoll und von nachhaltiger Einwirkung auf mich war die seit meiner Entfernung aus Prag abgelaufene Zeit" . . . . „Weniger beruhigt wie beunruhigt bin ich jetzt auch durch die mittlerweile vom Herrn Kreiscommissär

Klar erhaltene Zusage des Genusses der Künstlerstiftung, auf die ich nicht mehr rechnete. Die Sachlage wurde eben dadurch anders, daß mein vordem bevorzugter Rivale, Maler Weidlich, Anforderungen stellte, die mit dem Stiftsbriefe unvereinbar waren. Er wollte nämlich den auf zwei Jahre zu vertheilenden Stipendienbetrag auf einmal erheben und sich nun auf unbestimmt in Rom aufhalten" . . . . . „Die Jahressumme von 300 fl. Conv. Mze. ist freilich keine große mit Rücksicht auf die jetzige unruhige Zeit, in der sich kaum durch eigene Arbeiten etwas verdienen läßt. Schwerlich wird es daher ohne ein Zusetzen von meinem Erbtheil abgehen. Froh war ich dennoch als mir die Nachricht zukam. Innigsten Antheil nahm auch mein lieber Meister an dieser — wie er meinte — glücklichen Wendung." An späterer Stelle heißt es wieder: „Quälte mich nur nicht fort und fort die Frage: wirst Du unter den in Italien obwaltenden Umständen nicht am Ende doch noch, wie es die Verwandten wünschen, dein Heil in Rußland suchen müssen?!" . . .

In der nachfolgenden Rückschau auf die 48er Ereignisse, findet sich u. A. auch die Notiz eingeschaltet: „Jüngst begegnete mir Ferd. Mikowetz, zurückgekehrt aus Serbien, wohin er aus Furcht vor der k. k. Militär-untersuchungs-Commission geflohen war, in einem Anzuge, der mich auflachen machte. Er nannte den bunten Trödel „echt serbisches Costüm", ich, wie die Meisten die ihn sahen, nannten es „Hanswursterei", in einem solchen bei uns herumzugehen. Er ist seither verschwunden, und hat, wie bestimmt verlautet, kümmerliche Unterkunft in Leipzig gefunden, dazu auch das alte Röckel wieder angezogen."

Unter dem 18. Juli 1849 wieder auf sich selbst zurückkommend, notirte M. „Mehr und mehr beunruhigt mich nun die Gefährdung meiner persönlichen Freiheit durch die nächst bevorstehende umfangreiche Recrutirung. Wohl gutem Rathe folgend mußte ich zeitlang für Bürgstein unsichtbar werden."

Dem ersten Versuche nach solcher Unsichtbarkeit resultirte die überaus interessante, künstlerische Schilderung eines Ausflugs auf den Kleis: — „Im Kreise der Freunde bis nach drei Uhr Morgens, als die goldumsäumten Wolken im Osten bereits den Sonnenaufgang verkündeten, überkam mich plötzlich die Besorgniß vor dem Citiren auf den Assentplatz, und ich beschloß das Weite zu suchen. Einer aus der Gesellschaft, Herr P. . . ., dem ich mein Vorhaben verrieth, erbot sich als „Schutzmann" zur Begleitung. Im Orte lag noch Alles im Schlafe, die herrschende feierliche Stille wurde blos hin und wieder unterbrochen durch das Weckrufen und Antworten der Haushähne. Ueber dem Fortschreiten unserer vier Füße

erwachten freilich auch die Wachthunde der Gehöfte; darum galt es so eilig wie möglich von der Straße ab, auf die Feldwege zu kommen. Lautlos zogen wir denn eine gute Strecke zwischen Kornfeldern und Wiesen dahin, miterschreckt durch die hie und da von uns aufgescheuchten Lerchen, die jäh aufschoßen, aber, nicht gelaunt noch zum Singen, sogleich wieder ein Versteck suchten. Vom Murren meines Begleiters, über allzu hastiges Ausschreiten endlich zu kurzem Stillstande gebracht, gewahrte ich erst den schon gewonnenen Vorsprung. Der „Bretteich", der auf seiner dunkelblauen Fläche den „Urtelsberg", und gleich einem Nimbus die im Osten aufleuchtende Feuerglut spiegelte, lag schon hinter uns, vor uns die ersten Häuser von Rodowitz. Da plötzlich kamen meinem Schutzmann Bedenken ob der Weiterbegleitung. Resolut erklärte ich ihn dagegen für frei seiner Zusage und schritt weiter . . . . . Der Berg kam mir immer näher, schon deutlich konnte ich die Bäume, mit denen er bis zum Gipfel bewachsen ist, von einander unterscheiden; das Zwielicht, das bisher den Ausblick hemmte, der Landschaft die Plastik benahm, schwand mehr und mehr; lauter und lauter schlug an das Ohr der Chorus der gefiederten Sänger — freier und froher schlug auch mein Herz. Wie beschreibe ich aber meine Ueberraschung beim Zurückschauen und Wahrnehmen, daß es der Schutzmann doch nicht über sich brachte mich zu verlassen, daß er, wenn auch langsam, doch nachkomme! . . . . Ich harrte seiner, und fortan ging es gemeinschaftlich weiter, allerdings jetzt erst unter allerlei Schwierigkeiten. Durchschreiten hieß es thaufeuchte Grasflächen, überspringen die Absickerungen der Bergquellen, sich durchdrängen durch dichtes Gestrüpp, und während dem vom rechten Wege abgekommen, nach Orientirung suchen. Mühselig gelangten wir endlich auf die Straße, die unterhalb des Kegels vorbeiführt, hatten somit den Fuß des eigentlichen Berges erreicht, der in sehr respectvoller Höhe nun vor uns stand. Kein Wunder, daß dem Begleiter von Neuem die Reue beikam, und er sie auch mir beibringen wollte, durch flehentliche Aufforderung: „solchen Weges nicht weiter zu wandeln!" Er hatte sich verrechnet. Es liegt in meiner Art, von einem festen Vorhaben trotz aller Hindernisse nicht abzulassen. Ich schritt ruhig weiter, begegnete zu meinem Ergötzen einem leichtfüßig den Weg übersetzenden Reh erblickte bald darauf einen balzenden Birkhahn, und nach kurzem Stillstehen — meinen nachkeuchenden Begleiter! Unter Lachen und Scherzen legten wir den Rest des Weges zurück und krochen mehr als wir gingen über Steingeröll und Felsstücke, über Riedgras und Heidekraut, bis wir schweißtriefend und ermattet den Gipfel eroberten.

Obwohl die Sonne die sie vordem deckende Bergwand bereits erstiegen hatte, überbot das von ihren Strahlen verherrlichte vor uns liegende Panorama jegliche Erwartung. Weggezaubert war die Ermüdung, frisch und klar wie die Luft war der Sinn, empfänglich für den Genuß, der sich darbot. Des Riesengebirges massenhafte Formen, rosig überschimmert, bildeten links im Osten den Grenzpunkt, während im Süden, lange, gering gewellte Linien, nur von vereinzelten Bergkegeln und Waldrücken unterbrochen, sich als das Mittelland kenntlich machten, dem weiterhin das Mittelgebirge mit dem hochthronenden Milleschauer, den westwärts gelegenen Gebirgszügen vom Koseler Berge, der Parchener Hochebene, die Breitfelder und Falkenauer Buchberge scheinbar an den Kleiß anschließen. Diese prächtige Fernsicht gewinnt wesentlich, ergänzt sich eigentlich, im Rückzuge des Auges auf die unmittelbare Nähe „in der sich Berg an Berg, Kegel an Kegel, abwechselnd mit Burgruinen gekrönt ins Flachland hinaus erstrecken, wo der imposante Bösig, weiterhin die beiden Trosky den Abschluß bilden. Einen weiteren interessanten Ausblick hatten wir auf Reichenbergs Westmauer, den Jeschken, der sich gegen das Pankratzer Gebirge allmälig abdacht, bis zum sächsischen Hau wieder anschwillt, und auf Georgenthal zu hinter der Lausche ins Verschwinden kömmt. Nachdem ich noch die schönen Niederungen, vor allem mein liebes Bürgstein, das sich im Thale unter dem Felsengebirge des Slawiček, des Wachsteins und der ‚Burg' dahin schlängelt, liebe- und wehmuthsvoll betrachtet, blieb nichts anderes übrig, als bergab, und wohin zu gehen, wo sicher zu weilen wäre, bis zu einer Benachrichtigung, daß die befürchtete Gefahr vorüber. Unterhalb des Berges mich von meinem treuen Begleiter verabschiedend, hieß es zunächst eine Erholungsstätte aufsuchen, um dann gegen die Grenze hin meine Wanderung fortsetzen zu können."

Gleich lebensfrisch erfaßt und malerisch geschildert ist die Fortsetzung des unsteten Umherirrens, das M. zu den sonderbarsten Kreuz- und Querzügen im nordwestlichen Grenzbezirke brachte. Ich hebe zuvörderst noch aus der Schilderung des Weiterweges hervor: „Nach vielem Umherirren im Walde war endlich die Straße meine Führerin geworden. Der dunkle Föhrenwald, der von beiden Seiten sich weit hinzog, nur zeitweilig von den lichtgrünen Streifen stämmiger Buchen durchbrochen, lichtete sich blos an einer Stelle, um mich das von üppigen Wiesen und Getreidefeldern eingeschlossene Röhrsdorf erblicken zu lassen. Bergan weniger dicht, vermochte ich rechts, durch die Stämme hindurch die in der Tiefe liegenden Hütten des Dorfes Morgenthau zu erkennen. Weiterhin stand auf derselben Seite sinnig angebracht auf einem durch Kunst hergezauberten Basalthügel

ein von zwei rohen Baumstämmen gefügtes Kreuz, im kleinen Viereck umgeben von Nuß- und Ebereschbäumen. — Das hierauf erreichte große Wirthshaus zur Antonihöhe, vor dem viele Holzfuhren standen mit Lieferungen für die Fabriken der unteren Gegend, ja auch für Sachsen, wurde nun ebenfalls für mich Raststätte ... Die Neuhütte, die in geringer Entfernung schwarzen Rauch verbreitend dasteht und den zerstreut liegenden Arbeiterhäusern den Namen leiht, hat ihren rechten Platz in dieser Waldeinsamkeit. Bald zog die Straße, bisher bergan führend, sanften Buges in den Thalgrund dem wahrhaft im „Busche" versteckten Buschdörfel zu, wo ich auf den nahe gelegenen Tollenstein aufmerksam gemacht wurde. Rasch entschlossen für den Aufstieg, hielt ich auch nicht eher still, bis ich auf den düsteren Ruinen, umschwärmt von Raben und Geiern, ein Ruheplätzchen fand. Das ausgebrannte Gemäuer dieser alten Raubveste verfällt immer mehr; erst vor Kurzem war wieder ein großer Ecktheil derselben eingestürzt und hatte mehrere bis dahin unentdeckte Gewölbe durchbrochen ... Unter Lebensgefahr wagte ich den Durchgang unter einem frei überhängenden Bogen nach dem vermutheten zugänglichen Raume — einer ziemlich gut erhaltenen Halle gothischer Construction, die auch am südlichen Burgthor, wie an zwei nach Osten gerichteten Fenstern in bester Form erkennbar wird. In Betrachtung versunken zogen gar seltsame Bilder vor mir auf, Phantasmagorien will ich's nennen, die mir an Stelle von Schutt und wucherndem Unkraut den ehemals getäfelten Fußboden, auf welchem der stolze Burgherr einherschritt, die hoheitsvolle Burgfrau mit dem Schlüsselbunde am Gürtel die Gasttafel anordnend, vorspiegelt. Dort im Erker, wo jetzt die Distel waltet, sehe ich das frischwangige, goldhaarige Burgfräulein am Stickrahmen, der sie aber nicht abhält, durch das schmale Spitzbogenfenster ihren Blick in's freundliche Thal gleiten zu lassen — einem Gegenstande ihrer Sehnsucht entgegen ... Im Burghofe wieder ist's, als sähe ich das Hasten und sorgliche Hin- und Herrennen der Knappen, als hörte ich die Fallbrücke rasselnd aufziehen, zwischen den rostigen Thorriegeln die geharnischten Männer entlang des Treppenganges schreiten, während der Burgwart — wie mir vorkommen will — Weile um Weile, dumpfen Lautes die nahende Gefahr anzeigt. Dabei ertappte ich mich hinterher freilich auch als der Gilde der Romantiker angehörig, die in die nüchterne, geldhaschende Gegenwart nicht passen. Fast reumüthig zog ich von dannen."

Der Weiterweg, im seltsamsten Zick-Zackzuge fortgesetzt, führte über Georgenthal nach Rumburg, seitab wieder nach Warnsdorf, wo M. Verständigung erhielt, daß es noch nicht an der Zeit sei heimzukehren, und

ihm gerathen wurde, vorläufig noch bei einer Tante in Teplitz Zuflucht zu suchen. Bei dieser denn auch Standquartier haltend, von dem aus Touren in allen Richtungen der Gegend unternommen wurden, die im Tagebuche auf das Anziehendste beschrieben sind nehme ich mit Rücksicht auf den eigentlichen Lebensfaden Umgang von der Einschaltung, berichte blos, daß ihn die Sehnsucht doch vorzeitig nach Hause trieb, wo er indeß Versteck spielen mußte, bis daß ihm der Erlösungsruf des „Meister's" zukam — der im Tagebuche unter dem 25. Juli 1849 folgenderweise verzeichnet ist: „Ein Brief, den ich gestern vom Bruder Ferdinand erhielt, bestimmt mich übermorgen nach Prag zu reisen. Meister Max hat diesem nach eine größere Bestellung erhalten und bedürfe meiner dabei. Um zugleich aus der leidigen Unsicherheit zu kommen, beschloß ich mich in Prag assentiren zu lassen — allerdings in der Hoffnung auf Untauglichkeit . . ."

In Prag, am 26. Aug. notirte er schon: „Glücklich bei der Assentirung davon gekommen! . . . Meister Max begleitete mich . . . Der humane Oberlieutenant so wie die beiden Doctoren nahmen die Untersuchung meines gänsehäutigen Körpers nicht allzustrenge, nachdem ihnen der gute Max in seiner herzgewinnenden Weise allerlei zu meinem Gunsten gesagt hatte; seine Freude über den Erfolg war wohl eben so groß wie die meine . . . jetzt besorgte ich mir auch frohen Sinnes den Paß nach Italien . . ."

Spätere Notiz: „Im Atelier Max, wo ich mich nun wie früher beschäftige, und an einer großen Christus-Statue (für Reichenberg) meißle, geht es ziemlich stille her. Allerdings fehlt der muntere Paris — den in der zweiten Juniwoche der Tod beim Baden ereilte — ich merke auch bei jeder Gelegenheit wie leid es dem edlen Meister ist, diesen hoffnungsvollen Schüler verloren zu haben." . . . „Der herrliche „Student", der bereits in Nehwisder Stein auspunktirt ist, wartet mit der Vollendung auf mich. In Angriff genommen wurde noch die für das Klattauer Rathhaus bestellte, 7 Fuß hohe Justicia . . . Jene vom Bruder angezeigte „größere Bestellung" bei Max ist die für ein Radetzky-Monument auf dem Prager Kleinseitner Ringe . . . Meine Reise nach Italien gedenk ich künftiges Frühjahr anzutreten . . ."

Ein bis dahin sorglich bewahrtes Herzensgeheimniß verräth eine am 15. November eingetragene Notiz: „Mein schönster Traum, mein von der Zukunft erwartetes höchstes Glück ist dahin! — (Pini Mikowetz) — das Mädchen, das ich schon als Knabe liebte, das dem Jünglinge Ideal war, dem Manne Bürgschaft dauernden Erdenglückes werden sollte, ließ sich, wie ich heute erfuhr, einem Anderen verloben! Schmerzer-

griffen wie über den Tod meiner theuren Eltern, fühle ich mich heute nur noch verlassener, als nach ihrem Verluste . . ."

Daß diese Enttäuschung nachhaltige Wirkung übte, wird schon erkennbar dadurch, daß die bisher für das Tagebuch schreibfertige Feder plötzlich versagte und erst wieder nach sieben Monaten, am 17. Juni 1850, activ wurde, um einzutragen: Hier bin ich endlich am ersehnten Ziele, in der Welt-Metropole Rom.

Im anschließenden Rückblicke bestätigt M. in erster Reihe, daß es ihm sehr schwer geworden die Herzenswunde ins Vernarben zu bringen. „Ihre Empfindlichkeit schwächte die Wehmuth der Verabschiedung von meinen Geschwistern und Freunden . . ." „Im Gefühle, als wäre die Seele von einem Trauerflor umzogen, trat ich Freitag Abends den 24. Mai die große Reise an." — Nach mehrtägigem Aufenthalte in Wien und einem begeistert beschriebenen Besuche bei Führich reiste er über Graz, Laibach, Triest weiter und langte am 1. Juni in Venedig an, wo er einige Tage hindurch als ein von den Herrlichkeiten dieser „Meereskönigin" begeisterter Tourist umherzog; dann kam er über Rovigo, Ferrara, Bologna nach Florenz — einer für ihn höchst fatalen Station; denn durch Aufenthalte da und dort, über die Berechnung hinausgerathen, schließlich durch Vetturinos ausgebeutet, kam er hier mit leerem Säckel an. Nebst den Reiseerlebnissen und der eingehendsten Schilderung des im Bereiche der Kunst, wie der Natur seit Wien Gesehenen, ist in der Rückschau vom 17. Juni auch dieser Florentiner Episode Raum gegeben. So in den Worten: „Mißmuthig stand ich da. Was konnte auch das vielgerühmte Florenz für einen Reiz auf mich üben: in der peinlichen Schwebe zwischen Hiersein und doch Ausgeschlossensein, zwischen der Frage soll ich meinen Koffer verpfänden oder hausiren gehen nach einem Donatore?! . . . ." Zwar erinnerte ich mich an zwei Namen, auf die hin mir Max und Gust. Kratzmann Grüße mitgaben, und glaubte mit ihrer Bestellung zum erwünschten Auswege kommen zu können. Frug also kreuz und quer nach dem „Kupferstecher Daverio," und dem „Graveur Niedereſt", bekam aber immer die Antwort „sconoscinto" (unbekannt). In der höchsten Verlegenheit kam mir der Gedanke, den österreichischen Gesandten aufzusuchen. Zur Stelle, hieß es: „kömmt erst in einer Stunde". Nach Ablauf dieser wieder vorsprechend, kam mir alsbald ein äußerst freundlicher Herr entgegen, fragend, was mein Anliegen. Nicht ohne Verlegenheit gestand ich ein, daß ich schlecht rechnete, mir zu viel nach Rom anweisen ließ und zu wenig zur Hand behielt, deshalb nun an einer Wegschranke stehe. Ohne mein Decret, das ich zur Legitimirung vorwies, zu lesen, bedeutete er mir im wohlwollendsten

Tone, beim „Secretär" in Form eines Schuldscheines niederzuschreiben, wie viel ich benöthige, welche Rückzahlungsfrist mir erwünscht sei. Gesagt, gethan, händigte mir der Secretär nicht blos die verschriebene Summe, sondern auch einen Empfehlungsbrief an den österr. Consul in Livorno ein . . . . Froh wie ein aus Gefangenschaft Befreiter ging ich über die Arnobrücke in mein Quartier zurück und sah erst jetzt, daß ich im schönen Florenz wohne, wo sich Schritt auf Schritt dem Kunstpilger das Walten der großen Meister des 14. und 15. Jahrhunderts offenbart." (Folgt eine mit wahrer Begeisterung niedergeschriebene feinfühlige Schilderung der Kunstherrlichkeiten von Florenz.)

Am 8. Juni fuhr M. nach Livorno, brachte dort das Gesandtschaftsschreiben an den Adressaten, wurde dafür bestens aufgenommen und mit einem neuen Geleitsbriefe an den Vertreter Oesterreichs in Civitavecchia versehen. Im Tagebuche folgt der von allerlei Episoden untermischten Beschreibung von Livorno die äußerst humoristisch aufgefaßte, von Sturm und Seekrankheit begleitete Schiffahrt nach Civitavecchia. Die Schlußtour von hier aus wurde über Einrathen des erwähnten Vertreters, im behäbigen Postwagen abgethan. Sein, von einer ungewöhnlich reichen Phantasie getragenes Beschreibungstalent wußte namentlich diese Tour zu einer Anschaulichkeit zu bringen, wie es ein Farbenbild kaum besser vermöchte . . . . „Die Straße führte längere Zeit am Ufer des Meeres dahin, und weilte mein Auge auf der vor dem nahen Sonnenuntergange im interessantesten Farbenwechsel sich leicht bewegenden Wasserfläche, bis die allmälig zunehmende Dämmerung auch auf mich selber überging und andauerte, bis unter dem in Italien üblichen Geschrei ein Pferdewechsel vor sich ging, dazu hastvoll der Postiglione sein mancia forderte. Indes bald wieder vom Schlaf umfangen, entriß mich diesem erst ein durch das Wagenfenster hereinleuchtender, greller Feuerschein — näher besehen das Wachtfeuer der Hirten, die um eine wohlgenährte Gluth herum, mit Ziegen- oder Schafsfellen bekleidet, lagerten. Ihre Schützlinge hockten theils wiederkäuend, theils am gelben Grase nagend in der von großen zottigen Hunden bewachten Baumlinie. Ein Bild, das festzuhalten ich mir das Zeug eines Malers wünschte! Darüber vollkommen munter geworden, mit der zunehmenden Tageshelle auch mehr und mehr überzeugt von der Näherung an die weltgeschichtliche Centrale, überkam mich fast wie Fieberschauer eine innere Bewegung, die Aeußerung fand in den Worten: du hast dein ersehntes Ziel glücklich erreicht! . . . . Am 11. Juni 4 Uhr Früh, fuhr ich ein in die Thore von Rom."

Wie es bei Melzer nun schon üblich war, hinterlegte er in seinem 243 Quartseiten zählenden, meist sehr klein und gedrängt geschriebenen Tagebuche den ausführlichsten Rechenschaftsbericht über alle weiteren Erlebnisse, über alles Gesehene, Geplante und Ausgeführte. Es geschieht dies oft mit überraschend poetischem Schwunge, interne Angelegenheiten betreffend meist wieder mit wahrhaft kindlicher Offenherzigkeit. Und will der Biograph diesem seinen Wesen nach originellen im vielversprechendsten Aufstreben begriffenen Künstler gereicht werden, dann muß er nothwendigerweise die Tagebuchnotizen gleich Mosaikstiften für dessen in Absicht genommenes Lebensbild benützen.

Im Gasthofe zur „Minerva" abgestiegen, begab sich M. nach dem Umkleiden sogleich in den venezianischen Palast zur Aufwartung beim österreichischen Gesandten. Zur Unzeit gekommen, war nicht dieser, wohl aber der Legationsrath Herr v. Schnitzer zugänglich, der sich herbeiließ, ihm à conto der noch aus stehenden Stipendienanweisung einen Vorschuß auszuzahlen. Dadurch momentan sorglos gestellt, wurden zunächst die an die mitgebrachten Empfehlungsschreiben geknüpften Besuche abgethan. In erster Reihe der bei Overbeck, beim Bildhauer Steinhäuser und bei dem aus Breslau stammenden, vielbekannten Pater Augustin Theiner an welchen er ein Schreiben vom Leitmeritzer Bischofe abzugeben hatte — der ihm gleicherweise durch originelles Wesen, wie „durch erstaunliches Wissen, Interesse abgewann". Ueber einen zweiten Besuch bei Overbeck ist unter dem 30. Juni eingetragen: Heute Mittag wurde mir ein hoher Genuß zu Theil. Ich besuchte das Atelier Overbeck's. Der große Künstler kam mir freundlich entgegen, reichte mir die Hand und hieß mich willkommen. Ich durfte nun alles an Zeichnungen und Skizzen umher befindliche nach Belieben betrachten. Eine figurenreiche, in Oelfarbe colorirte Composition, den Triumph der Künste darstellend, für Frankfurt bestimmt, fesselte mich ganz besonders. Von den in zwei Räume vertheilten übrigen, theils mit Kohle, theils farbig ausgeführten, überaus schönen Carton's hebe ich namentlich noch „Christus am Oelberge", „Madonna mit dem schlafenden Jesuskinde", „der ungläubige Thomas" hervor . . . . . Der allverehrte Meister kam mir nach und erklärte schlichtester Weise, durch welchen Gedanken dieses und jenes Bild entstanden, welche Bestimmung damit getroffen wurde. Er theilte mir auch mit: „Meine größeren Gemälde lasse ich, bevor sie nicht vollendet sind, Niemanden sehen, dann aber stelle ich sie öffentlich aus." — „Dem entsprechend ist auch Sonn- und Feiertag von 12 bis 2 Uhr jedermann der Zutritt in dessen Ausstellungsräume gestattet". . . . .

Eingeschaltet ist nachfolgend im Tagebuche eine treffliche, künstlerischer Auffassung entsprungene Schilderung der mit dem Feste der Apostelfürsten — Peter, Paul — in Rom verbundenen Feierlichkeiten: der Peterskuppelbeleuchtung am Vorabende, des pompösen kirchlichen Aufzuges am Festtage, der Abends wiederholten Kuppelbeleuchtung nebst Feuerwerk.

Am 2. Juli, nach dem Besuche der vaticanischen Antikensammlung, notirte M.: „Die Griechen sind wohl die größten Künstler gewesen, denn so weit ich bisher Umschau hielt, fand ich sie von Anderen nicht erreicht, so wenig in Würde, Kraft, wie in zarter Formbildung. Sie sind jedenfalls der Probierstein, an welchem zum Bewußtsein gebracht wird: wie viel man schon erlernte — wie vieles noch zu lernen übrig ist."

3. Juli. „Gestern besuchte ich den Wiener Pensionär, Maler Karl Wurzinger,[1]) der hier in Begleitung seiner Frau der ihm zugewendeten akademischen Stiftung Genüge zu thun sucht. Diese beträgt 800 fl. eine Summe, mit der sich allerdings zweispännig fahren läßt, im Gegensatze zu meinen 300 Gulden! Die, wie ich mehr und mehr einsehe, dem gewissen Schulmeister-Gehalte gleichkommen, charakterisirt durch das geflügelte Wort: „zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel". Uebrigens beneide ich den gemüthlich phlegmatisch, in häuslicher Stille sein Pensum abthuenden Wurzinger nicht, weil sich wahrnehmen läßt, seine „Römerfahrt" gleiche sehr stark dem spottweisen Fluge über den Rhein". . .

Selben Datums: „Gestern Abend gab es merkwürdig genug Illumination zu Ehren der Franzosen, eigentlich zur Feier des Jahrestages ihres Einmarsches in Rom. Die Stadt war ziemlich stark beleuchtet, und paradirten in den Fenstern offenbar die bemalten Papierlaternen, die vor zwei Jahren in ganz anderen Sinne functionirten, nämlich zu Ehren der Republik! — Das Volk von Rom, wie es Shakespeare durch seinen „Coriolanus" charakterisiren läßt, scheint noch immer dasselbe geblieben zu sein". . . .

Am 8. Juli unternahm M. in Begleitung eines Posener Bildhauers den ersten Ausflug in die Umgegend von Rom, über den er wieder mit der ganzen Begabung für Naturschilderungen im Tagebuche berichtet: . . .Nachmittags 4 Uhr, als die größte Hitze vorüber, verließen wir durch die Porta San Giovanni das Weichbild der Stadt. Zu beiden Seiten des Weges wucherte das hohe Rohr, welches zu Stützen für die Weinstöcke verwendet wird; streckenweis wanderten wir wieder zwischen Einfriedungen aus Mauerwerk oder lebenden Zäunen, abgeschlossen von aller Fernsicht. Erst

1) Später Professor der Historienmalerei an der Wiener Akademie.

nach und nach kamen die großartigen Wasserleitungen zu Gesicht, deren Hunderte von Bögen sich in die weitgedehnte Campagna hinzogen. Die Ruinen der alten, bald in kleineren Gruppen, dann wieder in langen Linien fortlaufend der neueren Leitung zur Seite, waren der einzige decorative Theil der an sich trostlosen, sumpfigen Fläche. Weiterschreitend kam rechts die Via Appia zu Vorschein, hierauf an der Straße hin unzählige alte Grabmäler, unter denen besonders das guterhaltene der Cäcilia Metella meine Aufmerksamkeit erregte: weit und breit also nichts als Trümmer des einstigen Roms, todte Einöde, meilenweit keine menschliche Wohnung! — Hohe viereckige Thürme stiegen wohl bald da und dort aus der unbebauten, mit gelblichem Grase überwucherten Ebene auf, aber auch diese sind Ruinen späterer nachchristlicher Zeit. Unter einigen von ihnen kann sich zwar der von Hitze und Durst gequälte Wanderer in finsteren Gewölben Erfrischung holen, freilich nur an schlechtem Weine und noch schlechterem Wasser, das bei den in diesen Eulennestern hausenden, mehr Wegelagerer als Wirthen ähnlichen Krausköpfen für theueres Geld zu haben ist . . . . Endlich nachdem noch der erstickende Dunst der Salsaterra unsere Lungen beschwert, die scheidende Sonne den Bergen ihre farbigen Strahlen entzogen hatte, ging die Straße aufwärts. Vom Sabinergebirge winkte das freundliche Frascati, in weiterer Reihe links kam Tivoli nebst anderen wie Nester an den Berggipfeln hängenden Städtchen zum Vorschein; diesen gegenüber zeigte sich der mit einem Kloster gekrönte Monte Cavo und das am Fuße liegende Rocca di Papa, tiefer noch San Marino und Castell Gandolfo, bis die üppigen, der anderseitigen Berglinie folgenden Oelgärten den Gesichtskreis abschlossen . . . . Es war halb 10 Uhr als wir die Thore von Albano durchschritten und kurz darauf uns bei einer Flasche Wein von den Mühseligkeiten und Entbehrungen während des Marsches erholten. Wir hatten binnen 5 Stunden 15 Miglien zurückgelegt . . . . Die Morgensonne des nächsten Tages hatte leider vergessen uns zu wecken, es hieß darum Genfano unberührt lassen und direct auf Frascati lossteuern für den Besuch von Tusculum, der für diesen Tag noch am Programme stand . . . . Hinter Albano hatte ich wieder den Ausblick auf das Meer, das in einem langen blauen Streifen über die niedrigen Ufer der Campagna sichtlich wurde. Ich stand zugleich unter dem Laubdache nordischer Eichen, den Abhang zu Füßen schmückten Lorbeer und Oelbäume. Oberhalb hatte ich die Mauern von Ariccia vor mir mit der umgebauten hohen Brücke, die über das tiefe Thal hinwegführt; zur Seite befand sich das halbverfallene Monument der Horatier und Curatier mit seinen vier Thürmen. — Der gedankenvollen Betrachtung entrissen

mich erst die in ihrer malerischen Tracht gruppenweise an mir vorüber der nahen Kirche zuschreitenden Landleute, denen ich dann nachging, um baldig wieder vor einem neuen, eigenartigen Bilde zu stehen: dem eines vor seiner pittoresken Klause sitzenden Eremiten, welcher, wie ich sehen konnte, bereitwillig die Almosen der Vorübergehenden in Empfang nahm .... Dann mehr und mehr bergan steigend lag plötzlich der dunkelgrüne Albaner See zu Füßen. Die Seitenwände dieses eingestürzten Kraters sind ringsum und bis an den tiefgelegenen Spiegel mit frischem Grün überzogen, und spiegelt sich auf der ruhigen Fläche äußerst effectvoll das nächstangelegene Castell Gandolfo. Nach rechts überragt dieses Tiefenbild der hohe, scheinbar nahegerückte Monte Cavo. Den Genuß der prachtvollen Aussicht erhöhte nicht gering der aus dem den Standort umgebenden Gebüsch ertönende Nachtigallgesang, die merkwürdig hier auch am hellen Tage singen.

Durch eine Allee jener hundertjährigen perennirenden Eichen, die blos in der Form des Stammes und der Aeste unseren Eichen ähnlich sind dagegen ein ganz verschiedenes Laub tragen, kamen wir nach Castell Gandolfo. Rast haltend in einem Garten, unter einer gegen den Sonnenbrand schützenden Weinlaube, erfrischt durch einen krugvoll Rebensaft, genossen wir von da aus zugleich die Aussicht auf die Campagna und die in der Gluthitze gewissermassen brodelnde Siebenhügelstadt ... Noch einmal gingen wir dann entlang dem Albanersee, gelangten in einen schattigen Hain über welchem die finsteren Mauern von San Marino erschienen .... Nach etwa zwei Stunden erreichten wir das ersehnte Frascati. Geschmackvolle Villen umgaben rings die heiter aussehende Stadt, in der zudem auch des Festtages wegen heiteres, buntbewegtes Leben herrschte, an dem wir jedoch nur während dem Genusse eines Glases schäumenden Bieres unter dem Vordache einer Taverna Theil nahmen, um baldigs weiter zu kommen. Steil aufwärts ging es dann in der drückendsten Mittagshitze eine volle Stunde lang, bevor wir über das altrömische Pflaster hinweg in die Ruinen von Tusculum eintraten. Diese einstige feste Stadt ist heute ein Trümmerhaufen, nur die Südwestseite mit Fragmenten von massigen Wölbungen hie und da von Schutt befreiten Architekturtheilen läßt ihre ehmalige Größe und Herrlichkeit ahnen. Es war ein ziemlich mühselig Unternehmen, sich zwischen dem eingestürzten, über und über mit dunklem Epheu bedeckten Gemäuer durchzuwinden .... Ein ergreifendes Bild bietet das fast gänzlich zu Tage gelegte Amphitheater mit den ausgezahnten Stufen den Marmortrümmern der Bühne, auf der aus üppig emporwuchernden Unkraut vereinzelte Säulenstumpfe aufragen. Merkwürdig, dicht an, unter Eichen- und Lorbeer-Gestrüpp weidete eine Schafherde, mittinnen saß der

Hirt, schweigsam den Blick auf Rom gerichtet. Tiefe Stille, Todesruhe zu nennen, herrschte allum! . . . Ueber Lavaschutt führte der Weg aufwärts zum Bergesgipfel — eigentlich über das verschüttete Gemäuer der vormals bestandenen Gebäude. Von oben aus übersieht man das Trümmerfeld nach seiner ganzen Ausdehnung . . . . Am Rückwege nach Frascati, nahe der Stadt, trafen wir noch auf ein Stück rundes Gemäuer — das Grabmal des Lucullus. Nach zweistündigem Rasten und vierstündigem Marsche waren die Thore von Rom erreicht.

16. Juli. Nachmittags besuchte ich mehrere Bildhauer-Atelier's; als die bedeutendsten hebe ich das von Emil Wolf, einem gebornen Berliner, und von Pietro Tenerani aus Torano hervor, obschon sich in diesen, wie den meisten anderen nicht das darbot, was meinem Geschmacke zugesagt hätte. Die vorgefundenen Werke, meist auf mythologischen Stoffen basirt, standen mir als Romantiker fremd gegenüber. Ich vermag mich zu erwärmen im Anblicke recht antiker Werke, weil ich sie einer volksthümlichen Kunst entsprungen weiß und in ihr den höchsten Ausdruck des Lebens der alten Welt erblicke; was aber soll einer bei schon vollständig christianisirtem Ideenkreise und ganz anderer Welt- und Menschenanschauung, mit den aus jener alten Welt herausgerissenen, dem Macher gefühlsentfremdet, dem Beschauer unsympathisch gewordenen Gestaltungen anfangen?! — Besten Fall kann also wie es den Ausführungen Tenerani's gegenüber von mir geschah die treffliche Technik und schöne Form anerkannt werden. Daß übrigens Tenerani das Zeug hat für Gebilde „unserer Zeit", ersah ich aus einer eben so geistvoll wie lebensfrisch aufgefaßten Marmorstatue, die Herzogin von Leuchtenberg darstellend. Aller Wahrscheinlichkeit sind es nur die für fälschliche Antiken passionirten Engländer, welche die hier lebenden Bildhauer außer ihrem richtigen Fahrwasser halten."

24. Juli. „Endlich nach achtmalig vergeblichem Vorsprechen hatte ich heute die Ehre vom k. k. österr. Gesandten (Eszterházy) empfangen zu werden. Aeußerst wohlwollend aufgenommen, erklärte er dennoch die Gewährung der Bitte um ein Freiquartier im Palazzo Venezia für jetzt als unmöglich. Beruhigend fügte er bei, Rath für mich schaffen zu wollen. Ueber dem Verabschieden bedeutete er mir noch, ihn ja sofort zu verständigen, wenn ich eine Arbeit fertig hätte" . . . .

Die nächste Notirung vom 31. Juli ist eine jubelvolle über die ersten aus der Heimat von Bruder und Schwester erhaltenen Briefe.

Von da ab beurkundet das Tagebuch einen dem Ebben und Fluthen vergleichbaren Stimmungswechsel. Bald gehoben und freudvoll sich nahe

fühlend seinem Ideal, verfällt M. momentan wieder der vernichtenden Selbstkritik, und zerstört in solcher Stimmung das kurz vorher zuversichtsvoll Begonnene. Während er also am 25. Juli noch in Nachwirkung der guten Nachrichten von Hause und im Hinblicke auf den geliebten Meister notirte: „Bereits im Reinen über meine nächste Arbeit, hinreichend mit Entwürfen versehen für weitere Ausführungen steht auch schon das aus römischem Thon geformte erste Gebilde — ich möchte sagen — erwartungsvoll vor mir" lautet der Eingang der Notirungen vom 3. August: „Daß es bei mir doch gar so schwer geht, einen ernsten Entschluß durchzuführen." . . . . . „Hier schreibe ich mir vor" — heißt es weiter – „wie ich die Zeit zu meinem Vortheile bemessen und benützen soll, und doch gewährt es mir bisher noch kein Vergnügen, mich ernstlich zu beschäftigen, zu zeichnen oder zu bossiren, denn all' die mächtigen Eindrücke des hier bereits Gesehenen lassen mein Thun nichtssagend erscheinen". . . . . „Und doch soll und will ich ein Künstler werden, der bei der Wiederkehr in die Heimat, Aug in Aug dem lieben Meister, nicht erröthen soll!" . . . . „Nächst schon modellire ich wieder; aus den vielen mir vorschwebenden Ideen halte ich endlich die eine fest." . . . . . „Hätte ich nur schon alles in Ordnung für den Beginn einer größeren Arbeit. Leider läßt sich nun mehr und mehr erkennen, daß der Stipendienbetrag kein ausreichender sei für eine solche . . . Auch noch immer ohne Freiquartier, muß ich in verhältnißmäßig recht theurer Miethe hinbringen und sehe mich zu einer Anleihe bei meinen Verwandten gezwungen."

Momentan wieder getragen von den hochgehenden Wellen künstlerischer Begeisterung, treffen wir ihn unter dem 5. August über dem Ausrufe: „Rom ist groß, Rom ist herrlich! So ruft mirs auf jeden Schritt, den ich auf diesem classischen Boden weiter thue, entgegen. Wer Rom nach seiner Geschichte, wie nach seiner Bedeutung für Gegenwart und Zukunft erkennen und würdigen soll, muß hier gelebt, und offenen Auges umhergegangen sein. . . . . Gestern hatte ich wieder einen Tag reich an Genüssen und an nachhaltiger Anregung für thatkräftiges Vollbringen." (Folgt ein trefflich geschilderter Besuch der „Titusthermen".)

22. August. „Heute Vormittag besuchte ich den liebenswürdigen Tiroler Gebhard Flatz, einen Maler, dem es gegönnt ist mit Overbeck zu rivalisiren, ohne daß einer dem anderen gram sein müßte; im Gegentheil sind sie innige Freunde, heben und tragen sie sich gegenseitig. Ich fand ihn über der Vollendung einer orgelspielenden Cäcilia, umgeben von singenden Engeln — von einer Sinnigkeit in der Erfindung, und einer

stimmungsvollen Malweise, wie sie eben wieder nur Overbeck eigen ist. — Er knüpfte ein langes Gespräch mit mir an und offenbarte dabei seine Anschauung — ich möchte sagen — über beide Welten, die reale und die ideale. Zum Ausgange auf erstere dienten ihm allerdings die trüben Ereignisse in Rom seit 1848, die er mit einer Lebendigkeit schilderte, die mir sie fast sichtlich machte. Den wohlthuendsten Gegensatz gab dazu das Aufrollen der herrlichen Bilder, die seiner Anschauung vom göttlichen Walten, vom Berufe des Künstlers „dem Vermittler zwischen Geist und Natur" entsprangen. Ich fühlte mich gleicherweise tief ergriffen, wie mächtig gehoben von diesem Gespräche" . . . „Beim Verabschieden händigte mir Flatz die von ihm geschriebene Biographie seines talentvollen Schülers, Jakob Fink aus Vorarlberg ein. Die Werke dieses jungen Künstlers, welcher den Hirtenstab mit dem Pinsel vertauschte und die Alm verließ, um dem sich erkorenen Meister nach Rom zu folgen, sind nach dem Urtheile aller hiesigen Künstler von hohem Werte. Kaum 25 Jahre alt am 6. September 1846 gestorben, trauert Flatz jetzt noch wie um den Verlust eines geliebten Sohnes."

Aus den Notirungen vom 2. September hebe ich hauptsächlich nur die Begegnung Melzers mit Nadorp,[1]) dem der alten Kunst-Garde Prags in bester Erinnerung gebliebenen Berglerschüler hervor, der bekanntlich auch mit Führich und Friese das „Kleeblatt der Unabhängigen" bildete. Sie begegneten sich bei dem allen romfahrenden Künstlern jener Periode Stelldichein bietenden Buchhändler Spithöfer — gegenseitig fremd — in einem von letzteren angeregten religiösen Stritte, in welchem, wie M. schreibt, „dieser graugelockte, das Gepräge der Intelligenz in Kopf und Gestalt tragende Mann durch seine klare Argumentation meine Sympathie gewann. Der Stritt endete überdies durch ihn zu meinen Gunsten, und zwang mich dieses, dem noch immer „Unbekannten" beim Auseinandergehen zu folgen. Was ich wollte, schien auch er zu wollen, denn er kam mir zuvor mit der Frage: für wen er mich halten solle, hinzusetzend, ich bin der Nadorp und überraschend für ihn vermochte ich zu erwidern: also der mir von Meister Max so oft genannte College von Führich und Friese! Augenblicklich wurden wir nun trotz des großen Unterschieds der Jahre traute Freunde." . . . .

1) Geboren 1804 zu Anhalt in Rheinpreußen, ging von Prag nach Wien, hierauf nach Rom, wo er als wahres Universalgenie sich gleicherweise als Maler, Lithograph, Radirer, Modelleur und Bildhauer zu Ehren brachte.

16. Sept. . . . . „Noch immer in der Schwebe und voll Unruhe; gequält genug schon durch die Unsicherheit wo, wann ich endlich zu festem Sitze komme, quäle ich mich unausgesetzt selber mit Vorwürfen darüber, dem in mich gesetzten Vertrauen nicht bereits auch entsprochen zu haben." . . . . .

26. Sept. . . . . In größter Bedrängniß ging ich heute zum k. k. Legationsrathe von Schnitzer, um einen Vorschuß zu bitten, der mir denn auch freundlichst im Betrage von 20 Scudi gewährt wurde. . . . . Denselben Nachmittag miethete ich ein anderes Quartier — in der Via di St. Andrea della Fratte — auch der Modellirstuhl, der mir noch immer fehlte, wurde bestellt." . . .

Gleich erhöhter Stimmung ist die unter dem 3. October niedergeschriebene Notiz: „Endlich kam die von einem bösen Zufalle hintangehaltene Hilfe durch meine Geschwister. . . . Im Laufe der nächsten Tage kam auch der ersehnte Bossirstuhl . . . freudig auf- und angeregt von dieser glücklichen Wendung der Dinge griff ich nun fest ins Zeug, griff, um rasch etwas fertig zu bringen, aus den vorhandenen, embryonischen Modellen eines der liebsten, die Shakespeare vorstellende Statuette heraus, um sie frischweg zu vollenden."

Nachgetragen ist dieser Notirung ein mit gewohnter Virtuosität beschriebener „Ausflug nach Tivoli" und auch ein Ausführliches über den absonderlichen Zwischenfall, durch welchen ihm die aus der Heimat angerufene Existenzbeihilfe von italienischen Briganten fraglich gemacht worden war.

29. Oct. . . . . Das abscheuliche römische Fieber überschlich die kaum wieder entfalteten Flügel und legte mich zugleich mit ihnen wochenlang lahm.

. . . Bin leider nicht vorwurfsfrei zur Anlockung beigetragen zu haben; durch die sich mir immer und immer aufdrängende Ueberzeugung daß ich, um das Auskommen zu finden, mich auch auf die Aseese verlegen müsse suchte ich denn auch, wenn schon nicht mit Kräutern und Wurzeln, so doch mit Trauben und sonstigem Obste das Ernährungsbedürfniß zu befriedigen. Offenbar hat sich mein Körper nicht darauf verstanden und sich rächend mich seinem Anwalt — dem Doctor — überliefert. Glücklicherweise ist's ein ganz gemüthlicher Norweger, Namens Arntzer, mit blondem Backenbart und blondem Haupthaar, rothwangig und voll, ein Bild echter Lebensfrische, dessen Anblick schon der Gesundung beihilft, die er überdies, wie ich erfahren konnte, durch eben so einfache als zweckdienliche Mittel zu fördern versteht. . . . . Bin zwar sehr herabgekommen, bin zur

Erschrecken hager und hohläugig geworden, auch treten die Knochen allenthalben höchst zudringlich über die Muskel vor, aber ich fühle mich wieder gesund, fast gesünder wie in der ersten Zeit meines Hierseins. . . .

Mein halbvollendeter Shakespeare soll nun zur Vollendung kommen; zum Frühjahr gedenk ich mir ein eigentliches Atelier zu miethen für größere Ausführungen. Muß freilich bis dahin auch einige Hundert Gulden aus Bürgstein mit heranziehen — wenn's wahr werden soll! . . . .

5. Novemb. . . . So hätte ich denn auch der ärztlichen Anordnung, ein ausgiebiges „Luftbad" als Nachcur zu gebrauchen, Genüge gethan und zwar durch einen zweitägigen Ausflug. Länger als erwünscht hielt mich das in den letzten Tagen des Octobers eingetretene, mit empfindlicher Kälte verbundene Regenwetter davon ab. Der Allerheiligtag verlieh endlich wieder dem „italischen Himmel" das altberühmte Gepräge. Vorerst den Grad meiner wiedergewonnenen physischen Kräfte zu erproben, ging ich Nachmittags durch die Stadt hinüber zum Vatican und hinaus vor die Porta Fabrica — durch welche ich am 11. Juni nach Rom einzog. Längs der Straße unter den Stadtmauern, dann über den auch außerhalb sich hinziehenden Monte Vaticano fortschreitend kam ich nach einem mehrstündigen Gange wieder durch die Porta Angelica herein. Was aber hatte sich während der simplen Tour dem Auge dargeboten! Vor allem der geringe Vorzug der römischen vor der böhmischen Landschaft im Punkte der Vegetation, denn nahezu gänzlich entlaubt waren die Bäume; allen Schmuckes baar zeigten sich die gegen den Monte Mario hinziehenden Weinberge, nur die Niederungen hatten durch den Regen etwas an Frische gewonnen, besonders die Cypressen und Pinien. Die Sonne ging unter, ehe ich das Thor erreichte. Was sie bis dahin noch vollbrachte, hielt freilich nicht mehr den Vergleich aus mit vaterländischen Naturbildern, gehörte dem Weltstücke an, auf dem ich jetzt lebte jedenfalls auch dem Farbenspectrum der südlichen Zone. Denn ganz eigenartiger Weise wechselte da von Moment zu Moment das Colorit, die vorher von rosigem Duft überflossenen Gebirge verfärbten sich ins hochrothe, glühende, wogegen die erst in blendendem Schneeglanze erschienenen Apenninen eine prächtige Lasur vom feinsten Violett erhielten. Und kaum vom Auge erfaßt änderte sich schon wieder die Nuance, bis schließlich die näheren Gebirge tiefblau, die ferneren blaßroth, die Schneeberge glanzlos grau geworden, wie durch einen plötzlichen Ruck unter dem Schleier der Nacht versanken. Dem durch sein Farbenspiel gleichwie beweglichen Landschaftsbilde stand das über die sieben Hügel erstreckte Conglomerat starren düsteren Gemäuers

in Form von Thürmen, Kuppeln und Paläſten merkwürdig contraſtirend entgegen." . . . .

„Wieder innerhalb dieſes Gemäuers einherſchreitend, doch befangen noch von der Nachwirkung der ſich draußen für mich vollzogenen Phantasmagorie empfand ich eine wahre Scheu vor dem den Straßenzug füllenden Menſchengewühl. Ich mußte noch eine Zeit lang für mich ſein. Unmerklich war ich ſo am Vatican vorbei über den grandioſen Petersplatz zur Dompforte gekommen; ſie ſtand offen, und als müßte es ſein, betrat ich das tiefſinſtere Innere. Allmälig erſt bei weiterem Vorſchreiten machte ſich ein Lichtſchimmer bemerkbar, jener von den hundert Lampen über dem Grabe der Apoſtelfürſten. Weiter und weiter wurden noch matt flackernde, auf einzelnen Altären angebrachte Kerzen ſichtlich, mit deren Lichtſchwingungen, wie ich glauben mußte, ſich Töne verbunden hatten, die ähnlich jenen bei der Aeolsharfe, zu Gehör kamen. Bei weiterem Vorgehen ſich ſteigernd bis zum vollen Chor ward es nun auch leicht, den Herd des Tonſpieles zu finden. Dieſer erſchloß ſich zu größter Ueberraſchung in einer der großen Seitenkapellen des Domes, in welcher rechts und links vom Altare auf ſtaffelförmig erhöhten Sitzreihen wohl an fünfzig Prieſter und vor dieſen in den unteren Bänken prieſterlich gekleidete Knaben und Jünglinge (Zöglinge des Puerorums von St. Peter) ſaßen, die im Wechſelgeſange pſalmodirten. Schließlich erhoben ſich aus der dem Altar gegenüber ſitzenden Gruppe zwei Cardinalprieſter, um vortretend zu dem auf einem Pulte liegenden Cantionale einige Verſe abzuſingen, worauf der den Vorſitz führende Cardinal auch ſeine Stimme erhob, mit welcher ſich der volle Chor zum Finale vereinigte. Unter Vortritt von zwei Leuchtenden, welchen der Cardinal folgte, zog die ganze Prieſterſchaar von dannen. Daß der Vorgang die Allerſeelen-Vigilie geweſen, konnte ich aus dem Nachſpiele entnehmen. Denn war die Kapelle geleert, erſchienen wie aus dem Boden gewachſen Kirchendiener, und ſchoben, rückten und hämmerten, bis ſie den üblichen Allerſeelen-Katafalk zurecht gezimmert hatten. Ich hatte mittlerweile den Rückweg angetreten, allerdings in wahrhaft ſchauerlicher Finſterniß, noch ſchauerlicher durch die des Weges an mir vorbeihuſchenden, unſichtbaren Geſtalten offenbar Dombeſucher wie ich. — Momentan ſtand ich unter der Rieſenkuppel, erkennbar durch die ihre Fenſter illuſtrirenden Sterne des nächtigen Himmels; ich dachte unwillkürlich an den nun mit ihnen am Kunſthimmel vereinten Michelangelo; hatte überhaupt derartig transcendente Anwandlungen, daß es gut war ins Weltgetümmel zurückzukehren." . . .

„Früh 9 Uhr des anderen Tages ging ich über den Platz des Laterans vorbei an der mystischen Pyramide und schaute durch das offene Gitterthor die heilige Stiege hinan. Ein seltsames Schauspiel bot sich dar in einer Anzahl von Leuten, die mühsam auf den Knien vorrutschend Staffel um Staffel erklommen, während sie Gebete murmelten. . . . . Bald darauf hatte ich die Porta San Giovanni hinter mir und schritt wohlgemuth die lange Straße dahin in den kühlen Morgen hinein. Piff, Puff, knallten plötzlich der Straße entlang, wie tiefer in der Ebene der Campagna die Büchsen. Jäger, einzeln oder zu zweien, durchstreiften mit ihren Hunden das hohe Gras der braunen Fläche und knallten immer wieder in die aufgescheuchten Lerchen, die zu Tausenden umherflogen, sich niederließen, bald aber wieder von Neuem aufgescheucht den Nimroden ungezählt zum Opfer fielen. Mich empörte dieses Morden der edelsten gefiederten Sänger, aber für mich hies es Avanti (vorbei). . . . . Dem Albanergebirge fester und fester zuschreitend erhoben sich scheinbar auch mehr und mehr über das Sabinergebirg die zackigen Linien der schneeweißen Apenninen — ein Linien wie Farbenwechsel der interessantesten Art. Die Staffage des Bildes gaben zahlreiche der Stadt zurollende Victualienkarren, mit Säcken und Körben belastete Esel und Pferde, hinter welchen die lederbeschienten Gebirgsbauern einhertrotteten.

Um 2 Uhr kam ich in Albano an und stieg nach hinreichender Stärkung wieder hinan zum schönen See. Der Herbst hatte seit dem früheren Hiersein den buschreichen Ufern gänzlich verändertes, buntes Colorit verliehen. Unterhalb des Klosters, das inmitten eines großen Gartens liegt, der sich bis nahe an das hohe Ufer des See's und an der rechten Seite des Berges hinzieht, vorbei kam ich wieder zum Monumente der Horatier und Curatier, des Weiteren in das Städtchen Ariccia, dessen schöne Lage und freundliches Aeußere sehr im Widerspruche steht mit seinem Inneren. Denn enge unreinliche Gassen mit alten finstern Häusern, deren ebenerdige Wohnungen Viehställen ähnlicher sind wie Menschenwohnungen — zu welchen übrigens das schmutzige Aussehen ihrer Insassen ganz wohl paßt — bieten sich nach allen Richtungen dar. Unerklärlich, daß sich in diesen herrlichen Gegenden das wiederfindet, was im Vaterlande zumeist nur in den gewissen „böhmischen Dörfern" so abschreckend gedeiht! . . . . Auf der Suche nach dem Nemisee, schon außerhalb des Städtchens eine Allee durchschreitend kam ich zum schönen Palaste des Duca Cesarini des Beherrschers von Ariccia von dessen Rückseite aus sich mir nun tief unten im Kraterkessel der überraschend prächtige Ausblick auf den leicht bewegten, dunklen See darbot. Gegenüber am hohen Ufer desselben lag das Städtchen Nemi, von

der scheidenden Abendsonne rosig überschimmert, indeß obenhin sanft geschwungene, violet gefärbte Gebirgslinien sichtlich wurden und nach links, hinter dem höher aufstrebenden Monte Cavo mit seinem malerisch gestalteten Kloster verschwanden. . . . . Mein Weiterweg führte nach Genzano, wo ich zu übernachten gedachte. Zu nicht geringer Verwunderung stellte sich aber heraus, daß es in ganz Genzano kein Gasthaus mit Nachtherberge gab. In verschiedenen Locanden oder Kneipen wird wohl Nahrung verabreicht, für Zimmer mit Betten ist jedoch nirgend vorgesorgt. Da saß ich nun in einer dieser Kneipen bei Käsebrod und einer Foglietta Wein, das Schicksal fragend, wo sich eine Stelle fände für mein müdes Haupt. Daß es in nicht allzu melancholischer Tonart geschehe, dafür sorgte meine Umgebung. Wars doch eine urwüchsige, echte Volkskneipe in der ich saß, und allerlei neue Seiten italienischen Lebens beobachten konnte. Da lagen z. B. vor der Eingangsthür decorativ auf ein Gestell hingelegt zierlich zugeschnittene Stücke Fleisch von Rind und Lamm die auch anreizten zum Begehren nach einem Braten. Schlauer Miene, achselzuckend, erwiderte aber der Wirth „domani"! (Morgen). Wie er mir hinterher traulich mittheilte, dürfe er heute (Samstag) Fleisch weder kochen noch braten, das draußen liege nur zur Anlockung für Morgen. (!) Der Lockvogel für heute hing an einem zweiten Gestell in Gestalt eines über Kohlengluth brodelnden Kessels, aus welchem, wie ich bald erfuhr, eine Fisolensuppe hervorging zur Befriedigung der mehr und mehr herbeigekommenen Gäste. Um irrige Vorstellungen hintanzuhalten, sei bemerkt, daß diese Gasterei nicht in einem bei uns gewöhnlichen Locale, sondern in einer richtigen italienischen Bottega vor sich ging, in der es Raum gibt für Möglichstes und kaum Glaubliches. An die improvisirte Küche mit dem Fisolensuppenkessel schloß nämlich, nur durch eine niedere Bretterwand getrennt, ein oblonger Raum an mit zwei Seitennischen, in welchen die Weinpresse und diverses Geräthe unterbracht waren. An der Rückwand mit einer Art von Credenz, auf welcher Foglietten und Gläser standen, machte sich ganz räthselhaft eine finstere Höhlung bemerkbar, aus welcher zeitweiliges Schnaufen und Stampfen hörbar wurde. Die Suppengäste entlang der Seitenwände sitzend, im behaglichen Vertilgen der gelblichen, mit einer Menge von Bohnen untermischten Flüssigkeit, folgten nur plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen meinem Blicke nach jener finsteren Höhle — aus welcher zwar nicht der leibhafte „Gottseibeiuns", wohl aber der Kopf eines Gauls zum Vorschein kam, Zuwachs an Füßen, Rumpf &c erhielt, und in voller Lebensgröße sich ganz ungenirt ins Publicum mischte. Aus seinem Hinzuge auf die Brotschnitten, die neben den Suppenden

lagen, ließ sich unschwer auch auf das treibende Motiv des aus der futterlosen Höhle hervorkommenden Pferdes schließen. Der Wirth war dessen inne geworden, denn er griff rasch nach einer Schwinge mit Kleie und brachte ohne weiteres Zuthun den „Cavallo“ in sein Verließ. Mit der Wiederkehr der also gestörten häuslichen Ordnung kehrte auch der von mir ausgesendete Nachtquartiersucher zurück, fröhlich berichtend, es werde im unsern gelegenen Hause bereits für mich aufgebettet. Er hatte wahr gesprochen. Ihm folgend, fand ich bei einer gutmüthigen alten Frau für 20 Bajocco ein separirtes Nachtlager, dahin zu verstehen, daß in der „dreistöckigen“ Bettstatt, kein Zweiter oder Dritter sich eingemiethet hatte.“ . . . . „In aller Frühe aufgescheucht durch lautes Treiben auf der Gasse, konnte ich wahrnehmen, wie schon gegen 6 Uhr ein Strom von Männern und Weibern sich aus der gegenüber liegenden Kirche ergoß, dafür andere dahin zogen, denen ich dann unwillkürlich folgte. Ein gleiches Bild von Frömmigkeit, wie in dieser schlichten Kirche, die alleum Knienden und theils in tiefster Demuth zum Theil im Ausdrucke innigsten Vertrauens Betenden darboten, hatte ich noch nirgend gefunden. . . . . Es war inzwischen Tag geworden, und hatte damit auch das Treiben auf den Gassen andere Physiognomie gewonnen. Die Via Livia, in der ich die Nacht verbrachte, hinansteigend zur Via Storza kam ich auf einen größeren Platz mit einem öffentlichen Brunnen, um welchen es gar lustig zuging. Mädchen und Weiber in ihrem malerischen Costüm füllten unter lebhaftestem Geplauder und Kichern ihre kupfernen Gefäße, schwangen sie auf den Kopf, und zogen rudelweise oder von schäckernden Burschen begleitet ihrer Wege. Zwischen durch wurden Maulthiere, Pferde, Esel, beladen oder ohne Last, mit dem Morgentrunke versehen. Fortschreitend gelangte ich abermals zur Aussicht auf den Nemi-See; nicht gewillt nach Nemi selbst aufzusteigen, suchte ich nun auf's Gerathewohl einen Rückweg nach Rom hatte aber fehlgezielt! Im Gebüsch, das es zu durchdringen galt, mehr und mehr thalwärts gekommen, in allen Richtungen von Höhen umgeben, hieß es neuerdings aufwärts steigen, bis endlich ein Kloster vor mir stand, in welchem ich als ermüdeter Wanderer vorsprach, und gastfreundlich ins Refectorium geführt, mit Brod, Käse und Wein bewirthet wurde. Wollte sich in das „Vergeltsgott“ dafür auch die Frage mengen, ob da oben kein besserer Wein, wie der mir credenzte, wachse, so merkte ich doch hinterher, daß es gut war, solch inwendiges Raisonniren zu unterdrücken. Denn in Fortsetzung der Tour unterhalb des Berges kam ich ja gerade am 3. November zur Weinlese, und konnte mich sofort überzeugen, daß hier in ziemlich ungünstiger Lage auch ziemlich saure Trauben wuchsen. Unter Verzichtleistung auf längeres Betrachten der sich

weiter noch darbietenden schönen Landschaftsbilder vorwärts eilend gelangte ich in der siebenten Abendstunde nach Rom zurück." . . . .

6. Nov. . . Heute wurde ich mit dem berühmten deutschen Bildhauer Joh. Martin Wagner bekannt und gewann mächtige Anregung durch ihn für meine in Absicht genommenen Arbeiten.

Den weiteren Aufzeichnungen ist als Wesentlichstes und zwar vom 17. Decemb. datirt zu entnehmen: „Mit besonderer Vorliebe griff ich aus meinen Entwürfen den „Ossian" heraus und begann das Modell." — Bei der Gemüthsbeschaffenheit unseres Künstlers läßt sich errathen, daß ihn das erste außerhalb des Vaterlandes verbrachte Weihnachtsfest zu besonderen Betrachtungen und Vergleichungen anregen mußte. Auf Seite 116 des Tagebuchs datirt vom 27. Decemb., hebt er denn auch an: „Was waren das für Weihnachten — wie verschieden von den früher verlebten! Vereinsamt, ohne Anschluß an einen Familienkreis verbrachte ich sie . . . . Am hl. Abend modellirte ich bis 2 Uhr, ordnete dann meine Zelle und ging hierauf zum Lepre, meine Fischmahlzeit einzunehmen. Der Meinung, daß Außerordentliches draußen vorbereitet würde, begab ich mich darnach hinüber nach Trastevere um zu sehen, welche Veranstaltungen auf der Strada papale, dem mit Sand bestreuten Wege, welchen der Papst befährt wenn er sich zu Functionen nach anderen Kirchen begibt. Es war indeß nichts anderes wahrnehmbar als die ganze Strecke entlang von St. Maria Maggiore bis zum Vatican in zwei Reihen angebrachte hohe Pfähle mit breit flackernden Flambeaus. Bald kam auch die buntfarbige Schweizergarde mit ihren Herolden und Officieren an der Spitze daher; diesen folgten Abtheilungen berittener Nobelgardisten und Dragoner, reitende Fackelträger, der Wagen mit dem Ceremoniär, endlich unter Bedeckung von Nobelgarde der mit sechs Rappen bespannte prächtige Goldwagen mit Sr. Heiligkeit und zwei Vierspännern mit Cardinälen. Der ganze Zug begab sich nach Maria Maggiore. Von der dortigen Ceremonie konnte ich des Menschenandranges wegen nichts sehen, hörte blos den sie begleitenden, allerdings wunderschönen Gesang des päpstlichen Sängerchores. . . Um Mitternacht zur Peterskirche eilend mit der Erwartung, hier zum üblichen Gottesdienste zurecht zu kommen, fand ich sie zur größten Verwunderung finster und verschlossen. In anderen Kirchen, an denen ich am Heimwege vorbei kam, ging es zwar feierlich zu, doch wie sich da und dort zeigte, mit weit weniger Andacht, als mit Pomp und weiheloser Musik. Den hl. Tag selbst verbrachte ich dem Gemüthsbedürfnisse nach zumeist auf längeren Spaziergängen außer der Stadt. . . . Der St. Stephanstag wird in Rom nicht durch Arbeitslosigkeit gefeiert, wohl aber der folgende

von St. Johannes Ev., an welchem ich ausging, um im Thale der Nymphe Egeria Veilchen zu suchen und zu finden. . . . Wieder in die Stadt gekommen, gewahrte ich trotz schon herrschender Dunkelheit in einer der Gassen ein Gedränge von Leuten, vernahm auch Gesang. Näher gehend zeigte sich im Umkreise der Menge ein erhöht stehender, an die Wand eines Hauses gelehnter Priester, zunächst vor ihm ein Kirchendiener mit hochgehaltenem Kreuze, zwei andere mit Fackeln. Der Gesang verstummte, dafür erhob sich nun weitvernehmbar die Stimme des priesterlichen Predigers, der auffällig contrastirend mit den gewöhnlichen italienischen Missionären, in ruhiger Haltung und gemüthvoll sprach, doch aber seine Zuhörer, die sich von Moment zu Moment mehrten und Succurs erhielten durch die an den Fenstern und Thüren erscheinenden Bewohner der umliegenden Häuser, fast dreiviertel Stunden lang fesselte. Absonderlich klang schließlich die Einladung zur Nachfolge in die Kirche St. Maria in Trastevere wo es eine lehrreiche und zugleich erheiternde Belehrung geben werde. In ganz regelrechter Procession ging es denn auch dahin. Neugierig auf den Verlauf folgte ich. In der nur von wenigen Lampen erhellten Kirche zeigte sich zuvörderst auf der Kanzel ein Mann in bürgerlicher Kleidung, der bei einer brennenden Kerze aus einem Buche etwas vorlas, nach einem gegebenen Glockenzeichen jedoch abbrach und herabstieg. Vom Hochaltar her wurde dann Chorgesang vernehmbar, während dem zwei Priester vortraten und eine neben der Kanzel errichtete Tribüne bestiegen. Damit begann die „Unterhaltung", und zwar indem der ältere den Beichtvater, der jüngere den Beichtenden vorstellte. Letzterer hatte die Rolle des Komikers, und wußte durch allerlei drollige Fragen und verkehrte Antworten das rings auf Bänken und Stühlen sitzende Publicum zu erlustigen, ja zu öfterem, lauten Auflachen zu bringen. Es hatte das Ganze wohl die Tendenz die Leute zu belehren, wie sie die Beichte nehmen und auch wieder nicht nehmen sollen: Mir wollte indeß doch eine solche im „Gotteshause" aufgeführte Comödie als bedenklich, als eine zweischneidige Waffe erscheinen, gleich gefährlich für den einen wie den anderen Theil. Denn im Allgemeinen sitzt, wie ich schon vielfach bemerken konnte, beim gewöhnlichen Italiener die Christgläubigkeit blos im Temperament, und ist nicht wie bei dem Deutschen Charakterfarbe. . . . .

3. Januar 1851. „Nach allerlei peinlichen Zwischenfällen wurde schließlich durch freundliche Vermittelung des k. k. Legationsrathes von Schnitzer die Miethung eines Studio ermöglicht und gestern von mir bezogen. Mit erneuter Lust arbeite ich jetzt am „Ossian" weiter." — Unter dem 14. Jan. wurde in's Tagebuch ein Weitläufiges

über das „Sprachenfest der Propaganda fide", welchem Melzer an diesem Tage beiwohnte, eingetragen. Unter anderem bemerkt er hierüber: „Bei allem Interesse für das Charakteristische der zu Gehör gebrachten achtundvierzig Sprachen übte ihre Verschiedenheit einen geradezu verwirrenden Eindruck auf mich. Im Besitze von drei bis vierthalb Idiomen fühlte ich mich recht armselig dieser Vielzüngigkeit gegenüber . . . Merkwürdig, daß sich für mich „Chinesisch" womit wir gewöhnlich unfaßbaren Galimatias abfertigen hier als äußerst wohllautend bemerkbar machte. Am Unvortheilhaftesten und ärgerlichsten wurde das „Deutsch" durch einen breitmaulig dialectredenden Schweizer vertreten." . . .

Vom 19. Jan. findet sich notirt: „Heute Nachmittag (Sonntag) gab es wieder etwas Neues für mich zu sehen. Nämlich die zu Ehren von San Antonio Abbate alljährlich vor der auf seinen Namen geweihten Kirche bei Maria Maggiore vorgenommene Thiersegnung. Als ich um 2 Uhr dahin kam, waren schon viele Leute und Kutschen auf dem Platze vor der benannten Kirche versammelt. Aus allen Richtungen kamen noch Reiter zu Pferd und Esel, letztere mit Blumen und Bändern an Kopf und Schwanz geschmückt, herzu. Doch nicht nur die Thiere der Reitenden, sondern auch jene vor Kutschen und Karren herbeigekommenen waren gleicherweise angethan. Ich konnte wahrnehmen, daß mit der Function noch hingehalten werde, begab mich deshalb in's Innere der Kirche. Aufgeputzt wie das an Kirchenfesten üblich, den Fußboden mit Lorbeer- und Buchsbaumblättern bestreut fand ich sie; unter den vielen meist der Legende des Kirchenpatrones entnommenen Wandgemälden gibt es mehrere ganz beachtenswerthe. Die Statue von St. Antonio befindet sich in der ersten Kapelle rechts in einem verglasten Gehäuse, und schien, wie die anderweitigen Statuen, von bedeutendem Alter. Augenblicklich interessirten mich freilich zumeist die „lebenden Bilder" der Kirche, wie z. B. der in Mitte derselben vor einem Tische sitzende Pater, umgeben von Leuten verschiedenster Classen, die sämmtlich ihren draußen harrenden Thieren die Segnung zu erwerben suchten. Es geschah dies durch Bezahlung einer wahrscheinlich bestimmten Taxe, die, wie ich wahrnehmen konnte, für einen Esel 20 Bajocco betrug, für Pferde, wie mir vorkam, um 5 höher war. Auf gesonderten Zetteln erhielten sie die Zahlungsbestätigung. War der erste Anlauf vorüber, dann begab sich der Pater angethan mit dem Pluvial vor das obere Kirchenthor, um über die während dem herangerückten Kutschen, Karren, Reiter und ledig vorgeführten Thiere eine lateinische Segensformel herzusagen und schließlich mit einem gefüllten Sprengwedel zu überrieseln. Damit war's abgethan. Die erste Serie zog von dannen, eine zweite, wohl auch dritte, vierte ꝛc.

erhielt nach gleicher Schablone die festliche Segnung. Wie nirgend bei derartigen Extravaganzen fehlten auch hier nicht die — Engländer. Schon in der ersten Serie durch zwei bestberittene Exemplare vertreten mögen sie wohl auch für die folgenden ihren Antheil gestellt haben. Das schon gewöhnliche Contrastiren ihrer Haltung den Kindern anderer Völker gegenüber machte sich hier anblicks des bigotten Gethues der italienischen Viehbesitzer um so auffälliger. Steif und blasirt dreinschauend saßen sie da, bei der Segnung leicht nur ihre Kopfbedeckung lüftend, während die Italiener barhaupt zusammenknickten" . . .

Einblick auf das Innenleben Melzers im kürzlich gemietheten „Studio", vermittelt die Aufzeichnung vom 2. Febr. „Das Fleisch kocht, ist aber noch nicht weich. Habe indeß die Suppe abgegossen und frisches Wasser dafür zugethan. Ich koche mir jetzt selbst, aber nicht immer Fleisch, das ist heute das erstemal. Bisher bestand meine Küche für den Mittag aus Kartoffeln, die ich gestern und vorgestern mit Stockfisch verbrämte. Erleide dadurch weniger Zeitverlust, als wenn ich in's Gasthaus ginge, und komme zugleich um ein Drittheil billiger weg, was um so nothwendiger, als ich zur äußersten Einschränkung gezwungen bin. Mein Studio adaptirte ich deshalb auch zum Wohn- und Schlafgemache. Zur Bedienung übernahm ich vom Bildhauer Engel, welcher mit einer vollendeten großen Arbeit nach London abreiste, einen originellen alten Burschen, der in seinem Wesen wohl etwas duselig ist, übrigens aber wie ein gut gedrilltes Saumthier seines Weges geht und keinen Anstoß nimmt an meiner primitiven Einrichtung, bestehend aus einem alten Rohrcanapee, das zugleich als Bettstatt dient, und einem Holzkoffer, den ich als Sitz beim wacklichen Schreib- und Zeichentische benütze. Also gedrillt von Engel leistete er mir jetzt auch gute Dienste beim Formen und Ausgießen meines Ossian, auf dessen Weiterausführung nun mein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet ist" . . .

Die angeschlossene Notirung besagt: „Vor acht Tagen war ich wieder beim Hrn. Legationsrathe, wo es zur Abrechnung kam über die bereits von ihm genommenen Vorschüsse auf meine Pension. Da fand sich denn zu meiner größten Bestürzung, daß von dem fälligen halbjährigen Betrage anstatt 20 Scudi, wie ich meinte, blos noch so viele Bajocchi übrig blieben. In Erkenntniß der armseligen Lage wahrhaft niedergebeugt kam mir Herr v. Schnitzer, der meinen Zustand wohl begriffen hatte, freundlichst entgegen, denn im wohlwollensten Tone bot er mir einen Vorschuß aus eigenen Mitteln an, den ich dankbarst annahm: kam ich damit doch momentan wieder über das Unzulängliche der Klarstiftung hinaus. Der edle Stifter konnte freilich die rasch folgende Veränderung

der Verhältnisse nicht voraussehen, rechnete wahrscheinlich auch darauf, daß den Stiftlingen Aufträge zukommen würden. Wenn dieses aber, wie zeither bei mir, nicht erfolgte, dann liegt es klar zu Tage, daß die zugemessenen 300 fl. nur zu einer kläglichen Existenz wie ich sie thatsächlich friste führen müssen. Im Sinne des Stifters hätte es seither schon zu einer Erhöhung der Genußsumme für die Stiftlinge kommen sollen." [1])

... Meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, ging ich selben Tages noch mit dem mir Freund gewordenen Bildhauer Knüpel vor die Porta Fabrico den Monte Vaticana hinauf, wo wir mit P. Theiner zusammentrafen, der uns in sein am Monte Mario gelegenes Ordenshaus zu Filippo Neri führte. Nach allen Seiten, auf die Stadt, die Campagna mit den fernen Gebirgen, wie auf das Meer bietet sich hier eine herrliche Aussicht. Theiner lebt trotz seiner Stellung als päpstlicher Archivar den größeren Theil des Jahres in seiner Ordenszelle, wo er ungestörter wie in der Stadt, wo ihn fortwährend Besucher belästigen, arbeiten kann. Auf meine Frage, ob es ihn nicht doch manchmal noch in die Heimat — Schlesien — ziehe, antwortete er mit entschiedenem „Nein"! nachsetzend: „Die heimatlichen Anwandlungen streiften die 1848er Vorgänge vollständig ab" ...

— Höchst freudiger Stimmung eingetragen erscheint des Weiteren die Notiz vom 11. Febr. lautend: „Mein Geld, nämlich die von zuhause verlangten 300 fl., stellt mir der Bruder für künftigen Monat in sichere Aussicht. Das gibt endlich Beruhigung, gibt Muth zur Vollführung meiner Pläne!" ...

— Im Tagebuche, dem Plauderstübchen Melzers, wo das Freudige beschwingenden Nachhall, das Leidige beruhigenden Ausklang findet, gibt er sich auch immer wieder als der sinnreiche Erzähler des äußerlich Erschauten.

Dem Kalendergange folgend kömmt er so unter Anderem zur Anschauung des römischen Carnevals, dem M. in seiner Art auch ganz neue Seiten abzugewinnen weiß. Unter dem 22. Feb. findet sich denn notirt: „Heute begann der Carnevale. Längst schon in Erwartung auf diesen Tag, doch weniger nach den Volksbelustigungen, als vielmehr wegen der Klänge jener Glocke, die regelmäßig blos für zwei Ereignisse ertönen: zur Eröffnung des Carnevale und zum Lebensabschlusse eines Papstes, ging ich vor zwölf aufs Capitol, um hier den vollen Eindruck

1) Erst 1863 erfolgte die Erhöhung auf 500 fl. 1876, auf 800 fl. (Vergl. „die Prof. Dr. Alois „Klar'sche Künstlerstiftung" von Rud. Müller Prag 1883.)

der mir „wundersam" geschilderten Capitolsglocke zu erhalten. Und wahrlich, es ist etwas wundersam ergreifendes, trauervolles in ihren Klängen. Punkt 19 Uhr nach italienischer — 1 Uhr unserer Zeitrechnung — begann das Geläute und währte eine halbe Stunde. Doch nicht blos „eine", wie gesagt wird, sondern beide, die untere, wie die obere wurden in Bewegung gesetzt, das heißt, wurden die Zungen oder Klöppel mittels daran befestigter Stricke an dem Glockenmund geworfen, so daß die Schläge unregelmäßig fielen, das Geläute tacktlos blieb, was den Eindruck noch erschütternder machte. Lange nachdem schon die Klöppel ruhten, summten die Glocken unheimlich nach. Ein alter Italiener wußte mir bei dieser Gelegenheit viel von dem Schrecken der Römer zu erzählen, als in der Nacht nach der Schlacht bei Novara (23. März 1849) durch einige Heißsporne die Capitolsglocke in Bewegung gesetzt wurde angeblich zwar zur Verkündigung eines großen Sieges der Italiener über die Oesterreicher, der Schrecken sei aber richtig gewesen, wie nächsten Tags schon die Nachrichten von der Niederlage der Italiener bewiesen habe.

Als ich eine Stunde später wieder auf mein Quartier zulenkte, war der Corso bereits belebt, besonders von Fremden. Fenster und Balkone wurden geöffnet, bunte Teppiche herausgehangen, je nach Qualification der Quartierinsassen: aus Wolle, Seide, Damast mit Goldbrocat umsäumt ꝛc. Auch an dem venetianischen (österreichischen Gesandtschafts-) Palaste wurden einige Fenster auf diese Weise geschmückt, es waren das jene, welche am Ende des Corso der Piazza del Popolo gegenüber liegen. Auf letzterem Platze stellte sich das mit klingendem Spiel heranmarschirte französische Militär auf. Gleiches geschah auf allen am Corso liegenden Plätzen; zu diesen Infanterietruppen rückten noch römische Dragoner an und besetzten die Gassenzugänge. Uebrigens war noch allerlei im Fertigmachen, so die Tribünen auf der Piazza, wie auch die Barrieren, welche das Trottoir von dem tieferliegenden Pflaster trennen sollten. Die ersten Carnevalsstunden scheinen überhaupt mehr zur Vorbereitung bestimmt, selbst für das Volk, das nur wie zu Orientirungen umherging, ohne noch die Ausgelassenheit aufzuknöpfen. Inzwischen weiter gegangen vernahm ich von Weitem Gewehrsalven, Pöller- und Kanonenschüsse, die Signale für den Beginn der Pferdewettrennen, überhaupt für den Losbruch der Carnevalstollheiten. Als ich um 6 Uhr auf die Piazza zurückkehrte, war für heute schon alles vorüber, das Militär zog ab, nur die zahlreich noch umherliegenden Confetti bezeugten, was mittlerweile vorging. . . .

Spätere Notirung: „Während der eilftägigen Dauer des Carnevals war ich dreimal Beobachter der Vorgänge. Die des ersten Tages beschrieb

ich bereits; das nächste Mal, am Donnerstage (Giovedi grasso), auf das gegebene Signal durch die Capitolsglocke dem Corso zuschreitend, wo bereits das Militär wieder seine Stellungen innehatte, entwickelte sich unter großem Zudrange bald auch die ungebundenste Heiterkeit, ja Ausgelassenheit. Die geschmückten Balkone und Fenster füllten sich mit Zuschauern, ebenso die ebenerdig aufgestellten Tribünen, Bänke und Stühle. Im Nu begann das Blumen- und Confettiwerfen von geradezu niederschmetternder Wirkung, weil begleitet von den verfänglichen Gypskügelchen, welche die Gewandung mit Weiß überziehen, die Augen mit unleidlichen Staub erfüllen und außerdem begleitet von sinnbestäubendem Gejohle. Ist's einmal zu diesem Tollheitsausbruche gekommen, bei welchem sich die stark untermischten Engländer besonders vorthun, dann wirds äußerst unbehaglich. Denn indessen die Italiener, namentlich die Frauen und Mädchen, noch mit Sträußchen, Teig- oder Zucker-Confettis umherwerfen, haben sich diese Albionssöhne mit Blechdüten, Schüsseln und Schaufeln versehen, die sie aus einem ungehangenen Sacke mit Gipskugeln immer von neuem füllen, und schonungslos, am liebsten in Richtung auf das Gesicht ausschleudern. Am Schlimmsten kamen dabei die im Gedränge auf bestimmten Linien in Wagen Auf- und Abfahrenden weg. Wenn auch selbst mit einem Vorrathe diverser Confetti's versehen, hatten sie doch den Anprall jener auf der ganzen Linie auszuhalten. Mitten drinn in der Tollheitswette war ich zugerichtet wie ein Müllergesell, hatte noch obendrein den Verdruß, daß mir das von einer allerliebsten Italienerin zugeworfene Sträußchen von so einem englischen Gypskügler rohester Weise entrissen wurde. Die sonst üblichen Gesichtsmasken waren diesmal wieder „aus politischen Rücksichten" verboten. Wer sich dennoch „unkenntlich" machen wollte, fand den Ausweg dafür in irgend einer Costumirung, die ihm bestmöglichst über das Verbot hinweghalf.

Den römischen Faschingsrummel bis auf die „Hefe", nicht sowohl genießen, sondern kennen zu lernen, begab ich mich am letzten Tage, am Faschingsdienstage, auf den Corso, um absonderlich jenen Theil näher ins Auge zu fassen, welchen das schon erwähnte Schießen ankündigte nämlich das Pferderennen. Dieses begann gegen halb sechs unterhalb des Obelisken und erstreckte sich entlang des Corso bis zum venetianischen Palaste. Die meist noch jungen Renner, aus dem Hofraume links der Porta del Popolo vorgeführt, waren mit unterschiedlichen Zeichen in roth, weiß, gelb ꝛc. bemalt, ihre Hintertheile überdies mit allerlei sonderbaren Instrumenten behangen, die bei der Bewegung Lärm schlugen, oder die Hautfläche stachen und zwickten, also das Thier aufregten und zu wilder Flucht antrieben. So rasten dann auf der kaum 12 Fuß breiten, von

Zuschauern dicht besetzten Bahn, acht Pferde dahin. Unter Aufjauchzen hatte das erste sein Ziel erreicht und wurde nun mit Pomp durch die Stadt geführt. Voran sah ich eine schöne und kostbare Fahne tragen die zum Gewinnste von 70 Scudi gehörte ihr folgte ein bunt costümirter Bereiter, ein Trommelschläger, diesem nach das preisgekrönte Rößlein, von einem buntscheckig bekleideten Stallburschen geführt. Unendliches Bravo! Bravissimo! begleitete den Siegeszug. . . . . Als eigentlicher Schluß des Carnevals gilt das Lichteln — Maccoli — einer überaus belustigenden Hetze, bei welcher es dem einen Theile darauf ankömmt, die fast wie durch Zauber ins Millionenfache auftauchenden Lichtchen auszublasen, dem anderen, sie aufs Neue anzuzünden. — Diesmal wurde wegen des Maskirungsverbots absonderlich demonstrirt, denn nur verschwindend wenige Maccoli's zeigten sich auf dem Corso, desto mehr dafür in den Fenstern, wie auf den Balkons. Es war das ein Effect, als ob unzählbare Johannis- oder Leuchtkäfer umherhuschten. In Voraussicht dieser Demonstrationsweise hatten sich die Löscher mit entsprechenden Apparaten versehen, u. z. mit langen Wedeln, an Stangen befestigten Tüchern u. dgl. m. Damit attaquirten sie nun unter betäubendem Gejohl die Maccoli bis Punkt Sieben. Mit dem Schlage dieser Stunde verschwanden allum die Lichtchen, verstummte das Kreischen und Kichern, fuhren die zahlreichen Equipagen ihrer Wege, und blieben nur hörbar noch die Einzelrufe: Bona notte! Bona quaresima!". . . .

Nachtrag. Mit diesem Bona quaresima — gute Fastenzeit wünschen — hat es seine guten Gründe. Schon am nächsten Tage kam ich dahinter. Denn als ich wie gewöhnlich im Kaffeehause „Cafe a latte" (mit Milch) begehrte, ersuchte mich der Wirth mit leiser Stimme ins andere Zimmer zu gehen, da es ihm verboten sei, während der Faste in diesem vorderen Kaffee mit Milch zu verabreichen. (!) Thatsächlich mußten sich die „Schwarzen" und die „Weißen" durch eine Scheidewand auseinander halten lassen. Die ersteren sind diesfalls die gut Römischkatholischen, die anderen die „Ketzer". Die Consequenz davon, wenn der Wirth nicht zwei Zimmer hat, ist ein Vorhang, mittels dessen er das eine in zwei Hälften theilen muß. Für uns Oesterreicher, die wir doch nicht ohneweiters unter die Ketzer geworfen werden wollen, hat diese Fastenformel etwas geradezu Lächerliches.". . . .

16. März. Heute kam im Begegnen Prof. Wagner auf mich zu mit der Einladung zur Besichtigung der Preisarbeiten an der Akademie San Luca. Ich folgte ihm. Am Concurse für den Bildhauerpreis hatten sich blos zwei Künstler betheiligt, beide aber preiswürdig. Darzustellen galt es eine Gruppe aus dem bethlehemitischen Kindermorde. Wohl

im Einzelnen gut modellirt, entging doch dem einen wie dem anderen das Zusammenfassen der Figuren zur lebenswahren Action. . . . .

Die Preisaufgabe für Maler bestand in Darstellung der Verspottung Hiob's. Zwölf Gemälde concurrirten. Fast alle, mit Ausnahme des einen von Obry, einem Deutschen, ließen auf die fehlgegriffene, ja mitunter ekelerregende Hauptfigur hinweisen. Ein anderer Deutscher, Namens Tirsch, brachte zwar ein recht effectvoll gemaltes Bild bei, steht jedoch in der Auffassung des Gegenstandes zurück hinter jenem von Obry dem ich den Preis zuerkannte und dabei von Wagner keinen Widerspruch erfuhr.". . . .

21. März. „Mein Urtheil war auch das der Preisrichter: Obry hat den Preis erhalten."

„Auf den Anruf nach Hause erfolgte endlich wieder ein Brief vom Bruder Ferdinand mit einer Note von 50 fl., die sich aber beim Umwechseln in römisches Geld durch die Cursdifferenz um 5 Scudi vermindert keine Kleinigkeit für mich in der jetzigen Geldklemme!". . . .

Eine bisher unberührt gelassene Stimmungssaite macht sich vernehmbar mittels einer späteren Notiz, lautend: „Ich gehe jetzt gern an Sonn- und Feiertagen in die gewissermaßen „Oesterreichische Kirche" San Maria dell' Anima und höre, was ich noch selten gethan, die Predigt. Es ist das weder eine Gesinnungsänderung, weder Speculation noch Scheinheiligkeit die mir stets verhaßt war und verhaßt bleibt, sondern einfach Folge des Bewußtseins: ich sei Katholik. In der katholischen Religion erzogen, durch sie geeint mit der größten Gemeinde der Welt, bleibt es denn auch Pflicht, sich als Gemeindeangehöriger zu benehmen. Nicht blind für die in sie eingeschlichenen Mißbräuche, vermag ich anderseits ebensowenig das Schöne, Erhabene, das Culturleben Fördernde zu übersehen. Dieser jetzige Kirchenbesuch muthet mich, den Vereinsamten, an, wie der Verkehr mit guter Gesellschaft, in welcher der ganz vorzügliche Prediger der Wortführer ist, dem alle gern zuhören, und jeder sich vom Gehörten etwas mit nach Hause nimmt. Zugegeben, daß das von ihm vorgetragene mit der heutigen Lebenspraxis vielfach im Widerspruche stehe, spinnt sich damit doch unleugbar der rothe Faden sittlicher Gesinnung, wie moralischer Kraft weiter, und bringt zu erfrischtem Anlaufe nach dem Idealen, dessen kein Mensch, am wenigsten der Künstler entrathen darf, will er anders nicht der Trivialität verfallen.". . .

Unter freudvoller Einleitung findet sich dann im Tagebuche notirt: „Ich begann eine kleine Statue in Thon, den böhmischen Dichter Lomnicky von Budecz vorstellend, und will sie in Gyps abformen, später in

Marmor für Prag ausführen. Als Gegenstück dazu entwarf ich das Standbild der böhmischen Dichterin Eva Lobkowitz. Entworfen ist auch eine Variante der Shakespeare-Figur, sitzend, und ich glaubte damit einen glücklicheren Griff gethan zu haben, wie mit der zertrümmerten stehenden. Bestimmte sie deshalb auch zur Ausführung in Marmor.". . . . Diesem neuen Aufschwunge entspricht der Anschluß: „Der Frühling mit seinem ganzen Zauber ist in Rom eingezogen: die Laubbäume grünen, die Blumen erschließen sich, und allum entströmt den Gärten köstlicher Duft.". . .

Auffällig contrastirend lautet dafür wieder die Epistel vom 20. April: „Ostersonntag! der erste in Rom . . . . Ich habe soeben geweint wie ein Kind. Warum kann ich selbst nicht sagen. Offenbar hängt dieser gereizte Zustand mit der Krankheit zusammen, die mich seit einer Woche wieder verfolgt, und, wie der Arzt sagt, 's Quartier wechselt zwischen Magen und Leber.". . . . Die ärztlichen Heilmittel vermögen freilch den Zustand nicht ohneweiters zu beheben. Was mir gründlich helfen könnte, ist leider in keiner Apotheke zu haben. Der Arzt meint es wohl gut, wenn er sagt: „Sie dürfen sich nicht in ihrem Studio vergraben, dürfen sich nicht trübe Gedanken beikommen lassen, müssen heitere Gesellschaft und Zerstreuung suchen." Räth mir außerdem einige Zeit in Neapel zu verbringen, mindestens einige Tage am Lande dem Nichtsthun obliegen zu sollen . . . .

3. Mai. „Mittwoch Abends kehrte ich von der Sonntag unternommenen Genesungsreise — von Frascati her — zurück, und fühle mich so ziemlich wieder hergestellt. Den beabsichtigten längeren Aufenthalt verleidete mir nebst dem regnerischen Wetter die kostspielige, dabei schlechte Zehrung . . . . Wenige Tage darnach unternahm ich mit Freund Knüpel einen Ausflug zum Ausgrabungsfelde an der Via Appia . . . Da wir selben Weges nicht wieder zurückkehren wollten, gingen wir quer über die Campagna in der Richtung auf St. Paul, einer Strecke, die weit größer war, als es den Anschein hatte. Bald gings über kahle Hügel, bald wieder durch hohes, zur Brust heranreichendes Wiesengras. Endlich vor einer weiteren Anhöhe, von der wir uns St. Paul nahe glaubten, war die Enttäuschung eine ganz fatale; denn oben angelangt hatten wir ein weithin zerklüftetes Terrain mit zu Theil tief eingesunkenen Stellen und gähnenden Schlünden vor uns. Ah, das ist über den Katakomben! war der gemeinsame Ausruf, und so war es auch. Begreiflicher Weise vom Schauer ergriffen auf einer Scholle zu wandeln, die bei jedweder Erschütterung in neuerliches Sinken gerathen könne, suchten wir behutsam einen Rückweg, kamen dabei auch richtig zu dem an der linken Seite des Hügels gelegenen, bequemen Eingang in die Katakomben. Dieser bestand aus einem großen

Felsenthore, das, wie ich glaube, erst späterer Zeit die jetzige Gestaltung erhielt. Es war offen, ich war auch gewillt auf eine Strecke weit hineinzugehen, nur schreckte mich für diesmal die herauswehende eisige Kühle mit Rücksicht auf meine Gesundheit davon ab . . . Vor uns lag, blos durch eine Wiese getrennt, die Abtei alle tre Fontane; dahin richteten wir unsere Schritte. Durch ein Thor, unter dessen Kreuzbogen noch ansehnliche Reste altchristlicher Malereien vorhanden sind, traten wir in den geräumigen Hof. Die erste der drei hier vorfindlichen Kirchen, in die wir eintraten, war S. Maria Scala Coeli benannt nach der Sage, daß St. Bernhard an der Stelle eine Himmelsleiter erblickte, auf welcher Engel, mit erlösten „armen Seelen", aufstiegen. Die Kirche, außer einem einzigen Altare in der linken Seitenhalle leer und weißgetüncht, hat blos ein sehenswerthes Mosaik über jenem Altare, nach der Zeichnung von Giovanni de Vecchi, gemalt von Franc. Zucco. Die zweite Kirche im Hintergrunde. S. Paolo alle tre Fontane, ist auf der Stelle erbaut, wo St. Paulus enthauptet wurde, die drei Altäre aber bezeichnen die drei nach seiner Enthauptung wunderbar entsprungenen Quellen. — Der dritte größte und älteste Votivbau ist im Aeußern wie im Innern der besterhaltene, und datirt aus der Zeit Papst Honorius I. († 1638), indeß die beiden anderen Kirchen die stilwidrigsten „Renovationen" erfuhren. Das seit 1146 mit ihnen verbundene Cisterzienserkloster ist der höchst ungesunden Lage wegen verlassen, und üben blos noch in den Herbst- und Wintermonaten zwei Franziskanermönche geistliche Function für die Landleute der Umgegend . . . ."

12. Mai. „So eben komme ich wieder von der Post aber kein Brief, kein Geld harrte meiner, dafür fortgesetzte Entbehrung! Vor Scham außer Stande, das Bild meines Inneren vor Jemand zu enthüllen, muß ich nun dulden und tragen komme was da wolle . . . . . Seit acht Tagen besteht in Folge der Cassa-Ebbe meine Nahrung aus schwarzem Kaffee und Brod . . . . Habe endlich die Uhr versetzen müssen. . . . Woher bei solchem Zustande Arbeitslust, Arbeitskraft nehmen?! . . . . Schon ein Jahr in Rom! Wie viel in diesem gelitten, wie wenig vollbracht! . . . . Dennoch rufe ich mir zu: Nur Muth gefaßt, in der Ausdauer beharren."

18. Mai. „Noch immer keine Aenderung. Tag um Tag setze ich neues Vertrauen auf die Post, sehe mich aber auch Tag für Tag in meiner Hoffnung getäuscht!" . . . .

23. Mai. Gestern bat ich Hrn. Legationsrath v. Schnitzer um die Gefälligkeit, mir den rückständigen Stiftungsbetrag für das erste halbe Jahr auszahlen zu wollen. Wohl erwiderte er, die bezügliche Anweisung dafür

sei ihm noch nicht zugekommen, lieh mir aber doch aus Eigenem 20 Scudi. Nach Tilgung der inzwischen aufgelaufenen Schulden glaube ich nun wieder auf drei Wochen gesichert zu sein . . . ."

„König Ludwig von Baiern verließ nach einem schon gewöhnlich längerem Aufenthalte am 20. Rom. Wie üblich, wenn er hier weilt, wurden auch diesmal die älteren Künstler, abwechselnd je zwei, täglich zu Tische geladen. Am Vorabende vor seiner Abreise wurde ihm zu Ehren durch deutschfreundliche Römer das Colosseum bengalisch beleuchtet. Des anderen Morgens früh 4 Uhr kam er die Passegiato über den Monte Pincio von seiner Villa herab, blos vom Bildhauer Professor Wagner, seinem Intimus, und dem Tiroler Maler Schöpf nebst geringem Gefolge begleitet, zu den für seine Abfahrt bereitstehenden Wägen. Nach schlicht herzlichen Worten an uns alle zur Verabschiedung herbeigekommen, Alle zu baldigem Besuche Münchens einladend fuhr dieser mit Grund so benannte „deutsche Perikles" nach seiner Heimat . . . ."

„Am selben Nachmittage erhielt ich die längst erwartete Nachricht von Hause. Tragikomisch genug vermochte ich den Brief nicht sogleich in Empfang zu nehmen, denn es belastete ihn ein Porto von 47 Bajocchi — die ich nicht besaß! — mußte also vorerst noch von Freund Knüpel einen Scudo pumpen, zur Inempfangnahme. Kläglicherweise vertröstete das Schreiben auf eine „nächstfolgende Geldsendung" und stellte mich vor die Frage: wie bis dahin das Auskommen finden?! — Glücklicherweise hatte ich noch einige gangbare Münzen aus einer beabsichtigten Sammlung herausgefunden. Diese mußten nun, wie leid es mir auch that, flöten gehen . . . . Am Ersprießlichsten wirkte dabei ein mit dem Bildnisse Napoleons, als König von Italien versehenes 10 Centimestück . . . . Darüber war ein neuer Tag vergangen, und auch die Hälfte des folgenden, bevor ich wieder Luxus treiben, mir ein Brod kaufen konnte, zu welchem sich beim verschämten Ausgange zur Aqua accettosa ungenirt Wasser trinken ließ. Dieser trostlosen Situation etwas Ideales anzuthun, setzte ich mich auf die zur Stelle von König Ludwig 1821 angeordneten, mit schattengebenden Bäumen umgebenen Steinbank . . . Da saß ich nun in mich gekehrt, zu meinen Füßen zogen die gelben Wellen der Tiber murmelnd dahin; von Rom her wurde abwechselnd Uhrenschlag und Glockengeläute vernehmbar; vor mir lag der felsige Soracte, der Norden — meine Heimat, in welcher ich noch nicht Kümmernisse kannte, wie sie hier in der Stadt meiner Ideale über mich kamen . . . Innerlich erregt flatterte die Phantasie wohl dem eingefangenen Vogel gleich wie von Sprosse zu Sprosse, von Plan zu Plan, doch ohne Halt — am

längsten nur bei dem: mich einem Bildhauer zu verdingen, falls nicht bald eine Wendung zum Bessern auf anderem Wege erfolge . . . ."

Erneuten Aufschwung spiegelt dagegen wieder die Notiz vom 24. Juni. „Gott Dank, gestern kam endlich die lang ersehnte Beihilfe von meinen Geschwistern. Nun hat alle Noth, haben alle Sorgen ein Ende . . . ." Diese Prüfungszeit hat mich fester, männlicher gemacht; ich lernte mich selbst bekämpfen und an mir halten, nicht weichlich jedem Begegnenden vorjammern und beschämendes Mitleid in Anspruch nehmen ... Nun will ich auch fleißig, doppelt fleißig sein, um mir einen ehrenvollen Platz in der Kunstwelt erobern, meinem geliebten Meister Max, im Hochgefühle sein bester Schüler zu sein, vor Augen treten zu können . . . ."

(Schluß folgt.)

Das Jahr im Volksliede und Volksbrauche in Deutschböhmen.[1])

Von Anton August Naaff.

III. Ostern.

A. Die vorösterliche (Fasten-) Zeit.

Wie bei der Weihnachtszeit, dem altdeutschen „Jul-" und späteren „Christ"-Feste, so haben wir auch bei der Osterfeier die ursprünglichen altheidnischen neben den späteren christlichen Vorstellungen, Einrichtungen und Gebräuchen zu unterscheiden. Weihnachten und Ostern waren von altersher die zwei Hauptzeiten des ganzen Volksjahres, was ihr Ursprung, der Zeitpunkt ihrer Feier, die verschiedenen damit verknüpften Sinnbilder und Gebräuche u. s. w. klar erweisen.

Wie das altdeutsche Jul-, (spätere Christ-) Fest, das eigentlich die Wintersonnenwende feierte und von jeher den kalendarischen äußeren wie inneren (geistigen) Mittelpunkt des ganzen Winterhalbjahres bildete, der Kern geworden ist, um welchen sich alle anderen Vor- und Nachweihnachts-Festtage, Gebräuche u. s. w. gruppiren, so beherrscht und verdunkelt auch die Osterfeier als das eigentliche Sommer-Hauptfest alle anderen sommerlichen Festtage und ist und bleibt heute in der vorchristlichen Form ebenso wie einst in altheidnischer das leitende

1) Vergl. Jahrgang XXIII. Seite 182.

Frühlings- und Sommerfest in dem der Natur angegliederten Volksjahre, dem alle anderen Feste und Festbräuche des Sommerhalbjahres in ähnlichem Sinne wie oben nur als Einbegleitung, Vorbereitung oder als Ausläufer und Nachfeier dienen. [1])

Im christlichen Volksjahr der germanischen Welt leitet nun, ähnlich wie Weihnachten durch den „Advent" vorbereitet wird, die „Faste" zur Osterfestzeit hin, und wir haben uns also zuerst mit dieser Vorbereitungszeit zu beschäftigen.

Ich habe im letzten Abschnitt bei der Betrachtung der Faschingszeit dargelegt, wie es komme, daß dieselbe seit altersher und so allgemein im deutschen Volks-, besonders im Bauernjahre als die „lustige Zeit" mit Sang und Klang, mit Tanz und Mummenschanz und in Saus und Braus gefeiert werde. Daß sich durch die einst vielfach sehr ausgiebigen und andauernden Fastnachtslustbarkeiten und Faschingsgelage naturgemäß im gewohnten Verlauf aller Dinge einestheils die Genußkraft des Volkes selbst zeitweise bis zu einem gewissen Grade erschöpfte, anderentheils auch der Vorrath an Geld und Gut sich minderte und somit auch schon durch wirthschaftliche Rücksichten dem allzulangen Faschingstreiben ein Damm und Ziel gesetzt werden mußte, ist leicht abzusehen und ferner ebenso naheliegend, weil noch heute durch das lebendige Beispiel ähnlicher Art im Volkshaushalte bekräftigt, daß nach dem Fasching, nach der tollen, lustigen Zeit, für Leib und Seele ebenso wie für Säckel und Vorrathskammer wiederum eine Zeit der Sammlung, der Zurückhaltung, des Sparens, der Genügsamkeit und Selbstbeschränkung eintreten müsse. Dies Gebot der Selbstbeschränkung und einer gewissen Enthaltsamkeit in den Wochen gegen Ausgang des Winters nach der vollgenossenen Lustbarkeit und den Freuden des Faschings machte sich im Volkshaushalte und Volksbrauche von selbst um so dringender und ganz natürlich geltend, wenn das zunächst bevorstehende zweite Hauptfest des Jahres, das nun bald kommende Osterfest ins Auge gefaßt wurde, das abermals seine besonderen

1) Diese Unterscheidung von blos zwei Hauptfesten für Sommer und Winte ist durchaus volksgemäß und der allgemeinen Volksansicht noch heute entsprechend, die das Jahr nicht kalendarisch in Viertel und nach vier Jahreszeiten (Frühling, Sommer, Herbst und Winter) sondern einfach, und bei den oft so großen Verschiebungen natürlicher Wandelbarkeit der sogenannten vier Jahreszeiten, die den Frühling und Herbst nur zu oft zum Winter oder auch Vor-, bezw. Nachsommer macht — auch am richtigsten — blos in Sommer und Winter theilt. Diese Grundanschauung kommt auch im Volksbrauche und Volksliede sinnig zum Ausdruck, wie späterhin dargelegt werden wird.

Ansprüche stellte und ebenfalls aus dem vollen gefeiert und genossen sein wollte, d. h. mit genußfrischem Herzen und neugefüllten Kammern und Kasten. Ueberdies mahnte die um Ostern gewöhnlich auch wieder beginnende neue Feldarbeit, der Neubau der Sommerfrüchte und die damit stets verbundenen größeren wirthschaftlichen Vorausgaben den Hauswirth auf dem flachen Lande ebenfalls daran, bereits vorzeitig mit Kraft wie Gut Haus zu halten, und nach der Fastnacht womöglich das durch Sparsamkeit und geringeren „Aufgang" wieder herein zu bringen, was etwa im Fasching zu viel und zu leicht dahingegeben wurde. Sollte demnach die „Faste", wie sie noch heute besteht, erst und nur kirchlichen und nicht viel älteren allgemeinen Ursprungs bloß aus einer Kirchenvorschrift und nicht etwa aus dem ganzen inneren Bedürfnisse des Volkslebens heraus von selbst entstanden, sodann aber von der christlichen Kirche, die kluger und sinniger Weise und mit Recht den alten Volksbräuchen, wo sie — konnte oder auch mußte — sich anschmiegte, einfach aufgenommen und ihren eigenen Zwecken angepaßt worden sein?

Das mindestens ist geschichtlich gewiß, die Selbstbeschränkung durch eine gewisse Enthaltsamkeit von Speise und Trank ist uralt, älter als das Christenthum selbst. Schon die „Vedas", die heiligen Bücher der indischen Brahminen, welche selbst die Bücher Mosis, also auch die jüdische Glaubenssatzung, an Alter weit überragen, bezeichnen das Fasten bereits als einen uralten Religionsgebrauch.

Die Selbstbeschränkung und Selbstabtödtung durch Fasten findet sich auch unter den Vorschriften der alten Egypter, der buddhistischen Völker, der Hindus, Perser, Assyrer u. s. f., stammt also bestimmt aus dem Morgenlande und schon von den ältesten Religionen und Culturnationen, und ist im Grunde eine so allgemein menschliche Uebung, die allzeit und allenthalben gern mit religiösen Bräuchen verbunden wurde, daß man annehmen muß, es war dies selbständig, ohne Nachahmung fremden Beispiels auch seit uralter Zeit bei den Germanen u. zw. auch zur Vorbereitung auf das Osterfest der Fall, und die spätere christliche Lehre und Uebung betreffs des Oster-Fastens habe diesfalls wenig oder nichts Neues eingeführt, sondern nur mehr schon Bestehendes umgestaltet, weiter entwickelt, geistig erhoben und veredelt.

Anfangs beschränkte sich die christliche Faste auf eine 36—40stündige Enthaltsamkeit zur Ostervorfeier selbst u. z. vom Charfreitag Nachmittags bis Ostersonntag; erst Telesphorus (Bischof zu Rom) führte im 2. Jahrhundert durch ein eigenes Kirchengesetz ein 36—40tägiges Fasten ein, das natürlich nicht so streng in seinen Vorschriften sein konnte wie

das obige und den Ursprung der bis heute noch üblichen sogenannten Fastenzeit und Ostervorbereitung bildet, die zuletzt von Papst Gregor (der Große genannt) auf 40 Tage (mit dem Aschermittwoch als Ausgangstag) festgesetzt wurde.

Die kirchlichen Bräuche und Lieder während der vorösterlichen (Fasten-) Zeit sind bekannt, weil noch durch allgemeine regelmäßige Uebung lebendig. Unter den kirchlichen Fastenliedern gibt es ebenfalls einzelne gute Volkslieder, deren Aufzeichnung und Zusammenstellung sehr wünschenswerth wäre; doch konnte der Verf. bisher nichts Mittheilenswerthes hievon erlangen. Von den noch mit den altgermanischen (heidnischen) Volksüberlieferungen und Anschauungen zusammenhängenden Gebräuchen und Liedern aus der Vor-Oster-Zeit (Fastenzeit) ist vor Allem das Todaustragen zu nennen — ein sehr alter und allgemeiner deutscher Volksbrauch.

Er findet sich bis in die neueste Zeit auch in Deutschböhmen in der Form in Uebung, daß eine mit Stroh, Heu, Häcksel u. dgl. ausgestopfte Puppe in Menschengestalt und Menschengröße mit ausgespreitzten Armen auf eine hohe Stange gesteckt, festgebunden und im allgemeinen Umzuge durch das Dorf oder auch um die Felder getragen wird. Hiezu wird im Nordwesten, im Egergebiete folgender Text gesungen:

Lied der Todausträger.

Heut trog mer'n Tod aus
Zu Duppe (Duppau) übers Rothhaus,
Zu Kood'n (Kaaden) über'n Kost'n
Mitt'n in da Fost'n!

(Zusatz:) Hätt' m'rn Tod net ausgetrog'n
Hätt'r d' olt'n Woiwa olle drschlog'n!

Dieser „Tod" wurde zuletzt nach längerem Umzuge, wobei stets helle Freude herrschte und viel Muthwille sein Spiel trieb, so daß das „Todaustragen" stets als ein Freudentag galt, in einen Teich, Fluß oder Bach geworfen, auch auf freiem Felde verbrannt oder sonst durch den Uebermuth der Jugend zerstört. Zuweilen pflegte man den „ausgetragenen Tod" auch auf der Feldmarke einer Nachbargemeinde aufzupflanzen, was als Spott und Neckerei galt und zwischen den Burschen der verschiedenen Dörfer mitunter auch zu tüchtigen Raufhändeln führte.

Im Falkenauer Gebiete wird der Tod am vierten Fastensonntage Mittags von 12—1 Uhr ausgetragen und dabei folgendes Lied gesungen:

Trog' mern, trog mern Tod aus,
Schloggenwoller Rothhaus,
Heut in der Fosten
Stell'n mern Tod am Kost'n.
Stell'n mer'n Tod auf's Butterfoß
Word er troppe-trasche noß!
Leisom, leisom!
Kotz fritz Fleisch zsomm!
Eier raus!
(Falkenauer Gegend.)

Um Sinn und Ursprung dieses alten Volksbrauches festzustellen und zu erklären, brauchen wir wohl keine weit zurückschweifenden und auch keine allzu gelehrt tiefgründigen Forschungen und Betrachtungen anzustellen. Es ist so naheliegend, so selbstverständlich, daß derselbe sinnige deutsche Volksgeist, der so sehr auf die Natur angewiesen war und ganz in derselben und mit derselben lebte, nachdem er im Julfeste schon (zu Weihnachten) die Wiedergeburt des neuen Lichtes und Sonnenjahres feierte, auch durch einen sinnbildlichen Volksbrauch in dieser Zeit seine Freude über den Tod des Winters und die Ankunft des Sommers öffentlich und allgemein kundgab. Es ist durchaus nicht nöthig, mehr als das hineinzudeuten oder mit Hilfe geschichtlicher Ableitungen u. s. w. noch mehr daraus herausstifteln zu wollen. Die Sitte des Todaustragens bedeutet nicht mehr und nicht minder als die Freudenkundgebung der Volksseele über das Ende des Winters und die bevorstehende Wiederkehr des Sommers.[1])

1) Ganz deutlich ergibt sich dies insbesondere aus dem Volksliede „Das Todaustreiben", das dem Verf. nachträglich noch in der bekannten deutschen Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" S. 109 unterkam. Es lautet:

Das Todaustreiben.

So treiben wir den Winter aus,
Durch unsre Stadt zum Thor hinaus,
Mit sein' Betrug und Listen,
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Thal,
Damit er sich zu Tode fall'
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Sommer träumt,

Ganz im obigen Sinne äußert sich auch, wie ich zum Schluße noch finde, Dr. H. Dunger in seinen „Rundum- und Reimsprüchen aus dem Voigtlande", worin er auf Seite 189 unter dem Titel „Frühlingsfest" folgende, hier zur Ergänzung und Vergleichung besonders werthvolle Mittheilung macht: Bis vor Kurzem fand am 1. März oder zu Laetare namentlich im russischen Voigtland das auch anderwärts bekannte Todaustreiben statt, ein Nachklang des uralten germanischen Mythus vom Kampfe des Sommers mit dem Winter. Das junge Volk trug eine angeputzte Strohpuppe auf einer Stange (der Tod-Winter) im Dorfe herum und stürzte sie dann ins Wasser unter dem Gesange:

Heute treib'n wir'n Tod aus
Uebers Gûr'sche Rôthhaus,
Ueber Stock und Stêne,
Brech' ne Hals und Bêne.

Darauf wurden in den Häusern Geschenke, namentlich Eier, gesammelt, indem man dabei sang:

Wir hab'n den Tod wol ausgetrieben,
Die faulen Mädel sind zu Hause geblieben,
Sie sitzen in der Höllen
Und lauern auf die Junggesellen.
Wir bringen Euch an warmen Sommer mit,
Theilt uns nur a paar Eier mit.

Durch das Ersäufen der Puppe ist der Winter getödtet und der Sommer wieder in sein Recht eingesetzt. (Man vergl. noch, um den pangermanistischen, altdeutschen Grundzug dieses alten Volksbrauches sich vollends klarzulegen: Brückner, Reussische Landeskunde S. 189, Panzer, Bayrische Sagen und Gebräuche II., 73, Rheinsberg-Düringsfeld, das festl. Jahr S. 79, Hilssas, Curieuse Gedanken von dem Gebrauche am Sonntag Laétare, welchen man insgemein nennt „den Todaustreiber" aus dem Latein. übersetzt, Dresden und Leipzig 1701; G. Klamm, Hand-

---

Er träumet in dem Maien
Von Blümlein mancherleien.

Die Blume sproßt aus göttlich Wort
Und deutet auf viel schönern Ort;
Wer ist's, der das gelehret?
Gott ist's, der das bescheeret.

(Mittel- und Norddeutschland.)

buch der germanischen Alterthumskunde S. 376; Grimm, deutsche Mythologie I. Ausgabe S. 442.

Eine andere Lesart des Liedes lautet im Thüring'schen (nach Dunger) noch:

Heute treib'n wir den Tod aus,
Uebers Waid'sche Rathhaus,
Ueber Stock und Stein,
Bricht Hals und Bein.
Wir Alle, wir Alle kommen raus

Und tragen heute den Tod naus;
Komm Frühling wieder mit uns in das Dorf,
Willkommen lieber Frühling!

Daß in manchen Gegenden hiemit im Laufe der Zeit auch noch eine ortsgeschichtliche Erinnerung od. Bedeutung verknüpft wurde, mag allerdings öfter vorkommen, darf jedoch für das Allgemeine das Wesen der Sache selbst nicht verwischen. Niemals darf vergessen werden, daß es sich bei all diesen Volksbräuchen wesentlich und vor Allem stets um die Feier der beiden Hauptfeste des Sommers und Winters handelt. Um diese zwei Hauptfeste des Volksjahres, um Weihnachten und Ostern, als die Festsinnbilder des Winters und Sommers, dreht sich das Denken und Handeln, also auch die Dichtung des Volkes in Festbrauch, Spruch und Lied. Ganz offen spricht sich diese Thatsache in einem ebenfalls uralten deutschen Bauern-Spiele aus, das noch bis in die neue Zeit im Erzgebirge, an der Mitteleger, im Komotauer Bezirke und auch in der Planer Gegend — sowie gewiß auch in mancher anderen — in Uebung war und gerade heraus den Kampf des Sommers mit dem Winter behandelte und versinnbildete.

Dieses für die Auffassung der Volksfeste und Bräuche im Jahre besonders bedeutsame „Sommer- und Winterspiel" wurde nach den mündlichen Mittheilungen verschiedener älterer Gewährsleute an den Verf. zu verschiedenen Zeiten aufgeführt, bald im Advent (also in die Weihnachtsfestgruppe eingereiht), bald in die Faste, und in diesem Falle den Osterfest-Gebräuchen zugehörend. Dieser Wechsel der Zeit ist hier ganz natürlich und leicht zu erklären. Das Spiel paßte nöthigenfalls für Winter und Sommer oder ließ sich wenigstens dazu einrichten, ist aber seinem

Ursprung und Wesen nach, wie auch aus dem Inhalte ersichtlich sein wird — doch eigentlich ein Osterspiel und für die vorösterliche (Fasten-) Zeit gedacht und bestimmt, weshalb es auch hier unter diesem Abschnitt zur Mittheilung kommt. Meist in der Faste, andernfalls wenn der Trieb nach einigem Erwerb schon stärker drängte, auch früher noch, kamen vom Erzgebirge die Sommer- und Winter-Sänger ins Flachland herab und wanderten von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Auch aus den Eger-Dörfern selbst fanden sich solche Darsteller. — Sie waren ihren Rollen entsprechend gekleidet, beziehungsweise ausgerüstet. So trug der Sommer in Nord-Deutschböhmen z. B. an der Eger, im Planer und Tepler Gebiete ein kleines Bäumchen mit Früchten, in Süd-Deutschböhmen (Hosterschlag, Königseck, Böhmerwald) eine Sense (meist im verkleinerten Maßstabe) in der Hand, der Winter aber ging im Schafpelz mit einem Drischel einher.

Kamen Sommer und Winter nun in ein Haus, so führten sie im Wettstreit und Wettgesang das folgende Sommer- und Winterspiel auf:

Da Summa tritt vor und singt:

Ei Winta, du bist mir a schlechta Gsell,
Gechst d' olt'n Weiwa olla in d' Höll.
O je Herr mein,
Da Summa is fein!

Da Winta

Ei Summa du bist a schlechta Baua,
Machst den Weiwan die Millich gern saua!
O je Herr mein,
Da Winta is fein!

Da Summa:

Wenns kimmt zu Bartlmäitag,
Da schüttl' ich meine Berla und Äppel ab
(Birnen und Äpfel)
O je Herr mein,
Da Summa is fein!

Da Winta:

Wenns kimmt bis Weihnochten,
Do thu ich dem Bauer d' Sau oschlochten.
O je Herr mein,
Do Winta is fein!

Da Summa:

Wenn zu G'hannes (zu Johanni) kimmt
da Schnit,
Gehts Korn und da Waza mit.
O je Herr mein,
Da Summa is fein!

Da Winta:

Hauft dus oh, so drisch ichs aus,
Und 's koch'n d' Weiwa Knödla draus.
O je Herr mein,
Da Winta is fein!

Da Summa:

Hörst Winta, du darfst ma nimma vill
sog'n,
Sinst thu i dich von donna jog'n!
O je Herr mein,
Da Summa is fein!

Da Winta:

Hörst Summa, du därfst mich net vill
dutz'n,
Ich steck dich unta mein Lämmel-Pelz-
Mutz'n.
O je Herr mein,
Da Winta is fein!

Da Summa:

Merk auf, dös sog ich zu allerletzt:

Ich mochs, daß heuer gar nix mehr wächst;
O je Herr mein,
Da Summa is fein!

Da Winta:

Hörst Summa, jetz gib i dir Recht,
Du bist da Herr und i da Knecht.
O je Herr mein,
Da Summa is fein![1])

(Komotauer und Saazer Gebiet.)

Mit folgendem Text, der zur Vergleichung mit dem vorhergehenden heranzuziehen geboten erscheint:

Der Sommer und der Winter.

Sommer:

Herein: Wir wollen uns machen bekannt,
Sommer und Winter allezeit genannt.
Wir wollen singen eine kurze Weil eine Gschicht,
Liebe Herren laßt es Euch verdrießen nicht.
Kommt der Winter an,
Er ist ein grausomiger Mann!

Winter:

Ei Sommer, was hab' ich dir zu Leide gethan,
Daß du mich heiß't einen grausomigen Mann?
Ich habe schon längst hinter dir gestanden,
Und habe gehört deine Spottreden an.
Jetzt wag' ich daran meine beste Kuh,
Ich muß wissen, wer Herr ist, ich oder du?

Sommer:

Ich bin der Sommer schön;
Ich thu' mich zwar nicht rühmen,
Die Herren werden es versteh'n.

Winter:

Ich bin der Winter hart,
Mit warmen Kleidern angelegt,
Ich trag' nen rauchen Bart,
Ein gutes Paar Schuh;
Wenn ich mich gleich so rühmen thu,
Es ist nichts daran!

Sommer:

Jetzt tritt der Frühling ein (der Frühling beginnt:)
Da fang ich an zu pflanzen in meinem Gärtelein,
Da blühen die Blümlein groß und klein,
Da singen die Vögelein.
Jung und Alt und Alles will fröhlich sein!

Winter:

Und wenn es kommt zur Weihnachtszeit
Schlacht ich mir ein fettes Schwein,
Dazu ein fettes Kalb.
Ei, Sommer, das geb' ich dir halb,
Was willst du mehr hon?

Sommer:

Ei Winter du gefräßiger Mann,
Red'st allezeit von guter Speise und baust selbst nix an!
Ich habe dirs geführt in die Scheuer hinein,
Du hasts gefressen in Hals hinein!
Kein Dank soll bei dir sein!

1) Eine andere Lesart dieses Liedes gibt A. Paudler (Mittheilungen des nordböhmischen Excursionsclub 1884).

Winter:

Ei Sommer, scherr mich nicht,
Ich bin ein guter Arbeiter, kein Fresser bin ich nicht.
Mit meiner Schwing, mit meiner Dresch'
Thu' (ch') mein Korn und Weizen ausdreschen.

Sommer:

Und wann es kommt um Johann,
Da hau ich mir die Wiese ab, viel Futter ich machen kann!
Und wenn es kommt um Barthelmin,
Schüttle ich meine Äpfel und Birnen hin
Ei Winter, das kannst du nicht!

Winter:

Ei Sommer, scheer mich nicht!
Und wenn es kommt zur Faschingszeit,
Da bock ich mir eine Pfannebucht' in meiner küppernen Pfanne,
Dazu ein fettes Schwein.
Da schmier' ich mir den Bart recht fett
Und lege mich zum Weib ins Bett.
Ei Sommer, das kannst du nicht!

Sommer:

Ei Winter, scheer mich nicht!
Ich will dir etwas beweisen mit meinem Ernst daher. (?)
Ich raufe dir den Bart recht aus,
Und werf' ihn in einen Dornenstrauch,
Daß ihn die Sonne verzehrt!

Winter:

Ei Sommer, thu' das nicht!
Ich will mich untergeben, will leben nach deiner Pflicht,
Bist du der Herr und ich der Knecht,
So haben wir alle Beide recht!
Ich bitte um Verzeihung.

Sommer:

Verzeihen will ich schon,
Du sollst tragen keinen Zorn!
Du sollst mir helfen singen
Ein Liedlein, dem höchsten Gott zu Ehren,
Den Sommer und den Winter zu einer Nahrung an. (?)
Da bitten wir den lieben Gott,
Daß er uns helf' aus aller Noth
Zu Wasser und zu Lande.
Soldat, zu Pferd, zu Fuß gestellt,
Da kommt der Fürst mit seiner Kron',
Er gibt uns den verdienten Lohn.
Am End', da geht es schon,
Am End', da geht es schon!

(Aus der Gegend von Gablonz und Hühnerwasser).

Wie man an dem Ausgang- und Grundgedanken dieser Sommer- und Winterlieder klar erkennt, soll hiedurch der Sieg des Sommers über den Winter gefeiert werden und ist dieser Brauch somit offenbar und ganz bestimmt vom Anfang her für die vorösterliche (Fasten-) Zeit in Geltung gewesen, welcher er auch zugehört, obschon man dieses Spiel, wie bemerkt, vielfach auch bereits im Advent und im Fasching aufführte.

Zu den Volksgebräuchen dieser Gruppe gehört auch das kaum noch aufgezeichnete Spiel der Todtengänger, das wohl schon seit Jahrzehnten bereits vergessen und nicht mehr in Übung ist. Um dieselbe Zeit (in der Faste) wanderten selbdritt die Todtengänger durch das Land. Der erste spielte den „Tod" und trug einen kleinen hölzernen Sarg unterm Arm, der zweite stellte den „Bauer" dar und ein „Klageweib" folgte ihnen nach.

Zu Beginn des Spieles tritt „der Tod" an den „Bauer" heran und fordert ihm das Leben ab, denn „seine Zeit" sei schon abgelaufen. Das ist dem „Bauer" natürlich nicht recht, er bittet um ein längeres Leben, um 50, 30, 20, 10 Jahre oder doch nur noch um wenigstens 1 Jahr und beginnt mit dem Tod um „Leib und Leben" zu handeln und zu feilschen. Er verspricht ihm dies und das und bietet immer Höheres. Unter Anderm läßt sich der „Bauer" auch, wie folgt, vernehmen:

Lieber Tod, loß mich nuch a wing leb'n
Ich will dir mein schworz'n Ropp'n geb'n!

Allein „der Tod" läßt sich nicht erbitten, öffnet den kleinen Sarg und jählings springt aus demselben dem „Bauer" eine zischende Schlange entgegen. Das „Klageweib" jammert und bittet nun auch. Zuletzt endlich sollen der „Tod" und der Bauer" doch immer wieder „handelseinig" geworden, mit einigen Gaben beschenkt und in Friede und Freude weiter gewandert sein. Einen vollständigen Text des betreffenden Wechselgesangs und des ganzen Spieles, dessen vielleicht hier zum erstenmal literarisch Erwähnung geschieht, konnte ich bisher leider nicht erlangen. Vielleicht erinnert sich nach diesen Zeilen doch noch ein gedächtnißstarker Großvater oder ein erinnerungstreues Altmütterchen dieses Spieles und der einzelnen Gesätzel oder Strophen desselben! Es wäre dies zur vollends sicheren Beurtheilung dieses gewiß seltsamen und bemerkenswerthen Gebrauches sehr wünschenswerth, um hiernach möglicherweise ganz sicherstellen zu können, ob man es hier wie es den Anschein gewinnt, mit einem letzten Ueberbleibsel altheidnisch-germanischer Todtenopfer-Gebräuche oder mit einem Reste des mittelalterlich-christlichen Mysticismus und Symbolismus zu thun hat. Das Gegenstück und Ergänzungsbild zu den verschiedenen Tod-Austrägern, Todtengängern und deren Gebräuchen, Liedern u. s. w., die alle mehr weniger zugleich den sterbenden Winter versinnbilden, ist charakteristischer Weise ein anderes, in dieselbe Zeit fallendes Spiel, das Sommerdocken-Spiel und Lied, welches gedankenverwandt und ergänzend hinsichtlich der vorhin genannten den wiederkehrenden, neubeginnenden Sommer feiert, also abermals beweist, daß, wie bemerkt, Volksanschauung, Volksjahr und Volksbrauch sich ausschließlich fast zwischen dem Unterschiede und Gegensatz von Winter und Sommer bewegt und hauptsächlich sonach auch nur um die genannten zwei Hauptfestzeiten für Sommer und Winter sich dreht. Das Sommerdockenlied, im ganzen Nordwesten des Landes ziemlich allgemein verbreitet, wird meist von Schulmädchen gesungen und hat dem weiblichen Ursprung und Charakter gemäß eine zartere, poetischere und oft recht anmuthende Form. Ich selbst sah und hörte in den Sechziger-

Jahren oft in den Egerdörfern liebliche Kinder mit wirklich schön und sinnig ausgeschmückten „Sommerdocken" und wohlklingender erquickender Stimme das genannte Lied singen, das mir heute noch nach Jahrzehnten als ein liebfreundlicher Jugend- und Frühlingsgruß nachklingt. Ueber Brauch und Lied ist Folgendes mitzutheilen:

Ein mittelgroßer, breit auslaufender, recht dicht bewachsener Fichten-, Kiefern- oder Föhrenzweig wird auf der inneren (hohlen) Seite mit Gold- und Silbersternen, Blumen, bunten Seidenbändern, Schleiern u. s. w. möglichst ausgeschmückt und inmitten desselben die nach Kräften reich gezierte „Sommerdocke" angebracht. Mit dieser wandern die Mädchen in der Faste, oft auch bis gegen Pfingsten, meist selbander, oder im Geleite der Mütter oder Brüder von Haus zu Haus und singen das folgende:

Sommerdocken-Lied. I.

Wir kommen herein ins Zimmer getreten
Und wollen den Herrn um Verlaubniß beten
Und auch seine (schöne, gute) Hausfrauen.
Das Himmelreich wollen wir bauen;
Wir bauens, wir bauens bis an die Spitzen,
Wo alle lieb'n Engel im Himmelreich sitz'n.
Im Himmelreich ist ein goldener Tisch,
Dort sitzt der Gottvater und Jesus Christ.
Im Himmelreich ist ein goldener Stern,
Dort wären wir Kinderlein alle so gern.
Das Schlüsselein hören wir klingen,
Ein paar Thaler wird die Hausfrau uns bringen.
Und wenns auch nur ein paar Kreuzerlein sein,
Wir sind junge Mädln und theilen uns drein.

(Von der Mittel-Eger.)

Bemerkenswerth ist eine Abart dieses Brauches und Liedes, wie sie der Verf. in einer kleinen gedruckten Sammlung [1]) von Volkssagen und Gebräuchen auf Seite 73 mit folgendem Texte fand:

„Wie die Knaben (an der Eger) eine männliche, so trugen die Mädchen eine weibliche Figur, die „Tödin", aus! Nachdem diese ins Wasser geworfen war, trugen dieselben Mädchen die Sommerdocke, d. i. eine an grünes buschiges Tannenreis befestigte, mit Blumen und bunten Bändern auf das prächtigste gezierte Puppe herum. Bei jedem Hause, in dem ein lediger Bursche war, sangen sie:

Sommerdocken-Lied. II.

Die Tödin haben wir getrogen aus
Und die Sommerdocke bringen wir Euch ins Haus.
Wir tragen hinüber das grauslichte Kraut,

1) Volkssagen, Märchen und Gebräuche aus Nordböhmen von F. J. Schaffer. Linz 1874.

Und wünschen dem Herrn eine junge Braut,
Der Herr soll sich wohl bedenken (überdenken)
Und uns ein paar Gröschelein schenken.
Schenkt er uns ein paar Gröschelein weiß (Weißgroschen)
So wird er kommen ins Paradeis,
Aus dem Paradeis ins ewige Leben,
Gott wird ihm den Himmel geben.

(Für das Geld bereiten sich dann die Mädchen einen Schmaus.)

Bemerkenswerth und für den durchaus pangermanischen Urgrund und Charakter des Volksliedes und Volksbrauches in allen deutschen Stämmen und Ländern abermals einen neuen Beweis liefernd (Siehe Aehnl. bei den früher besproch. „Kinderliedern") ist der Umstand, daß (nach H. Frischbiers Sammlung: „Preußische Volksreime und Volksspiele", Berlin, Elin 1867 S. 224) ein dem Sommerdockenbrauch und Lied ganz ähnlicher Gesang und Rundgang der „Tannenfrauen und Kinder im Samlande und in Königsberg", also an einem der nordöstlichsten Ränder deutscher Erde und so weit von Deutschböhmen entfernt und getrennt, als Fastnachtsgesang und gewiß auch in der Faste in Uebung ist. Diese norddeutschen Fastensänger führen einen mit bunten Bändern, Knastergold u. s. w. geputzten kleinen Tannenbaum (Fichten- oder Tannenzweig in Deutschböhmen!) mit sich, den sie zu ihrem Gesange rhythmisch bewegen. (Geschieht auch in Deutschböhmen.) Dazu bemerkt Frischbier noch: Die in ihrem Liede erwähnten Fischchen sieht man jetzt (?) nicht mehr (?) auf dem Baume, hin und wieder dafür eine Puppe. Auch die Tannenbäume kommen mehr und mehr ab und an ihre Stelle treten beputzte „Tannenkränze" . . . Es ist außer Zweifel, daß dem norddeutschen verdienstvollen Sammler hier eine scheinbar kleine und doch im Wesen bedeutsame Verwechselung oder Vermischung zweier verschiedener Bräuche, und zwar der uralten, sicher pangermanischen Sommerdocken- (Frühling-Anfinge-) Lieder und Bräuche und eines blos örtlichen oder Landesbrauches aus der Faschingszeit unterlaufen ist, beziehungsweise, daß das Volk jener Gegend selbst unbewußt bereits beide Bräuche vermischt, verwechselt und also auch ab und zu das Frühlinganfingen als Fastnachtsbrauch oder auch umgekehrt ein ähnliches Fastnachts- oder Fastenlied zur Frühlingsfeier gebraucht hat. Derlei Verdrehungen, Vermischungen u. s. w. kommen in der Volksübung öfter vor und müssen daher von Seite der Sammler und Forscher um so schärfer untersucht, gesondert und richtig gestellt werden.

Das samländische Lied lautet in seinen wichtigsten Stellen:

Wir kommen herein getreten,
Loog an de Linge!
Mit Singen und mit Beeten,
Loog an de Linge!
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch
Auf alle 4 Ecken gebratenen Fisch!
Wir wünschen der Frau eine goldene Kron',
Aufs andere Jahr einen jungen Sohn,
Wir wünschen der Kärke a hoppre Pann,
Opt and're Jahr a puckligen Mann!
Latt uns nicht lange stahen,
Wir wollen wieder gahen!
De Schattel hefft e goldne Rand.
De Herrschaft hefft a milde Hand!
(Königsberger Gegend.)

Im nordwestlichen Schlesien wird am 1. Frühlingssonntage von den Kindern von Haus zu Haus folgendes Lied gesungen, das ebenfalls zu den Sommerdockenliedern gehört und die allgemeine Geltung dieses Brauches erweist.

Ei Gottes Nama heba wir an,
Wir singa die schiene Frau Wertin an,
Wir singa sie nie alene an,
Wir singa sie alle mitsama an,
Wir wünscha den Herrn en gedeckte Tisch
Uf jeder Ecke en Karpa-Fisch
Und mitta nei a Glas mit Wein,
Da solla die Herrn recht lustig sein.
Ruta Rusa wachsa uf'm Stengel,
Der Herr is schien, die Frau is wie a Engl,
Die guldene Schnur giht im das Haus,
Die schiene Frau Wertin giht ein und aus.
Sie gieht wie eine Togge
Im schwarzbraunen Rocke,
Sie wardt sich wol bedenka
Und ward uns wol was schenka!
(Schlesien.)

Miscellen.

Zum Bauernaufstand vom Jahre 1680.

In dem sogenannten Schwarzbuch [1]) der Herrschaft Udritsch (Bezirk Luditz) finde ich folgende Eintragung:

1) Dieses im Besitze des Herrn Gutsbesitzers Milner befindliche „Schwarzbuch des Ambtes Utritzsch, darinnen alle einkommenen Uebelthätter, Rauber und Dieb justifizieret und condemnieret worden. Aufgericht im Jahr anno 1680" gibt im angeführten Titel seinen Zweck an. Nebst den Urtheilen über die aufständischen Bauern (Fol. 20—25) finden sich zumeist nur Sentenzen über wegen Diebstahls bestrafter Drescher. Der Grundherr von Udritsch war 1680 Fürst Julius Heinrich Herzog zu Sachsen ꝛc. Der fürstliche Inspector hieß Johann Spindler. — Vergleiche über den Bauernaufstand von 1680. Mittheil. I. Jahrg. 3. H., VI. 79, 255, IX. 58, XVI. 238.

„Der Bauern Rebellion, so ihnen zu Schaden, Unglückschaft ausgegangen.

Nachdeme in diesen unglückseelig 1680 Jahr, do das Königreich Bohaimb absonderlich die Hauptstadt Prag mit einer vormahls nie erhört so grausamben pestilenzischen Contagion überschwemmt, daß alles in Zittern, Schrecken und Forcht gestanden und de facto noch stehet, dennoch ungeachtet dessen theils Herrschaften, Unterthaneren bey Ihrer kayſ. und königl. Majestät umb ihre uhralte Gerechtigkeiten zu recuperieren suppliziert, Ihro Mayst. auch nicht ungeneigt gewesen, ein medium terminum zwischen denen Herrn Ständen und Ihren Unterthaneren, damit keinem Theil zu viel oder zu wenig beschehe, ergreiffen zu lassen, nichts destoweniger das hort und rohe Volk sich nit wollen bedeuten oder zur Geduld verweißen lassen, sondern immer eine Herrschaft die andere nicht nur aufgefordert, besondern denen jenigen, die es nicht mit ihnen halten wollen, mit Brand und Todtschlagen gedrohet, auch wider die kayßerliche deßwegen geschickte Soldatesca und ihre Obrigkeiten sich aufgeleinet, zusammen voltirt, und würklich zu denen Waffen, so viel sie aufbringen mögen gegriffen. Unter andern dann in der h. Fastenzeit alhießige Unterthaneren, so zwar fast die letzten, aber nicht die geringsten waren, welche erstens die Stadt Luditz uf einen Abend dergestalt belagert, daß ihnen die daselbst auch deßwegen gefangene Dorfrichter von dem Oberherrn herausgegeben werden müssen. Zum andern dann mit ihren Gewehr sich in Teuffelsberg logirt, biß die Reiterei von 5 Compagnien untern Obristen de Merci kommen, ihnen das Gewehr abgenommen. Dann auch eine keyßerliche Commission von Ihro Excellenz Herrn Generalwachtmeister Freyherrn von Harrandt, Herrn Baron von Hißerle und Obristwachtmeister Herrn Graf von Kuffstein und Auditor des löblichen Keyßersteiner Regiments Dr. Henrich Meyer dieses rebellische Volk examiniret, condemnirt und ufs newe in die königliche und obrigkeitliche Pflicht genommen. So geschehen den 23. Juny obbesagten 1680ten Jahres. do dann:

1. Hanns Lohe, Udritscher Richter, mit nacher Buchau geführet und aldorten und nebst ihrer 2 von Gißhübler und 2 von Luditzer Herrschaft gehenkt, geköpft und ufs Rad geleget worden.

2. Folgende aber seind condemnirt, in obrigkeitlichen Geschäften in Eyßen und Banden zu arbeiten, nemblichen:

Jakob Kißwetter	2 Jahr lang
Martin Stark von Stockh[1])	2 „ „

1) Mariastock.

Michael Braun von Knönitz[1])	1	Jahr lang
Georg Strunz von Bohentsch[2])	1	„ „
Thoma Kanter von Pohlemb[3])	1	„ „
Hans Kuntz von Herrschedits[4])	1	„ „
Martin Würkner von Sehrleß[5])	1	„ „
Michl Khun von Zoboleß[6])	1	„ „

3. Georg Fischer von Udritsch, welcher einer von den Haubtrebellen und 2mal aus der Gefängnuß entbrochen und flüchtig worden, hat sollen, wann er ergriffen würde, der kayserl. Commission nachgesendet werden und sein Urtheil empfangen. Weillen dann die Commission cassiret und zerschlagen, als wird dieser vom fürstl. Oberamt zu bestraffen seyn.

4. Folgende Richter und Geschworne, so in einer Classe begriffen und keiner viel besser als der andere war:

Georg Würckhner, Geschworner von Udritsch. Martin Setzer, Richter zu Herrschedits. Johann Enders, Richter zu Bohentsch. Georg Tausch, Richter zu Sichelaw.[7]) Simon Wolff, Richter zu Passenaw.[8]) Niel Süßner, Richter zu Rattiwořz.[9]) Lorenz Withner, Richter zu Pohlemb. Thome Hirsch, Geschworener zu Stockh. Andres Wirth, Richter zu Zoboleß — ist niemals überzeugt worden. Martin Oeheimb, Richter von Lintsch[10]) — niemals rebellirt. Georg Oehmb, Richter zu Gessring.[11]) Welche dem hochfürstl. Ambt die Scharwerk und alle Arbeit aufkündigen lassen.

Weitere Verbrecher sind zu finden:

5. Georg Leni, Schuster zu Passenaw, welcher nebst dem Georg Fischer uf die letzte Stund, als die kayß. Soldatesca schon fast auf hiesigen Territorio war, mir der Zeit hochfürstl. Inspektoren anstatt der hohen Obrigkeit alle Freundschaft und Gehorsamb im Namen der ganzen Landschaft aufgesagt, Weib, Kinder, Haus, Hoff und Alles in die Schantz geschlagen mit ausdrücklichen Vermelden, wo sie die Soldaten nur angriffen, sie wollten ihm den Meister schon spielen. So hat er auch mehrers geredt als ihme befohlen war. NB. Dieses hat auch Georg Fischer als Socius und der Rebellion Abgesandter ohne Scheu mir ins Angesicht gesagt.

---

1) Knönitz. 2) Bohentsch. 3) Polem. 4) Herschedits. 5) Serles. 6) Zoboles. 7) Sichlau. 8) Passnau. 9) Ratiborz. 10) Lindsch. 11) Gessing.

6. Georg Gipp, Fischmeister zu Udritsch ufn Schloßteuch sich hören lassen: der Inspektor sollte ihnen nur einen einzigen Mann wegnehmben, sie wollten ihm schon kriegen, denn sie stünden alle vor einen Mann.

7. Georg Beyt von Stockh hat nebst andern den Senf, Wirthen von Zoboleß, geholet und beim Arm fortgerissen.

8. Hans Poppolen von Stockh ist bei der Abholung des Richters von Lintsch mitgewesen; der mit zuschlagen und so arg war, als die andern. Der dann auch den Mathes Wuffka und andere abholen helfen.

9. Martin Wuffka ware nebst dem Michael Khun der erste Aufrührer gewest, so ihre Gerechtigkeit suchen wollen.

10. Hans Wirth wird von Georg Lein gravieret, daß er ihme befohlen zu sagen, sie wollen das Meyerhöffische Gesinde alles wegnehmben.

11. Michael Lohr wird von vielen Udritschern gravirt, daß er herumgeloffen und sie aufgebotten.

12. Salomon Böhmb von Gessing hat die Trommel geschlagen.

13. Martin Beyer von Udritsch ist über das Keyserliche Verbott zum letzten mahl nacher Prag gegangen, welcher auch die Geldanlagen gemachet.

14. Hans Karl von Stockh hat vor dem hiesigen Schloßthor bedrohet und dem Kornschreiber ins Gesicht gesaget: Was ist das vor ein Red, daß er (scilicet der Inspector) gestern zu uns gesagt: O! wer weiß, wer gewinnen, oder wembs reuen wird!

15. Barthl Carl von Knönitz soll auch scharff geredet haben, das saget sein Richter.

16. Simon Schug von Knönitz uf Censch (?) geloffen, der dann die Posten hin und wieder getragen.

17. Mathes Wagner, Ziegelschlager, hat die Musterung verricht.

18. Schmied zu Sichelaw, Andreas Tausch, hat Spieß gemacht.

19. Item Christoph Mehring, Schmied zu Udritsch, mit seinen Söhnen.

20. Des Sternwürths Söhn haben Spießle gemachet.

21. Jacob Hörtterich hat die Trommel geholet und zum Trotz damit pravirt und geschlagen.

22. Hans Baltzer Salkelder, Würth zu Udritsch, hat die Trommel vor Luditz geführt.

23. Simon Podenstein von Udritsch hat die abgedankten Soldaten in der Nacht beherberget, wodurch die Bauern ihre Posten bekommen.

Diese Punkte sind ad perpetuam rei memoriam dem schwarzen Gerichtsbuch beygetragen. Weillen aber Ihro hochfürstl. Durchlaucht wie ein oder der andere Delinquent sowohl bey hießigen als andern hochfürstl. Aembtern zu bestraffen keine gnädige Resolution dato ertheilet, also bleibets bis dahin suspendiert. Spindler m. p. L. S.

Sagen aus dem westlichen Böhmen.

Von Franz Wilhelm.

2. Hans Adler und das Schottenbrünn'l.

Buchau stand ehemals nicht an dem Platze, wo es heutzutage steht, sondern breitete sich mit einer Anzahl von nahezu hundert Häusern um die noch heute bestehende St. Jakobskirche jenseits des Baches aus, welcher sich am Fuße des von der Ruine Hartenstein gekrönten Schloßberges durch das reizende Wiesenthal dahin schlängelt.

Um jene Zeit führte auch eine Straße von Maria-Stock durch den Koppenwald zum sogenannten Schottenbrünn'l, beim Götzenteich vorüber über das Münichbergel nach Buchau. Nahe beim Schottenbrünn'l stand ein Kreuz. Hierher wurden von weit und breit Wallfahrten unternommen, denn das Wasser des Brünnleins besaß nicht nur eine ausgezeichnete Heilkraft, sondern konnte auch durch eine andere mystische Eigenschaft einen unrechtmäßig Beschuldigten seine Ehre wieder geben; denn wenn ein Unreiner aus dem Brunnen getrunken hatte, verschwand das Wasser sofort und erschien erst wieder nach Sühnung der Schuld.

Da war nun auch ein gewisser Hans Adler aus Hartmannsgrün, welcher in Postelberg in Diensten gestanden hatte, beschuldigt worden, seine Stiefmutter mit ihren fünf Kindern umgebracht zu haben. Und da er jedwede Schuld hartnäckig leugnete, wurde er genöthigt, zum Beweise seiner Unschuld aus dem Brunnen zu trinken. Und siehe da! Kaum hatten die ersten Tropfen Wassers seine Lippen benetzt, so war das Wasser bis auf den Grund verschwunden. Unzweifelhaft war hiermit seine Schuld

dargethan. Die Haut ward ihm für seine doppelt frevelhafte That in Form von Riemen vom Rücken geschnitten und hierauf der geschundene Körper auf das Rad gebracht. Die Seele hauchte der Verbrecher erst am Galgen aus. Alsbald erschien auch das Wasser des Schottenbrünnleins wieder.

3. Der Schatzgräber vom Münichsbergel.

Kaum einen Steinwurf weit vom Schlosse Hartenstein, welches am Schloßberge stand und jetzt nur noch in seinen Ruinen zu erblicken ist, entfernt liegt das sogenannte Münichsbergel. Darauf stand vor Zeiten ein Kloster, dessen Insassen mit dem Schloßherrn, dem Grafen von Plauen, im friedlichen Einvernehmen lebten. Ein unterirdischer Gang verband das Schloß mit dem Kloster, um den Bewohnern des Ersteren in Zeiten der Bedrängniß ein rettendes Auskunftsmittel zu gewähren. Als der Graf einstens hart von seinen Feinden bedrängt wurde, brachte er seine Schätze durch den Gang in das Kloster und verbarg sie an einer sicheren Stelle, die selbst den Mönchen unbekannt war. Der Graf aber kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, in das Schloß zurück und starb dort den Heldentod mit all' seinen Mannen; das Schloß aber wurde verbrannt.

Längst schon war auch das Kloster verfallen und verborgen und vergessen lag der Schatz noch immer, bis der alte Huschkamüller nächtlicherweile darauf aufmerksam wurde. Allnächtlich leuchtete nämlich von 11—12 auf dem Münichsbergel ein Lichtlein, obwohl es doch bekannt war, daß sich keine menschliche Wohnung dort befand, auch sonst die Stelle gern von den Leuten gemieden ward, da ja nicht einmal Gras an der Stelle wuchs. Es lag also nahe, daß hier ein Schatz verborgen lag. Mit Haue und Schaufel ausgerüstet, machte sich der Müller auf und stand Schlag 11 Uhr am Münichsbergel, um an der vom Flämmchen bezeichneten Stelle nachzugraben. Schon mochte er bald eine Stunde gewühlt haben, als plötzlich aus der Erde ein heller Glanz emporbrang, der ihn fast blendete und beim Einhauen des Werkzeugs ein Metallgeklimper vernehmbar wurde. Hinter ihm aber rief es: „Die Mühle brennt!" „Jesus, Maria und Josef!" schrie der Müller und blickte hinter sich. Kein Feuerschein war bemerkbar, auch sonst hatte sich nichts Verdächtiges gezeigt, und der Müller wollte den gefundenen Schatz heben; allein alles war verschwunden, und vom Buchauer Stadtthurme her erklang der Stundenschlag zwölf.

4. Die vergrabenen Meßgewänder bei der St. Jakobskirche.

Ein Buchauer Bürger hatte für den kommenden Morgen einen Ackersmann auf sein Feld bei der St. Jakobskirche bestellt. Er wachte auf und hielt es an der Zeit, auf das Feld zu gehen, um dem bestellten Ackersmann die nöthigen Weisungen zu ertheilen; dieser aber hatte sich noch nicht eingefunden. In einiger Entfernung hörte er ein Rascheln und schritt darauf los. Zu seiner Verwunderung sah er, was er früher nie bemerkt hatte, ein Loch, in welchem Meßgewänder, Monstranzen, Kelche u. a. kirchliche Geräthe zerstreut herumlagen. Wie vom Thale herauf vernahm er jetzt ein Geräusch, ähnlich dem Rollen eines schnell dahin fahrenden Wagens. „Hansgirg, da müßt Ihr herauffahren!" rief der Bürger gegen die Richtung zu, von woher das Rollen zu kommen schien. In demselben Augenblicke aber war das Loch mit all' den Gegenständen verschwunden und in Buchau schlug es zwölf.

---

5. Der Saazer Schinderhans in Buchau.

Fährt man (denn das Wandern ist in unserer Zeit zur Seltenheit geworden) die Aerarialstraße von Lubenz nach Buchau, so gewahrt man schon vom Weiten die kaum eine Viertelstunde südlich von Buchau auf dem Gipfel des Schloßberges thronende Ruine Hartenstein, welche, gleichsam um ihre malerischen Reize zu verdecken, hinter zwei glockenförmigen Kuppen hervorguckt, die wie ein Zwillingspaar an der linken Seite der Straße hingelagert sind. Doch trugen die beiden Geschwister nicht immer jenes friedliche, Schatten und Ruhe spendende Gewand, wie jetzt. Denn ehemals stand auf der der Straße näher liegenden und etwas höheren Kuppe der Galgen aufgerichtet, während die entferntere, niedrigere das Rad trug. Zwischen dem heutigen Buchau und den beiden Hügeln nahe bei den „vier Häusern", wo die Bezirksstraße über Teltsch und Koßlau nach Theusing und Tepl führt, befand sich der Richtplatz, wo geköpft wurde. Dort standen drei Kreuze, die erst entfernt wurden, als man die Prag-Karlsbader Straße baute. Jenseits der Bezirksstraße, hart am Fußsteige nach dem Dorfe Teltsch gelegen, ragen zwei den früheren ähnlich gelagerte Hügel empor, der eine Bürl (Bühl), der andere Brandling genannt. Am Fuße des Letzteren stand ein kleines Dörflein, Namens Dürmaul, in welchem sich zeitweilig der durch seine Räubereien und Schandthaten bekannte und gefürchtete Schinderhans aufhielt, der doch wohl auch wegen seiner Mildthätigkeit,

mit der er die Armen vom Gute der Reichen beschenkte, unter jenen einige Freunde besaß. In Dürmaul war es nun, wo man den mehr gefürchteten als beliebten Räuber mit Hunden aufgespürt hatte und ihn in das Buchauer Rathhausgefängniß brachte, um am nächsten Morgen das über ihn längst gesprochene Todesurtheil am Galgen zu vollziehen. Doch der Schinderhans war im Besitze des Geheimnisses einer Zauberformel, durch deren Macht er alle Fessel brechen konnte. Die Nacht hindurch hatte er ruhig geschlafen und erst am frühen Morgen — doch noch vor Tagesanbruch — entwischte er aus dem Gefängniß und schlenderte gleichgiltig in der Richtung gegen Bergles dahin. Leute, die sich schon am Wege nach Buchau befanden, um seine Hinrichtung zu sehen, fragten den nachlässig daher schreitenden Mann, den sie nicht kannten — denn Schinderhans erschien immer in anderer Tracht — warum er denn nicht in Buchau bleibe, um den Schinderhans hängen zu sehen? Diesen gab er zur Antwort, daß der heute nicht gehängt würde, denn da müßte er dabei sein. Da man ihn aber an diesem Tage nicht gefangen, so ward er auch nicht gehangen.

Seinem längst von überirdischen Mächten bestimmten Schicksal sollte er aber doch nicht entgehen, denn was für den Galgen bestimmt ist, stirbt in keinem Bett. Als er bald darauf in Folge seiner Sorglosigkeit, bauend auf seine Zaubersprüche, wieder einmal eingebracht wurde, ward er in Ermangetung eines anderen Mittels mit zufällig vorhandenem Lindenbast gebunden, über dessen Wirkung seine Zauberformeln keine Macht hatten. Der Schinderhans kam auf den Galgen, und seine irdischen Reste erhielten gleich den Leibern der übrigen Verbrecher ihren Ort am Armensünderfelde nächst dem Kralenteiche beim Domaschlagberge gegen Bergles.

Sagen über Friedland und Umgebung.

Mitgetheilt von **Ferdinand Thomas** in Tannwald.

Von Böhmen reichen im Norden zwei Zipfel in das deutsche Reich hinein; im östlichen derselben liegt die Stadt Friedland, die durch Wallenstein Weltberühmtheit erlangt hat. Alljährlich kommen Hunderte von Fremden aus Oesterreich und Deutschland in die Stadt, um dem Schlosse des großen Friedländers einen Besuch abzustatten.

Friedland — zum Unterschiede von Orten gleichen Namens auch „Friedland in Böhmen" genannt — liegt am Zusammenflusse der Wittig und Rasnitz und ist seit 1875 Station der südnorddeutschen

Verbindungsbahn. Hier ist der Sitz einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, eines k. k. Bezirksgerichtes und anderer Aemter. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 5000. Dieselben sind Deutsche und beschäftigen sich vorzugsweise mit Kleingewerbe und Feldbau, doch finden viele auch in den hier bestehenden Fabriken Beschäftigung.

Von hervorragenden Gebäuden sind das Schloß, die Decanalkirche und das Rathhaus besonders zu erwähnen. Entstanden ist Friedland vor ungefähr sechshundert Jahren, wahrscheinlich während der „kaiserlosen Zeit" im Deutschen Reiche. Erwiesen ist, daß der dem Deutschthume zugethane Böhmenkönig Przemysl Ottokar II. das Schloß Friedland den ursprünglichen Besitzern, den Herren von Michelsberg, entriß und es im Jahre 1278 (am 7. Feber) „mit allen Rechten und Zugehörungen" um 800 Mark Silber dem deutschen Freiherrn Rudolf von Biberstein verkaufte. Das Geschlecht der Bibersteine herrschte über Friedland, zu dem auch die Städtchen Reichenberg und Seidenberg gehörten, bis zum Jahre 1551. Kaiser Ferdinand I., zugleich König von Böhmen, verkaufte es dann am 1. April 1558 an das deutsche Adelsgeschlecht derer von Rädern. Bei diesem blieb es bis nach der folgenschweren Schlacht am Weißen Berge bei Prag (1620).

Kaiser Ferdinand II. verkaufte hierauf im Jahre 1622 die confiscirte Herrschaft Friedland nebst vielen andern an Albrecht von Waldstein, dessen Besitzungen einige Jahre später zum „Herzogthum Friedland" erhoben wurden. Nach Wallensteins Ermordung (am 25. Feber 1634) kam dann Friedland an den Grafen Mathias Gallas, dessen Nachkommen bis 1759 die Herrschaft besaßen, worauf sie Eigenthum der Grafen Clam-Gallas wurde, die sie noch heute inne haben.

Reich ist das alte Friedländer Schloß und dessen Umgebung an Sagen. Es sei uns gestattet, eine Anzahl derselben hier mitzutheilen.

1. Die Entstehung von Friedland.

Die Erbauung des Thurmes Indica.

Vor tausend Jahren war die weite Gegend, in der jetzt Friedland liegt, noch von dichten Wäldern bedeckt. Nur selten kam ein Fremder in diese Wildniß, in welcher reißende Thiere, wie Wölfe, Bären, Eber und andere hausten. Geschah es aber doch einmal, so verirrte sich gewöhnlich der Wandersmann, oder er wurde eine Beute der wilden Thiere und der umherziehenden Ritter vom Stegreif. Deshalb ließ der Besitzer der Land-

schaft im Jahre 1004 mitten im Walde einen hohen Thurm zum Schutze und Wegweiser errichten, der den Namen Indica oder Index (d. i. Wegweiser) erhielt. In demselben wohnte ein Wächter, welcher die Fremden bewirthete und ihnen die wünschenswerthen Auskünfte ertheilte.

Der Ursprung des Namens „Friedland".

Einst geschah es, daß den Thurm Indica ein Wächter bewohnte, der sieben Söhne hatte. Zur Taufe eines jeden hatte er den Grundherrn zum Pathen genommen. Dieser hatte wieder jedem Pathenkinde eine Hube Waldland zum Geschenke gemacht. Als nun die Söhne erwachsen waren, machten sie das ihnen geschenkte Land urbar und bauten Häuser darauf. Das waren die ersten Häuser der Stadt Friedland.

Noch hatte aber damals der kleine Ort keinen Namen. Da geschah es, daß zwei von den sieben Brüdern, die lange miteinander uneinig gewesen waren, sich wieder versöhnten. Aus Freude hierüber wurde die Ansiedlung „Friedland" genannt.

Andere erzählen, daß sich einst ein sächsischer Prinz in diese Waldeinsamkeit flüchtete. Derselbe hatte sich nämlich mit einer Jungfrau von bürgerlicher Abkunft vermählt und wurde deshalb von seinem Vater verfolgt. Erst nach Jahren legte sich des Vaters Ingrimm, und der Prinz durfte erst jetzt wieder in sein Heimatland zurückkehen. Vor der Heimkehr aber gab er der kleinen Ansiedlung, in der er sich so lange aufgehalten hatte, zur steten Erinnerung den Namen „Land des Friedens", woraus später „Friedland" entstanden ist.

Der Geschichtsschreiber von Friedland und Reichenberg, P. Rohn, erzählt dagegen in seiner Chronik (auf Seite 20) Folgendes: „Den Namen Friedland haben diesem Ort die Herren Berken von der Eiche[1]) darum beigeleget, weil ihrer Vorfahrer Berkowetz Herr zu Drzewitz die Polen durch Kriegslist aus Prag und ganz Böhmen vertrieben und hiemit Fried im Lande gestiftet hat, auch darum vom Kaiser zum andern Herrn in Böhmen erkläret worden und von denen böhmischen Herzogen den Bunzlauer Kreis geschenket bekommen hat. Conveniunt rebus nomina saepe suis.

Der Name mit der That
Oft ein Gleichnuß hat."

1) Die Herren Berka wurden früher irrthümlich als Herren von Friedland genannt; erst Dr. Hermann Hallwich hat den Irrthum aufgeklärt.

2. Wie die Basaltsäulen am Friedländer Schloßberge entstanden sind.

Bei dem Thurme Indica wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine feste Burg erbaut, die heute noch wohlerhalten ist. Dieselbe steht auf einem 55 Meter hohen Basalthügel, der nur von der Nordseite zugänglich, an seiner übrigen fast runden Umgebung wegen der aufrechtstehenden Basaltsäulen und jähen Abstürze nicht zu erklimmen ist. Die Säulen des schwarzen Gesteins haben namentlich an der Südostseite herrliche Formen, und die ganze Felswand sieht einem gefurchten Felde nicht unähnlich.

Das Volk erzählt, daß einst in der Burg ein Ritter wohnte, der ein liederliches Leben führte. Einmal kam ein Fremder auf die Burg und bat um Nachtherberge. Gern wurde sie ihm gewährt, aber er mußte dem Ritter mit Spiel die Zeit vertreiben helfen. Hiebei verlor aber der Ritter ungeheure Summen Geldes, so daß er darüber schon in Zorn gerieth. Grimmig lachte er zuletzt auf und rief: „Ha, was liegt an diesem Gelde! Ich bin ja doch der Burgherr von Friedland, und den Mauern meines Schlosses kann niemand, selbst der Teufel nicht, etwas anhaben!"

Der Fremde aber erwiderte: „Herr, Ihr irrt Euch! Noch in dieser Nacht will ich in die Felswand, auf der Euere Burg steht, mit einem Pfluge Furchen ziehen!"

„Wenn Ihr das könnt," sprach der Ritter, „so will ich Euer Sclove sein."

„Euer Wort gilt," antwortete der Fremde.

Und nun entlud sich über der Burg ein furchtbares Gewitter; Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner. Die Bewohner der Gegend dachten nicht anders, als es sei der jüngste Tag über sie hereingebrochen.

Der Fremde war während des Unwetters aus der Burg verschwunden, den Ritter wieder hatte ein Blitz todt niedergestreckt. Die Diener aber sahen beim Leuchten der Blitze mit Entsetzen, wie der Fremde mit einem von zwei Rappen bespannten Pfluge in die Felswand gewaltige Furchen ackerte.

Am nächsten Morgen erblickte man deutlich die Furchen in dem Basaltfelsen. Es war nun ohne Zweifel, daß der Fremde der Teufel gewesen, und daß der Ritter diesem verfallen war.

---

3. Der Stößelstein.

Einst lebte im Schlosse zu Friedland ein Ritter, dessen Gemahlin kinderlos war. Alltäglich klagte sie dem Himmel unter Thränen ihr Leid.

Endlich fand sie Erhörung und schenkte ihrem Gatten ein Knäblein. Darob herrschte im Schlosse großer Jubel bei alt und jung, nur ein altes Weib bezeugte keine Freude darüber.

Diese Alte hatte der Herrin einmal gerathen, sie solle, wenn sie der Himmel nicht erhöre, von der Hölle Hilfe begehren. Damals hatte die Herrin ihr aber kein Gehör geschenkt, und deshalb mied die Alte auch fortan das Angesicht derselben.

Eines Tages nun schlich sie sich in einem unbewachten Augenblicke herbei, riß das Kind an sich, stürzte mit ihm hinaus aus dem Gemache, lief wie rasend die Treppen empor, von Gang zu Gang, bis sie endlich zu dem Steine gelangte, den der Erbauer des Schlosses einst von dem Felsen mitgenommen hatte, auf dem seiner Väter Burg gestanden, und den er zum Gedächtnisse hier hatte einsetzen lassen. An diesen Stein nun stieß sie in ihrem Wahnsinne des Kindleins Kopf, worauf sie sich selbst vom Söller hinabstürzte.

Des Ritters Schmerz war groß; der Mutter reichte man ein anderes neugeborenes Kind, und erst als eine Reihe wackerer Söhne und Töchter jenem unglücklichen Erstlinge gefolgt waren, erzählte man ihr die Trauerkunde, welche sie nie wieder froh werden ließ. Der Stein, an dem das Kind getödtet wurde, befindet sich noch heute im Gange des zweiten Stockwerkes der alten Burg und wird der „Stößelstein" genannt.

---

4. Das alte Städtchen Friedland.

Am nördlichen Abhange des Schloßberges entstand schon im 13. Jahrhunderte ein Städtchen, das mit hohen Ringmauern umgeben wurde, von denen heute nur noch wenige Reste stehen. Wie erzählt wird, sollen die Arbeiter bei der Aufführung der Mauern ein Viertel Getreide erhalten haben.

Das Städtchen hatte auch frühzeitig eine Kirche oder eigentlich eine Capelle zu Ehren der heiligen Barbara. Die Sacristei der jetzigen Decanalkirche wird vielfach für die erste Kirche gehalten.

Unter den Bewohnern, die von allem Anbeginne her deutsch waren, sollen sich auch früher viele Juden befunden haben, die einen eigenen Tempel hatten; noch heute heißt ein Stück Acker im sogenannten „rothen Grunde" beim Schützenhause der „Judentempel".

Zur Stadt gehörte in alter Zeit ein noch größerer Complex von Feldern, Wiesen und Wäldern als heutzutage. So war früher auch die

sogenannte „Harte", eine Waldung unterhalb der Stadt am rechten Wittigufer, Eigenthum der Bürgerschaft. Da geschah es, daß einst ein Bürgermeister einen Besitzer des Schlosses, vielleicht um sich bei ihm einzuschmeicheln, zum Geburtstage auf einem Teller einen Reisigzweig zum Geschenke brachte und damit die „Harte" an die Obrigkeit abtrat. Die Bürgerschaft war aber mit dieser Handlung ihres Oberhauptes nicht einverstanden. Als der Bürgermeister vom Schlosse in die Stadt herabkam, wurde er überfallen und getödtet. Zur Erinnerung wurde in der „Harte" ein Kreuz errichtet, das aber jetzt nicht mehr dort zu finden ist.

5. Zwei Gnadenorte.

Die meisten Ortschaften der Friedländer Gegend besitzen ein hohes Alter. Fast in allen Dörfern, wo heute Kirchen stehen, befanden sich schon im Jahre 1346 Pfarrkirchen. Die älteste Kirche in der Gegend soll die in Lusdorf sein. Bei der letzten Renovirung derselben soll man an einem Bogen die Jahreszahl MCXXIV (1124) gefunden haben. Bis zur Reformationszeit war Lusdorf auch ein berühmter Wallfahrtsort. Ulrich IV. von Biberstein erwirkte für die Lusdorfer Kirche einen hunderttägigen Ablaß. (Brief, ddto. Rom 1488 den 15. Jänner, vom Papst Innocenz VIII.) Die Urkunde wird im Pfarrarchive zu Neustadtl, wohin Lusdorf seit der Reformation als Filialkirche gehört, aufbewahrt.

Ein noch heute stark besuchter Wallfahrtsort ist Haindorf. Wie erzählt wird, träumte einst einem Manne, dessen Weib schon lange krank war, er solle ein Muttergottesbild an eine Linde hängen und seine Frau würde wieder gesund werden. Der Mann begab sich nach Zittau, kaufte dort um sieben Pfennige ein Marienbild und hing es daheim an einem schönen Lindenbaume auf. Richtig wurde nun auch das kranke Weib gesund. Als dies Wunder bekannt wurde, strömten die Leute scharenweise zum Gnadenbilde, und schon im J. 1211 sollen die in der benachbarten Lausitz begüterten Herren von Biberstein um jene Linde eine Capelle erbaut haben, die später im Jahre 1252 wegen des großen Menschenandranges erweitert wurde. Der Hochaltar der jetzigen Klosterkirche in Haindorf soll genau an der Stelle der erwähnten Linde stehen. Im Jahre 1350 wurden die Wallfahrten nach Haindorf wegen des ungeheuren Zulaufs landesfürstlich verboten. Später kam die Kirche durch auffällige Wunderthaten abermals zu großem Ansehen.

6. Raubritter im Friedländischen.

Vor vielen Jahrhunderten hausten der Sage nach in der Gegend von Friedland Raubritter. Namentlich werden uns zwei Stellen als Aufenthaltsorte derselben genannt. Die eine ist die sogenannte Feenzhöhle in der Harte, die andere der Gebirgsstein am Fuße des Hemmrichberges. In der Feenzhöhle wurden regelmäßig die Versammlungen abgehalten; von dort soll auch ein unterirdischer Gang bis ins Rathhaus führen. Auf dem Gebirgssteine hatten die Raubritter einmal eine geraubte Jungfrau zu ihrer Bedienung. Alle Tage mußte sie zur Stadt gehen, um von dort die nothwendigen Lebensmittel zu holen. Einmal verrieth sie aber bei einem solchen Gange dem Besitzer des Friedländer Schlosses den Aufenthalt ihrer Peiniger. Damit er den Ort besser fände, streute sie auf dem Heimwege vom Schlosse bis zum Gebirgssteine Bohnen.

Bald kam auch der Herr von Friedland mit seinen Mannen vor den Berg gezogen. Sofort erriethen die Räuber, wer ihren Aufenthalt verrathen haben könnte, und sie wollten nun die Jungfrau tödten. Diese aber entfloh ihnen und stürzte auf der Flucht in einen Abgrund, wo sie zerschmettert den Geist aufgab. Der Abgrund heißt bis zum heutigen Tage der Jungfernsprung. Der Gebirgsstein selbst aber wurde damals erobert, und die Räuber fanden insgesammt den Tod.

Bei dem Berge befindet sich eine Höhle, worin in einer Wand eine goldene Schüssel, aus welcher die Raubritter gegessen haben, und ein Schwert liegen sollen.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Aufruf.

Der Bevölkerung Böhmens gereicht es zum unvergänglichen Ruhme sich aus dem wirthschaftlichen Elende nach dem dreißigjährigen Kriege zu einer fruchtbringenden Thätigkeit aufgerafft und in der Zeit nach dem Verluste des industriereichen Schlesiens im vorigen Jahrhundert Wohlstand und ökonomische Geltung erlangt und zur Stärkung der politischen Kräfte und des Ansehens der Monarchie vor andern Ländern der Krone beigetragen zu haben. Ebenso unanfechtbar wie diese Thatsache ist auch die Wahrnehmung, daß es in vorderster Linie die Deutschen gewesen

sind, welche bei dieser wirthschaftlichen Regeneration die Führung nahmen und behielten.

Die Einzelheiten dieses wichtigen historischen Processes sind uns aber noch zumeist verschlossen, und doch ist es eine Sache der Ehre der Deutschen in Böhmen, ihre eigenste historische That genauer zu studieren und darzulegen. Auf Anregung eines unserer Vereinsgenossen, eines gelehrten Historikers, ergeht darum unser Appell an unsere geehrten Mitglieder vornämlich in den gewerbethätigen Gegenden Böhmens, sie wollen zu einer umfassenden Geschichte der Industrie in Böhmen seit 1648 mitwirken, indem sie den in den Archiven und Registraturen der Gutsherrschaften, Fabriken und anderwärts befindlichen Quellenmaterial, d. i. gleichzeitigen Aufzeichnungen über Gründungen industrieller Etablissements, über die Persönlichkeiten der Unternehmer, über Capital und Absatz der Fabriken, über Fabriksmethoden, über die Verhältnisse der Arbeiter und ihrer Löhne u. s. w. nachforschen und an die Leitung unseres Vereines liefern. Die Archive und Registraturen der Gutsherrschaften, Fabriken u. s. f. dürften noch viele ungehobene Schätze in dieser Richtung enthalten. Es ist nicht zu zweifeln, daß deren Eigenthümer dem löblichen Beginne mit Sympathie entgegenkommen werden; handelt es sich doch auch darum, die Verdienste ihrer Vorgänger der Vergessenheit zu entreißen. Wir wollen unsere Aufgabe nicht bloß auf die beiden großen Zeiträume von 1648 bis 1748 und von da bis 1792 beschränken, es werden uns auch Daten erwünscht sein, die bis zur Gegenwart reichen. Sollte der Einsendung von Originalhandschriften, um sie hier copiren zu lassen, oder von Abschriften Schwierigkeiten unterliegen, so würde der Verein sich auch mit der bloßen Angabe von dem Vorhandensein quellenmäßiger Aufzeichnungen über industriegeschichtliche Dinge begnügen und die betreffenden Documente eventuell selbst an Ort und Stelle copiren lassen. Aus diesen Beiträgen würde in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Archiv der deutschböhmischen Industrie erwachsen, von dem in diesen Blättern immer wieder Mittheilungen gemacht werden würden, und später könnte zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Sammlung durch geeignete Kräfte geschritten werden.

Prag, am 1. Mai 1887.

Der Ausschuß.

An die geehrten Vereinsgenossen.

Der Ausschuß hat den Beschluß gefaßt, den in dieses Jahr fallenden fünfundzwanzigjährigen Bestand unseres Vereines durch die Einberufung einer außerordentlichen Vollversammlung zu feiern, auf deren Tagesordnung die Berichterstattung über die fünfundzwanzigjährige Vereinsthätigkeit und die Wahl von Ehrenmitgliedern gesetzt wurde.

Wenn der Ausschuß diese Festfeier des Vereines in so engen Grenzen zu begehen gedenkt, so sah er sich hiezu durch die Erwägung veranlaßt, daß die dermaligen politischen und nationalen Verhältnisse uns nur zur ernsten gewissenhaften nationalen Arbeit mahnen, aber keineswegs geeignet sind, eine freudige Stimmung zur Abhaltung eines prunkvollen Festes zu erzeugen.

Die Festversammlung findet am 11. Juni d. J. Abends um 7 Uhr im Spiegelsaale des Deutschen Hauses statt, und ergeht an unsere Mitglieder hiemit die Einladung zu zahlreichem Besuche.

Der Bibliothek wurden werthvolle Geschenke übermacht:

Vom Herrn Phil. Dr. G. Biermann, Schulrath, k. k. Gymnasial-Professor in Prag und von dem Herrn Phil. Dr. Karl Schenkl, kaiserl. königl. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 28. April 1887.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Feiler** E., Director der Dynamitfabrik in Zamky bei Rostok.
„ **Goldmann** Julius, Dr. Advocat in Warnsdorf.
„ **Rieger** Justin, Apotheker in Warnsdorf.

☞ **Jene Herren Mitglieder, denen das letzte Heft der Mittheilungen durch einen Zufall nicht zugestellt worden sein sollte, werden höflichst ersucht, dasselbe bei der Geschäftsleitung (Annaplatz 188—I) gütigst reclamiren zu wollen.** ☜

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag. — Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXV. Jahrgang. IV. 1886/87.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung Seiner kais. u. königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf. Uebersichtsband. 1. Abt. Naturgeschichtl. Theil. — Wien und Niederösterreich. 1. Abt. Wien.

Es wird unter unseren Lesern wohl Niemanden geben, der nicht von dem eminent patriotischen Unternehmen Kunde erhalten hätte, unser großes Gesammtvaterland, die österreichisch-ungarische Monarchie, in Wort und Bild darzustellen, ein Unternehmen, das auf Anregung und unter Mitwirkung Seiner k. u. k. Hoheit des Kronprinzen in das Leben trat; es werden sich aber auch unter unseren Lesern gewiß nur wenige finden, die, wenn auch nicht sämmtliche bis jetzt erschienenen 34 Lieferungen des Werkes, so doch einen Theil derselben aufmerksam durchblättert, sich in den von anerkannt tüchtigen Fachmännern geschriebenen Text vertieft und sich an den kunstvoll ausgeführten Randzeichnungen und an den dem Texte beigegebenen zahlreichen Illustrationen erfreut hätten. Wenn wir das großartig angelegte, auf 14 bis 15 Bände geplante Werk, in welchem jedes Land unseres herrlichen Vaterlandes und jeder der zahlreichen Volksstämme unserer Monarchie seine volle Berücksichtigung finden soll, bislang noch nicht zur Anzeige brachten, wie es doch gewiß viele unserer Leser und das mit vollem Rechte erwarteten, so geschah es blos darum, weil wir der Meinung waren und noch sind, daß es verfehlt wäre, jede Lieferung einzeln zu besprechen sondern daß wir den Abschluß eines oder mehrerer Bände abwarten müßten, um eine eingehende Anzeige über einen einigermaßen abgerundeten Theil des Werkes geben zu können. Nachdem jetzo die zwei oben bezeichneten Bände abgeschlossen vorliegen, wollen wir nicht länger säumen, unserer Pflicht nachzukommen.

Die „Einleitung" zum Uebersichtsband stammt aus der Feder Seiner k. u. k. Hoheit des Kronprinzen, sie beginnt mit der Bemerkung, daß unsere Monarchie noch immer eines ethnographischen Werkes entbehrt, welches, auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehend, mit Zuhilfenahme der so sehr vervollkommneten künstlerischen Reproductionsmittel, anregend und belehrend zugleich, ein umfassendes Gesammtbild unseres Vaterlandes und seiner Volksstämme bietet. Mit diesen Worten ist das Programm des Gesammtwerkes ausgesprochen, das, soweit wir bis jetzt sehen, treulich eingehalten wird. Im weiteren Verlaufe führt uns die Einleitung von Wien aus durch das liebliche Niederösterreich bis zu dem hochragenden Schneeberg mit seinen kahlen Halden und Krummholzgestrüppe, wir schauen die Kalkgebirge Oberösterreichs mit ihren zackigen Formen, wilde Thäler und Schluchten, blaue Seen, grünende Wiesen. Salzburg, die alte Bischofsstadt, erhebt sich, vor uns liegt die Felsenburg Tirol; in Vorarlberg, an den Gestaden des schönen Bodensees, halten wir an. Zunächst geht es, den Gebirgszügen folgend, längs der schneebedeckten Kette der Tauern durch die herrliche grüne Steiermark. Kärnten und Krain mit ihren Seen und Kalkgebirgen sie durchziehen wir und gelangen durch Görz hinab in den Karst, in die Steinhalden mit spärlichem Grün, ein Typus so ganz eigenthümlich und einzig in seiner Art. Vom weißen und kahlen Felsen aus erblickt der Wanderer das reiche schöne Triest, und nun geht es zwischen zahlreichen Inseln an den Küsten des großartig schönen Dalmatiens bis hinunter in die herrliche Bocche di Cattaro, wo als mächtiger Grenzpflock sich das ernst-majestätische Gebirgsmassiv der Schwarzen Berge erhebt. Nach Norden schwebt unser Blick. Mähren, das reiche Land, mit seinen lieblichen Hügelketten ist durchwandert, und Böhmen, das wohlhabende Plateau, umgrenzt von einem Kranze schöner Waldgebirge, liegt vor uns ausgebreitet. Doch genug der Wanderung. Wem die früheren literarischen Schöpfungen Seiner kais. Hoheit bekannt sind, der wird sich mit wonnigem Gefühle erinnern an die aus einem Herzen voller Begeisterung quellenden, poetisch durchhauchten Schilderungen der Naturschönheiten, wie sie sich dem sinnigen Beobachter im dichtbelaubten Walde, in den von zahllosen Wasservögeln belebten sumpfigen Niederungen oder auf einsamen Pfaden in den Wildnissen des Hochgebirges aufdrängten; dieselbe schwungvolle, begeisterte Sprache erkennt der aufmerksame Leser in der „Einleitung" wieder. Die Widmung, Seiner kais. u. königl. Majestät zugeeignet, sowie die Worte der Einleitung, welche auch die verschiedenen Volksstämme unseres Vaterlandes rasch an unseren Blicken vorüberführt, und die Aufgabe kurz bezeichnet, die sich das Werk gesetzt hat, sind mit schönen, den Text begleitenden Randzeichnungen geschmückt, die vom Prof. Rampler componirt sind. — Der Einleitung folgt auf dem Fuße die Oro- und Hydrographie von dem Generalmajor Karl von Sonklar, einem genauen Kenner unserer Alpen, der sich, wie männiglich bekannt, um die Durchforschung unserer alpinen Welt große Verdienste erworben hat. Wenn auch einzelne kleine Irrthümer, wie uns von Dr. Hecht, einem unserer hervorragendsten Alpenwanderer, mitgetheilt wurde, sich in die Höhenangaben eingeschlichen haben, so können sie doch der trefflichen Arbeit des leider seither mit Tod abgegangenen Verfassers nicht Abbruch thun. Dieser Theil des Buches hat außer einer Karte über die östlichen Alpen 13 Illustrationen von Lichtenfels, von welchen wir den Ortler, den Krimler Wasserfall, den großen Fischsee in der hohen Tatra und das Gesäuse hervorheben. Auch die geologische Uebersicht von Fr. v. Hauer hat einen Gelehrten zum Verf., der auf diesem Gebiete kein Neuling ist. Die übersichtliche und klare Darstellung ist von 10 Lichten-

fels'schen und 3 Holzschnitten von ungar. Künstlern geziert; wir machen auf das den Plöckenstein darstellende Bild aufmerksam. Interessant ist der Abschnitt über die klimatischen Verhältnisse von J. Hann, dem Illustrationen von Schindler und Schaeffer beigegeben sind. A. v. Kerner schildert die Pflanzenwelt Oesterreich-Ungarns und A. v. Mojsisovits die Hanna, jene zieren 11 diese 10 Abbildungen von Bar. v. Ransonnet, Schindler, Mařak, Bank, Pausinger u. s. f. Wie aus der 33. Lieferung ersichtlich ist, wird sich die 2. Abtheilung des Uebersichtsbandes mit der Ethnographie und der Geschichte der Monarchie beschäftigen.

Der zweite uns complet vorliegende Band beschäftigt sich ausschließlich mit Wien. Die einleitenden Worte von Seiner kais. Hoheit sind der Lage unserer Metropole gewidmet, der Schilderung des gottgesegneten Stückes Erde, auf „dem sich seit den Römertagen unsere herrliche Vaterstadt erhoben hat. Nahe der Donau in den grünenden Praterauen erglänzt die hohe Kuppel der Rotunde, ein Wahrzeichen des neuen Wiens, wie es der Stephansdom des alten ist. Stephansdom und Rotunde, Marksteine in unserer Geschichte, künden weithin leuchtend dem Wanderer die Lage Wiens, dieser Metropole an der blauen Donau zwischen Ost und West, wo Nationen aneinander grenzen und Natur und Völkerleben einen großen Stapelplatz der Cultur für Gegenwart und Zukunft geschaffen haben." Aus jedem Worte dieser „Einleitung" weht dem Leser die stolze Freude entgegen, die der hohe Verfasser über seine herrliche Vaterstadt empfindet, eine Freude, die lauten Nachklang in Millionen Herzen findet, denn nur nationale Bornirtheit könnte unseres Reiches Residenzstadt, die Kaiserstadt an der Donau, mit mißgünstigen Augen betrachten. Mit Fug und Recht ist diesem Juwel unserer Monarchie ein voller Band eingeräumt, noch immer ein viel zu karger Raum, wenn man des reichen Lebens gedenkt, das hier seit den Römerzeiten sich auf allen Gebieten entfaltete und bis auf die Gegenwart pulsirt.

Die Uebersicht über die Geschichte der Stadt ist von K. Weiß, und gerade für diesen Theil konnte eine erprobtere Kraft kaum gewonnen werden. Der Verf. führt uns zurück in die Vergangenheit bis zu dem Augenblick, wo auf keltischem Boden das geschichtliche Leben Wiens als römische Ansiedlung beginnt. Mit dem Untergange der Römerherrschaft verlor Vindobona seine Bestimmung als befestigter Grenzort und gleichzeitig senkt ein dichter Schleier sich über die Stadt, der sich erst nach Jahrhunderten wieder lüftet. Erst 1030 wird Wien in einer Chronik wieder genannt, um gleich darauf abermals für ein Jahrhundert vergessen zu sein. Als aber um die Mitte des 12. Jahrhunderts der Schleier für immer gehoben ward, da herrscht auch schon reges Leben innerhalb der Mauern der Stadt, die seit dem Fridericianischen Freiheitsbrief die Residenz eines mit stattlichen Hoheitsrechten bewidmeten Landesherrn ist. Wir wollen nicht die Entwicklung der Stadt schildern, nicht die Privilegien anführen, die der gewerbe- und handelsthätigen Bürgerschaft zuerkannt wurden, wir können aber nicht unerwähnt lassen, daß es für Wien, obschon es zu Ottokar II. von Böhmen, dessen Gunst es besaß, treu hielt, nur zum Heile ward, daß die Habsburger an seine Stelle traten, denn mit Böhmen vereinigt würde Prag der Schwerpunkt der Premysliden-Herrschaft geblieben und Wien in den Hintergrund getreten sein. Bis zum Ausgang des Mittelalters standen die Wiener, von vorübergehenden Trübungen abgesehen, unentwegt zu ihren Landesfürsten. Die Stadt selbst wuchs immer kräftiger empor, bis sich vom Ende des 15. Jahrhunderts an ein Sinken wahrnehmen läßt, dessen Ursachen in der Aenderung der Handelswege, in der Türkengefahr und in der Kirchenspaltung zu suchen sind. Die Anstrengungen zur Wiederherstellung der Ein-

heit des Glaubens verkümmerten das geistige Leben, die Universität gelangte vollständig in die Hände der Jesuiten, sie übten mit größter Strenge die Büchercensur, die Verbindung mit dem geistigen Leben Deutschlands wurde gelockert, die Fortschritte der deutschen Bildung ferne gehalten und mit dem überwiegenden Einfluß der Spanier und Italiener am kaiserlichen Hofe wurden fremdländische Sitten und Einrichtungen herrschend. Glänzend bewährte sich der Heldenmuth der Bürger während der türkischen Umlagerung von 1527 und 1683. Die Türkennoth ist beendet. Je mehr die Staatsmänner seit Leopold I. bestrebt waren die Bande der unter Habsburgs Scepter vereinigten Volksstämme zu festigen, die Hilfsquellen zur Hebung der Macht und des Wohlstandes des Reiches zu erschließen, die verschiedenen Völker durch die Verbreitung der deutschen Sprache und Bildung, durch gemeinsame Grundsätze in der Verwaltung, der Rechtspflege und der Heereseinrichtungen fester zu verbinden, desto mehr wurde Wien der Mittelpunkt der Fortschritte auf dem Gebiete der Industrie und des Handels, des Unterrichts, der Kunst und Wissenschaft. Und treu und fest stand die Bevölkerung der Metropole zur Dynastie, sie schaute in begeisterter Liebe zu ihrer Landesmutter Maria Theresia hinauf, brachte enthusiastische Hingebung Josef II., dem Wohlthäter der Menschheit, dem Schöpfer der großen Reformen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens entgegen, und sie war während der Franzosenkriege zu jedem Opfer bereit. Wenn auch der Aufschwung Wiens auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit nach den Freiheitskriegen wieder erlahmte, so erreichte er doch unter der Regierung Kaiser Franz Josef I., des Schöpfers des neuen Wiens, eine früher nicht geahnte Höhe. Wir schließen den geschichtlichen Ueberblick mit dem heißen Wunsche des Verf.: „Möge die schöne Stadt unter dem Schutze des Kaiserhauses, unter den Segnungen des fortschreitenden geistigen und wirthschaftlichen Lebens, des Gemeinsinnes und der Schaffenskraft des freien Bürgerthums zu ihrem Glücke und ihrem Wohle, zur Ehre und zum Stolze des Vaterlandes fortblühen bis in die fernsten Tage!“ —

Wir sind bemüßigt in unserer Anzeige uns kürzer zu fassen. Die Darstellung von „Wiens architektonischer Entwicklung“ übernahmen A. Hauser, K. Lind, G. Niemann und K. v. Lützow, von denen der erste die römischen, der zweite die mittelalterlichen, der folgende die Baudenkmäler des 16. bis 18. und der letzte die des 19. Jahrhunderts schildert. Von den römischen ist, von dürftigen Resten abgesehen, nichts auf uns gekommen, von den mittelalterlichen sind fast nur noch kirchliche Gebäude, in erster Linie der Stephansdom, vorhanden, allein sie genügen um auf die große Kunstblüthe schließen zu können, die seit dem Auftreten der Habsburger in Wien geherrscht hat. Früher als anderswo in deutschen Landen erblühte in Oesterreich die Kunst der Renaissance. Was aber die Architektur seit dem kaiserlichen Handschreiben vom 20. December 1857 leistete, das haben wir staunend miterlebt. Die Meister Joh. Georg Müller, Schmidt, Ferstel, van der Nüll, Siccardsburg, Hansen, Semper, Hasenauer u. s. w. werden in der dankbaren Erinnerung der Wiener und in der Geschichte der Architektur fortleben. — In seiner Schilderung des Volkslebens in Wien bewegt sich Fr. Schlögl auf seinem eigensten Gebiete; wir machen auf das von ihm entworfene Bild besonders aufmerksam. — „Die Musik in Wien“ hat den für diesen Abschnitt in erster Linie berufenen E. Hanslik zum Verf., er führt uns bis in das Mittelalter zurück und verweilt mit Recht längere Zeit bei den Heroen dieser Kunst, bei Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert. Das gewiß dankbare Thema: „Die deutsche Literatur in Wien und N.-Oesterreich“ ist von J. Minor sachgemäß und in abgerundeter Weise behandelt. Wir wollen nicht auf die

mittelalterliche Poesie zurückgreifen, die, wie männiglich bekannt, glänzende Vertreter in Oesterreich fand, wir wollen auch nur kurz an Maximilians I. Bedeutung für die Literatur erinnern, haben jedoch anzumerken, daß die Zeit der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges die österr. Literatur auf dem tiefsten Punkte sahen. Die Censur zerstörte jeden geistigen Verkehr mit dem protestantischen Deutschland, die Meistersingerschulen, die mit Luthers Lehre nach Oesterreich gekommen waren, theilten mit dieser das Los der Verfolgung, und nichts blieb zurück als das latein. Schuldrama, das von den Jesuiten mit unerhörtem Glanz und Pomp in Scene gesetzt wurde. Erst in neuerer und neuester Zeit trat Oesterreich wieder in die Arena ein und brachte hochbedeutsame Schöpfungen hervor; um dies zu erhärten, genügt es auf Grillparzer, A. Grün, Lenau und viele Andere hinzuweisen. „Das Wiener Schauspiel" ist von L. Speidel, die „Malerei und Plastik in Wien", und zwar die vom Mittelalter bis zur Neuzeit von Ilg, die im 19. Jahrhundert von Lützow geschildert. „Die Wiener Kunstindustrie" hat Falke zum Verf. und an dem „volkswirthschaftlichen Leben in Wien" haben Exner, Grimburg, Hecke und Sax gearbeitet; redigirt wurde dieser Theil von Neumann-Spallart.

Es fehlt uns an Raum, um die Bedeutung der angeführten Abschnitte auch nur kurz und bündig hervorheben zu können; für ihre Tüchtigkeit sprechen die Namen der Verf.; gelang es doch der Redaction des Werkes für jeden Theil des Buches die besten Kräfte zu finden und sie an den gehörigen Platz zu stellen. Ob aber die Arbeitstheilung nicht etwa doch in zu minutiöser Weise durchgeführt und ob damit der Einheit der Arbeit Eintrag geschehen ist, überlassen wir der Beurtheilung der Leser. — Es wäre noch zu bemerken, daß der Text auch dieses Bandes von Illustrationen begleitet ist; wir zählen deren, abgesehen von hübschen Initialen und schönen Randzeichnungen, über 120, die theilweise von künstlerischem Werthe sind. — Wir schließen diese Anzeige mit dem Vorsatze, in nicht zu langer Zeit unsere Leser wieder mit einem oder mehreren Bänden näher bekannt machen zu können, und mit der stillen Hoffnung, recht viele unserer Leser zu bestimmen, daß sie das groß angelegte Werk nicht achtlos bei Seite liegen lassen. B.

Hubert Ermisch: Urkundenbuch der Stadt Freiberg in Sachsen. II. Bd.: Bergbau, Bergrecht, Münze. Leipzig. Giesecke und Devrient. 1886.

Der im Auftrage der königlich sächsischen Staatsregierung herausgegebene „Codex diplomaticus Saxoniae regiae" ist bei seinem XIII. Bande (zweiter Haupttheil) angelangt. Der XII. Band brachte als I. Band des Urkundenbuches der Stadt Freiberg die für die eigentliche Stadtgeschichte in Betracht kommenden Urkunden und Diplomatarien der drei Klöster und des Collegiatstiftes von Freiberg. Der vorliegende zweite Theil des Urkundenbuches der alten sächsischen Bergstadt beschäftigt sich ausschließlich mit der Geschichte des Bergbaus und der Münze von Freiberg; der dritte Theil soll die noch fehlenden Materialen zur Geschichte der Stadtverfassung und des Stadtrechtes bringen. Diese Gliederung kann angesichts des massenhaften vorliegenden Stoffes nur volle Billigung finden. Im 2. Bande speciell liefert der bewährte Herausgeber Ermisch eine über das locale Interesse hinausreichende, grundlegende Arbeit über den Bergbau in Sachsen im Allgemeinen,

weswegen er die wichtigeren Urkunden des XIII. u. XIV. Jahrh. der sächs. Bergwerke überhaupt mittheilt und insbesondere im Anhange II die ältesten Bergordnungen von Schneeberg und Annaberg dem vollen Wortlaute nach veröffentlicht. Somit hat gerade die Selbständigkeit dieses zweiten Bandes seine Berechtigung, und es wäre vielleicht zweckmäßig gewesen, derselben auch durch ein selbständiges Wort- und Sachregister, in welches der Herausgeber ja auch „einzelne Erklärungen" verlegen will, Ausdruck zu verleihen. Auf eine tiefere Erörterung des Stofflichen will der Verfasser in der Einleitung nicht eingehen; er glaubt in seiner Bescheidenheit eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte des Bergbaues und Bergrechtes mit einer systematischen Bearbeitung des gesammten Rechtsstoffes völlig ausgereift nicht bringen zu können. Eine solche umfangreiche Arbeit hätte nach der Ansicht Ermischs das Erscheinen des vorliegenden Bandes auf Jahre hinaus verzögert. Uebrigens seien auch zur Lösung einer solchen Aufgabe sehr eingehende bergtechnische Kenntnisse nothwendig.

Indessen bringt uns die Einleitung so viel Lehrreiches, daß wir dem Verfasser auch für die enger begrenzte Besprechung nur dankbar sein können. Der Eintheilung des Urkundenbuches selbst entsprechend, erörtert er 1. die Urkunden über Bergbau und Münze, 2. das Freiberger Bergrecht, 3. das älteste Bergurtelbuch des Freiberger Rathes (1476—1485), 4. die Rechnungen der Freiberger Münzmeister, Zehntner usw. (1353—1485) und 5. die ältesten Schneeberger und Annaberger Bergordnungen. Selbstverständlich macht uns der Herausgeber in seiner bekannten gründlichen Weise über das Formale, Fundort u. dergl. der urkundlichen und handschriftlichen Vorlagen auf das Genaueste bekannt. Wir können nur Einzelnes hervorheben. Die Glanzperiode des Freiberger Bergbaues fällt in die Zeit von seiner Entstehung (1162—1170) bis zum Tode Heinrichs des Erlauchten. Die Urkunden fließen spärlich, weil das gesammte Verfahren in Bergsachen ein mündliches war und keinen Anlaß zu schriftlichen Ausfertigungen bot. Eine zweite Periode kann vom Ausgange des XIII. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen gerechnet werden. In diese fällt die Codification der Gewohnheitsrechte und die Ergänzung derselben durch Reception fremder Rechte. Die Grubenbauten mußten tiefer angelegt werden, und maschinelle Hilfsmittel zur Bewältigung der Grubenwässer kamen zur Anwendung. Auswärtige Meister wurden herangezogen und mit Vorrechten ausgestattet. So beriefen z. B. die Markgrafen (1379 März 20.) neben anderen Technikern den Joh. Zcecheslaw und Dominik Goltsmid von Prag zur Anlegung von Wasserkünsten. In dieser Periode gelangte auch die Anlegung von Stollen zum Durchbruch, und es bildete sich ein eigenes Stollenrecht aus, das in der Hauptsache aus Iglau übernommen wurde. Doch beginnt schon aus inneren Gründen der Verfall des Bergbaues, welchen die Hussitenkriege, „welche die gesammte Industrie des sächsischen Landes schwer geschädigt haben" beschleunigten. Dieser Verfall dauert bis tief in das XVI. Jahrh., „während durch das Aufkommen des Schneeberger Bergbaus seit etwa 1470 eine neue zweite Glanzperiode der sächsischen Bergwerksgeschichte eingeleitet wurde."

Das Freiberger Bergrecht ist wahrscheinlich niedersächsischen Ursprungs. Die Codification begann im Beginn des XIV. Jahrh., indem man versuchte, das Recht, welches während des XII. und XIII. Jahrh. in Freiberg sich ausgebildet hatte, festzustellen. Der Versuch (Bergrecht A) blieb Entwurf, ist aber von Wichtigkeit als Unterlage für die spätere Codification, sowie als historische Quelle für die älteste Verfassung des meißnischen Bergbaues überhaupt. Bekannt ist der Einfluß des Freiberger Bergrechts auf das Iglauer, welches in der Mitte des XIII. Jahrhunderts

codificirt, das Freiberger zur Grundlage hat. Nicht lange nach der Entstehung des Bergrechtes A erbat sich der Freiberger Rath zur Ergänzung der Lücken des bestehenden Gewohnheitsrechtes eine Rechtsweisung aus Iglau. Auf Grund der erhaltenen Iglauer Rechtsweisung und des alten einheimischen Gewohnheitsrechts (Bergrecht A) entstand nun um die Mitte des XIV. Jahrhunderts eine neue Codification (Bergrecht B) — die Grundlage des sächsisch-meißnischen Bergrechtes bis in die Neuzeit herein. Die beiden Freiberger und die Iglauer Rechtsaufzeichnungen bringt nun der Herausgeber in kritisch gesichteten Texten, deren Emendation trotz der vielen gedruckten und handschriftlichen Vorlagen sicherlich ein schweres Stück Arbeit gewesen. Ihnen schließt sich noch als vierter Abschnitt eine bisher unbekannte Freiberger Berggerichtsordnung aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an.

Der Abdruck des „ältesten Bergurtelbuches des Freiberger Rathes" (S. 301—371) ist nur zu begrüßen. Denn es werden durch dasselbe zahlreiche Belege für die praktische Anwendung der im Freiberger Bergrechte enthaltenen Grundsätze erbracht. Bis in die Neuzeit herein hatte der Rath zu Freiberg die Befugniß, in Bergrechtsfragen Rechtsbelehrungen zu ertheilen. Wie diese Befugniß in den ältesten Verfassungsverhältnissen der Stadt wurzelte, und unter welchen Formen dieselbe ausgeübt wurde, erläutert der Herausgeber auf das Klarste. Freiberg bildete sich als eine Art „Bergschöffenstuhl" für die ganze Provinz heraus. Zahlreich sind insbesondere die in Schneeberger Angelegenheiten erflossenen Rechtsbelehrungen.

Die im Anhange I. (S. 374—455) veröffentlichten Rechnungen der Freiberger Münzmeister, Zehntner u. s. w. (1353—1485) bilden eine werthvolle Quelle für die so schwierige Münz- und Finanzgeschichte des Mittelalters. Vom Jahre 1461 hat sie der Herausgeber der mühevollen tabellarischen Umarbeitung unterzogen. Anhang II. (S. 456—529) bringt, wie schon bemerkt, die ältesten Schneeberger und Annaberger Bergordnungen.

Haben wir im Vorstehenden nur ganz im Allgemeinen auf den reichen Inhalt des vorliegenden Urkundenwerkes hinweisen wollen, so möchten wir schließlich nur noch bemerken, daß jeder, der sich mit geschichtlichen Forschungen über Bergbauangelegenheiten befaßt, auf Ermischs treffliche Arbeit wird zurückkommen müssen. Besonders für unsere böhmische Bergwerksgeschichte, die ja seit Sternberg ganz ins Stocken gerathen ist, bietet die Publication die fruchtbarsten Anregungen und Ausgangspunkte. L. S.

Dr. **Franz Jostes: Die Teplcr Bibelübersetzung.** Eine zweite Kritik. Münster i. W. 1886.

Eine erste Kritik der Haupt'schen Hypothese, daß die Bibelübersetzung des Cod. Teplensis Waldensischen Ursprungs sei, hat eine zweite Schrift von Haupt hervorgerufen, die nun von Jostes neuerdings und man muß zugestehen, mit viel Glück angegriffen wird. Die Gründe, die Haupt vorgebracht hatte, erscheinen sehr erschüttert oder ganz widerlegt. Nachdem hier in diesen Blättern über die Haupt'sche Schrift zustimmend berichtet wurde, müssen wir das ausdrücklich hervorheben, um der Wahrheit die Ehre zu geben, und zugestehen, daß nach Lesung der zweiten Jostes'schen Schrift der waldensische Ursprung des Cod. Teplensis höchstens noch als möglich erscheint, keineswegs

wahrscheinlich und am allerwenigsten in irgend einem Punkte bewiesen. — Wenn wir einen Irrthum unsererseits — begangen durch vorschnelle wenn auch bedingte Zustimmung zu den Haupt'schen Argumenten — zugestehen, so sind wir nur in derselben Lage wie andere Fachblätter und bedeutendere Gelehrte. Von allen Bibelübersetzungen ist allgemein bekannt nur die des Ulfilas und die Luthers — zweier „Ketzer". Die katholische Kirche war stets gegen das Bibellesen von Seite der Laien, noch auf dem Tridenter Concil wurde es verboten: es reihte sich also die Hypothese vom waldensischen Ursprung der vorlutherischen deutschen Bibelübersetzung sehr leicht in unsere sonstige Vorstellungen von den ketzerischen Strebungen und den katholischen Vorschriften. Es muß aber eine andere Vorstellung in den Vordergrund treten. Bekannt ist, daß schon zur Zeit Karls des Großen das Evangelium des Mathäus übersetzt wurde, um einem Bedürfnisse beim Gottesdienst entgegen zu kommen nnd dieses Bedürfniß bestand doch das ganze Mittelalter hindurch fort. Der Geistliche muß doch der Vorschrift gemäß jeden Sonntag und Feiertag einen Abschnitt aus den Evangelien vorlesen und jeder mußte dazu, wenn er nicht} selbst übersetzen wollte oder konnte, trachten eine Uebersetzung wenigstens dieser Lectionen (Perikopen) zu bekommen. Wir haben bis auf weiteres im Cod. Teplensis eine solche Uebersetzung des neuen Testamentes mit Bezeichnung der Lectionen für den Gebrauch beim Gottesdienste zu erblicken. — Sicherheit herrscht allerdings noch immer nicht und das muß auch jetzt wieder betont werden. Der Streit um den Cod. Tepl. zeigt sehr klar, wie ganz mangelhaft unsere Kenntnisse von den Waldensern sind und daß wir von der Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen vor Luther noch immer so gut wie gar nichts wissen. Letzteres war allerdings ein längst gefühlter Mangel unserer Sprach- und Literaturgeschichte und es wurde auch gleich beim Erscheinen des ersten Heftes des Cod. Tepl. betont, daß diese Ausgabe endlich den entscheidenden Anstoß zum Angriff dieser Forschungen geben müsse. Das scheint denn nun in der That sich erfüllen zu sollen. Hr. Jostes verspricht eine Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen und bittet um Unterstützung bei seinem Unternehmen von Seite der Bibliotheksvorstände und Besitzer alter Uebersetzungen. Falls dies Buch erscheint, so bleibt noch immer eine Masse schwieriger und umfangreicher Arbeiten zu thun, bevor man an endgiltige Lösung der schwierigen Frage über Zeit, Ort und Zweck der Uebersetzung und speciell des einen Codex gehen kann. Ein anderer sehr nahe verwandter Codex derselben Uebersetzung findet sich — wie längst bekannt ist — in der Gymnasialbibliothek in Freiberg in Sachsen, darüber erhalten wir auch jetzt erst etwas reicheren Aufschluß durch:

Dr. M. Rachel: Ueber die Freiberger Bibelhandschrift nebst Beiträgen zur Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzung. Freiberg (Programm Nr. 495) 1886.

Rachel gibt zuerst eine Geschichte und Beschreibung der Hs., dann Vergleichungen mit anderen Uebersetzungen insbesondere der Tepler. Er kommt dabei zu folgenden Schlüssen: Weder der Freiberger noch der Tepler Cod. sind unmittelbare Vorlagen der ersten Drucke gewesen, die aber der Freiberger näher als der Tepler stehen; zwischen diesen beiden besteht ein sehr enger Zusammenhang. Der Freiberger Codex stammt wahrscheinlich aus einem Kloster und diente wohl seelsorgerischen Zwecken. — Auch die Arbeit Rachels ist nicht abschließend: er verspricht „eingehendere

Behandlung der sprachlichen Seite" der Hs., sowie „eine genauere Vergleichung derselben mit dem Cod. Teplensis und dem ältesten Bibeldrucke. T. R.

Altdeutsche Predigten, herausgegeben von Anton E. Schönbach. Erster Band. Texte. Graz, Verlagsbuchhandlung. Styria 1886. XVIII. 531. 9 Mark.

Das Buch, dem früh verstorbenen Professor Wilhelm Scherer gewidmet, bildet den ersten Theil eines großartig angelegten, auf drei Theile berechneten Werkes über die altdeutsche Predigtliteratur. Während der erste Band Texte altdeutscher Predigten liefert, soll der zweite die Untersuchungen bringen, welche die wissenschaftliche Bedeutung dieser Texte erfordert; es wird also vor allem der Lautstand der Ueberlieferung, der Stil, die Quellen und deren Verwerthung erörtert werden u. s. w. Der dritte Band endlich wird als Ergänzung zum ersten die kleineren und größeren Predigtsammlungen enthalten, welche, wenn auch von geringerer Bedeutung, doch das Material für das Studium altdeutscher Kanzelberedsamkeit bis zum 14. Jahrhundert vervollständigen.

Der vorliegende erste Band gibt die Predigtsammlung der Handschrift der königlichen Universitätsbibliothek zu Leipzig Nr. 760, deren genaue Beschreibung Schönbach S. IX f. liefert und von der er nur jene 38 von Leyser bereits abgedruckten Nummern (ausgenommen Nummer 105) fortließ. Sie gehört wohl nicht, wie Leyser gemeint hat, der Mitte, sondern dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts an. Unter dem Texte finden wir die sorgfältige und genaue Angabe der Lesarten und Varianten, wie sie uns andere Handschriften bieten. Mit Zuhilfenahme dieser Varianten die älteste Gestalt der Predigten herzustellen, erscheint wegen der zu großen Verschiedenheit der einzelnen Fassungen unmöglich. Jede einzelne Handschrift trägt eben ein gewisses individuelles Gepräge und auch das Alter der Codices ist nicht maßgebend. Der Herausgeber hat also in seinem Texte die Handschrift getreu wiedergegeben und nur insoweit geändert, als er die Abkürzungen auflöste und Unklarheiten beseitigte.

Ueberhaupt hat er alles gethan, um sein schönes Buch einem möglichst großen Publicum zugängig zu machen. So wird jeder Leser, der sich für die altdeutsche Predigtliteratur interessirt, ohne gerade sonst mit dem Altdeutschen vertraut zu sein, schon in der reichlichen Interpunction eine mächtige Förderin finden und dem Herausgeber danken, der alles gethan hat das Verständniß des Textes zu erleichtern. Die reichhaltigen Anmerkungen, welche Seite 391—455 umfassen, weisen die Citate der Bibel oder der Väter nach und gehen, so weit als nur möglich, den Quellen der Predigten nach. Sie geben den besten Beweis, welch tiefgehende und umfassende Kenntniß Schönbach von der kirchlichen Literatur besitzt. Nicht minderes Lob gebührt dem Wörterverzeichniß (S. 459—503). Auch hier will der Herausgeber, einem Wunsche der Verlagsbuchhandlung entsprechend, welche gerne auf ein Publicum aus theologischen Kreisen zählen möchte, — demjenigen die Lectüre erleichtern, der sich sonst mit dem Altdeutschen nicht beschäftigt hat. Aber dabei verliert er den Forscher nicht aus dem Auge. Auch dieser wird niemals vergeblich das Wörterverzeichniß zu Rathe ziehen, wenn es sich um seltene Redensarten und Fügungen, um selten be-

legte oder sonst nicht nachgewiesene Ausdrücke handelt, ja gerade bei den letzteren wird er die Zahl der Belegstellen möglichst vollständig beisammen finden.

Sehr dankenswerth ist das Sachverzeichniß, welches zugleich ein Register für die Anmerkungen ist und jedem höchst willkommen sein muß, der sich mit geistlicher Poesie und Prosa beschäftigt und erfahren will, ob bestimmte Ausdrücke und Bilder auch in der Predigtliteratur anzutreffen seien. Das Buch beschließen noch einige übersichtliche Verzeichnisse: so das der in den Predigten citirten Bibelstellen und der Citate aus den Vätern; es werden die Nummern der Predigten nach dem Inhalte geordnet (sermones de tempore, de sanctis) angeführt u. s. w. So hat der Herausgeber alles gethan, um sein Buch zu einem vortrefflichen zu gestalten und den Wunsch nach der baldigen Fortsetzung des so schön Begonnenen in uns wachzurufen. Möchte aber das würdig ausgestattete Buch auch im Kreise unserer deutschen Geistlichkeit recht viele Leser finden und ihr zeigen, welch fleißige Pflege die deutsche Predigt im Mittelalter gefunden hat.

A. Hruschka.

Dr. **August Fournier: Handel und Verkehr in Ungarn und Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur österr. Commercialpolitik. Aus dem Archive für österr. Geschichte. LXIX. Bd. 2. Hälfte. S. 317—481 (Akad. der Wissensch. in Wien) separat abgedruckt.

Herr Professor Fournier fand in den Archiven des kaiserl. königl. Ministeriums des Innern zwei Foliobände im Manuscript, die Handelssachen enthielten, von denen der stärkere die „Relation" einer den 19. Mai 1755 von Brünn aus angetretenen „Commercial-Reise" ist, die über Ungarn, Siebenbürgen, Oesterreichisch-Schlesien und Polen ging, Danzig, Wismar, Rostock, Lübeck, Hamburg, Lünneburg, Braunschweig und Leipzig berührte und nach dem Besuche einiger böhmischer Fabriken den 6. Jänner 1756 abschloß. — Der zweite Band nennt sich: „Reflexionen über die beschriebene Commercial-Reise durch Hungarn u. s. w. sammt angehängten verschiedenen unmaßgeblichen Vorschlägen." Wie sich aus den Reflexionen ergibt, waren es Graf Karl Otto von Haugwitz, Sohn des Staatsministers, und Ludw. Friedr. Procop, Inspector des Brünner Manufacturamtes, die im Auftrage des Wiener General Commerciendirectoriums die Reise unternommen hatten. Von den 4 Bänden der Relationen ist nur der erste vorhanden, der aber darum der wichtigste ist, weil er gründlichen Aufschluß über Handel und Verkehr in Ländern gibt, über deren commercielle Verhältnisse zu jener Zeit wir nur ganz obenhin unterrichtet sind. Der Herr Prof. bringt nun die Haugwitz-Procopsche Relation zum Abdruck und läßt im Anhang zwei zeitgenössische Berichte über den Stand der böhmischen Industrie im Jahre 1756 folgen und zwar erstlich die Relation Ludwigs von Loscati, die sich im Archive unseres Vereines im Mscr. vorfindet, sodann Mittheilungen aus den „Reflexionen" über einzelne böhmische Fabriken. Es fehlt uns an Raum, um näher auf die für den Handel und die Industrie unter Maria Theresia so hochwichtige „Relation" einzugehen.

Prof. Fournier begnügt sich keineswegs, wie vielleicht aus meinem bisherigen Referate geschlossen werden könnte, mit dem bloßen Abdruck des obenangeführten handschriftlichen Materials, er leitet es vielmehr mit einer gediegenen Abhandlung

ein, welche die „zehn Jahre österreichischer Handelspolitik (1746—1756)" zum Gegenstande hat. Er erörtert, wie Maria Theresia den entscheidenden Schritt aus dem feudalen Wesen heraus in die Bahn des modernen Staates mit genialer Regierungsgewalt und geordneter unabhängiger Wirthschaft gemacht hat, bei welchem sie unter Anderem von dem Grafen Friedrich Wilhelm von Haugwitz und von Bartenstein unterstützt wurde. Jener hat den Entwurf zur Zusammenfassung der getrennten Administration der Erbländer in ein „Directorium in publicis et cameralibus" ausgearbeitet, mit dem später das Commerzdirectorium vereinigt wurde. Damit begann der große und commercielle Aufschwung. Seit 1748 verfolgt die Regierung die Lösung des doppelten Problems, einmal in den gewerbsfähigen deutschen Erbländern die Industrie zu heben, zu entwickeln und zu schützen, um die verlorene wirthschaftliche Unabhängigkeit des Staates wieder zu erlangen, und zweitens den ungarischen Rohproducten neue Absatzwege zu eröffnen. In Bezug auf das erstere fand zunächst Böhmen die meiste Berücksichtigung. Es ist wahrhaft staunenswerth, wie rasch sich hier, in Mähren, Niederösterreich u. s. w. die Industrie hob. So wie die Regierung einerseits mit Verordnungen und mit dem Beispiel der Industrie unter die Arme griff, so sorgte sie auch andererseits, da ein inländischer Großhandel nicht bestand, für den Absatz der österreichischen Producte und Fabrikate. In Triest, seit 1719 Freihafen, wurde 1751 mit dem Bau des Molo San Carlo begonnen, eine Levante-Compagnie für den Export ungarischer Producte und erbländischer Fabrikate und 1755 eine Handlungsbörse gegründet. Der Straßenbau im Norden von Bielitz nach Brünn, nach Böhmen u. s. w. wurde in Angriff genommen. Die Beamten der Regierung begaben sich als förmliche Handlungsreisende auf die Suche nach Abnehmern der österreichischen Waaren, sie führten Muster derselben mit sich, studirten Geschmack und Bedarf, empfahlen ihre Artikel, brachten Aufträge mit heim oder doch schätzbare Kenntnisse, wie die beiden genannten Haugwitz und Procop.

Ich kann die Anzeige der verdienstvollen Arbeit des geehrten Verfassers nicht schließen, ohne hier des Vorschlags zu gedenken, den derselbe an die Vereinsleitung machte und der in dem im vorliegenden Hefte der Mittheilungen befindlichen „Aufruf" seinen Ausdruck findet. In demselben wird zur Beischaffung des Materials aufgefordert, das vielleicht später zu einer „Geschichte des Handels und der Industrie" zu verwerthen wäre. An dieser Aufgabe sich zu betheiligen, wären, wie ich wähne, meine Collegen, die Lehrer für Geschichte an den Mittelschulen, in erster Linie mitberufen. Hier erschlöße sich ihnen ein reiches und dankbares Feld für ihre Privatstudien. Sie sollten die Hand mit anlegen bei der Durchforschung der Archive in Industriestädten, der Fabriksbesitzer u. s. f.; die Archive der Statthalterei in Prag, der Ministerien des Innern und der Finanzen u. s. w. müssen gleichfalls eine Fülle ungehobener Schätze bergen. Die Veröffentlichung des aufgefundenen Materials und die Verarbeitung desselben, sei es in Programmaufsätzen, oder in unsern „Mittheilungen", sei es in selbständigen Publicationen, würden Bausteine von hohem Werthe für eine spätere Geschichte der Industrie in Böhmen abgeben, eine Geschichte, welche die eminente Bedeutung unseres deutschen Volkes in unserm Kronlande in das glänzendste Licht setzen müßte. —n.

Schriften des „Vereines für Geschichte und Alterthum Schlesiens".

Der diesjährige XXI. Band der Vereinszeitschrift bringt wieder eine Fülle guter Arbeiten, die mit der Abhandlung des auf historischem Gebiete vielfach erprobten Prof. und Directors Reimann „über das höhere Schulwesen Breslaus in den Jahren 1763—1786" beginnen; der Aufsatz hebt mit der 1765 eröffneten reformirten Realschule an und endigt mit der Reform des Elisabethgymnasiums. Stadtarchivar Markgraf schreibt über „die Entfestigung Breslaus und der geschenkweisen Ueberlassung des Festungsterrains an die Stadt, 1807—13". Dr. Krebs setzt seine Arbeit: „Schlesien in den Jahren 1626 und 1627" fort, er schildert Mansfelds Zug durch Schlesien und behält sich die Darlegung der von den Schlesiern ergriffenen Gegenmaßregeln und den Zug des Herzogs von Friedland durch die Provinz wahrscheinlich für den nächsten Band vor. Dr. Wahners Beiträge „zur Geschichte der Standesherrschaft Beuthen" gehören der Zeit der Gegenreformation an. Von Prof. Grünhagen bringt die Zeitschrift 1. einen öffentlich gehaltenen Vortrag: „Die alten schlesischen Landesfürsten und ihre Bedeutung" zum Abdruck und sie theilt 2. in dem Aufsatz: „Schlesisches aus London" Gesandtschaftsberichte aus dem Anfang des 30jähr. Krieges betreffend mit. Beiträge liefern W. Bernhard „zur Biographie des Liederdichters Johann Herrmann", H. Jaekel „zur Geschichte Hedwigs von Breslau und der Landgrafen Heinrich v. Altenburg und Friedrich ohne Land" und K. Weinhold: „zur Entwicklungsgeschichte der Ortsnamen im deutschen Schlesien". Archivar Dr. Pfotenhauer schließt die Reihe der Abhandlungen mit seiner Arbeit: „Der Adel des Fürstenthums Oels im 16. Jahrhundert". — Aus den „archivalischen Miscellen führe ich an: „ein unbekannter Breslauer Bischof" von Petrzynski, „ein Unterrichtsplan für schlesische Prinzen von 1601" von Pfotenhauer und „zur Authenticitätsfrage von Ottokars II. Proclamation an die polnischen Fürsten vom J. 1678" von Ulanowski, der gestützt auf eine in der Universitätsbibliothek von Krakau befindlichen Handschrift aus dem 15. Jahrhundert für die von Grünhagen (Schles. Reg. Nr. 1566 und Geschichte Schlesiens I. Anm. S. 36 Nr. 15) bezweifelte Echtheit eintritt.

Codex diplomaticus Silesiae II. Bd. Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter von Friedenburg.

Der vorliegende Band enthält alle eigentlichen Münzbriefe, die noch zu ermitteln gewesen sind, und solche Urkunden, die sonst ihrem ganzen Inhalte nach von Wichtigkeit für die Münzgeschichte sind. Die rechtzeitige Herstellung der zu diesem Bande gehörigen 17 Tafeln mit Abbildungen konnte nicht bewerkstelligt werden, sie sollen mit dem im nächsten Jahre herauszugebenden zweiten Bande publicirt werden, welcher der Darstellung des schlesischen Münzwesens gewidmet sein wird. Die Urkunden 1—31 betreffen Schlesien im Allgemeinen, die von 32–109 nehmen Bezug auf die einzelnen Fürstenthümer. Die vier letzten Urkunden beziehen sich auf die zu Oesterreich gehörigen Herzogthümer Teschen, Troppau und Jägerndorf; der Herausgeber hat sie der Magistratsregistratur in Teschen, dem Stadtarchive in Breslau und einem Copialbuche in der Museums-Bibliothek in Troppau entnommen; sie sind von Biermann in seiner Geschichte des Herzogthums Teschen (S. 161 und 241) und

in seiner Geschichte der Herzogthümer Troppau und Jägerndorf (S. 391 und 392) bereits benützt worden, nur scheint ihm die im Breslauer Stadtarchive befindliche Urkunde vom 5. Juli 1475 unbekannt geblieben zu sein. —n.

Oettingana. Neuer Beitrag zur Oettingischen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des Oettingischen Münzwesens von Dr. Wilh. Freiherrn Löffelholz von Kolberg. Als Manuscr. gedruckt; S. LX und 278.

Ich zeigte im letzten Hefte der „Mittheilungen" das „Fürstenbergsche Urkundenbuch" an und nun ist mir die Aufgabe geworden, die Leser dieser Zeilen mit dem oben angeführten werthvollen Buche bekannt zu machen, das seine Existenz Seiner Durchlaucht dem Herrn Fürsten Karl zu Oettingen-Wallerstein verdankt. Gleich den Fürsten zu Fürstenberg sind auch die von Oettingen ein uraltes schwäbisch.s Geschlecht, das auch in Böhmen reich begütert ist. Es verdient die vollste Anerkennung, daß die Häupter der beiden fürstlichen Häuser die unter ihrer Obhut befindlichen historischen Schätze wenigstens theilweise der Oeffentlichkeit übergeben, Schätze, die ja auch für die Landschaften, in deren Gebiet ihre Besitzungen waren und noch sind, von größtem Werthe sind; sie gehen in dieser Beziehung mit einem glänzenden Beispiele vor, das gewiß der Nacheiferung auch der hohen Adelsgeschlechter Böhmens würdig wäre, die in neuerer Zeit in dieser Richtung sich eben nicht gar zu eifrig zeigten.

Indem ich mich dem vorliegenden Buche wieder zuwende, habe ich zu erwähnen, daß eine Abtheilung der fürstlichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen ausschließlich der Oettingischen Hausgeschichte gewidmet ist, ihr gehört unter andern auch eine Sammlung Oettingischer Münzen und Medaillen an; der numismatische Katalog macht eben den Kern der vorliegenden Arbeit aus, welcher sich der fürstliche Domänial-Kanzleirath und Archivar Freiherr von Löffelholz-Kolberg unterzog. Die Vorrede macht uns mit der umfangreichen Literatur über das Fürstenhaus, über die Topographie, die naturhistorischen Verhältnisse der Oettingischen Lande u. s. f. bekannt; es ist eine Fülle gedruckter und handschriftlicher Schriften angeführt und den Namen ihrer Verfasser sind biographische Skizzen und Bemerkungen über die größere oder geringere Wichtigkeit ihrer Arbeiten angefügt, so daß die „Vorrede" einem etwaigen späteren Geschichtsschreiber des Oettingischen Hauses und seiner Lande als unentbehrlicher Wegweiser dienen wird. Zur Oettingischen „Münzgeschichte" übergehend habe ich anzumerken, daß die ersten Münzherren die Grafen Ludwig XI. und Friedrich III. waren, die vom König Wenzel 1391 das Recht erhielten in ihrer Stadt zu Oettingen eine Münze zu haben und daselbst Münze mit Korn und Aufzahl zu schlagen wie andere Fürsten und Getreue des Reiches, welche Münze haben. Friedrichs Sohn Ulrich, in zweiter Ehe mit Georg Podiebrads Muhme Barbara von Kunstat vermählt, beschränkte sich auf die Prägung von Pfennige, besonders auf die sogenannten „Schwarzpfennige", die in großer Menge vorhanden sind. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde das Münzprivilegium auch auf die Goldprägung ausgedehnt und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Oettingische Münzwesen abgeschlossen. — In der „Münzgeschichte" gibt der Verf. urkundlich sicher gestellte histo-

rische Notizen über die einzelnen Münzherrn; im „Münzkatalog" werden die Münzen, zuletzt die Conventionsthaler, die Conventionsgulden, die Zwölfer, Sechser und Kreuzer von 1759 beschrieben; im Medaillenkatalog werden die Denkmünzen des Hauses im Ganzen 31 Stück geschildert. Die „archivalischen Beilagen", neun an der Zahl, sind werthvolle Beiträge zur Geschichte des Münzwesens; schließlich findet das Oettingische Wappen eine eingehende Beschreibung und Erklärung. Der auf urkundlichem Material aufgebaute Stammbaum des fürstlichen Hauses zeigt uns den um 1007 lebenden Reisgaugrafen Sieghard als den Stammherrn des Geschlechtes, das sich im Laufe der Jahrhunderte in einzelne Linien spaltete. Das gelehrte Werk schließt mit etlichen Tafeln, auf denen Münzen, Siegeln und das Fürstenwappen abgebildet sind. B.

Josef Emler: Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidionesim. Liber septimus ab anno 1410 usque ad annum 1419. Pragae 1886.

Es ist sehr verdienstlich, daß der tschechische historische Verein die Herausgabe der Prager Confirmationsbücher fortsetzt. Die bewährte Hand Emlers hat sich der Redaction sowie schon des sechsten, so auch des vorliegenden siebenten Buches unterzogen. Dasselbe beginnt mit dem 24. Mai 1410 und reicht bis Ende Juni 1419. Die Lücke zwischen dem sechsten Buche, welches mit Ende April 1410 schließt und dem siebenten (Mai 1—24) erklärt sich durch das fehlende Blatt im Originalcodex. Dieser ist zwar nicht erhalten, sondern die Edition erfolgte auf Grund einer Abschrift aus dem Ende des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrhunderts; aber auch dem damaligen Copisten lag der Originalcodex schon mit dem erwähnten Defect vor. Daß die Mangelhaftigkeit der Abschrift besonders für die richtige Schreibung und Interpretation der Eigennamen große Schwierigkeiten bot, wollen wir dem Herausgeber gerne glauben. Dem Benützer des Buches wird eben in manchen Fällen die eigene entsprechende Emendation nicht erspart bleiben. Tingls Vorgang in der äußeren Einrichtung, Anordnung und Eintheilung wurde auch wie schon beim sechsten so auch beim siebenten Buche mit Recht beibehalten. — Noch eine Kleinigkeit: Wenzel Schulz lieferte die mühselige Arbeit des Index für das 6. und 7. Buch. Er verweist zur besseren Orientirung über die Ortsnamen in eingeklammerten Ziffern auf den Palackyschen Popis, was ja für viele Fälle (nicht für alle) ganz zweckmäßig ist. Im 6. Buche vermißten wir die Anmerkung zur Erklärung der eingeklammerten Ziffern. Dieselbe erfolgt nun im 7. Buche am Kopfe des Index. Die Lösung des Räthsels ist aber nur zur Hälfte erfolgt. Denn während Titel, das Vorwort Emlers, ja selbst das Inserat des tschechischen Geschichtsvereins auf der Rückseite des Schlußdeckblattes in der internationalen lateinischen Sprache erscheint, präsentirt sich jene Anmerkung zum Index im tschechischen Gewande. Die Klammern bleiben also immer noch allen noch so gelehrten Benützern, welche nicht tschechisch verstehen, Hieroglyphen. Ich muß annehmen, daß hier keine Absicht vorliegt; es wäre zu kindisch! L. S.

F. X. Reidl: Beitrag zur Geschichte von Dux. 1866. (Dux, Scheithauer.)

Die Anspruchslosigkeit, mit welcher das Büchlein auftritt, und die Verwahrung des Verfassers im Vorworte „gegen das Ansinnen, daß diese seine bescheidene Arbeit für eine nach historischen Begriffen geschriebene Geschichte gehalten werden solle" — entwaffnet in vorhinein jedwede strenge Kritik. Wir wollen auch eine solche nicht in Anwendung bringen und nur einiges aus dem Büchlein hervorheben, was der wirklichen wissenschaftlichen Erörterung empfohlen sei. Die vornehmliche Quelle der Mittheilungen unseres Verfassers für die ältere Zeit bildet das Gerichtsbuch von 1390, das sich erhalten hat. Die Eintragungen in demselben bieten mancherlei Interesse. Das Duxer Schöppengericht erfreute sich eines weiten Ansehens. Die Gerichtssprache ist die deutsche, die vorkommenden Personen- und Flurnamen sind zumeist deutsch. Schon zum Jahre 1390 wird eine deutsche Schule erwähnt. Die heute verschwundenen Ortschaften „Dünflewiz" und „Keilhau" werden häufig genannt. Die Teichwirthschaft in der Umgebung von Dux scheint frühzeitig eine sehr ausgebreitete gewesen zu sein; insgleichen werden häufig Wein- und Hopfengärten erwähnt. Im Jahre 1426 wurde die Stadt von den Husiten zerstört. Das Gerichtsbuch zeigt eine Lücke von 10 Jahren. Der Schutzherr Markgraf Friedrich von Meißen bestätigte am 25. (?) Juli 1438 im Felde vor Brüx die alten Gerechtsame. Ein schöner Brauch hat sich nach der Erzählung des Verfassers an diesen Tag geknüpft. Die Duxer hätten eine Stiftung gegründet, durch welche sich die Prahner Insassen, auf deren Weidegrund das Zelt des Markgrafen gestanden, als er das genannte Privilegium ertheilte, verpflichteten, alljährlich im Juli auf jener denkwürdigen Stelle drei Kreuze in den Rasen hauen, und zu dieser Stelle pilgerten alljährlich am 25. Juli die dankbaren Duxer in feierlicher Procession — ein Brauch, der sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt. Zu bemerken wäre nur, daß die Bestätigungsurkunde Friedrichs am Sonnabend nach St. Jakobstag datirt ist, welches Datum für 1438 nicht auf den 25. sondern den 26. Juli fällt.

Im Jahre 1459 fiel Dux an Böhmen zurück. Als Schutzherrn finden wir die Sulewitze bis zum Jahre 1529, in welchem die Lobkowitze die Schutzherrschaft erlangten. Seit 1642 befindet sich die Herrschaft Dux im Besitze der Waldsteine. Ueber den dreißigjährigen und siebenjährigen Krieg, über die Jahre 1813 und 1866 bringt das Büchelchen ganz interessante Nachrichten. Aus eigener Anschauung berichtet der Verfasser über den riesigen Aufschwung des Kohlenbergbaues in den Jahren 1870 und 1871. Er schreibt unter andern über die Einwanderung der fremden Arbeiter: „Zum Bau der Bahnen und zur Errichtung mehrerer großer Kohlenwerke wurde eine bedeutende Anzahl von Arbeitern in Dux benöthigt, welche durch Zeitungsannoncen und Agenten geworben, denn auch in großer Menge hier ankamen. Es etablirte sich für die Folge in Dux eine echt kalifornische Wirthschaft. Da die bestehenden Wohnhäuser den Andrang der Arbeiter nicht aufzunehmen im Stande waren, wurden in der Eile provisorische Holzbaraken errichtet und als auch diese unzureichend waren, wühlten sich die neuen Ankömmlinge Löcher in die Erde und führten hier, unbehelligt von Miethzins und Meldungsvorschriften, ein echtes Troglodytenleben. Noch andere zogen es vor, die stets brennenden und rauchenden Löschhalden als Schlafstätten zu benützen, und ist es um diese Zeit nicht selten vorgekommen, daß in einer einzigen Nacht mehrere dieser Schläfer durch den Kohlenrauch erstickt und durch das in der Halde fortglimmende Feuer verbrannt waren. Am Sonntage und an dem vorhergegangenen

Lohntage kamen diese Höhlen- und Barakenbewohner in die Stadt, um den reichlich verdienten Lohn sobald als möglich durchzubringen. Dann wimmelten alle Verkaufsläden und Wirthshäuser von Arbeitern, und in entlegenen Schenken wurde um hohen Einsatz gespielt, wobei manchmal die Messer blitzten und arge Raufhändel an der Tagesordnung waren. Die städtische Polizei hatte damals eine schwierige Aufgabe und mußte manchmal zu Streifzügen in das Barakenrevier die Assistenz einiger Mitglieder des bewaffneten Schützencorps nachsuchen. — Da bei einigen Duxer Kohlenwerken der compakte Kohlenkörper auf manchen Stellen kaum zwei bis drei Meter unter dem Deckgebirge gelagert war, so wurden die Erdabhubarbeiten an Unternehmer verpachtet, welche letztere aber eine Menschengattung nach Dux brachten, wie sie hier vordem nie gesehen worden war. Halbnackte verwahrloste Gestalten, die von Ungeziefer strotzend, vom übermäßigen Branntweingenuß aufgedunsen, im Sommer und im Winter barfuß gehend, ein gräßliches Bild menschlicher Verkommenheit boten. Das an Lohntagen empfangene Geld trugen die Abräumer, so wurden diese bedauernswerthen Menschen hier genannt, nur stets in der Hand, da sie in den ihren Körper bedeckenden Lumpen keine Taschen hatten, und trachteten das sauer verdiente Geld baldmöglichst gegen Branntwein und Pferdewürste umzusetzen. Nachdem in der Folge die seicht liegenden Kohlenflötze abgebaut worden waren, ist auch die Species der Abräumer wieder aus dem Weichbilde von Dux verschwunden."

In einem zweiten Theile bringt der Verfasser Auszüge aus dem schon genannten Gerichtsbuche (1390—1533) und im Anhange ein chronologisches Verzeichniß der Duxer Bürgermeister von 1390 bis heute. Von der tschechischen Schule in Dux, die doch in öffentlichen Blättern so oft zur Sprache gelangte, erfahren wir sonderbarer Weise nicht ein Wort. S.

Alfred Hilgard: Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer. Dem Historischen Verein der Pfalz zu Speyer gewidmet von Heinrich Hilgard-Villard. Straßburg 1885 Trübner.

Dieses prachtvoll ausgestattete Urkundenwerk verdankt sein Erscheinen „der Munificenz des durch seinen großartigen Unternehmungsgeist und durch seine nach den verschiedensten Richtungen hin bethätigte mehr als fürstliche Freigebigkeit diesseits wie jenseits des Oceans wohl bekannten Herrn Heinrich Hilgard-Villard", eines geborenen Speyrer, welcher die Kosten der Herausgabe großmüthig spendete. Das Werk bringt den urkundlichen Vorrath der Stadt Speyer und benachbarter Archive bis zum Jahre 1349, in welchem nach endgiltiger Beseitigung der patrizischen Vorrechte die Stadtverwaltung auf rein zünftiger Grundlage eingerichtet erscheint. Selbstverständlich werden nur die öffentlichen Urkunden vollständig gebracht; Privaturkunden fanden nur in besonderen Fällen Aufnahme. Auch das bereits Gedruckte wurde mit Recht herangezogen. Ueber seine urkundlichen und handschriftlichen Vorlagen, sowie über die angewandten Principien der Textkritik spricht sich der Herausgeber in der Vorrede eingehend aus. Bezüglich der letzteren weicht er von den jetzt allgemein üblichen Regeln im Wesentlichen nicht ab. Große Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit kann dem Herausgeber nachgerühmt, und es darf wohl die volle Verläßlichkeit des Gebotenen angenommen werden. Im Ganzen werden uns 536 Urkunden vorgeführt. Die

älteste um das Jahr 653 ist eine Confirmation Siegbert II. von Franken, gegeben der Speyrer Kirche, betreffend den herrschaftlichen Zehnt im Speyergau. Es folgt eine zweite aus dem VII. Jahrh., eine aus dem VIII. (Karl d. G.), 4 aus dem X. 5 aus dem XI., 10 aus dem XII. Jahrh. u. s. w. Ein Anhang bringt noch 8 größere Actenstücke. Ein sorgfältig bearbeitetes Register erleichtert die Benützung des umfangreichen Bandes. Der Freiheitsbrief Kaiser Friedrichs I. vom 27. Mai 1182 ist im Faximile beigegeben.

Ein reichhaltiges wohlgesichtetes urkundliches Materiale liegt den Localforschern von Speyer vor. Aber auch die Geschichte der benachbarten Städte, der ganzen Pfalz wird ihren entsprechenden Nutzen aus dem Werke ziehen können. Eine große Ausbeute wird selbstverständlich der Culturhistoriker gewinnen; ich möchte besonders auf das Zunftwesen, die alte Judengemeinde von Speyer (auch von Worms), auf die mannigfachen inneren städtischen Einrichtungen und dergleichen aufmerksam machen. Der Namenforscher darf nur den geordneten Index überblicken, um manche werthvolle Entdeckung zu machen. Ja selbst die allgemeine Kaisergeschichte findet ihre Bereicherung. So wird uns z. B. in Nr. 520 zum 2. April 1349 ein Confirmationsbrief Karls IV. mitgetheilt, welchen wir in den Huberschen Regesten nicht finden.

L. S.

Dr. **W. Ratzerowsky: Die meteorologischen Aufzeichnungen des Leitmeritzer Rathsverwandten Anton Gottfried Schmidt aus den Jahren 1500 bis 1761.** Prag 1887. (Dominikus.)

Aus der Chronik Schmidts († 1762) theilt der auf dem Gebiete der Leitmeritzer Historiographie rührige Verfasser eine weitere Folge meteorologischer Beobachtungen mit, welche nicht bloß ein locales Interesse zu erregen geeignet sind. Große Dürre und Kälte, Regen und Schnee, Gewitter und Sturm, Eisgänge, Hochwasser, Ueberschwemmungen, Kometen, Nordlichter, Erdbeben, Heuschrecken und Maikäfernoth u. s. w., Alles was an Naturereignissen sich bemerkenswerthes im genannten Zeitraume in Leitmeritz und Umgebung ergab, wird uns in chronologischer Ordnung vorgeführt. Aber auch über gute und schlechte Fechsungsjahre, namentlich in Bezug auf Wein, Obst und Getreide werden wir unterrichtet, und gestaltet sich die fortlaufende Angabe der Wein- und Getreidepreise recht lehrreich. Erdbeben wurden in Leitmeritz beobachtet am 26. März 1511, am 15. September 1590 und am 4. December 1690; am 28. Februar 1761 gegen 8 Uhr Abends „war ein Nordschein in Form einer sehr lichten spitzigen Säule zu sehen". Ein Sach- und Ortsregister erleichtern die Benützung der schätzenswerthen Publication, deren Verfasser wir noch recht oft mit den Ergebnissen seiner gründlichen localen Forschungen zu begegnen hoffen.

L. S.

Ferdinand Thomas: Tannwald und Umgebung. 1887. (Verl. J. Fritsche in Reichenberg und Tannwald.)

Das Büchelchen hat den Zweck, dem Fremden, der nach Tannwald kommt, alles Wissenswerthe über diesen Ort und dessen Umgebung mitzutheilen. Es will eine Art kleiner Bädecker sein und erfüllt nach dieser Richtung vollständig seinen

Zweck. Bemerkungen über Bevölkerungs-, Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse, historische Nachrichten finden sich in der knappsten Form vereinigt. Von Tannwald aus selbst werden wir angeregt zu Spaziergängen nach Swarow mit der großartigen Fabriksanlage Liebigs, nach Tiefenbach und Unterpolaun in welchen landschaftlich schön gelegenen Orten uns zugleich Gelegenheit geboten wird, die Glasindustrie im Großen und Kleinen zu studieren (Josef Riedel, Ferdinand Unger und Johann Umann). Von Tiefenbach zweigt ein prächtiger Weg nach Dessendorf, dem Ausgangspunkt der altkatholischen Bewegung des Isergebirges, ab. Wir werden ferner unter allerhand nützlichen Winken nach Morchenstern, Albrechtsdorf, Přichowitz bis zum idyllisch gelegenen Wurzelsdorf geleitet und auf die hervorragenderen Aussichtspunkte des Gebirges geführt. Wenn auch nur flüchtig, aber doch verständlich weist der Verfasser auf das Vordringen der tschechischen Nationalität in Reidity, Böhm.-Schumburg und Poleschnitz hin. Personalien über Tannwald und Reiseregeln schließen das Werkchen, dem ein praktisches Orientirungskärtchen beigeschlossen ist. Allen Einheimischen, sowie namentlich den in der Gegend verkehrenden Fremden sei dasselbe bestens empfohlen; die Nachrichten sind durchweg verläßlich. L. S.

Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen. Herausgegeben auf Kosten der Stadt Kronstadt von dem mit der Herausgabe betrautem Ausschusse. 1. Band. Kronstadt. Römer u. Kamner 1886. (776 Seiten.)

Dieses höchst verdienstvolle Werk, veranlaßt durch die Stadtvertretung von Kronstadt, soll alle Geschichtsdenkmäler zur Veröffentlichung bringen, welche auf die Geschichte der Stadt Bezug haben und die im städtischen Archiv sowie im Besitz von Einzelnen und Körperschaften sind. Die Professoren des k. evangelischen Gymnasiums nebst zwei Würdenträgern des Magistrats Schnell später Boyer und Mayer sind die mit der Herausgabe betrauten Männer. Der erste Band enthält „Rechnungen aus dem Archive der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation". Ein genaues Verzeichniß der Orts- und Personennamen sowie ein lateinisches und deutsches Glossar erleichtern den Gebrauch. Drei Tafeln geben die Wasserzeichen und Schriftproben. Die Rechnungen beginnen vom Jahre 1503 und gehen bis zum Jahre 1526 incl. Solche gründliche Vorarbeiten für eine künftige Geschichte der Stadt Kronstadt müssen vorangehen, wenn wie Dr. Eugen von Trauschenfels sagt, eine Monographie würdig der Stadt hergestellt werden soll. „Welch unschätzbare Daten von photographischer Treue in denselben enthalten sind" hat der genannte Gelehrte in seinem Vortrag über Kronstadt zur Zeit des Fürsten Stefan Báthori und Michael Apafi, sowie Bischof Dr. Teutsch in seinem Vortrage über Honterus und Kronstadt nachgewiesen. Das Bedürfniß nach umfassender und treuer Einzeldarstellung der Geschichte Kronstadts, sagt die Vorrede, hatte sich schon bei der Vertheidigung der städtischen Privatrechte wiederholt fühlbar gemacht. Es wurde in Folge der Schmähungen nationaler Gegner in der Stadtvertretung Kronstadts der Entschluß gefaßt, einen Preis für Abfassung der Geschichte Kronstadts auszuschreiben. Aber ein solches Preisausschreiben wäre erfolglos gewesen. Senator von Trauschenfels zeigte die richtige Bahn, die zwar langsam aber sicher zum Ziele führt; es wurden seit dem Jahre 1876 nicht unbedeu-

tende Summen in den städtischen Jahresvoranschlag zur Herausgabe der städtischen Geschichtsquellen eingestellt. Dem Fleiße und der geordneten Gesammtthätigkeit der Professoren des Gymnasiums und den oben genannten Männern verdankt der stattliche 1. Band sein Erscheinen. Auch hier eine schwere Kampfarbeit für die Erhaltung wenigstens des Andenkens an die ehrenvolle Vergangenheit. Wir können nur dem Wunsche der Herausgeber zustimmen: Es mögen gütige Mächte über den Fortgang dieser Arbeit wachen. —r.

Bohemica

aus periodischen Zeitschriften, Jahrg. 1886.

Archiv für österreichische Geschichte. Herausgegeben von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 67 und 68.

67. Band. J. Huemer: Rhythmus über die Schlacht auf dem Marchfelde (1278). S. 183. — 68. Band. F. Tadra: Cancellaria Johannis Noviforensis, episcopi Olomucensis 1364—1380. S. 1. — A. Lewicki: Ein Blick in die Politik K. Sigmunds gegen die Polen in Bezug auf die Husitenkriege (seit dem Käsmarker Frieden). S. 327.

Neues Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von Dr. Hubert Ermisch. 7. Bd. Dresden.

Gaedeke: Zu den Verhandlungen Wallensteins mit den Schweden und Sachsen 1633. S. 156. — Knothe: Die Kragensche Fehde S. 216. — Gaedeke: Aus den Papieren des kursächs. Generallieutenants Hans Georg v. Arnim 1631—34.

Archiv für slavische Philologie. Herausgegeben von V. Jagič. IX. Band. Berlin.

J. Knieschek: Die tschechischen Marienklagen. S. 36.

Historisch politische Blätter. Herausgegeben von E. Jörg und Fr. Binder. München.

97. Bd. Deutsche und Tschechen in der Vergangenheit und Gegenwart. S. 48, 199, 259. — Die beiden Slavenapostel als Bekehrer von Böhmen. Eine Entgegnung. S. 120. — 98. Band: Fürst Alfred Windisch-Grätz und Graf Leo Thun in den Prager Junitagen 1848.

Der deutsche Herold. Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie. Organ des Vereins Herold in Berlin. XVII. Jahrgang.

J. Teige: Beiträge zur Geschichte der Kinsky-Tettauischen Familie. S. 75.

Jahrbuch der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler" in Wien. XIII. Jahrgang des Jahrbuches. Wien.

Heinrich Gradl: Zur ältesten Geschichte der Schlick. S. 1. — J. Teige: Blätter aus der altböhmischen Genealogie. S. 99.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. VII. Jahrg. Wien und Leipzig.

Rob. Leidenfrost: Die Eheordnung des böhmischen Landtages von 1609 bis 1610. S. 157. — Th. Molnár: Die Execution zu Prag im Jahre 1621. I. S. 174. — Joh. Scheuffler: Der Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen. II. (Forts.) S. 188.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereines für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. 51. Jahrgang. Schwerin.

W. Rogge: Wallenstein und die Stadt Rostock. S. 283.

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 62. Bd. Görlitz.

Edelmann: Der Rückgang des Landes Budissin aus der Brandenburgischen an die böhmische Herrschaft anno 1319. S. 79. — Sauppe: Geschichte der Burg und des Cölestinerklosters Oybin. S. 88. — A. Moschkau: Die Burg Karlsfried bei Zittau. S. 111. — H. Knothe: Wie Seifhennersdorf zur Oberlausitz geschlagen wurde. S. 286. — Derselbe: Wie die Burg Karlsfried und die Zittauer Vogtei für die Krone Böhmen reclamirt werden sollte. S. 288.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und histor. Denkmale. XII. Bd. Wien.

A. Weber v. Ebenhof: Holzkirche zu Huttendorf (bei Starkenbach) S. 1. — E. Wernicke: Urkundliche Beiträge zur Prager Künstlergeschichte. S. VIII. — Zur Kunde mittelalterlicher Städtesiegel (aus Böhmen). S. X. — E. Wernicke: Beiträge zur österreichischen Künstlergeschichte aus Geschichtsquellen schlesischer Provincialstädte. S. LII.

Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. Redigirt von A. Paudler und J. Münzberger. IX. Jahrg. Leipa.

Heinr. R. v. Kopetz: Gut Sukohrad und seine Besitzer 1696—1802. S. 1. — A. Paudler: Aus dem Zeitalter Wallensteins. S. 9, 110. — Derselbe: Die Botzenmauer bei Schönau. S. 37. — Derselbe: Wälsche Baukünstler in Nordböhmen. S. 140. — Derselbe: Aus dem Gedächtnisse. S. 185. — Derselbe: Das rothe Haus in Leipa. S. 215. — Derselbe: Aus dem Hohenelber Klostergedenkbuche. S. 219. — Derselbe: Das Auscha-Wernstädter Urkundenbuch. S. 257.

— H. Knothe: Die ritterliche Familie Knobloch auf Warnsdorf. S. 16. — R. Müller: Ein Fund und eine Mahnung. S. 19. — J. Neumann: Der Kattundruck in Wernstadt. S. 21. — R. Lahmer: Industrielle Briefe aus Nordböhmen. S. 44, 143. — W. Hieke: Meistersdorf. S. 48. — Derselbe: Die Besitzer von Markersdorf. S. 207. — W. Künstner: Sagen vom Podhornberge. S. 49. — W. Katzerowsky: Leitmeritz in dem Kriegsjahre 1756. S. 97. — A. Sedláček: Verschollene Namen. S. 105. — F. und A. Kunze: Deutsche Volkssagen. S. 124. — A. Paudler und F. Dreßler: Abenteuerliche Briefe. S. 134. — W. Bayer: Anton Richter aus Leipa. S. 148. — A. W. Stellzig: Die Stadt Kreibitz im siebenjährigen Kriege. S. 177. — Ortsrepertorium des Daubaer Gerichtsbezirkes. S. 193. — A. Wiskotschil: Sagen aus dem Elbethale. S. 199. — J. Teige: Loses zur Geschichte der Stadt Leipa. S. 212. — Sagen aus dem Niederlande. S. 267. — J. Beck: Heimische Städtewappen. S. 272. — W. Stellzig: Von Leipa über Kamnitz und Kreibitz nach Zittau. S. 290. — Fr. Bernau: Die Hut- und Wachtberge. S. 297.

Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. Redigirt von E. Mühlbacher. VII. Band. Innsbruck.

Lindner: Ueber die bei der Absetzung des Königs Wenzel verlesenen Artikel. S. 240. — Mayer: Zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. I. Zwei Berichte über die Schlacht bei Kolin. II. Zum Rückzug der Preußen aus Böhmen III. Die Eroberung der Stadt Zittau. S. 378. — Bussson: Versprechungen des Markgrafen Otto III. von Brandenburg an Ottokar von Böhmen betreffs der römischen Königswahl 1262. — S. 636.

Mittheilungen des k. k. Kriegs-Archivs. Jahrg. 1886. Wien.

Zwischen Donau und Elbe. Skizze der Kriegsbegebenheiten in Ostböhmen im 18. Jahrhunderte. S. 1. — Duncker: Beiträge zur Geschichte des ersten schlesischen Krieges 1741. S. 113.

Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. I. Band. 3. Heft. Jahrgang 1886.

H. Lösch: Ein Kunstreiter producirt sich vor Kaiser Rudolf II. im J. 1588 zu Prag.

Altpreußische Monatsschrift neue Folge. Herausg. von H. Reicke und E. Wichert. XXIII. Bd. Königsberg.

V. v. Keltsch: Der baierische Geograph. S. 505.

Ungarische Revue. Herausgegeben von P. Hunfalvy u. G. Heinrich. 6. Jahrgang. Budapest.

S. Borovßky: Die Urgeschichte der Langobarden. S. 184.

Das Riesengebirge in Wort und Bild. Herausgegeben vom österr. Riesengebirgs-Vereine. Heft 19—22.

F. Knothe: Die schlesische Mundart in Nordböhmen. (Forts.) S. 1, 34, 59, 91. — A. Halwinger: Ueber den lateinischen Namen des Riesengebirges. S. 13. — R. Möchel: Nachrichten über die Volksschule in Ober-Rochlitz. S. 21.

Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. 40. Band. Stadtamhof.

W. Neumann: Der Regensburger Dombaumeister Wenzla und sein Geschlecht. S. 243.

Vierteljahresschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz. VI. Jahrg. Heft 1—3. Habelschwerdt.

Volkmar: Georg von Podiebrad und die Ereignisse seiner Zeit im Glatzer Lande. S. 177.

Archivalische Zeitschrift. Herausgegeben von F. von Löher. XI. Band. München.

J. Teige: Eine alte Nachricht über das Archiv von Karlstein. S. 315.

Zeitschrift für Kirchengeschichte. Herausgegeben von Th. Brieger. VIII. Band. Gotha.

J. Gottschick: Hus', Luthers und Zwinglis Lehre von der Kirche mit Rücksicht auf das zwischen denselben bestehende Verhältniß der Verwandtschaft oder Abhängigkeit. S. 345, 543.

Zeitschrift für katholische Theologie. Redigirt von J. Wieser und H. Grisar. X. Band. Innsbruck.

J. Swoboda: Die Kirchenschließung zu Klostergrab und Braunau und die Anfänge des 30jährigen Krieges. S. 385. — H. Grisar: Vaticanische Berichte über die Protestantisirung und die katholische Restauration in Böhmen zur Zeit Ferdinands II. S. 722.

Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Herausgegeben von C. Grünhagen. Breslau.

19. Band. W. Milkowitsch: Ueber die Zeit des gütlichen Uebereinkommens zwischen K. Johann von Böhmen und Herzog Johann von Steinau. S. 307.

20. Band. Th. Löschke: Die Politik K. Ottokars II. gegenüber Schlesien und Polen, namentlich in den letzten Jahren seiner Regierung. S. 97. — J. Krebs: Die ersten Winterquartiere der Waldsteiner in Schlesien. S. 297.

(In tschechischer Sprache:)

Athenaeum. Blätter für wissenschaftliche Literatur und Kritik. Haupt-Redacteur: J. G. Masaryk. III. Jahrg. Prag.

J. Gebauer: Nothwendigkeit weiterer Untersuchungen der Königinhofer und Grünberger Handschrift. — (Von Verschiedenen:) Materialien zu einer wissenschaftlichen Beurtheilung dieser Handschriften.

Časopis musea království českého. (Zeitschrift des kön. böhm. Museums.) Redacteur: J. Emler. 60. Jahrg. Prag.

K. Jireček: Der serbische Zar Urosch, König Vukaschin und die Ragusaner. S. 3, 241. — J. Truhlář: Sigismund Gelenius, sein Leben und seine wissenschaftliche Thätigkeit. S. 27, 210. — F. J. Zoubek: Komenskys theologische Polemiken. V. VI. S. 48, 396, 449. — A. Truhlář: Tschechische literarische Arbeiten des Mathebaeus Bohdaneckỳ. S. 70. — F. Tadra: Johannes Noviforensis, Kanzler Kais. Karls IV. S. 85, 276. — W. W. Zelený: Thomas Peschina von Czechorod. S. 102, 331, 554. — J. Goll: Die Brüdergemeinde im 15. Jahrhundert. S. 121, 297, 468. — Ad. Patera: Im Museum befindliche Bruchstücke eines altböhmischen Psalters etwa aus dem Anfang des 14. Jhdts. S. 129. — S. Winter: Stadt und Kreis Rakonitz während des 30jährigen Krieges. S. 225. — W. W. Tomek: Zur Erklärung des Gedichtes von Oldřich in der Königinhofer Handschrift. S. 357. — J. Goll: Einige Worte als Antwort (auf vorstehende Abhandlung). S. 603. — A. Rezek: Eine Jesuiten-Komödie zur Verherrlichung des Kaisers Mathias vom J. 1617. S. 388. — J. Emler: Noch einige Briefe Josef Jungmanns an Anton Marek. S. 433. — M. Hattala: „Pavlak" in Dalimils Chronik. S. 444. — A. Patera: „Vom Leiden Christi." Altböhmisches Reimwerk aus dem 14. Jahrhundert. S. 582.

Památky archaeologické a místopisné. (Archäologische und topographische Denkmäler.) Redacteur: Johann B. Miltner. XIII. Theil, 4.—8. Heft. Prag.

K. Čermák: Kreuze aus Gräbern in der Kirche zu Bratschitz. S. 145. — K. Chytil: Entwickelung der Miniaturmalerei unter den Königen aus dem Hause Luxemburg (Forts.). S. 151, 207, 311, 361. — J. B. Miltner: Bartholom. Prokops Denkwürdigkeiten von Wolin (Forts.). S. 163, 255, 315. — Derſ.: Wie viel wog eine altböhmische Mark. S. 169. — T. Bilek: Zustand der Pfarreien 1650—2 im Chrudimer, Königgrätzer, Bunzlauer, Schlaner und Saazer Kreise ꝛc. S. 177, 263, 325, 367. — M. Lüffner: Bydžower Flügelaltar. S. 181. — Derſ.: Mrtnik und Komarow. S. 279. — Böhmische Denare unter ausländischen Funden. S. 185. — Aug. Rosina, der Verfasser der Denkwürdigkeiten von Schlan. S. 190. — Fleischerordnung von Chrudim. S. 191. — Desgl. von Neuhaus. S. 287. — J. Smolík:

Die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Volksbanken in Böhmen. Ein Beitrag zur Vereinsstatistik Böhmens von J. U. Dr. Vinz. John. Gr. 8. 6½ Bogen.
Preis für Mitglieder 15 kr. Ladenpreis 25 kr.

Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen, Mähren, Schlesien und den angrenzenden Gebieten. Von Bernh. Grueber. Gr. 8. 3½ Bogen. Ladenpreis 30 kr.

Beiträge zur Geschichte von Arnau. Von Dr. Karl Leeder. 1. u. 2. Abtheilung. Prag 1872—1873. Gr. 8. 6 Bogen.
Ladenpreis 60 kr.

Aus der Vergangenheit Joachimsthals. Von Dr. Gust. C. Laube. Prag, 1873. Gr. 8. 2½ Bogen. Ladenpreis 50 kr.

Die Holzweberei in Alt-Ebrenberg bei Rumburg in Böhmen. Von Dr. jur. Friedrich Kleinwächter. Prag, 1873. Gr. 8. 1¼ Bog.
Ladenpreis 30 kr.

Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrh. bis zur Gegenwart. Von Dr. Rich. Andree. (Mit einer Karte.) Prag, 1873. Gr. 8. 1½ Bogen. Ladenpreis 50 kr.

Meine Bildungsgeschichte von Anton Jäger. Herausgegeben von Dr. Ludw. Schlesinger. Prag, 1874. Gr. 8. 5¼ Bog. 2. Aufl.
Ladenpreis 50 kr.

Die Choden zu Taus. Ein Beitrag zur Geschichte der Unterthänigkeits-Verhältnisse im Böhmerwalde. Von Dr. Matth. Pangerl. (Mit einer Karte des Chodenbodens.) Prag, 1875. Gr. 8. 4½ Bogen.
Ladenpreis 50 kr.

Ein böhmischer Teich- und Landwirth im 16. Jahrhundert. Biographische Skizze von Theodor Wagner. Prag, 1876. Gr. 8. 1⅞ Bg.
Ladenpreis 50 kr.

Die ehemalige Judith-Brücke zu Prag, das erste große Ingenieur-Werk in Böhmen. Von Franz Rziha. Prag, 1878. Gr. 8. 2⅜ Bg.
Ladenpreis 40 kr.

Die Wallenstein-Literatur 1626—1878. Bibliographische Studie von Georg Schmid. Prag, 1878. Gr. 8. 5⅛ Bog.
Preis für Mitglieder 50 kr. Ladenpreis 1 fl.

Wallenstein und Arnim im Frühjahre 1632. Von Dr. Hallwich. Prag, 1879. Gr. 8. 2¾ Bg. Ladenpreis 40 kr.

Ueber Wallenstein's Verrath. Ein Vortrag, gehalten zu Eger in der VIII. Wanderversammlung des Vereins. Von Dr. Hallwich. Prag. 1879. Gr. 8. 1 Bog. Ladenpreis 40 kr.

Anton Fürnstein und seine Gedichte. Herausgegeben von L. Schlesinger. Prag, 1880. Kl. 8. 5⅜ Bog. Ladenpreis 80 kr.

Prag 1887.
K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.
Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.